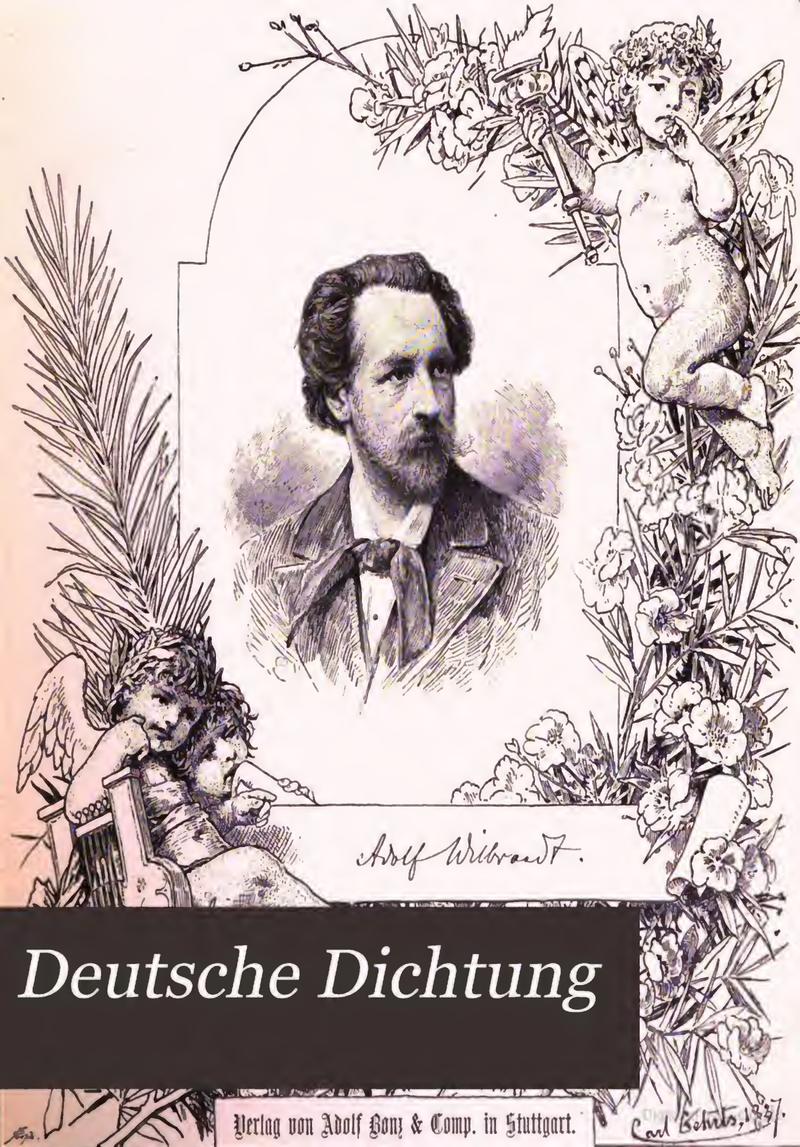
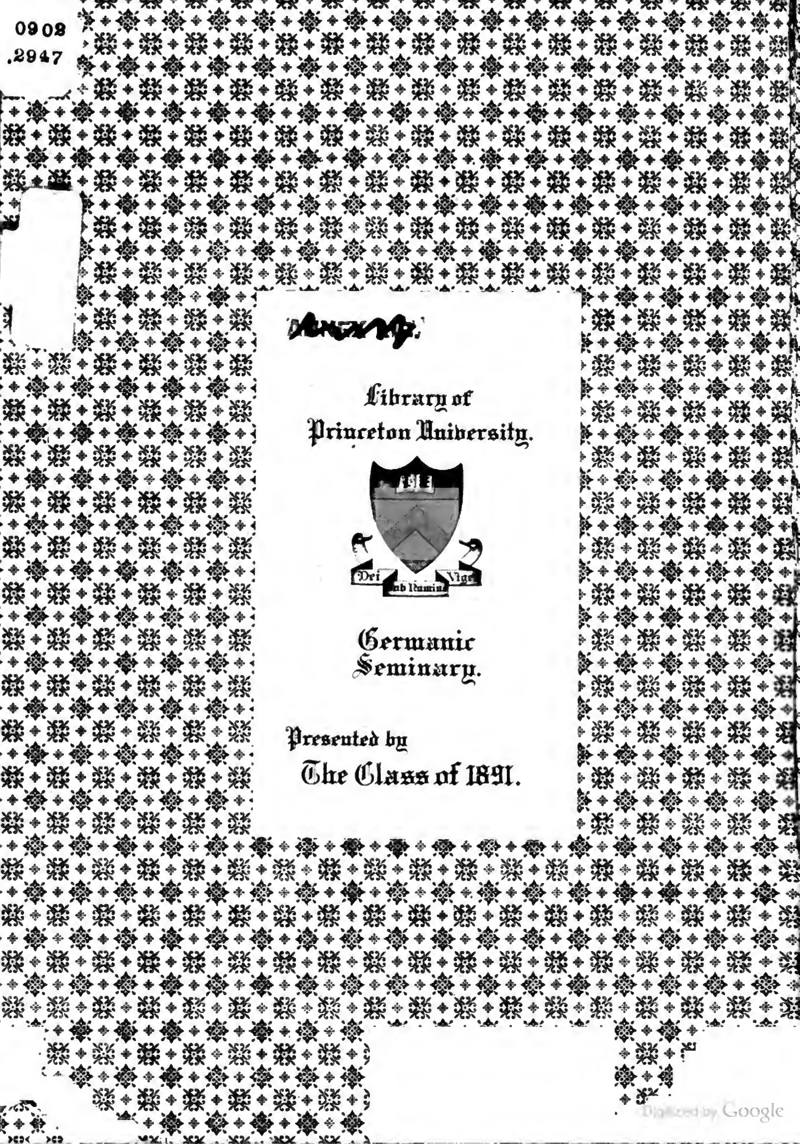
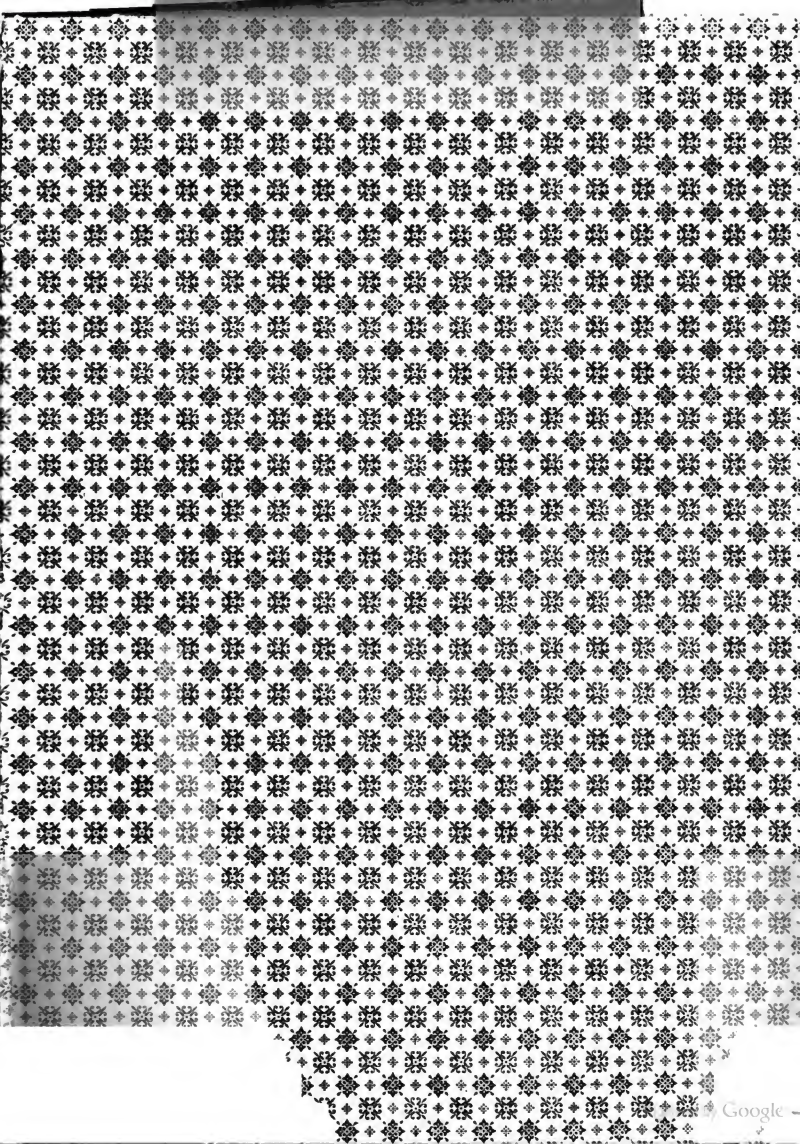

Adolf Wilbrandt.
Deutsche Dichtung
Verlag von Adolf Bonz & Comp. in Stuttgart.
Carl Behrens, 1887.



0908
.2947
Library of
Princeton University.
Dei sub numine viget
Germanic
Seminary.
Presented by
The Class of 1891.
Digitized by Google



Deutsche Dichtung.





Deutsche Dichtung.

Herausgegeben

von

Karl Emil Franzos.

Zweiter Band.

April bis September 1887.



Stuttgart.

Verlag von Adolf Bonz & Comp.

1887.

Druck von A. Bonz' Erben in Stuttgart.

Mitarbeiter-Verzeichnis des II. Bandes.

Inhalt des II. Bandes.

Novellen und Erzählungen.

Lyrik.

Aphorismen.

Epische Dichtungen.

Dramatische Dichtungen.

Selbstbiographieen und Selbstkritiken.

Essays.

Kleine Aufsätze und Recensionen.

Autographen.

Kompositionen.

Porträts.



Deutsche Dichtung.

II. Band. 1. Heft. Herausgeber: Karl Emil Franzos. 1. April 1887.



Verlag von Adolf Bonz & Comp. in Stuttgart.



Gedichte

von

Conrad Ferdinand Meyer.

Der schwarze Prinz.

Schwarzer Prinz und König Hans
Maßen sich in raschem Waffentanz,
Bis der Prinz den König überwand
Mit der erzgeschienten Hand.

Ins Gezelt nahm er den Raub,
Wusch den König rein von Blut und Staub,
Bog das Knie und bot den Labetrank
Ihm, der tief in Gram versank.

Frankreichs armer König träumt
Also schwer, daß er den Wein versäumt.
Ihn ermahnt der Prinz, wie er's vermag:
„Herr, es ist des Schicksals Tag!

Manchen hattet Ihr gestreckt,
Da Ihr blutend sank't, mich hat's erschreckt!
Doch man lebt und, blieb nur Ehre heil,
Duldet man sein menschlich Teil!

Morgen als des Friedens Pfand
Geht Ihr — grüßet mir's — nach Engelland;
Zeit ist mächtig! Jede Fessel fällt!
Nur die Erde schließt und hält."

König Hans, aus seinem Traum
Blickt er auf und sieht des Zeltes Raum
Und in geisterbleichem Angesicht
Zweier schwarzer Augen Licht.

Er beschaut das edle Haupt,
Das ein unsichtbarer Kranz umlaubt,
Ärgert sich und murmelt: „Worte sind's.
Deine Augen spotten, Prinz!

Heuchle! Streichle meinen Schmerz!
Leis im Panzer jubelt dir das Herz.
Horch! Es triumphiert!" Der Sieger spricht:
„König, nein. Es jubelt nicht.

Ich bin eine kurze Kraft,
Heut geharnischt, morgen weggerafft!
Frühe Stunde lost' ich wie Achill,
Meinem Lose halt' ich still."

In einer Sturmnacht.

Es fährt der Wind gewaltig durch die Nacht,
In seine grellen Pfeifen bläst der Föhn,
Prophetisch kämpft am Himmel eine Schlacht
Und überschreit ein wimmernd Sterbgestöhn.

Was jetzt dämonenhaft in Lüften zieht,
Eh' das Jahrhundert schließt, erfüllt's die Zeit —
In Sturmespausen klingt das Friedelied
Aus einer fernen, fernen Seligkeit.

Die Ampel, die in leichten Ketten hangt,
Hellt meiner Kammer weite Dämmerung,
Und wann die Decke bebt, die Diele bangt,
Bewegt sie sich gemach in sachtem Schwung.

Mir redet diese Flamme wunderbar
Von einer längst erloschnen Ampel Licht,
Die einst geglommen für ein nächtlich Paar,
Ein greises und ein göttlich Angesicht.

Es sprach der Friedestifter, den du weißt,
In einer solchen wilden Nacht wie heut:
Hörst, Nikodeme, du den Schöpfer Geist,
Der mächtig weht und seine Welt erneut?





Die Pariser Februar-Revolution.

Von Heinrich Heine.

(Ungedruckter Nachlaß.)

Einleitung. Herr Dr. Gustav Karpeles in Berlin, der Herausgeber der neuen kritischen Gesamtausgabe von Heinrich Heines Werken, dem die „Deutsche Dichtung" den vorliegenden, so interessanten Beitrag verdankt, schreibt uns über den Inhalt und die Provenienz seines Fundes:

„Zwei kleine, aber charakteristische Ereignisse bezeichneten zu Anfang des Jahres 1848 für Heinrich Heine eine große und eingreifende Lebenswendung. Als Heine mitten unter den Stürmen der Pariser Revolution sich in den Louvre zu unserer lieben Frau von Milo flüchtete, fiel er vor der Statue der Göttin überwältigt nieder. Er hatte sich aus dem Lärm des Tages noch einmal — zum letztenmale — in den unvergänglichen Frühling der Poesie geflüchtet und mußte nun von diesem Frühling Abschied nehmen. Das war das eine Ereignis. Das zweite fällt etwa in dieselbe Zeit. Heine lebte damals in einer Heilanstalt nahe von Paris — an der Barrière de la Santé — und war eines Tages nach seiner Stadtwohnung gefahren, um dort mit seiner Frau und seinem Arzt zu dinieren. Das war an jenem denkwürdigen 23. Februar, an dem die ersten Gewitterstürme der Revolution ausbrachen. Als er in das Krankenhaus zurückkehren wollte, wurde der Wagen, den man für die Fahrt geholt hatte, von einigen Arbeitern umgeworfen und zum Barrikadenbau benutzt. „Welch ein Unglück!" sagte Heine, der Mühe hatte, wieder nach der Anstalt zu gelangen, „solche Revolutionen in meinem Zustande zu erleben! Ich hätte müssen tot oder gesund sein."

Man kann wohl sagen, daß die beiden eben erzählten Begebnisse auch für die Stellung charakteristisch sind, die Heine zur Revolution von 1848 eingenommen. Dennoch bleibt für den objektiven Beurteiler in dieser Stellung etwas Unverständliches. Es fehlt der Ausdruck der Genugthuung, ja der Freude und der Hoffnung, den man in schmerzfreien Augenblicken von Heine darüber erwartet hatte, daß die Ideale und Träume seiner Jugend nun doch noch in Erfüllung gehen würden, daß auch durch das Vaterland, welches er mehr liebte, als seine deutschen Feinde, die ihn des Verrats beschuldigten, ein Hauch der Freiheit wehe. Den Ausdruck dieser Empfindungen vermißt man bei Heine in jener Lebensperiode. Wir hören von Fanny Lewald und Alfred Meißner bittere Klagen, die sie aus des Dichters Munde vernommen, wir lesen in seinen Privatbriefen an Campe und andere den Ausdruck tiefen Mißmuts — aber die Kehrseite der Medaille fehlt uns noch immer. Wir können uns kaum denken, daß Heine schon von vornherein in den Revolutionsstürmen „Universalanarchie, Weltkuddelmuddel", sichtbar gewordenen „Gotteswahnsinn" erblickt habe. In der That, dem war auch nicht so! Wie die nachfolgenden, hier zum erstenmale veröffentlichten Aufsätze Heines bezeugen, hat er der Revolution und der provisorischen Regierung, die er später für „miserable Komödianten" hielt, anfangs nicht nur wohlwollend, ja sogar enthusiastisch gegenüberstanden. Und seine Ansichten über die Revolution waren zu Beginn derselben ganz andere, als im weiteren Verlaufe der Bewegung, wo die Volksregierung „durch ihr Ungeschick oder ihre Feigheit" den großen Akt der Volkssouveränität zu einem Parteispiel herabwürdigte.

Darin ist die Bedeutung der nachfolgenden Aufsätze beschlossen. Sie legen Zeugnis dafür ab, daß Heine ein aufmerksamer Beobachter der politischen Verhältnisse war, daß er, auch selbst noch von körperlichen Leiden arg gequält, die Frische des Geistes und die Anmut des Witzes sich erhalten hatte. Darüber hinaus aber sind sie noch eine Quelle zeitgeschichtlicher Vorgänge. Ich kann mich dabei auf die Aussage eines hervorragenden Sachverständigen, auf ein Wort Karl Hillebrands berufen. Als ihn einmal ein deutscher Professor in einer Privatgesellschaft fragte, wie er Heine in seiner „Geschichte Frankreichs" habe wiederholt als Quelle citieren können, antwortete Hillebrand mit einer geistvollen Gegenfrage: „Haben Sie niemals für gewisse Perioden der römischen Geschichte Livius citiert? Nun denn, denselben klassischen Wert haben Heines Pariser Briefe für die französische Zeitgeschichte von Ludwig Philipp an bis auf das Jahr 1848. Seine Darstellungsweise ist vortrefflich und charakteristisch; der Inhalt seiner Berichte muß zwar kritisch geprüft werden, entbehrt aber durchaus nicht der Glaubwürdigkeit. Und was die Hauptsache ist: er war ein scharfer Beobachter!"

Daß die Berichte an die „Augsburger Allgemeine Zeitung" gerichtet waren, braucht wohl nicht erst hervorgehoben zu werden. Daß aber die Redaktion diese Stimmungsbilder in jener wild bewegten Zeit nicht zum Abdruck brachte, werden wir begreifen, wenn wir ein Blatt aus jenen Tagen zur Hand nehmen. So sind denn die Manuskripte in die Hände eines eifrigen Autographensammlers gefallen; der Expeditionsvorsteher der „Augsburger Allgemeinen Zeitung" selbst, Friedrich Röth, war dieser Sammler. Nach dessen Tode wurde die Sammlung verkauft und die Heine-Manuskripte gingen in den Besitz des

Herrn Karl Meinert über, der mir dieselben mit anerkennenswerter Liberalität zur Verfügung stellte.

Soviel über die Provenienz der Artikel, nach denen übrigens die Behauptung Adolf Strodtmanns in seiner Heine-Biographie, daß der von ihm im Nachlaßbande mitgeteilte Brief vom 3. März „der letzte Bericht Heines für die „Allgemeine Zeitung" gewesen sei" (II. 349), zu berichtigen ist. Wahrscheinlich aber sind diese drei Aufsätze die letzten gewesen; denn ich habe die folgenden Jahrgänge der „Allgemeinen Zeitung" bis 1852 daraufhin sorgsam geprüft, ohne Heines Korrespondentenzeichen oder einen Bericht aus Paris zu entdecken, in dem „seines Geistes ein Hauch" zu verspüren gewesen wäre.

Im einzelnen habe ich noch zu bemerken, daß Heine an den ersten Bericht, wie er dies oft zu thun pflegte, ein paar Zeilen an Kolb hinzufügte, die diesmal einen recht wehmütigen Eindruck hervorrufen mußten. Sie lauten:

„Liebster Kolb!

Ich kann gar nicht mehr sehen und keine zwei Schritte gehen.

Ihr armer Freund
H. Heine."

Man wird aber zugestehen müssen, daß selten ein Brief Heines so geistesfrisch und liebenswürdig war, wie gerade dieser, bei dessen Abfassung er nicht sehen und gehen konnte. Im übrigen sei hier bemerkt, daß alle drei Aufsätze von Heine selbst geschrieben sind, wonach die Mitteilung Alfred Meißners, daß er seit 1846 nur noch diktiert habe, zu berichtigen ist. Soviel ich weiß, fing Heine erst im Jahre 1850 zu diktieren an, nachdem er einen tüchtigen Sekretär gefunden hatte, dem er sich auch in Bezug auf den Inhalt des Diktats anvertrauen konnte. Dieser Sekretär war freilich kein Geringerer als der junge Karl Hillebrand!

Der zweite Bericht scheint nicht ganz vollständig zu sein. Indes glaube ich doch, daß die Notiz über Jenny Lind dazu gehört, obwohl Heine den ganzen Bericht über sie in der „Späteren Notiz" der „Lutetia" (Bd XI. S. 431) in den Sommer 1847 verlegte. Auch dieser letzte Aufsatz hat eine persönliche Nachschrift folgenden Wortlauts:

„Liebster Kolb!

Meinen gestrigen Artikel werden Sie erhalten haben. Drucken Sie ihn nur gleich ab, da die Saison schwindet. Mein heutiger Artikel ist so gemäßigt, daß ihn eine Kindbetterin lesen könnte. Ich hoffe aber, daß die „Allgemeine" bald bessere Luft genieße. Ihr

H. Heine".

I.

Paris, den 10. März 1848.

Ludwig Philipp war leutselig und gutherzig. Grausamkeit, Blutvergießen war ihm zuwieder, er war ein König des Friedens, der Oelzweig war sein Scepter; er war so zu sagen ein persönlicher Feind des Krieges. Er besaß Kenntnisse in allen Fächern des Wissens, und die Aufklärung, Toleranz und Philantropie des 18. Jahrhunderts war ihm in Geist und Gemüth übergegangen. Er war gesund. Nicht bloß die Kuhpocken, sondern auch die Revoluzion war ihm frühzeitig inoculirt worden, und er war frei von jenem geheimen Erbgroll gegen das junge Frankreich, woran seine Vettern von der älteren Linie (beständig) kränkelten. Er zeugte schöne, reine Kinder, ein blühendes Geschlecht. Er saß gut zu Pferde, und zeigte in Gefahren, zumal wenn sie nur sein eignes Leben bedrohten, den kaltblütigsten Muth; bei Hoffesten und im Zwiegespräch bewunderte man seine Liebenswürdigkeit, seine Huld und Anmuth. Dieser Ludwig Philipp hatte alle bürgerliche Tugenden, und kein einziges adliges Laster, und er war keusch von Sitte wie ein schottischer Landpfarrer, genügsam in seinen Genüssen wie ein Beduine Arabiens, von unermüdlichem Fleiße wie ein Privatdozent in Göttingen, kurz er hatte alle möglichen guten Eigenschaften — und dennoch haben ihn die Franzosen eines frühen Morgens vom Throne hinabgeschmissen, und dennoch haben sie ihn mit Schimpf und Schande zum Lande hinausgejagt. Als der unglückliche Monarch das Schiff bestieg, das ihn nach dem traurigen England brachte, sprach er die merkwürdigen Worte: „mit mir wird das Königthum in Frankreich begraben, ich war der letzte König der Franzosen!" Ja, Ludwig Philipp war für dieses Volk der einzig mögliche König, und sogar ihn haben sie, nach einem Versuch von 18 Jahren, nicht vertragen können. Die Franzosen sind der poetischen Livree des Royalismus, der Scharlachgläubigen Romantik mit goldnen Tressen entwachsen, sie paßte ihnen nicht mehr am Leibe, sie platzte überall in den Näthen, und sie vertauschten dieselbe mit der republikanischen Blouse,*) die ihnen freilich zu weitbauschig ist, aber doch freiere Bewegung erlaubt. Sie haben jetzt die Republik, und es kommt wenig darauf an, ob sie dieselbe lieben oder nicht lieben. Sie haben sie jetzt, und wenn man einmal so etwas hat, so hat man es, wie man einen Leistenbruch hat, oder eine Frau, oder ein deutsches Vaterland, oder sonst ein Gebreste. Die Franzosen sind jetzt condemnirt Republikaner zu seyn, à perpétuité. Es blieb ihnen wahrhaftig keine andere Tracht**) übrig, sie konnten doch nicht ganz nackt gehen, und der Anstand erforderte schleunigste Bekleidung. Eine jeder sehe nun, wie er's treibe. Aufrichtig gestanden, wir haben uns hier schon leidlich in unser Schicksal gefunden, es ist uns

*) „der prosaischeren Werkeltagstracht des Republikanismus", hatte Heine zuerst geschrieben und dann durchstrichen.

**) „Jacke" hatte Heine zuerst geschrieben.

zu Muthe, als wären wir all unser Lebtag lauter Brutusse gewesen, und die jüngste Vergangenheit liegt hinter uns wie ein altes Ammen-Mährchen: — „es war einmal ein König“. — Werden die Machthaber jenseits des Rheines sich über das ungeheure Faktum eben so gleichmüthig beruhigen? Warum nicht? Herr De Lamartine hat in seinem Circular an die Vollmachtsträger im Auslande mit so schönen Worten die große Wahrheit ausgesprochen, daß Republik und Königthum zwey Regierungsformen sind, die getrost als gute Nachbaren neben einander bestehen können und keinen Todeskampf zu kämpfen haben wie ehemals. —

Welch' ein Prachtstück ist jenes Circular oder vielmehr jenes Manifest des Herrn De Lamartine! Welch ein heiliger und versöhnender Ernst weht*) in seinen Worten, die Wunden der Gegenward kühlend und das Grauen vor der Zukunft fortbannend! Dieser Mann ist ein wahrhafter Prophet, er hat die Sprache und den Blick. Mit Erstaunen, mit Schwindeln, sehen wir hinauf an die hohe Gestalt, die seit einem Jahre, vor unseren Augen, zu einer solchen Größe emporwuchs. Das war anfangs nur ein Dichter, zwar ersten Ranges, doch uns Andere nicht sonderlich überragend. Ich wußte ihn wohl zu schätzen wegen seiner Vollendung in der Form und wegen der harmonischen Einheit seiner Gefühle und Gedanken (zwey Eigenschaften, die seinem Nebenbuhler Victor Hugo gänzlich fehlen und doch nothwendig sind, um unsterblich zu werden) — aber fatal war mir in den Dichtungen Lamartine's jener Spiritualismus, jene sogenannte platonische Liebe, die schon in den Canconen und Sonetten seines Ahnherrn Petrarcha mich unleidlich anwiderten und die ich all mein Lebtag in Reim und Prosa befehdete. Erst als ich die politischen Reden Lamartine's vernahm, jauchzte ihm meine wahlverwandte Gesinnung entgegen; hier gefiel mir seine bessere Aehnlichkeit mit Messer-Francesco, der nicht bloß der Anbeter Laura's, sondern auch der Freund Rienzi's war, und für die ewige Sonne der Freiheit eben so schwärmerisch glühte wie für die Augen, die sterblichen Sterne, der schönen Provencalin. Aber wie soll ich die Begeisterung schildern, die sich meiner bemächtigte, als „die Girondisten“ von De Lamartine erschienen, dieses Werk, dessen Popularität ans fabelhafte streift; seit Thiers Geschichte der Revoluzion und Eugen Sue's Pariser Mysterien hat kein Buch hier zu Lande so großes Aufsehen erregt. Dieses Buch, das die edlen Martyrer der Gironde feyert, ist gleichsam ihr prachtvoller Sarkophag, und dasselbe ist, in antiquer Weise, mit Bas—reliefs verziert, welche Bachanalien vorstellen: wir sehen hier nemlich die abentheuerlichsten Bachantenzüge der französischen Revoluzion, Thyrsusschwingende Koribanten der Freiheit und Gleichheit, terroristische Zimbalschläger und moderatistische Doppelflötenspieler, bocksfüssige Satyrgestalten bougrement patriotiques, Mänaden der Guillotine mit flatterndem Haar, von dem göttlichen Wahnsinn berauschte Schaaren, die in den unerhörtesten und unglaublichsten Posituren dahintaumeln, und bey deren Anblick uns ebenfalls eine grauenhafte, zerstörungssüchtige Trunkenheit ergreift — Evoe Danton! Evoe Robespiere! Ja, einen bachantischen Beifall gewann dieses Buch von Herrn De Lamartine. Es schien wahrhaftig, daß es dem Verfasser unmöglich seyn würde, seinen Ruhm zu überbieten. Und es ist ihm dennoch gelungen, seit er nicht blos Geschichtsschreiber der Republick, sondern auch einer ihrer gefeiertesten Helden geworden ist, ihr jetziger Gonfalonière mit dem dreifarbigen Banner, das er treu beschützte, als man ihm jene rothe Blutfahne aufdringen wollte, vor welcher uns der Himmel noch lange bewahre. —

II.

Paris, 14. März 1848.

Der ehrenwerthe Laudsmann, dem ich gewöhnlich meine Briefe diktire, und der mich auch deswegen seinen Diktator nennt, läßt mich seit einigen Tagen in Stich und ich muß, undeutscher als je die Vermittlung einer französischen Feder heute benutzen. Halten Sie es nun der Mühe werth, meine heutigen Mittheilungen in die heimische Mundart zu übertragen, so unterdrücken Sie gefälligst alle jene Schnörkeleyen und Verbrämungen, welche noch an die alte aristokratische Rococozeit des deutschen Schriftthums erinnern. Die Herrschaft der Schönschreiberei hat ein Ende, wie so manche andre; auch die deutsche Schreibkunst wird emanzipirt, sie wird jedenfalls keine Kunst mehr sein. Der Frohndienst des Periodenbaus muß abgeschafft und die Zuchtruthe der Grammatik, womit Schultyrannen uns schon frühzeitig peinigten, muß gebrochen werden. In einer Republik braucht kein Bürger besser zu schreiben wie der andre. Nicht bloß die Freiheit der Presse, sondern auch die Gleichheit des Styls muß dekretirt werden von einer wahrhaft demokratischen Regierung. Hatte unser vortrefflicher Hyppolit Carnot etwas derart

*) „darin, dieser versöhnende Odem kühlt die Wunden, dieses milde Wetterleuchten erhellt die Zukunft, fortscheuchend das unheimliche Grauen.“ So hatte Heine ursprünglich geschrieben.

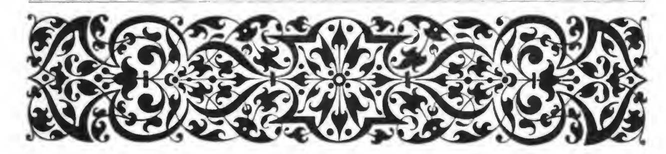
im Sinne, als er sein famoses Circular an die Schulrektoren erließ?

Doch Scherz bei Seite. Carnot ist ein zu theurer Name, und ein zu edles, von der Freiheit begeistertes Gemüth, als daß wir ihm nicht einige exagerirte Ausdrücke verzeihen sollten, die bei den zahmen Gründlingen des Marais Mißfallen erregt, aber von einer gewissen uneigennützigen Berghöhe betrachtet, dennoch nicht unzeitgemäß sein mögen. Der Gedanke jenes angefochtenen Rundschreibens ist von tiefster Wahrheit: Die Revoluzion bedarf neuer Männer und man muß diese aus den untersten Schichten des gesellschaftlichen Bodens hervorgraben. Die alten Besen, die den alten Unrath fortkehrten, sind abgestumpft, wo nicht gar ebenfalls zu Kehricht geworden und die müssen ebenfalls fortgefegt werden. Neue Zeiten, neue Besen! — (Sogar in der ersten Sitzung des deutschen Club in der Salle Valentine hat sich dieser Erfahrungsatz herausgestellt und zwar sehr betrübsam für die alten Sturm- und Dranghelden der dreißiger Jahre, die seitdem Männer des gesetzlichen Fortschritts.) (Schluß folgt.)

Wiedergeburt im Lichte.

Von **Robert Hamerling.**

Von einer dichten Wolkenatmosphäre
Umspannt, war hingerollt manch ungezählte
Jahrtausende der Erdball, und nichts ahnten
Auf seinem weiten Rund die Lebewesen
Von einer goldnen Sonne, welche sich
Jenseits des grauen Wolkenhorizonts
Lichtspendend hehr in Ätherblau bewegte.
Und als zuletzt sich lichtete die Hülle,
Und sacht, in fliegendes Gewölk sich lösend,
Zerriß der windgezauste Riesenvorhang
Der Wellenbühne — als sich prachtvoll, endlos
Erschloß die eherne, azurne Kuppel,
Und blendend stand im Blau das wunderbare
Gestirn, das goldne, da war unbeschreiblich
Das Staunen aller Irdischen. Es glühte
Der rauhe Fels, der Blumen Häupter wandten
Dem Strahl sich zu, die Ungetüme brüllten,
Und selbst die blödesten der Erdnaturen
Glotzten, aus Schlamm und Dunst hervor sich wälzend,
Verzückt nach oben, nach der blendenden,
Der großen, strahlensprühnden Sonnenscheibe.
Und was geflügelt war, das schwang sich hoch
Und höher nun empor; aus Vogelkehlen
Rang ein melod'scher Schrei sich los, so hell,
Als wär' ein klingender Sonnenstrahl er selbst.
Und aus der Zahl der Wesen, die da krochen,
Sich ringelten, auf vieren wandelten,
Erhob sich eins, und, hohen Staunens voll,
Verharrt' es aufrecht — Haupt und Angesicht
Für immer zugekehrt dem goldnen Licht.
Wie neugeboren, wie vergöttlicht schien
Im Licht dies Wesen, und sein Augstrahl grüßte
Bald mit verwandter Glut den Sonnenblitz.
In seinem Haupte zum Gedanken werden
Wollte der heil'ge Strahl, zum Hochgefühl
In seiner Brust, in seinem Mund zum Wort.
Das Meer, als Spiegel der azurnen Wölbung,
Begann zu wallen und sich sacht zu kräuseln,
Zu leuchten, aufzuglühn im tiefsten Grunde.
Und sehnsuchtsvoll erregt, wie unterm Kuß
Erschauernd einer himmlischen Umarmung,
Aus ros'gem Schaum, von goldnem Glanz befruchtet,
Gab es dem Licht ein Pfand des Liebesbundes,
Den jetzt der Himmel mit der Erde schloß:
Ein selig Wunder, eine Huldgestalt,
Ein Urbild alles Schönen, Süßen, Hehren.
Und dieser Zauber schwebte auf den Wogen,
Halb Schaum, halb Götterleib; halb Wirklichkeit,
Halb schöner Traum; vom Meere her ergoß
Durch alle Wesen sich der Wonneschauer.
So hohe Wunder schauten, ahnten, träumten
Im neuen Lichte die Lebendigen.
Doch wie erschracken sie, als, tiefer stets
Am Rand des Horizonts hinuntergleitend,
Ins Meer versank nach kurzgemessnen Stunden
Die goldne Sonnenleuchte, und ein Dunkel
Hereinbrach, trauriger als je zuvor,
Das bleischwer sich auf ihre Lider senkte.
Noch wußten sie es nicht, die Erdenkinder,
Daß unerträglicher als ew'ge Nacht
Wär' ew'ges Licht, und unerträglicher
Als ew'ger Schlummer wär' ein ew'ges Wachen.
Doch sieh, es kam der Mond, die Sterne kamen
Und trösteten die Erde und versprachen
Der schönen Sonne bald'ge Wiederkehr.
Und sie kam wieder, treu fortan vollendend
Von Tag zu Tag die Bahn am Himmelsbogen.
Von da an wußte dem erhabnen All
Verknüpft die kleine Erdwelt sich, gekettet
Ans große, heiße Sonnen-Mutterherz,
Verschlungen mit unzähligen Geschwistern
Im Reigen, dem unendlichen, des Lebens,
Der, kreisend zwischen Werden und Vergehn
Und Licht und Nacht und Todesschlaf und Wachen,
Froh seiner selbst nur ist in ew'gem Wandel.
Der Erdenkloß war zum Gestirn geworden.



Sankt Elmsfeuer.

Novelle von Wilhelm Jensen.

Inmitten einer grünen Feldmark des deutschen Reiches ragt weit sichtbar ein hoher und breitbewipfelter Baum auf. Es ist eine Linde, mithin mutmaßlich nicht aus der Triebkraft der Natur dort erwachsen, sondern einmal von Menschenhand an der Stelle gepflanzt. Vielleicht stand in ihrer frühen Jugend ein Gehöft neben ihr und schattete sie noch später auf das Stroh- oder Pfannendach desselben herab; möglicherweise war sie sogar eine „Dorflinde", unter der sich am Sommerabend die Bevölkerung einer um sie her belegenen verschwundenen und verschollenen ländlichen Ortschaft ansammelte. Niemand weiß hier mehr etwas von ihrem Ursprung und ihrem Zweck; die Erinnerung der Menschheit läßt das Gewesene rasch fallen, und die Chroniken berichten oft kaum von der Geschichte stillvergangener Geschlechter, geschweige von der eines Baumes. Durch manche Jahrhunderte haben unablässig Kriege die dortige Gegend überzogen und verheert — wo in deutschen Landen hätten sie es nicht? — einmal der dreißig Jahre lang andauernde. Als der letztere sich in langsam verzuckenden Krämpfen ausgetobt, mag das Dorf, das Gehöft, das Haus unter der Linde verschwunden gewesen sein, und ebenso unter den wenigen übrig verbliebenen Bewohnern der Landschaft das Gedenken daran, was sich vordem dort befunden. Eine andre Zeit kam mit einem langsam wieder anwachsenden, noch langsamer sich seines Daseins bewußt werdenden und altes Thun zurückfindenden, erneuernden Geschlecht. Es räumte Schutt und Unkraut, Gestein und Gestrüpp von den verwilderten Feldern und führte den Pflug darüber hin, über wieder entstehende Äcker und über das Gedächtnis einer versinkenden Welt. Ein mühevoller Kampf mit der lang ungebändigten Wucherkraft der Natur war's, und die Arbeitenden ruhten mutmaßlich oft in dem Schatten der alten Linde, deren Blätter im Wind unverstanden-wunderlich von vergessenen Dingen summten. Dann zogen die regelmäßig abgeteilten grünen Feldrechtecke sich um sie herum, mit ihren lebendigen Zaunwällen von Haselbusch und Schlehdorn, den grünen Heckthoren dazwischen dem ersten Blick eine Gegend der norddeutschen Tiefebene kundgebend. Saaten wogten in die Höh', und braune Rinder standen auf den Weiden; in das Zaungesträuch warfen sich verdichtend tausend Ansiedler und Eindringlinge, manche farbig in die Weite leuchtend, die wilde Schneeballe und rote Pfaffenkäppchen; alles umstrickend schlang sich mit tropisch buntgestalteten und duftströmenden Blüten das Geißblatt hindurch, und Brombeerranken spannen undurchdringliches Geflecht über die Zaungräben, mit schwarzer Traubenfülle am sonnigen Wall herabnickend. Das vom Jäger versprengte Rebhuhn kam einfallend hergerauscht und flüchtete sich drunter, die Wachtel rief lockend aus dürrem Gekräut, auf schwanken Spitzen des Strauchwerks wiegte sich im Abendlicht der bunte Neuntöter und die Goldammer mit gelb flimmernder Brust. Darauf sah die alte Linde, fern von jeder Menschenbehausung, aus weiter, einsamlicher Feldstille herab. So kannte ich sie schon von früh auf; eine Eisenbahnlinie führt etwa eine Viertelstunde entfernt an ihr vorüber und läßt sie vom Zug aus eine Zeitlang gewahren. In meiner Kindheit bereits kam ich des Wegs und später oftmals wieder. Der hohe Baum zog naturgemäß den Blick auf sich und prägte sich mit seiner ganzen Umgebung mir als ein vertrautes Bild ein. Meine Augen waren auf sein Erscheinen gefaßt, doch noch eh' es kam, stand es schon deutlich vor ihnen, im Hintergrunde und an den Seiten von dichten Waldrändern umrahmt. Seine immer gleiche schweigsame Ruhe übte besonderen Reiz auf meine Phantasie; in seiner Verlassenheit besaß er selbst unter heiterstem Himmel

einen leis schwermütigen Ton, den der Norden gern auch über den üppigsten Pflanzenwuchs hinbreitet. So war das Ganze mir absonderlich fremdbekannt; mein Fuß hatte es nie betreten, doch mein Gedächtnis, meine Einbildung wanderten manchmal durch seine Stille umher.

Nur ein einzigesmal fand ich diese aufgehoben, von buntem Leben verdrängt. Es war an einem Julinachmittag, schon gegen Abend, als ich im Vorüberfliegen erstaunt etwas nie dort Gesehenes kurz in meine Augen aufnahm. Die Linde stand allerdings in ihrer grünen Feldeinsamkeit wie immer, doch vielleicht ein halbes Tausend Schritte seitwärts von ihr zeigte sich eine große Koppel dicht von mannigfaltigstem Menschengewimmel überdeckt. Weiße Zelte waren aufgeschlagen, zwischen denen sich große und kleinere Gestalten, Erwachsene und Kinder, doch die letzteren in der Mehrzahl, ameisenhaft beweglich durcheinanderdrängten. Offenbar fand ein ländliches Fest dort statt, vermutlich von der Bewohnerschaft des größeren Städtchens veranstaltet, dessen Kirchturmspitze noch eben wahrnehmbar drüben hinter dem Buchenwald aufstieg. Männliche und weibliche Figuren durchmischten sich; die letzteren, wie es schien, meistens jugendlichstem Alter angehörend, hoben sich durch ihre sonntäglichen, blauen, roten, weißen Kleider leuchtender von dem grünen Boden ab; allein auch über den Köpfen der größeren und kleineren männlichen Festteilnehmer flimmerte es überall wie hundert umhergestreute bunte Pünktchen oder Fünkchen. In der rotgoldenen Sommerabendsonne, die voll darauf lag, war es eigenartig wie ein mittelalterlich farbenfreudiges Bild einer Volksbelustigung im Freien, gewiß von lauten, lustigen, lachenden Stimmen überschwirrt, doch das Gebrause des Eilzugs verschlang jeden Ton, der sonst aus dem fröhlichen Getriebe bis zum Bahndamm herüberklingen mochte. Was jenes bedeutete, hatte sich mir nicht aufgehellt; eine Biegung des Geleises indes verstattete flüchtig, noch etwas bisher verdeckt Gewesenes, eine hochaufgerichtete Stange mit goldigfunkelnder Spitze wahrzunehmen, an der ein nicht erkennbarer Gegenstand befestigt saß. In einiger Entfernung davon hob eine Gestalt zielend etwas an ihren Kopf empor, und meine Frage sah sich aufs vollständigste beantwortet. Zweifellos war's ein Armbrust-Vogelschießen, welches alle Angehörigen der Gelehrtenschule des Städtchens von der obersten bis zur untersten Klasse auf der Koppel vereinigte — also auch ein Brauchüberrest des Mittelalters, dem das mittelalterliche Bild entsprach — und die Schwestern, Verwandten und Freundinnen der Schüler fanden sich zusamt ihren Müttern und Tanten, „geziemend dazu eingeladen", auf dem lustigen Tummelplatz mit ein. Die kleineren Mädchen verwendeten ihre für das Fest erhaltenen Taschengeldgroschen zu sorglicher Auswahl begehrenswerter süßer Herrlichkeiten von den Tischen der Kuchenbuden, während die größeren, schon als „junge Damen" betrachteten und behandelten — wenigstens öffentlich Zuckerwerk unter ihrer Würde erachtend — erwartungsvoll nach dem umfangreichen Gezelt blickten, in welchem der abendliche Tanzbeschluß stattfinden sollte. Doch augenscheinlich war das Schießen noch nicht beendigt, ich glaubte einen Moment zu erkennen, daß nur noch der kopf- und flügellose Rumpf des Vogels an der Stange sitze; der Zug drehte sich, und alles war verschwunden. Blitzschnell flogen mir zur Rechten und Linken einförmig-gleichgültige Felder und Wälder vorüber, bald sank auch die Sonne auf den Rand der weiten Ebene. Sie ging als rote Kugel unter, die Schwüle der Luft und der Anblick des Himmels waren in Bezug auf die Witterung für den Abend nicht besonders Gutes verheißend. Blauschwärzliche, phantastisch vorgereckte Wolken trieben da und dort vom Horizont herauf, vorweltlichen Tiergestalten ähnelnd, in deren Augenhöhlen es flimmernd hin und wieder zuckte. Unverkennbar war die Luft stark mit Elektrizität geladen, durch die einfallende Dämmerung funkelte Wetterleuchten rundumher. Ich weiß, daß während des eintönigen Zuggerassels meine Gedanken nach der buntbelebten Festkoppel zurückgingen und, halb mit dem Einschlafen kämpfend, sich eine Vorstellung von dem flüchtenden, durcheinanderkreischenden Schreckgewimmel zu machen suchten, wenn plötzlich ein Regensturz mit Blitz und Donner drüben auf all die Sonntagskinder herunterfahre. Es that mir leid um die gestörte Jugendfreude — gewiß flüchteten manche unter die alte Linde — das Wasser tropfte durchs leichte Zeltdach auf die tanzenden Paare — ein Pfiff und der Namensausruf einer schon weit entfernten Station ließen mich auffahren und sagten mir, daß ich geschlafen hatte.

* * *

Doch in Wirklichkeit verzögerte das Unwetter beträchtlich länger als in meiner Halbtraumvorstellung seinen Ausbruch, und wo auf dem Festplatz ein besorgter Prophetenmund sich über die Bedenklichkeit des Himmels äußerte, ward er von Lachen übertönt und, falls der Respekt es zuließ, als Hasenfuß ausgespottet. Besonders ein junger Mann zeigte sich höchst zuversichtlich und trug eine

Miene zur Schau, wie wenn er eintretenden Falls nur seine Lippen zu öffnen brauche, um alles bedrohliche Gewölk davon zu blasen. Er hieß Cajus Rehwoldt und prangte ebenfalls mit einer bunten Kopfbedeckung auf seinem glanzbraunen, halblangen Haar, doch nicht mit der eines Primaners, sondern einer scharlachroten Studentenverbindungsmütze. Bis vor anderthalb Jahren hatte er dem Gymnasium des Städtchens mit angehört und war von der Universität als dreisemestriger Mediziner herübergekommen, seine ehemaligen Kommilitonen einmal aufzusuchen, im „alten Nest" etwas mit seinen Corpsfarben zu paradieren und „nach dem Rechten zu sehn". So nahm er selbstverständlich an dem Vogelschießen der Schule mit teil, bei dem er früher oft die Stellung als „Generalanführer" eingenommen. Allerdings „schwänzte" er fraglos während dieser Besuchstage die Kollegien, aber das stand in seiner souveränen Willkür; er bedurfte keiner väterlichen Bescheinigung dazu, und die Primaner und reiferen Sekundaner blickten mit unverhehlter Bewunderung nach ihm auf. Seine vormaligen Lehrer mochten dies um einiges weniger thun, doch sie befrugen den ihrer Botmäßigkeit Entschwundenen nicht nach einer akademischen Legitimierung seines gegenwärtigen Aufenthalts hier, und er verhielt sich gegen sie mit ausgesucht zuvorkommender Höflichkeit, deren Ehrerbietung nur leise von einem lächelnden Selbstbewußtsein schattiert wurde, daß er sie ihnen durchaus freiwillig entgegenbringe. Und alles in allem bildete er unfraglich durch seine körperliche Erscheinung, durch sein geistig wie leiblich gewandt-sichres Auftreten und die kundgegebene Anhänglichkeit an den alten Schulverband einen Glanz des Festes. Es lag in der Notwendigkeit der Dinge, daß ungewollt aus seinem Verkehr mit den „Pennälen" ein wenig Herablassung durchklang, allein öfter legte er einen Moment vertraulich seinen Arm in denjenigen eines seiner früheren Mitschüler, hob diesen dadurch wenigstens vorübergehend vor aller Augen zu einer höheren Stufe empor, und sein Gesicht wies keinerlei zurückschreckende Mißbilligung auf, wenn nach und nach sogar einige ältere Sekundaner sich des Wageversuchs unterfingen, ihn mit „Cai" anzusprechen, wie er seinerzeit in der Prima stets genannt worden. Seine eigne Ausdrucksweise setzte sich aus einer Mischung burschikoser und seinem Fachstudium entspringender Wendungen zusammen, und man hörte zumeist seine helle, heitere Stimme irgendwoher aus dem Gewimmel der Koppel aufklingen. Jetzt rief sie, denn die Sonne war im Sinken: „Nun wird's aber bald einmal Zeit, Kinder, daß einer die alte Ente zum Braten herunterholt, denn mir knurrt der Magen schon."

Über diese geistvoll despektierliche Bezeichnung des nur mit dem Rumpf noch an der Stange festsitzenden Vogels erhob sich natur- und pflichtgemäß ein allgemeines Gelächter der umherbefindlichen Gymnasiasten, zwischen denen gerade ein kleiner Quintanerknirps die schwere Armbrust mühsam zum Abdrücken nach dem Ziel aufgerichtet hielt. Der Student sah auf die Finger desselben, die noch eigentümliche blauschwarze Streifen aufwiesen, und sagte lustig: „Du schwimmst wohl beim Mensa-Deklinieren als Krabbe im Tintenfaß herum? Wenn Du zu königlichen Würden aufrücken willst, tapfrer ABC-Schütze, so mußt Du Deinen sterno-kleido-mastoideus erst etwas besser aufrecken, sonst bleibst Du sitzen und kannst repetieren. Soll ich Dir als zukünftiger Unterthan Deiner Majestät meinen geringfügigen Vasallenarm leihen?"

Die letzte Frage bedeutete, ob er für den Kleinen schießen solle, wie er es schon einigemal für diesen und jenen gethan. Der Quintaner verstand's nicht ganz, ließ aber bereitwillig Rehwoldt die Armbrust, der sie leicht an die Backe legte und fast ohne zu zielen abdrückte. Ein lauter Jubel schlug um ihn auf, zu eigner größter Verwunderung sah er, den Bogen absetzend, daß die Stange leer war. Die Primaner schrieen, ihre Mützen schwenkend: „Cai ist König!" Andere riefen dazwischen: „Nein, der Schuß war für Ernst Freihold!" Lachend drehte der glückliche Schütze sich um: „Nun brat' mir einer 'nen grauen Staar für das Schwein!" Der Quintaner sprang auf ein herankommendes Mädchen zu: „Helene, ich hab' den Vogel heruntergeschossen!" — „Jawohl, pueri puerilia tractant, Du hast den Vogel abgeschossen, Heldenkind", bestätigte der junge Mediziner; „gut, daß er nicht aus Horn und Dir nicht auf die Nase gefallen ist, sonst hätte leicht ein Rhinoceros aus Dir werden können. Also hoch für den König — wie heißt Deine Troglodytenhoheit?"

„Ernst Freihold!" rief's.

„Bist Du's wirklich, Ernst?" fragte das Mädchen.

„So wirklich und wahrhaftig, als der Kater eine Löwenart ist", antwortete statt des Kleinen Cajus Rehwoldt. Doch er fügte gleich hinterdrein: „Freihold? Ei Du mein Nickelchen, hinten und vorn ein Pückelchen! Wenn Du ein Freiholdchen bist, so will ich im nächsten Semester keine Ophthalmologie schwänzen, oder das ist Deine Schwester Lenchen!"

Die richtig Benannte machte einen stummen, ziemlich verlegen ungeschickten Knix. Sie befand sich in Not, denn obwohl sie vor kurzem ihren sechzehnten Geburtstag begangen, hatte sie der Lockung nicht widerstehen können, heimlich ihren Mund mit einem ziemlich umfangreichen Bonbon zu versehen, der sie gegenwärtig am Sprechen behinderte. Wenigstens mußte sie ihn erst unauffällig etwas auf eine Seite zu bringen suchen, und über diesem Bemühn ward sie ganz rot im Gesicht, eh' ihr die Antwort herauskam: „Ja — ich hatte Sie auch wieder erkannt, Herr Rehwoldt."

Ihr scheinbar steifes Benehmen entsprang nur aus ihrer peinlichen Süßigkeitslage, doch der in dieser Beziehung ahnungslose Student konnte kaum umhin, anderes darin zu sehen, und außerdem hatten die Sekunden des Stockens der Unterhaltung dazu gedient, ihm über die körperliche Erscheinung der vor ihm Stehenden etwas mehr als bisher die Augen zu öffnen. Er murmelte halb verständlich: „Ja so — auch in die höheren Semester gekommen — kein Pennal mehr." Und mit eleganter Höflichkeit plötzlich seine rote Mütze lüftend, setzte er lauter hinzu: „Entschuldigen, Fräulein Helene, muß man wohl sagen. Aber Sie sehen noch grad ebenso aus, wie damals, als Sie vor dem großen gelben Spitz Reißaus nahmen und auf die Nase plumpten. Wissen Sie noch?"

Ob die Erinnerung an dies jedenfalls lebensgeschichtliche Ereignis grade sonderlich willkommen und schmeichelhaft für die „junge Dame" war, ließ sich anzweifeln. Aber es bezweckte im wesentlichen offenbar eine Erklärung und Rückgängigmachung des Mißgriffes, mit der er sie zuvor noch als ein Kind betrachtet hatte, und verdiente aus diesem Gesichtswinkel hervor unbedingte Anerkennung. Helene Freihold wollte eine solche auch durch artige Entgegnung an den Tag legen und ging mit dem in doppelter Hinsicht heldenmütigen Gedanken um, den unglückseligen Bonbon kurzweg herunter zu schlucken. Vor der Ausführung dieses in wörtlichstem Sinne etwas halsbrecherischen Wagestückes kam ihr indes zum Glück eine Beihilfe in Gestalt ihrer Mutter, der verwitweten Gerichtsrätin Freihold, die gleichfalls von dem Triumph ihres jüngsten Sprößlings vernommen. Jedoch erschien ihr Gesicht nicht übermäßig entzückt davon; ihre Kleidung zeichnete sich durch einen äußerst sparsamen Zuschnitt aus und ingleichen deutete der Schnitt der Züge auf eine wohleingerichtete Vorratskammer an Sparsamkeit hinter sich, zu deren sorglicher Nutzung sie allerdings durch den geringen Pensionsbezug seit dem Abscheiden ihres Mannes wohlberechtigt sein durfte. Augenscheinlich wurde sie zunächst bei dem Glückslos ihres Söhnchens durch unliebsame Vorstellungen von bräuchlichen pekuniären königlichen Bewirtungsverpflichtungen beunruhigt, und sie sprach sich herzutretend rasch dahin aus, ihr Gerechtigkeitsgefühl — von dem sie als ehmalige Frau eines Richters ein noch über das Gewöhnliche hinausreichendes Maß innehatte — könne nicht dulden, daß zu Gunsten ihres Kindes derjenige, der wirklich den Meisterschuß gethan habe, an dem Lohn seiner Geschicklichkeit verkürzt werde. Diese uneigennützig-hochherzige Gesinnungskundgabe rief allgemeines Beifallklatschen hervor, allen fiel es erwünscht, daß statt des kleinen Quintanerknirpses der stattliche frühere Kommilitone den Königsrang einnahm, und einige Eifrige brachten ihm bereits die Insignien desselben, eine für den Abend am breitem Bande über der Brust zu tragende Reliefkrone herbei. Der junge Student mochte, aus seiner Schülerzeit mit den Umständen der Frau Gerichtsrätin bekannt, den wahren Beweggrund ihres edelmütigen Gerechtigkeitssinns erraten und sein Semesterwechsel ihn nicht allzusehr vor den Souveränpflichten zurückschrecken lassen — wenn jemals auf Erden, so fiel auch hier die Formel „noblesse oblige" ins Gewicht — und er nahm rasch die ihm zugesprochene Würde an. Allerdings mit der noblen Beifügung, daß er dies nur sub conditione der Auslieferung des Preisgewinnes — eines ziemlich sparsam vergoldeten Suppenlöffels — an den zum Schuß berechtigt Gewesenen, für den er nur als Stellvertreter gehandelt, thun könne. Das trug ihm abermaligen begeisterten Beifall, sowie als Zugabe einen höchst anerkennenden Blick der Frau Gerichtsrätin ein; der Primus der Prima bot ihm mit einer Verneigung, wie er sie sich vor Fürsten bräuchlich vorstellte, einen wirklichen kleinen vergoldeten Messingkronreif entgegen und fragte: „Und wen geruht Deine Majestät zur Königin zu erwählen?" Cajus Rehwoldt verstand es im Moment nicht gleich, dann lachte er: „Ja so, — noch immer der alte Comment, daß man sich zum Wohl seiner Völker verheiraten muß. Zieh, Schimmel, zieh! Ja, wen denn?"

Er schaute sich fragend um, und sein Blick fiel auf Helene Freihold, welche die Zwischenzeit geschickt benutzt hatte, sich unvermerkt ihres süßen Widersachers im Mund, wenn auch mit heimlichem Bedauern zu entledigen. Der Mund des jungen Mediziners dagegen intonierte die Melodie: „Anna Mariechen, wo willst du denn hin?" Doch er brach schnell ab und fügte drein: „Naturgeschichte! Wenn

die Tintenkrabbe die Krone nicht tragen soll, muß es doch jemand anders aus dem erlauchten Haus Freihold. Immer Recht und Billigkeit, hat man Moos dazu, so kommt man weit. Also Lenchen — Fräulein Helene, mein' ich — wollen Sie mit mir den Abend die Königssorge auf sich laden, daß unsere Unterthanen fidel sind?"

Das Gesicht des Mädchens färbte sich wiederum, diesmal vor unerwarteter Freude rot. Sie war zu Hause nicht an Vergnügungen und noch weniger an Auszeichnungen im Städtchen gewöhnt; die stadtbekannte Sparsamkeit ihrer Mutter bildete vielleicht ebenso den Grund für das zweite, wie für das erste. Doch sichtlich gönnte man ihr ziemlich allgemein die auf sie gefallene Wahl; ein paar Freundinnen traten hurtig an sie heran und befestigten ihr den kleinen gezackten Kronreif auf dem dunkelgewellten, leicht flockig in die Stirn nickenden Haar. Der Schmuck stand ihr niedlich; im Gegensatz zu ihrer, stark mit Körperfülle begabten Mutter war sie wohl hochaufgewachsen, doch schlank-schmächtig. Man hätte sie eher niedriger an Jahren geschätzt; von ihrem Aufragen über dem Boden abgesehen, war die Gestalt noch völlig die eines langen Kindes. Und ebenso kindlich glühte die Freudigkeit in ihren feinen Gesichtszügen über die Ausnahmsstellung, welche sie den Abend hindurch einnehmen sollte. Offenbar verband sie einen hohen Begriff mit ihrer königlichen Würde und kam sich etwas wie eine bis dahin in niedrigem Stand gewesene, plötzlich erkannte Märchenprinzessin vor. Das machte freilich einen gewaltigen Aufschwung in wenigen Minuten aus, und die Erinnerung an den Bonbon lag sehr unwürdig hinter ihr. Aber zum Glück hatte niemand etwas davon gesehen, und die Freundinnen, welche sich als Hofdamen einsetzten, führten sie mit ihrem goldenen Scheitelprunk zur Huldigung umher.

Es begann zu dämmern, an den Zelten wurden bunte Lampions angezündet. Freigebig erfüllte der König jetzt die Verpflichtungen seiner hohen Stellung gegen die durstbehafteten Kehlen seiner Unterthanen. Die untersten Schichten derselben, bis zur Untertertia empor wurden mit einer reichlich bereitgehaltenen, rötlichen Flüssigkeit regaliert, die den offiziellen Namen „Weinlimonade" führte, doch stark den Verdacht weckte, ihre anmutende Färbung weniger einem Reben- als einem einheimischeren Fruchtsaft zu verdanken. Indes that dieser Argwohn der dankbaren Aufnahme von seiten der trockuen Lippen keinen Eintrag. „Innocentia infantulorum! Könnten wir noch sein wie die Kindlein!" sagte Cai Rehwoldt bewegt, über das Gewühl der eifrig Schlürfenden hinblickend. „Aber physiologisch kommt hauptsächlich die Einbildung in Betracht, und ich bin überzeugt, sie haben morgen einen Jammer, weil sie heut Wein zu trinken glauben." — „Das Faß ist angestochen," meldete der Wirtschaftshalter. — „Optime! Seien wir unserer Pflicht eingedenk!" Zuversichtlich standen die Prima, die Sekunda und am äußersten Rand etwas minder selbstbewußt die Obertertia um den königlichen Trunkspender versammelt, der, ein überschäumendes Bierseidel emporschwingend, in einer längeren „Pauke" auseinandersetzte, was die Zukunft von ihnen als dereinstigen akademischen Bürgern erwarte. Doch nehme dieselbe ihren Ursprung aus der Vergangenheit und Gegenwart, welchen deshalb das erste Glas gebühre. Also auf das hochpreisliche Gymnasium — dem einmal auch angehört zu haben, er noch heute stolz sei — auf das verehrte Lehrerkollegium — das ihm wohl benevolens vergessen, falls er seinerzeit einmal gegen die Schuldisciplin verstoßen haben sollte — auf alle seine gewesenen Mitschüler, ihre Familien, Freunde und Gönner — vivant, crescant, floreant! — der Sprecher hatte durch einen Wink die um ihn Gedrängten an einen langen Tisch heranbeordnet: „Ad exercitium Salamandris! — aber paßt mir ordentlich auf! — Eins — zwei — drei!"

Es ging vortrefflich von statten, besser als es dem „verehrten Lehrerkollegium" innerlichst vielleicht erwünscht war, daß überhaupt von der studentischen Inhaberschaft und Handhabung des diesjährigen Vogelkönigtums in Anbetracht des lebhaften Nachahmungstriebes junger Gemüter nicht ganz erbaut sein mochte. Aber immerhin war den Lehrern alle zukommende Hochachtung ausgesprochen worden, und es war nun einmal so, und schließlich ging es in ein paar Stunden vorüber, um nicht wiederzukehren, da der junge Student Erwähnung gethan, daß er sich unbedingt schon morgen früh zur Universität zurückbegeben müße. Deshalb blieb es entschieden am zweckdienlichsten, zu dem etwas burschikosen Behaben eine harmlose Miene zu machen — die Gefahr einer unverstattet häufigen Seidelleerung und Nachwirkung derselben auf die Schulleistungen des nächsten Tages lag allerdings nahe, doch auch dieser moralischen Bedrohung wußte die Weisheit des Herrn Rektors durch einen bald erteilten Auftrag die Spitze abzubrechen, infolge dessen im großen Gezelt eine Geige und eine Flöte aufzuspielen begonnen und Groß und Klein der bewegungslustigen Schar dem fröhlichen Taktklang

zuströmen ließen. Und nur wenige Minuten später tanzte, sprang, hüpfte, trampelte und strampelte das gesamte Gymnasium von der Prima bis zur Quinta mit den rot, blau, grün und weiß gekleideten jungen Balldamen jeder Altersstufe zwischen acht und achtzehn Jahren seelenvergnügt unter dem Leinwanddach des geräumigen Zeltes herum.

Die allervergnügteste von den Tänzerinnen war aber zweifellos Helene Freihold. Die Ehren häuften sich auf ihrem Haupt, denn sie hatte als Königin mit dem König den Reigen zu eröffnen gehabt und sich ein paarmal ganz allein mit ihm auf dem leeren Raum zwischen den Zuschauern umhergeschwungen. Man sah, und Rehwoldt empfand es sofort beim ersten Anfang, daß sie die Tänze nicht kannte, überhaupt nie tanzen gelernt hatte. Aber seine Befürchtung eines üblen Verlaufs traf trotzdem nicht ein, sie besaß ein entschiedenes Taktgefühl, Nachahmungs- und Aneignungsvermögen, die ihr glücklich über den Mangel hinweghalfen. Mit kindlicher Unbefangenheit hatte sie sich strahlenden Gesichts an die unbekannte Kunst herangewagt, dann war sie etwas zaghaft und ungelenk geworden, da sie alle Augen auf sich gerichtet fühlte. Doch sobald der Wirbel der andern mit um sie herum zu kreisen begann, schwand ihre Befangenheit rasch wieder, und ihre natürliche Begabung zum Tanzen trat unverkennbar hervor. Leicht, wie eine Schilfblüte im Luftzug flatterte sie durch das dichte Gedränge, glückselig über sich selbst, daß es ihr gelang, daß sie selbst auch konnte, was sie bisher nur manchmal von weitem mit angesehn. Die Freudigkeit floß ihr, wenn sie rasteten, auch von den Lippen über, sie dankte dem jungen Studenten mehrmals, daß er sie zur Königin gemacht, vergaß, daß sie es schon öfter gethan, und that es wieder. Mit einer Unterhaltung wollte es allerdings sonst nicht recht gehn, sie fürchtete sich offenbar, Einfältiges zu sagen, und ihr Blick streifte zuweilen etwas scheu an dem vielbewunderten Halbgott des Gymnasiums vorbei, mit dem sie zuerst tanzen durfte. Die Vorstellung, dies mit einem Primaner zu dürfen, war ihr eigentlich noch zu hoch, wenigstens hatte noch kein solcher sie je als ebenbürtig behandelt. Doch auf einmal — sie wußte kaum, wie es gekommen — befand sie sich mit ihrem Tänzer in lustigem Geplauder. Er hatte wieder von dem gelben Spitz angefangen, der sie damals am Kleidsaum gezerrt — sonst konnte er sich ihrer nicht weiter erinnern — und es war ihr noch gut im Gedächtnis, wie er mit seinem Stock nach dem Hund geschlagen und gefragt: „Hat er dir weh gethan?“ Und die Mutter hatte so gescholten, als sie mit dem zerrissenen Kleid heimgekommen. Sie deutete auf ihre Füße nieder: „Hier war ein so großes Stück heraus, ich hatte es selbst erst festzunähen versucht.“ Rehwoldt lachte: „Und natürlich waren wir Hänschen oder Lenchen Ungeschickt.“ Sie antwortete gleichfalls lachend: „Ja natürlich, wie immer, wenn so etwas passierte,“ und sie erzählte von einem andern ähnlichen Fall. „Und wir glauben, daß wir's heut besser machten?“ warf der Hörer mit einem leichten ironischen Mundzwinkern ein. Sie versetzte kühn herausfordernden Augenaufschlags: „Ich bin jetzt die beste Handarbeiterin in der ganzen Schule.“ Noch ein anderer Stolz redete dazu aus ihrem Gesicht; auch das ging, sie konnte sich auch schon mit einem Herrn beim Tanz unterhalten. Es war ebenfalls viel leichter, als sie es sich vorgestellt; freilich war Cai Rehwoldt eigentlich kein „Herr“, sie erinnerte sich seiner mehr und mehr als des Schulknaben, der oft mit den Büchern unterm Arm an ihr vorübergegangen. Nun hatte der erste Tanz sein Ende erreicht, er verabschiedete sich von ihr wie von einem Kinde, weniger mit einer Verbeugung als leichtem Kopfnicken, das nicht ganz unverhohlen ungefähr ausdrückte: „Das Vergnügen gönn' ich meinem Nachfolger“, und er engagierte eine der in den obersten Rangklassen von siebzehn und achtzehn Jahren befindlichen Balldamen. Aber auch Helene Freihold brauchte kein Sitzenbleiben zu befürchten; ihre glimmernde Krone übte einen gewaltigen Reiz auf die jugendliche Phantasie, und der Ehrgeiz keines Primaners fühlte sich beschwichtigt, eh' er nicht wenigstens einmal mit der Festkönigin herumgetanzt hatte. Selbst kleine Krabaten wurden von der Großmannsucht gefaßt und wagten sich nach und nach mit einer Aufforderung an sie heran. Rehwoldts Blick traf sie, wie sie sich mit dem langaufgeschossenen Primus der Untertertia herumdrehte; es war ihr augenscheinlich durchaus gleichgültig, mit wem sie tanzte. Die rasche Bewegung allein, das Dahinfliegen bildete den Reiz für sie; ihr dunkles Haargeflock tanzte mit um die Stirn, die Augen schimmerten drunter wie in einem leichten Rausch, mit der kleinen nickenden Krone auf dem Scheitel hatte ihr Bild jetzt etwas hübsch Phantastisches und konnte in der That an eine Prinzessin aus einem Kindermärchenbuch erinnern. Einmal, wie sie mit dem langen unbeholfenen Untertertianer an dem Studenten vorüberkam, hätte dieser sie fast nicht erkannt. Entsprang es aus einer grad' auf ihr Gesicht fallenden eigentümlichen Beleuchtung — wenn es nicht im denkbarsten Wider-

spruch zu ihrem körperlichen und geistigen Wesen gestanden, hätte der Ausdruck ihrer Züge eine Fähigkeit leidenschaftlicher Erregung ihres Innern kundzugeben geschienen. Doch bei der nächsten Begegnung war nichts mehr von der sonderbaren Täuschung durch das Licht, oder was es gewesen, vorhanden, und das große Kind schwenkte sich wieder in dem köstlich fröhlichen Genießen eines Vergnügens, das ihr schwerlich bald nochmals zuteil wurde, herum. Und ganz die nämliche von vorhin war sie, als ein Zufall es mit sich brachte, daß Rehwoldt sie noch einmal als Tänzerin bekam. Nur hatte sich ihre anfängliche Scheu vor ihm jetzt vollkommen verflüchtigt; sie plauderte über alle Dinge, die ihr grad' durch den Kopf gingen, wie mit einem langjährigen Bekannten — seine Hoheit flößte ihr keinen Respekt mehr ein, denn am Ende war sie ja gleichfalls eine Königin — und fortschwatzend ließ sie sich in einer Tanzpause an seinem Arm ins Freie hinausführen. Viele Paare, kleine und große, wanderten draußen in lachender Unterhaltung auf und ab, da sich eine erstickende Hitze unter dem Zeltdach angesammelt hatte.

Am westlichen Horizont glomm noch ein letzter Abendrotstrich, und Sterne sahen von oben, doch nur vereinzelt herab. Zwischen ihnen zogen sich große Lücken hin, die man für dunkle Himmelsstücke halten konnte, wenn nicht ab und zu ein flimmerndes Zucken aus ihnen hervorgespielt hätte. Stärker, als bläuliches Wettergeleucht flammte dies in raschen Wiederholungen über den schwarzen Waldumrissen des östlichen Hintergrundes auf. Die Julinacht war köstlich, warm und doch erfrischend, ein weicher Wind kam durch das Dunkel, aus dem die Lampions wie große, bunte Sterne ihr Licht warfen. Helene Freihold und ihr Begleiter schritten, die Kühle begehrlich einatmend, ebenfalls auf der weiten Koppel hin und her; vor ihnen stieg halb erkennbar etwas hoch auf, es war die vereinsamt-verlassene Vogelstange. Nun fiel dem Mädchen ein: „Grad' dahinter am Zaun hab' ich heut nachmittag eine weiße Schneeballe gesehn, und die möcht' ich mir anstecken; alle andern haben auch Blumen". Der junge Student antwortete: „Wenn Sie keine Katzenaugen bei der Hand haben, können Sie ebensogut nach Fliederbeeren suchen." Doch sie lief voraus: „Ich weiß die Stelle genau und man gewöhnt sich gleich im Dunkeln, daß es heller ist, als man meint." Cajus Rehwoldt brummte zurückbleibend vor sich hin: „Meinetwegen", und es kam etwas dahinter, das entschieden mehr wie „Schneegänschen" als „Schneeballe" klang; „ich will mein Mundwerk lieber wieder an einen Schluck Bier gewöhnen". Nachdem er etwa eine Minute gewartet hatte, rief er ärgerlich: „Haben Sie das Gänseblümchen noch nicht?" — „Nein." Die Antwort klang aus ziemlicher Weite. — „Wo stecken Sie denn?" — „Hier; es duftet so, das muß Je-länger-je-lieber sein." — „Je-kürzer-je-lieber schiene mir besser angebracht. Lassen Sie doch die botanische Simpelei, Lenchen! Das ist ein Kolleg, das nur vorhanden ist, um geschwänzt zu werden."

Doch in seine letzte Mahnung scholl es laut: „Au!" herüber. — „Was giebt's?" rief er, war indes doch zu gutmütig, um unthätig stehen zu bleiben, und lief in die Richtung. Nun tönte es ihm näher: „Ich bin ins Gestrüpp gekommen und ein Dorn reißt mir am Kleid." Er lachte: „Es ist wohl wieder der Spitz — husch!" und unwillkürlich, wie er's vor Jahren gefragt, fügte er hinterdrein: „Hat er Dir weh gethan?" Das Mädchen fand offenbar die Frage vollkommen natürlich und erwiderte: „Nur ein bißchen; aber ich hänge fest, und die Mutter wird bös, wenn ich mein Sonntagskleid zerreiße." — „Natürlich, dann giebt's 'ne Abfuhr, da muß ich wohl als Sekundant einspringen."

Er unterschied den Schimmer ihres hellen Kleides zwischen einem Zaungesträuch über sich, schwang sich behend auf die Wallhöhe nach und half ihr, sich aus dem Dorngerank ungeschädigt herauszulösen. Dann sprang er an der freieren andern Seite des Zauns hinunter und sagte: „Nun komme nach! Kannst Du's?" Sie lachte: „Das lernt man früher als tanzen." — „Und plumpt wieder auf die Nase, wenn man nicht rechtzeitig noch festgehalten wird." Er hatte sie mit den Armen halb aufgefangen; übermütig antwortete sie: „Warum haben Sie's nicht darauf ankommen lassen? So kann man gut groß thun, das thun die Primaner alle." — „Bitte, es ist lange her, daß ich die Ehre gehabt habe, dazu zu gehören." — „Mir kommt's noch wie gestern vor." — „Schneeballe! Ich meine, hast Du das Ding gekriegt? Viburnum, glaub' ich, heißt's, Klasse X, zweite Familie, fünf Staubgefäße, Blätter dreilappig — von wo bist Du denn hierher gekommen?"

Sie befanden sich auf einer anderen Koppel und gingen am Zaunwall entlang, um ein Heckthor für den Rückweg zu entdecken. Doch an dieser Seite fand sich keines und auch an der nächsten, rechtwinklig dranstoßenden nicht. „So kommen wir vom Zeltplatz weiter ab," sagte das Mädchen. Der Student lachte: „'s ist wahrhaftig ein unverdienter

Torkel, daß ich Deine Klugheit bei mir habe, sonst fänd' ich vermutlich vorm Morgen nicht wieder hin. Das schadete nichts, wenn wir nicht auch von der Bierquelle abkämen." Doch seine Begleiterin fiel ihm ins letzte Wort: „Ich glaube, die Quelle ist über uns."

Es hatte plötzlich angefangen, auf das fast unsichtbare Blattwerk neben ihnen herunterzuraschеln, Rehwoldt streckte wagrecht die Hand aus, ein paar große Tropfen platschten drauf nieder, und er stieß mit komischem Abscheu aus: „Pfui Teufel, leibhaftiges Wasser! Und nicht 'mal gebrannt! Der Comment ist meiner Kehle seit ihrer Taufe nicht vorgeplätschert worden." — „Meinem Kleid auch nicht," tönte es etwas sorglich neben ihm. Der Regen verdichtete sich hörbar und fühlbar, zugleich fuhr ein blauer Flackerschein durch ihn hin und zerriß für einen Augenblick das tiefe Dunkel umher, aus dem in kurzer Entfernung ein hoher, breiter Baumwipfel hervortauchte. Der Blick des Studenten war grad' in die Richtung gegangen, und er rief: „Nur immer Schwein beim Pech, das ist die Hauptsache! Da sind wir dicht an die alte Linde — tilia — geraten, daß wir Kleid und Kehle aus der Traufe herausbringen können. Aber flink! Mach Beine!" — „Wo? Ich sehe nichts." — „Vorhin, dacht ich, hatt'st Du Katzenaugen — wo ist Deine Hand? 's ist nichts als ein schlechter Witz von einem jungen Wolkenkalb über uns, so lange hält der alte Familienschirm da dicht."

Sie gelangten schnell unter den Schutz der Linde, und die in diese gesetzte Zuversicht zeigte sich voll gerechtfertigt; obwohl es jetzt stärker zu regnen begann, ließ das vielhundertjährige Laubdach keinen Tropfen durchdringen. Ein abermaliges Auffunkeln der Wolke überhellte unten fast rund um den Stamm beinahe bankähnlich hochaufgebuckelte Wurzelknorren, und Cajus Rehwoldt sagte: „Es scheint doch, daß wir uns hier ein bißchen häuslich einrichten können. Zu trinken kann ich leider in meiner Wirtschaft „Zur grünen Linde" nichts anbieten, aber einen Platz, so viel Dir davon gefällt."

Er brach plötzlich kurz ab und stieß lachend hinterdrein: „Was lösen meine Gehirnganglien da für einen Reflex aus? Ich glaube, mein höchstverehrtes Fräulein, ich habe Sie schon seit einer halben Viertelstunde mit Du angeredet. Altera mater consuetudo; vermutlich war der Spitz mit seinem dornigen Zahn oder zahnigen Dorn wieder daran schuld. Verzeihen Sie den kolossalen Mangel an Respekt! Ich depreziere feierlich und will auch nachher einen Ganzen pro poena trinken."

Doch vor ihm aus dem Dunkel kam es zurück: „Das soll wohl nur ein Grund sein, um mehr trinken zu können? Ich hab's gar nicht bemerkt, danach scheint's eigentlich, als ob es mir viel natürlicher geklungen. Aber bei dem Spitz sagten Sie's ja auch so."

„Allerdings umgebracht, scheint's, hat es Dich nicht, nicht einmal Deine Zunge. Da ist meine schon wieder auf dem Spitzweg — na, dann bleiben wir drauf, Du hast recht, bequemer ist er im Grunde. Das nächste Mal, wenn ich das Vergnügen haben werde, Dich wieder zu sehen, ist's ja am Ende auch noch Zeit, den Respekt nachzuholen; periculum in mora, daß etwas verpaßt wurde, ist vermutlich nicht vorhanden. Also, sitzest Du den Umständen nach erträglich, liebes Kind?"

Das Mädchen entgegnete aus dem Dunkel: „Wie auf einer Bank. Haben Sie denn auch einen guten Platz?"

Nun fiel der Studiosus Cajus Rehwoldt ihr ins Wort: „Nein, weißt Du, das läuft gegen den Comment. Wenn ich einen Fuchs Du nenne, versteht sich's von selber, daß er's mir auch thut!"

(Fortsetzung folgt.)

Constanze.

Von Theodor Storm.

Nicht dem Geliebten allein, wie vielen warst du entrissen!
  Glaubten die Freunde doch kaum, ohne dich blühe die Welt. —
Deine geliebten Rosen, ach, dreimal blühten sie wieder,
  Und deinen Namen wie lang hab' ich von keinem gehört.
Rastlos wandert die Zeit, in den Augen der Kinder verdämmert
  Mählich dein Bild, und bald — wer noch wüßte von dir!
Denn so schwindet der Menschen Gedächtnis: Siehe, noch einmal,
  Höher als je zuvor, hebt es die spiegelnde Flut;
Scheidender Abendstrahl der Sonne verklärt es noch einmal;
  Doch wie die Welle verrauscht, nimmt und begräbt es die Nacht.

Auf dem Traunsee

Wie schön du glühst, du sinkend Licht. Der Möve gleich
Mit leiser Schwinge streifst du die verklärte Flut,
Mit dunklem Saume umkleidest du die grünen Höhen,
Erklimmst die Felsen, flammst vom höchsten Grat herab.
Zur Heimfahrt mahnt die Länge der See und weit der Weg,
Und ich allein im Nachen. Lichtes Häuschen du
Am schilfigen Ufer, leuchtest mir als Augenpunkt,
Dem nach die Richtung gebend meinem fliehenden Kahn,
Indeß ich rückwärts rudre, meinem Ziele zu,
Dem ungesehnen; doch du deutest mir den Weg,
Lenkst meinen Kurs, geradaus, bis mein Ufer winkt.

So auf des Lebens Seefahrt in früher mir das Ziel –
Winkst du mir, lichtes Vaterhaus! Dich seh' ich noch
Aus weiter Ferne; seh' an deinem Fenster noch
Mein Mutterantlitz, ahnungsvoll freundgewandt
Ins heilige Leben, leuchtend wie im Morgenroth
Von glühenden Wünschen, hohem Streben, reiner Lust,
Von edlem Leben träumend und von edlem Tod.
Nun rudr' ich manches Jahr schon auf der Schicksals Flut;
Wohin der Weg? Wer sieht ihn? Wer im Dunkel winkt –
Was weiß ich? Lange Fahrt noch, oder naher Ziel?
Strand oder Klippe? Zweifelhoffnung? Heiße Nacht?
Mein Auge sieht's nicht. Dich noch seh' ich, fernes Haus,
Von dem ich herkam; – leuchte fort! Mein Stern du,
Mein Augenmerk du bis zum letzten Augenblick!
Der heiligen Flamme Opferrauch entsteigt dir, weht
Zu mir herüber, trägt mir Ahnung, Jugendlust,
Des Lebens Hoffnung, reinen Strebens Wonne zu.
Und so mein Schifflein rudernd weiß und fühl' ich doch,
Wohin es geht, – ob nun zum Leben, ob zum Tod!

Adolf Wilbrandt.



Den Bühnen gegenüber Manuskript.

Donna Maria.

Trauerspiel in drei Aufzügen von **Adolf Wilbrandt.**

Personen:

Graf Giacomo Leopardi.
Antonio, sein Freund.
Donna Olimpia, del Marchesi di Cercara.
Donna Maria, ihre Tochter.
Graf Federigo Borella.
Don Martino, Marchese di Sambuga.
Stefano, Diener des Grafen Leopardi.
Ein Hausierer.

Diener der Donna Olimpia.

Die Handlung spielt in Neapel und am Vesuv, im Jahre 1837.

Erster Aufzug.

Am Abhang des Vesuv; noch auf mäßiger Höhe; Fernblick über das Meer, das Gebirge von Sorrent und die Insel Capri. Ein schmaler Weg steigt im Hintergrunde herauf, so daß die von dort Kommenden nach und nach sichtbar werden, und führt dann weiter nach links, einen Hügel hinan, in die Coulisse. Auf derselben Seite, vorn, springt ein eingehegtes Gärtchen vor, in dem man noch die Front eines schmucklosen Häuschens sieht; über dessen Thür die griechische Inschrift: "Ὃν οἱ θεοὶ φιλοῦσιν, ἀποθνήσκει νέος. Auch von rechts ein Pfad, zwischen Gestein und Gebüsch. Natürliche und künstliche Ruhesitze hier und da; eine Bank vor der Hütte.

Erster Auftritt.

Donna Olimpia und **Don Martino** (kommen hinten den Weg herauf). Später **Diener** (mit Mänteln, Decken, Schirmen).

Olimpia (zuerst; halb zurücksprechend). Aller Anfang, sagt man, ist schwer; ich find' ihn leicht. — Don Martino! — Martino! — — Warum antwortet Ihr nicht?

Martino (nur erst mit dem Kopfe sichtbar). Kann ich? Hab' ich Atem? (keuchend) Ist es möglich, zu sprechen, wenn —

Olimpia. Wenn —?

Martino (steigt herauf; sammelt Atem). Wenn eine Atalante wie Ihr —

Olimpia. Eure arme, erschöpfte Lunge will schon wieder schmeicheln.

Martino. Wenn die unruhigste Frau im Königreich meine alten Beine zwingt, Jugend zu heucheln!

Olimpia. Ich will Euch hindern, zu altern; denn wer alt ist, ist tot. (Martino seufzt.) Wettet Ihr, Martino? Ich werde auch die erste sein da oben auf dem Vesuv.

Martino. Eurem Namen gemäß.

Olimpia. Meinem Namen?

Martino. Donna Olimpia! Die Olympische. Ihr müßt hinauf, hinauf, zu Euresgleichen —

Olimpia. Capri! Wie es da liegt. Wie hübsch die Felsen schwimmen auf dem blauen Meer; so losgelöst, als segelten sie vorbei. Was sagt' ich Euch: es wird ein herrlicher Tag! (Die Diener der Marchesa sind gleichfalls heraufgestiegen; auf ihren Wink steigen sie weiter, den Hügel hinan, und verschwinden nach links.)

Martino. Und hier eine Hütte.

Olimpia. Abseits vom Fahrweg. Einsam, wie ein Uhu in seinem Tagesversteck. — In so einer Lava-Wüste zu leben, wäre nicht mein Geschmack.

Martino. Seht dort die Bücher am Fenster.

Olimpia. Gott im Himmel! wohnt hier oben, zwischen Lava und Ginster, ein gebildeter Mensch?

Martino. Ihr fragt. Seht doch die Inschrift.

Olimpia. Wo?

Martino. Über der Thür.

Olimpia. „Or oi" — — Nein; ich kann's nicht lesen. Ist das die Lava-Sprache?

Martino. Ich halte es für Griechisch, schöne Frau.

Olimpia. Nun, so übersetzt mir's.

Martino (buchstabiert). „Hon hoi" — — (lächelnd) Im Dienste Seiner Majestät hab' ich mein bißchen Griechisch verlernt, wie ich entdecke.

Olimpia. So müssen wir meine gelehrte Tochter fragen. Wo bleibt Maria?

Martino (horcht). Ich höre ihre Stimme.

Olimpia. Wo?

Martino (nach rechts deutend). Dort, durch die Rinne, kommt Donna Maria herauf.

Olimpia. Mit dem Grafen Federigo?

Martino. Nun, wie sonst? Wozu eiltet Ihr mit dem alten Martino so vorauf, schöne Frau, als damit das junge Paar miteinander Schritt hielte?

Olimpia (ihre Verlegenheit weglächelnd). Ihr habt Geist, Martino; Ihr formiert Euch. Kommt, gehn wir weiter; schauen wir ein wenig dort hinter dem Hügel auf die Welt hinunter. Ich merke dem Grafen an, Martino, daß er sich meiner Tochter heut erklären will — — (mit gespielter Unbefangenheit) Gebt mir Euren Arm.

Martino (sieht ihr fragend ins Gesicht). Ihr habt's ihm — — (stockt).

Olimpia. Was?

Martino (das Wort suchend). Ihr habt's ihm — erlaubt, Donna Olimpia?

Olimpia (etwas verwirrt). Was fragt Ihr so neugierig? — Ja.

Martino. Verzeiht. Ich habe die Ehre, Olimpia, Euer ältester Freund zu sein —

Olimpia. Was wollt Ihr noch?

Martino. Also wäre es — so zu sagen — ganz zu Ende zwischen dem Grafen und Euch?

Olimpia (nimmt, statt zu antworten, eine Rose, die an ihrer Brust gesteckt, und läßt sie zur Erde fallen).

Martino. Blumensprache?

Olimpia (nickt). Es mußte enden. — Kommt!

Martino. Und nun soll Eure Tochter —

Olimpia. Schweigt! (zögernd) Ihre Augen sehen zu viel; (wie sich verbessernd) mehr, als ihr gut ist, mein' ich; — darum geb' ich sie her. Sie ist zur Ehe geschaffen; und der König wünscht es; — und nun schweigt und kommt! (Zieht ihn mit sich hinweg; sie verschwinden hinter dem Hügel.)

Zweiter Auftritt.

Graf Federigo. Donna Maria
(kommen von rechts).

Federigo. Sind Sie ermüdet, Donna Maria?

Maria. Nein.

Federigo. Wenn dieser romantische Steinsitz Sie vielleicht einladet, etwas auszuruhn —

Maria. Ich danke. — Obwohl hier, an ihn geschmiegt, diese liebliche Blume blüht —

Federigo. Lieblich? — Ginster; weiter nichts.

Maria (pflückt eine der Blüten vom Busch, betrachtet sie, vom Grafen abgewandt; halblaut vor sich hin). Ich habe dich! — „Ginster — die Blume der Wüste“ —

Federigo. Was sagten Sie?

Maria. Nichts, Graf Federigo. Nur den Titel eines Gedichts.

Federigo. Wollten Sie doch lieber Ihre schönen Augen an dieser Rundschau erfrischen —

Maria (blickt auf). Sie sehen, es geschieht.

Federigo (nach hinten deutend). Dorthin, Donna Maria.

Maria (schüttelt den Kopf; wirft nur einen flüchtigen Blick nach hinten, starrt dann wieder träumend nach rechts, nach vorn hinaus; spricht vor sich hin).

Die Felder hier, verschüttet
Von unfruchtbarer Asche, überdeckt
Von der versteinten Lava,
Die unterm Schritt des Wanderers ertönt —

Federigo (der ihre Verse nicht hört, doch ihren Augen folgt). Hm! Dieses Bergland war schön, als hier die duftenden Gärten, die schimmernden Villen der alten Römer noch standen! Jetzt, als Leichenfeld des Vesuv —

Maria (nickt; wie oben). Nun alles rings
Nur Eine Wüstenei; (auf den Ginster blickend)
Drin du, o holde Blume, blühst und, gleichsam
Mitfühlend mit der andern Weh, zum Himmel
Des süßesten Gedüftes Hauch entsendest,
Der öden Wüste Trost!

Federigo. Verse! — Und von wem?

Maria. Von Leopardi; wenn Sie sie nicht kennen.

Federigo. Nein; ich kenne sie nicht. Aber wozu fragt' ich! Graf Leopardi ist ja jetzt Anfang, Mitte und Ende, der auserwählte Dichter, der einzige, den Donna Maria noch zu lesen geruht —

Maria. Weil ich die andern über ihm vergesse —

Federigo. Für den Sie schwärmen, für den Sie sich begeistern —

Maria. Vermutlich, Graf, weil er es verdient.

Federigo. Donna Maria, vergönnen Sie mir Ein Wort! Ich verstehe Sie nicht. Sie, die junge Blume — Knospe, sollt' ich sagen — Sie, an der alles Leben und Zukunft ist — Sie schwärmen — für wen? Für den schwermütigsten, finstersten, hoffnungslosesten aller Menschenfeinde; für diesen kranken, häßlichen, sterbenden, lebendig begrabenen Mann —

Maria. Erlauben Sie auch mir ein aufrichtiges Wort?

Federigo (mit auffordernder Geberde). Donna Maria —

Maria (sanft). Ich glaube, Graf Federigo, Sie verstehen das nicht.

Federigo (verneigt sich). Es scheint, man muß Ihre gelehrten Studien doch ein wenig beklagen; denn sie haben Sie etwas — rauh gemacht.

Maria (lächelnd). Haben Sie Geduld mit mir! Ich glaube, ich bin noch zu jung, um liebenswürdig zu sein.

Federigo. Um liebenswürdig zu sein! Und das sagen Sie mir?

Maria. Und warum nicht Ihnen?

Federigo. Weil — — weil ich Sie liebe.

Maria (zuckt zusammen; faßt sich). In der That?

Federigo. In der That.

Maria (sucht zu lächeln). Und welchen Namen geben Sie dieser sogenannten Liebe?

Federigo. Welchen Namen? — Maria! — Daß ich um Sie werbe; daß Sie meine ganze Zukunft sein müssen, wie Sie meine Gegenwart sind; daß Ihre Jugend, Ihr Geist, Ihre Lieblichkeit, mein Herz, die Meinung der Menschen, des Königs, — daß alles mir zuruft: dieses Herz mußt du dir gewinnen, diese Frau muß die deine werden! Verschwenden Sie nicht alle Ihre Blicke an diese traurige Blume; bitte, wenigstens einen — einen einzigen — an mich. Wenn Sie nicht finden, (mit Selbstgefühl) daß ein unausfüllbarer Abgrund meine Fehler von Ihren Vorzügen trennt; wenn Sie mir nicht sagen müssen, daß ich Ihnen rettungslos mißfalle —

Maria. Graf Federigo!

Federigo. Ich — mißfiele Ihnen nicht?

Maria. Warum sollten Sie? (unschuldig) Mein Gott, ich wüßte nicht warum? — Verzeihen Sie; vielleicht beleidige ich Ihren Stolz, indem ich so spreche. Ich weiß noch nicht, wie man — sprechen muß. Plötzlich stehen Sie da und sagen mir, daß Sie um mich werben!

Federigo. Donna Maria! Und das hätte Sie so ganz überrascht?

Maria (verlegen). Nein. Ich muß ehrlich sein: freilich nicht so ganz. Meine Mutter — (Bewegung des Grafen, die er sogleich unterdrückt) — Don Martino — — Wenn ich nachdenke: alle Welt hat mir schon ein wenig davon gesagt. Alle hoffen es; also alle scheinen es zu wünschen! Man beneidet mich. Der junge Graf Federigo, den sie am Hof, in Neapel, im ganzen Königreich den „glücklichen“ nennen; der reiche, der tapfere, der schöne Graf — (er verneigt sich; sie lächelt) verzeihen Sie: die Welt sagt's — der Liebling des Königs, der gefeiertste Mann am Hof —

Federigo (niederknieend). Liegt hier zu Ihren Füßen, Donna Maria.

Maria. Nein, nein! stehn Sie auf! Ich hab' Sie einmal vor meiner Mutter so knieen sehn — (der Graf erschrickt, steht auf; Maria fährt arglos fort) um was Sie damals so dringend zu bitten hatten, weiß ich nicht, hab' ich nie gefragt; aber vor mir mag ich Sie nicht so sehn. Ist das eine kindische Empfindung, Graf, so verzeihen Sie mir! Und wenn Sie wirklich des Glaubens sind, daß Sie mich lieben —

Federigo. Glaube! — Gewißheit! Maria —

Maria. So gehen Sie jetzt und lassen Sie mich mit mir selbst allein!

Federigo (ritterlich). Mein König und meine Dame dürfen mir befehlen. Nur Ein Wort! Man beneidet Sie — sagten Sie nicht so — — und Sie?

Maria. Ich? — Wenn alle mir sagen, ich sei glücklich, muß ich es nicht glauben? (ernst vor sich hinstarrend) Und wenn ich dann allein bin und zweifle — wenn ich dasitze und mich frage, was Glück ist — und es nicht weiß, nicht fühle — so sag' ich mir verwundert, beklommen: warum fühlst du es nicht? — Graf Federigo, zürnen Sie mir nicht; lassen Sie mich zu mir kommen, das Leben

ist mir wie ein Traum; gönnen Sie mir Zeit, daß ich es begreife!

Federigo. Ich verlasse Sie —

Maria. Meine Mutter! Still!

Dritter Auftritt.

Federigo, Maria, Olimpia, Martino (treten wieder hervor). Später **Stefano** und ein **Hausierer**.

Martino (gleich Olimpia das Paar betrachtend, leise). Er hat gesprochen.

Olimpia (leise). Sie gab ihm kein Ja —

Martino. Doch wohl auch kein Nein.

Olimpia (laut). Sie stehn so nachdenklich, Graf; studierten Sie diese Schrift?

Federigo. Welche Schrift?

Olimpia. Die rätselhafte Inschrift über dieser Thür.

Federigo (blickt hin). Ich muß bekennen, ich hatte sie nicht gesehn.

Martino. Sind Sie der Mann, Graf, sie zu entziffern?

Federigo (lächelnd). Dem Alter den Vortritt, Don Martino.

Olimpia. Hier kann uns, wie ich sehe, nur meine Tochter retten! Diese gelehrte junge Dame wird uns verdolmetschen, was da steht.

Maria. Hon hän Theän filusin, apothnäskei neos.

Martino. Noch ein wenig verständlicher, bitt' ich.

Maria. Wen die Götter lieben, der stirbt jung.

Martino. Puh!

Olimpia. Ein lebensmüder Vers.

Federigo. Ein lebensmüder Mann, der hier wohnt.

Maria (für sich, gedankenvoll). Wen die Götter lieben, der stirbt jung!

Martino. Was für ein Narr mag hier hausen?

Olimpia. Diese tiefe Stille!

Federigo. Er liegt vielleicht schon als Mumie da, der lebensmüde Mann, und dieser hebräische —

Martino. Griechische —

Federigo. Oder griechische Vers ist die Inschrift seines Grabes.

Olimpia. Nirgends rührt sich ein Laut!

Martino. Nur ein Glöckchen. (Man hört's.)

Federigo. Aber aus weiter Ferne.

Olimpia. Über das öde Feld.

Federigo. Ein Mensch! (Stefano tritt aus der Hütte, bleibt an der Schwelle stehn, und sich die Hand vor die Augen haltend, als blende ihn die Sonne, schaut er aufs Meer hinaus.)

Olimpia. Wo?

Federigo. In der Thür dieser Grabkapelle.

Martino. Richtig; ein alter — (verbessert sich) ein Mann in reiferen Jahren.

Federigo. Noch keine Mumie, aber schon nahe daran. (Stefano tritt vor, ins Gärtchen, doch wendet er sich wieder nach links.) He! Alter Herr! Wohnt Ihr hier allein?

Olimpia. Er hört nicht.

Martino. Ist er taub?

Federigo. Alter Herr! Bin ich im Irrtum, oder lebt Ihr noch? — Auf ein Wort! (Stefano wirft im Gehn einen halben Blick zurück, wendet sich mürrisch ab und entfernt sich durch das Gärtchen nach links, ohne zu antworten.)

Martino. Er sagt weder Weiß noch Schwarz.

Olimpia (lacht). Ein Menschenfeind.

Federigo. Hier wohnt die Melancholie in eigner Person, mit ihrem alten Diener, dem Ärger!

Ein Hausierer (noch hinter der Scene, singt).

Drei Tage schon im Bette
Liegt Nina frisch und rot.
Erweckt sie um die Wette,
Sie schläft sich sonst zu Tod!
Mit Pauken- und Cymbel- und Zitherklang
Erweckt mir doch Ninetta,
O helft mir aus der Not!
Ninetta, Ninetta!
Sie schläft sich sonst zu Tod.*)

(Während des Gesangs kommt er von links den Hügel herab; tritt an die Gartenthür, will sie öffnen.)

Martino. Hier in der Wüste ein Hausierer?

Federigo. Woher des Weges?

Hausierer (zur Höhe hinauf deutend). Vom Eremiten, Euer Gnaden, wo die Fremden einkehren, die Engländer. Ist mein schlechtester Kunde nicht, — Euer Gnaden zu dienen.

Federigo. Und zu welchem andern Eremiten wollt Ihr hier? Wie heißt der menschenscheue Kunde, den Ihr hier bedient?

Hausierer. Ein edler Herr, Euer Gnaden.

Federigo (lacht). Ein edler Herr!

Hausierer. Wenn ich Euer Gnaden sage: ein Graf.

Martino. Und wie heißt Euer Graf?

Hausierer. Ein gelehrter Herr, Euer Gnaden, gelehrter als wir alle. Und einer von unsern Dichtern, auf die wir stolz sind, mit Verlaub von Euer Gnaden. (Maria tritt näher.) Und wenn man ihm sagt: Herr Graf, so viel kostet's (zeigt mit den ausgestreckten Fingern, wie viel) — er handelt nicht, er bezahlt's.

Federigo (ungeduldig). Wie sein Name ist, haben wir gefragt.

Hausierer. Ein sehr guter Name: Graf Leopardi.

Maria. Leopardi!

Olimpia. Leopardi! — Hier —!

Martino. Ihr macht ein Gesicht wie auf ein Wunder, Maria. (zu Olimpia leise) Leopardi! — Sagtet Ihr mir nicht einst, zu den unzähligen Anbetern Eurer Herrlichkeit hab' auch einmal der junge Graf Leopardi gehört?

Olimpia (leise, kalt lächelnd). Er betete an, Martino; aber ihm ward keine Gnade! (laut) Hier so einsam zu hausen: seltsame Phantasie!

Hausierer (hat sich gegen die Herrschaften verneigt, ist wieder an die Gartenthür getreten, ruft) Stefano!

Maria (tritt zu ihm; ihre Befangenheit vor den andern überwindend). Irrt Ihr nicht, guter Mann? Ich hörte doch sagen, Graf Leopardi wohne unten in Neapel —

Martino. Horcht, horcht! Unsre stumme Maria spricht.

Hausierer. Euer Gnaden verzeihn! Wenn Graf Leopardi nicht hier oben wohnt, wohnt er unten in Capodimonte, vor Neapel, ganz wie Ihr sagt. Wenn er aber nicht in Capodimonte wohnt, wohnt er hier am Vesuv.

Federigo. Gut erklärt, auf Ehre!

Maria. Und warum hier am Vesuv?

Hausierer (zuckt die Achseln). Ein kranker Herr, Euer Gnaden. Der Kranke sucht das Gesunde, Euer Gnaden. Bergluft ist gesund; Stille ist gesund. Wenn unten die Lüfte wehn, die ihn umbringen wollen, sucht er hier oben andere, die es besser mit ihm meinen. Wie die Zugvögel, Euer Gnaden; denn einen jeden zieht's nach seiner Natur.

---

*) Das Morgenständchen von Pergolese. Die Übersetzung aus Paul Heyses „Italienischem Liederbuch“; ebendaselbst findet man die Melodie.

Maria (für sich). Krank! Leidend! Und darum — o Gott! — die öde Einsamkeit für ihn eine Welt!

Federigo (der sie beobachtet, leise). Sie sind — bewegt, Donna Maria.

Maria. Sie nicht?

Olimpia. Bedauernswerter Graf! — Kommt; wir rasten schon lange. (lächelnd) Haben wir uns bei Seiner Excellenz, dem Vesuv, anmelden lassen, so gehen wir denn und thun wir unsere Pflicht!

Maria. Ohne ihn zu sehn?

Olimpia. Wen?

Maria (verlegen, auf die Hütte deutend). Ihn, Leopardi — den Dichter —

Federigo. Den kranken Sänger der Verzweiflung, für den wir schwärmen; den Menschenfeind.

Olimpia. Und meine Tochter wünscht sich, ihn zu sehn?

Maria. Mutter! Du nicht?

Olimpia. Ich? (für sich) Ein seltsames Wiedersehn wär' es — hier am Vesuv — nach so langen Zeiten —

Federigo (mit unterdrückter Eifersucht). Wie rührend Ihre stummen Augen zu bitten verstehen, Donna Maria! (für sich murmelnd) Und wenn Du ihn sähst, diese sterbende Ruine, — die poetische Begeisterung, denk' ich, sollte Dir vergehn —

Olimpia. Was sagen Sie, Graf?

Federigo. Ich möchte der Donna Maria bitten helfen — (leise) Sagen Sie nicht Nein!

Olimpia (wirft ihm noch einen fragenden Blick zu, den er durch Geberde beantwortet; dann, laut). Beklagenswerte Mütter, deren Töchter phantastische Launen haben! — Gut, versuchen wir's; wenn er nicht verschmäht, uns zu empfangen —

Maria (plötzlich). Oh —!

Olimpia. Was giebt's?

Maria (deutet auf die Hütte, in deren Thür Leopardi erschien).

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Leopardi (blaß, elend, mit etwas schmerzverzogenem Gesicht, mit auffallend gewölbtem Rücken, kommt mit) **Antonio** (aus der Hütte).

Leopardi (tritt langsam, etwas unsicher auf; strauchelt; Antonio hält ihn. Freundlich lächelnd). Guter Antonio!

Antonio. Ein Stein.

Hausierer (hat mittlerweile seinen Kasten abgesetzt, einige Bücher und anderes herausgenommen, nähert sich damit dem Leopardi). Guten Tag, Herr Graf —

Leopardi (spricht zuerst etwas mühsam, dann freier). Seid Ihr wieder da? Ihr wißt doch, ich wünsche nichts von Euren Sachen.

Hausierer. Ihr wünscht sie nicht, gnädiger Herr; aber wenn ich da bin, kauft Ihr sie mir ab. Das ist mir genug.

Leopardi (nimmt ihm ein Büchlein aus der Hand). Kalender?

Hausierer (nicht lebhaft). Ein Almanach, Euer Gnaden. Für das Jahr des Herrn achtzehnhundertachtunddreißig.

Leopardi. Das Jahr muß noch eine Weile warten, mein' ich.

Hausierer. Wird kommen, kommen, Herr Graf.

Leopardi. Glaubt Ihr, daß es glücklich sein wird, dieses Jahr des Herrn?

Hausierer. Oh Euer Gnaden, gewiß.

Leopardi. Wie das vergangene?

Hausierer. Viel, viel glücklicher.

Leopardi. Wie das vorher?

Hausierer. Glücklicher, glücklicher, Herr Graf.

Leopardi (setzt sich auf die Bank vor der Hütte). Aber wie welches denn? — Seit wie viel Jahren verkauft Ihr Eure Kalender?

Hausierer. Werden zwanzig sein, gnädiger Herr.

Leopardi. Und welchem von diesen zwanzig Jahren möchtet Ihr daß das neue Jahr gleich sähe?

Hausierer. Ich? — Könnt's nicht sagen.

Leopardi. Ist Euch kein Jahr in besonderem Gedächtnis, das Ihr für ein glückliches hieltet?

Hausierer (besinnt sich). Das nicht, Euer Gnaden. Nein.

Leopardi. Und doch ist das Leben eine schöne Sache, nicht wahr?

Hausierer. Nun, das versteht sich.

Leopardi. Möchtet Ihr nicht diese zwanzig Jahre, und alle vorher bis zu Eurer Geburt, noch einmal leben?

Hausierer. Eh! wollte Gott, daß ich's könnte, lieber Herr!

Leopardi. Doch wenn Ihr dasselbe Leben noch einmal leben solltet, das Ihr hattet, mit all seinen Freuden und Leiden, weder minder noch mehr?

Hausierer (sieht sich unwillkürlich von oben bis unten an). Das möcht' ich nicht.

Leopardi. Welches Leben möchtet Ihr dann noch einmal leben? Meins? oder das des Königs? oder wessen sonst? — Oder glaubt Ihr nicht, daß ich, und der König, und jeder andre genau so antworten würde wie Ihr; und wenn man sein eigenes Leben wiederholen sollte, möchte keiner noch einmal?

Hausierer (kratzt sich den Kopf, sieht Leopardi ehrlich an). Glaub's wohl.

Leopardi. Und Ihr auch nicht?

Hausierer. Nein, Euer Gnaden; so nicht.

Leopardi. Nun! was für ein Leben möchtet Ihr dann?

Hausierer. So eins, wie Gott mir's geben will; ohne Wenn und Aber.

Leopardi. Ein Leben wie es kommt? von dem man noch nichts weiß?

Hausierer. So ist's.

Leopardi. Ja, so möchte jeder von uns noch einmal leben; so, und anders nicht. Eine schöne Sache, das Leben! Aber nicht das Leben, das man kennt, sondern das man nicht kennt; nicht das vergangene, sondern das zukünftige. Das neue Jahr — und immer das neue Jahr — da wird's anfangen, das glückliche Leben! Nicht wahr?

Hausierer (beklommen). Hoffen wir's, gnädiger Herr.

Leopardi. Also her mit Eurem Almanach: was kostet er?

Hausierer. Dreißig Soldi, Herr Graf.

Leopardi. Hier sind dreißig Soldi; (mit entschiedener Geberde) nun geht!

Hausierer (verneigt sich, packt zusammen und auf; für sich, schwer gedankenvoll). Da wird's anfangen, das glückliche Leben! (Geht über die Bühne nach rechts; will leise wieder singen.) Drei Tage schon — — (Bricht ab. Versucht's noch einmal. Schüttelt den Kopf.) Ich kann nicht. Kann heut nicht mehr singen. Heut nicht! (Ab.)

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen ohne den Hausierer. (Leopardi betrachtet die andern erst nachdem er den Hausierer entlassen. Olimpia FAl- während Martino und Federigo stehn — im Mittelgrunde, hat bald leise mit ihnen gesprochen, bald dem Gespräch Leopardis mit dem Hausierer gelauscht. Maria vorne rechts allein, ganz dem Gespräch und Leopardi zugewendet.)

Maria (für sich). Ach! sein Gesicht ist wie seine Worte. Wie umschnürt's mir das Herz!

Olimpia (zu Federigo, halblaut). Sie kennen den andern Herrn?

Federigo (ebenso). Ja: Don Antonio. Bürgerblut, aber kein übler Mann. (tritt vor; laut) Don Antonio! erkennen Sie mich nicht mehr?

Antonio (für sich). Ich erkannte dich sehr wohl — — (laut, näher tretend) Sie sind es, Graf! Sie sehen mich erstaunt. Was führt Sie in diese Öde herauf?

Federigo. Zwei hohe Herren, Don Antonio: Der Vesuv und — Graf Leopardi; der Fürst des Gebirges und der Fürst der Dichter; — um beiden zu huldigen, beide zu begrüßen.

Antonio (ungläubig, für sich). Du! zum Leopardi! (wirft einen unruhigen Blick auf Leopardi zurück; halblaut) Verzeihen Sie, Graf — (Spricht leise weiter.)

Leopardi (sieht auf; finster, für sich). Zu mir? (Wendet sich unwillkürlich zur Thür, wie um zu entfliehn; blickt noch auf Olimpia, die sich ihm nähert, steht betroffen still.) Aspasia! — Ich träume. — Ich träume nicht. Ewiger Gott!

Olimpia. Nein, Sie träumen nicht. Graf Leopardi — Graf Giacomo — erschrecke ich Sie so sehr? Hat mich die Zeit so verändert (Leopardi schüttelt den Kopf), oder warum stehn Sie sonst in Ihrem Garten wie eine Herme da und bieten mir nicht die Hand? (Leopardi tritt aus dem Gärtchen hervor; sie reichen sich die Hände.) Ihre Hand ist kühl, Graf Giacomo. Ihr Herz, hoff' ich, blieb warm. Ich vergaß Sie nie! (auf Maria deutend) Wollen Sie die Jahre sehn, die seit damals verflossen sind? Hier stehn sie in Fleisch und Blut: meine Tochter Maria; damals noch ein Kind — Sie wissen — auf meinem Schoß, jetzt mein Mene Tekel, der große Zeiger auf meiner Lebensuhr; (halb schmerzlich lächelnd) Mittag ist vorbei! — Sie, Graf, sind noch der Alte; ewig jung, wie die Dichter —

Leopardi (lächelnd, mit wahrem Schmerz). Ich! Großer Gott!

Olimpia (leise zu Martino). Er hat den bösen Blick. (Streckt den kleinen und den Zeigefinger beider Hände von sich.)

Martino (thut desgleichen; leise). Ein Jettatore; beim heiligen Januar!

Federigo (mit Geberde). Donna Olimpia —

Olimpia (vorstellend). Meine Freunde, Graf Giacomo; Graf Federigo Borella; Don Martino, Verehrer Ihrer Muse; doch das versteht sich von selbst.

Leopardi (vorstellend). Don Antonio, mein Freund.

Martino. Donna Olimpia hat recht: das versteht sich von selbst. (zu Olimpia, leise) Was für eine Art von Dichtungen hat er denn geschrieben?

Olimpia (lächelt, zuckt die Achseln; dann laut). Aber Ihre Freunde, Graf, müssen Ihnen zürnen. Wer verbannt sich freiwillig aus der Welt, wenn er der Welt gehört? Ihr Geist, Ihr Genie —

Leopardi. Bitte, bitte!

Olimpia. Sie dürfen Ihr Pfund nicht vergraben; das ist Sünde, Graf!

Leopardi. Verzeihen Sie, Donna Olimpia. Als die Spanier gegen die Feinde ihres Landes kämpften, setzten sie die Leiche des großen Cid auf sein Pferd, führten ihn, wie wenn er noch lebe, ins Feld — Sie wissen das — und durch seinen Anblick den Feind erschreckend, siegten sie in der Schlacht. (ruhig lächelnd) Ich bin ein toter Mann wie der Cid. Doch wozu kann ich toter Mann noch nützen? Etwa Italien zu verteidigen? — Wo ist Italien? Wir haben keins. Die zerstückelten Glieder Italiens tanzen, lachen, lieben, faullenzen, jedes für sich, jedes wie es kann. Zu alledem braucht man keinen toten Mann, wie mich! So lassen Sie mich in dieser stillen Oberwelt, die meine Unterwelt ist, mir ein Italien zu träumen, das es nicht giebt, an ein Glück zu denken, das es nicht geben kann, und das Ende zu erwarten, das es geben wird!

Federigo (leise zu Martino). Eine Mumie; wie ich sagte.

Olimpia. Sie haben sich verschlimmert, Graf. Damals hofften, damals strebten Sie. Damals wünschten Sie von Ihresgleichen geehrt zu sein, aus der Menge emporzuragen, — wünschten zu gefallen.

Leopardi. Ja, Donna Olimpia, mir ist, als hätt' ich es gewünscht. (lächelnd) Die Menge! Es ist unmöglich, sagte ein alter, weiser Philosoph, der Menge zu gefallen, wenn man nicht eine Pastete oder süßer Wein wird. Geehrt zu sein! Man ehrt nur den, der auch uns ehrt; und ich mag nicht lügen. Meinesgleichen! Meinesgleichen finden den Tag lustig und die Nacht ergötzlich; ich find' es nicht; also bin ich nicht mehr Ihresgleichen.

Martino. So melancholisch, Herr Graf!

Leopardi. Nicht wahr, das ist zum Verwundern?

Martino. Wenn eine Frage erlaubt ist: warum finden Sie die Welt und das Leben so schlecht?

Leopardi (leise zu Antonio). Soll ich ihm antworten?

Antonio (leise). Den schönen Frauen zu liebe.

Leopardi (lächelt; wirft einen Blick auf Maria, wird ernst, gefesselt; endlich laut, halb zu ihr gewendet). Don Martino! Sie erinnern sich wohl jenes Volks im Altertum, bei dem es Sitte war, für jeden glücklichen Lebenstag einen weißen, für jeden unglücklichen einen schwarzen Stein in einen Köcher zu werfen. Nehmen Sie an, nach dieser Sitte hätten auch Sie gelebt. Wie viel größer, meinen Sie wohl, wäre in Ihrem Köcher die Zahl der schwarzen Steine, als der weißen? Oder wie oft haben Sie wohl am Abend eines Ihrer Tage aus vollem Herzen gesagt: das war ein glücklicher Tag?

Martino. Ein glücklicher Tag? (stockt; wendet sich zu Olimpia) Etwas ist daran.

Leopardi. Und wenn Sie nun alle die Steinchen der Tage, die Ihnen noch bevorstehen, vor sich liegen sähen, die weißen hier und die schwarzen dort, und man sagte Ihnen: mit diesen Steinchen, und also mit Deinen zukünftigen Tagen, thu was Du willst; — was würden Sie thun? Würden Sie nicht sagen wie ich: nehmt alle die schwarzen fort, laßt mir nur die weißen? Und wenn Sie auch wüßten, es werden ihrer nicht viele und ihr Weiß wird etwas trübe sein?

Martino. Hm! Eine böse Frage —

Leopardi. Zwar weiß ich, viele Tausende würden nicht so sagen wie ich. In blinder Lebenswut, blinder Todesfurcht würden sie auch über die schwarzen Steine ihre Hände breiten, würden rufen: laßt sie mir alle, alle, zieht mir auch den dunkelsten nicht ab! denn der dunkelste dieser schwarzen Tage kann nicht so schwarz sein, wie der letzte sein wird. Leben! Leben um jeden Preis! Sterben sehn die Geliebten, weinen um verlornes Gut, um die schwindende Kraft, um die entfliehende Hoffnung — aber leben, leben, weil uns vor dem Sterben graut! — Das ist das Rad, Don Martino, auf dem die Kugel der Schicksalsgöttin rollt. Darum hört man überall die Steine preisen, — die schwarzen wie die weißen. Darum rühmt man, mit blutigem Schweiß und mit Zähneklappern, diese beste Welt!

Martino (ein gelindes Zittern überwindend). 's ist etwas daran. (von Zeit zu Zeit zu Olimpia gewendet) Elend ist dieses Leben, und die Welt ein Rätsel. Sterben — wie unnatürlich — — Wie neulich, auf der Jagd, auch der König sagte; dasselbe, ganz dasselbe. Unnatürlich — (zu Olimpia) Neulich auf der Jagd!

Federigo (der Maria beobachtet, für sich). Sein bittres Lästern mißfällt ihr. Noch etwas mehr davon! (laut) Erlauben Sie, daß ich mich über Sie verwundre, Herr Graf. Sie, der Sie, wie ich höre, nicht zu „Ihresgleichen", sondern zu der Partei des sogenannten Fortschritts halten, wie wollen Sie mit Ihrem Satz von der unverbesserlich schlechten Welt vor diesem gepriesenen Jahrhundert der Wissenschaft, der Bildung und der Erleuchtung bestehn?

Martino. Sehr gut; in der That, sehr gut.

Leopardi (sich allmählich erregend). Sie irren sich in mir, Herr Graf. Wenn ich auch nicht so sehr nach der Ehre geize, für Ihresgleichen zu gelten, bin ich doch nicht in meine Zeit und ihren Fortschritt verliebt. Woher nä m' ich den Mut, dieses Jahrhundert elender Menschen und guter Maschinen zu preisen! — Nur wenn es diesem Jahrhundert der Maschinen noch gelänge, auch gegen die Übel der Gesellschaft Schutz und Schirm zu erfinden; wenn es, wie gegen Sonne und Wind, gegen Blitz und Regen, auch gegen Lug und Trug, gegen Neid und Gemeinheit Schutzmaschinen baute —

Martino (lacht). Paramensonge — Paraperfidie —

Leopardi. Wenn es uns Werkzeuge lieferte, die vor der Herrschaft der Mittelmäßigkeit, vor dem Gedeihen der Narren und der Schurken, vor der Unterdrückung der Weisen, Edlen und Gesitteten schützen — dann sollten Sie hören, Herr Graf, wie noch ein Sterbender dieses Jahrhundert segnet! Oder wenn es gar die drei Meisterwerke zustande brächte, die unsrer tiefsten Erniedrigung abhülfen und von denen ich träume —

Federigo (sich gereizt auf die Lippe beißend). Ohne Zweifel nützliche Erfindungen, von denen ein Dichter träumt!

Olimpia. Lassen Sie hören, menschenfeindlicher Graf!

Leopardi. Ich habe von einer Maschine gelesen, welche sprechen konnte; es giebt Maschinen, die zeichnen, schreiben, Schach spielen; nun! so sollte man einen Preis stiften für die Erfindung einer Maschine, die ungleich wichtiger ist; einer Maschine, die alle nötigen Eigenschaften hätte, um uns ein wahrer, wirklicher Freund zu sein. Ein Freund, der uns, wenn wir abwesend sind, nicht tadelt und nicht verspottet; der uns verteidigt, wenn andre über uns lästern; der unsre Geheimnisse nicht aus Wichtigthun oder um der lieben Unterhaltung willen verrät; der uns unser Glück nicht beneidet; der uns nicht nur mit Worten, sogar auch mit Thaten hilft. Wer diese Maschine erfände, — ginge es nach mir, so würd' ihm eine Goldmedaille zu teil, vierhundert Zechinen schwer; auf der einen Seite die Bilder des Orest und des Pylades, auf der andern sein Name mit der Unterschrift: „Erster Bewahrheiter der Fabeln des Altertums!"

Olimpia. Bitterkeit, nur Bitterkeit geht aus Ihrem Munde. Und Ihre beiden andern Meisterwerke sind von der nämlichen Art?

Leopardi. Ich fürchte.

Olimpia. Sagen Sie!

Leopardi. Sie wollen es?

Olimpia. Ich bitte.

Leopardi. Vierhundertfünfzig Zechinen für die zweite Maschine! Ein künstlicher, von Dampf getriebener Mann, der tauglich wäre, wahrhaft edle und reine Thaten zu verrichten. O Donna Olimpia, zu erfinden um jeden Preis!

Olimpia. Und das dritte? (Leopardi schweigt) Das dritte, Graf Giacomo?

Leopardi. Das dritte? Eine Maschine, die eine Frau wäre — — nun, eine Frau, wie sie in verschiedenen träumerischen Büchern sich beschrieben findet, die beim Buchhändler zu kaufen sind. Auf die große goldene Medaille dieses Erfinders — fünfhundert Zechinen schwer — würde man einen Phönix setzen, und auf die Kehrseite drucken: „Erfinder des ehelichen Glücks und der treuen Frauen."

Olimpia (fährt auf; wirft ihm einen bösen Blick zu; wendet sich von ihm ab). Genug! Gehn wir endlich; wir versäumen uns, während Graf Leopardi uns die Welt verlästert. Leben Sie wohl —

Leopardi. Sie sind gekränkt, Donna Olimpia?

Olimpia. Der Himmel bessere Ihre Gesundheit und Ihre Gedanken. Leben Sie wohl!

Leopardi (verneigt sich stumm). Und Sie, Donna Maria?

Maria (traurig, bleich). O Graf Leopardi! (halblaut) Ich beklage Sie — und mich.

Olimpia (im Gehn, ruft zurück). Maria!

Leopardi (halblaut). Und sich? Warum auch sich?

Maria. O Graf —

Olimpia (lauter, scharf). Maria!

Maria (schmerzlich, mühsam). Leben Sie wohl! (Geht hastig Olimpia nach.)

Martino (höflich kühl). Graf Leopardi, auf Wiedersehn —

Federigo (für sich). Jenseits, oder nie! (Verneigt sich. Alle vier nach links ab, den Hügel hinauf. Maria wird die letzte, blickt von oben auf den abgewandten Leopardi noch einmal traurig zurück.)

Olimpia (schon hinter der Scene). Maria! (Maria ab.)

Sechster Auftritt.

Leopardi, Antonio.

Leopardi (steht eine Weile da, starrt auf den Boden hin; fühlt dann, mit schmerzlicher Geberde, nach seinem Herzen, geht zu einer der Ruhebänke im Vordergrunde, sitzt nieder und lehnt sich ermattet, die Augen schließend, zurück).

Antonio (tritt neben ihn; nach einer Weile). Du sprachst zu viel.

Leopardi. O Antonio!

Antonio. Ich staune, Leopardi. Vor diesen Fremden öffnetest Du Dein Herz.

Leopardi. Mein Herz? — Einen Winkel in meinem Hirn, Antonio; nicht mein Herz. (halblaut vor sich hin, tief erregt) Aber wie ist mir, wie ist mir. Aspasia und ihr Kind!

Antonio (nach kurzem Schweigen). Wir brauchen also eine Maschine, Leopardi, die uns den Freund ersetzt. Es giebt also auf Erden keinen wahren Freund.

Leopardi (blickt zu Antonio auf, ergreift seine Hand). Doch! Einen giebt's. Der ist Freund, Pfleger, Krankenwärter, Beichtiger und Bruder zugleich. Mein guter Bruder, vergieb mir! (wieder vor sich hin) Wie das Herz mir schlägt; die kranke Lebensuhr, die sonst so saumselig tickt. Was ist hier erwacht!

Antonio (der ihn still beobachtet). Ein stolzes, verführerisches Weib, die Donna Olimpia.

Leopardi (in verhaltener Erregung lächelnd). Findest Du? — Die andere, die Tochter, denk' ich, sagte uns mehr.

Antonio. Die Stumme?

Leopardi. Mir schien's, als müsse ihr Schweigen das stille Atmen einer holden, kindlichen Seele sein. (halblaut) Und doch, wozu wäre sie ihrer Mutter Kind?

Antonio. Du kanntest ihre Mutter?

Leopardi (bitter lächelnd). Ob ich sie kannte! Sie war jung, schön und klug; ich war jung, häßlich und — ein Narr. Olimpia nennt man sie; Aspasia nannt' ich sie in meinen Versen, für mich. Guter Gott! wie helläugig, wie blind, wie sehnsuchtsvoll, wie hoffnungslos hab' ich einst geliebt!

Antonio. Aspasia! Das also die kaltherzige Frau, die Du als Aspasia in Deinen Gedichten besangst! — Du sagtest mir nie von ihr —

Leopardi (lächelnd). Heute will ich Dir's sagen. Alte Lieder, alte Gefühle — — Ich staune über mich: ich bin noch nicht tot. Nimm Deine Laute, mein Bester; setz Dich hin und spiele! — An diesem himmlischen Tag; reine Lüfte wehn — warme Jugendlüfte — — O Jugend, die du dahin bist! O Aspasia, die du wiederkehrtest — Olimpia, Maria — die Toten, die Lebendigen — — Und ich lebe noch, und mir schlägt noch das Herz!

Antonio (ist still in die Hütte gegangen, kommt mit einer Laute zurück, setzt sich rechts; Leopardi links). Ich höre.

Leopardi. Spiele.

Antonio (beginnt leise eine einfache, weiche Melodie).

Leopardi (träumend). Verse; alte Verse. An Aspasia.

Wie angebetet einst, o Götter! und
Wie meine Wonne und mein Fluch! Und nie
Fühl' ich den Wohlgeruch von blühnder Flur,
Noch Blumendüfte durch die Gassen ziehn,
Daß ich nicht wieder wie an jenem Tag
Dich sehe, da in reizenden Gemächern,
Durchduftet alle von den frischen Blüten
Des Frühlings, in die Farbe du gekleidet
Des dunklen Veilchens, deine himmlische
Gestalt vor mir erschien, geneigt, geschmiegt
In glänzende Polster und umflossen von
Geheimer Wollust! Und du ausgelernte
Verführerin, auf deiner Kinder Lippen,
Die sich dir krümmten, drücktest schallend du
Inbrünst'ge Küsse, weit hinabgebogen
Den schneeigen Nacken, und die Ahnungslosen
Zogst du mit deiner anmutvollen Hand
An den verhüllten, den ersehnten Busen.
Neu schien mir Himmel und Erde; fast ein Strahl
Der Gottheit glänzte mir ins Herz — —

(Er versinkt in sich. Antonio bricht ab.)

Spiele weiter; spiele. (Er spielt.)

Tot ist nun die Aspasia,
Die ich so liebte! — — du, Olimpia, lebst;
Doch jene Glut, die du entflammt, erlosch;
Denn dich nicht liebt' ich: jene Göttin, die
Ihr Leben einst, ihr Grab nun hat in mir.
Sie betete ich an — —

(Er steht auf, fühlt bewegt, erschüttert an sein Herz.)

Wer weckt mich nun aus tiefer Ruh,
Aus schlummerndem Vergessen?
Welch neuer Zauber, dessen
Gewalt ich fühl' in mir?

O Träume! sanfte Regungen!
Herzbeben! sel'ges Hoffen!
Steht euch der Weg noch offen
Zu diesem Herzen hier?

Noch einmal lebt der Wald mit mir,
Der Strand, des Hügels Welle;
Zum Herzen spricht die Quelle,
Es spricht zu mir das Meer.

Wer giebt die Thräne mir zurück,
So lang' verlernt, verloren?
Was blickt, wie neu geboren,
Die Welt verwandelt her?

Ließ Hoffnung, du mein armes Herz,
Ein Lächeln auf dich tauen? —
Ach! nie mehr werd' ich schauen
Der Hoffnung Angesicht.

Und doch erwacht, erwacht in mir
Der Wahn, der Trug, der alte!
Es lebt das Herz, das kalte,
Es lebt! und kennt sich nicht!

(Er legt die Hände über sein Gesicht und weint. Antonio, in tiefer Bewegung, spielt leise fort.)

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Maria. Martino

(Maria ist schon früher links auf dem Hügel erschienen; horcht, winkt dem hinter ihr auftretenden, mißvergnügten Martino durch bittende Geberden, zu schweigen. Als Leopardi verstummt ist, steigt sie herab, winkt dem Alten, zu folgen.)

Martino. Maria! Maria!

Maria. Still! Und wenn Ihr mich lieb habt, so kommt! (Er zuckt hülflos die Achseln. Sie kommt in den Vordergrund; bleibt schüchtern neben Leopardi stehn. Antonio, erstaunt, hört auf zu spielen. Leopardi blickt auf.)

Leopardi (überrascht). Donna Maria!

Martino. Donna Maria; ja wohl. Sie will's; sie will's. Sie will — und ich muß. (leiser) Maria! Eure ahnungslose Mutter wird Euch und mich majestätisch herunterputzen; — aber Ihr wißt leider, ich bin eine Gerte, ein Rohr, eine Feder in Eurer Hand. Heimlich auf und davon!

Maria (leise). Heimlich, aber mit Euch! (laut, mit ihrer Verlegenheit kämpfend) Graf Leopardi, — ich bitte sehr, verkennen Sie mich nicht.

Leopardi (während Martino leise mit Antonio spricht). Wie sollte ich —

Maria. Verzeihen Sie mir! Zürnen Sie mir nicht! Sie sind krank, Sie fliehen die Menschen, sehnen sich nach Frieden; und doch tret' ich in Ihre heilige Stille so aufdringlich, wie ein Weltkind, ein. Beschämen Sie mich nicht: sagen Sie mir, Herr Graf, daß Sie mir vergeben!

Martino (zu Antonio, bei Seite). Ein Glas Wein vom Vesuv? Ich sage nicht nein, mein Herr! (Geht auf Antonios Einladung in die Hütte voran; Antonio ihm nach.)

Leopardi (hat stumm Marias Hand genommen und gedrückt; schlicht). Diese Hand hat Sie begrüßt: so hab' ich nichts mehr zu sagen. (mit auffordernder Geberde) Hier wäre Platz für zwei. (Sie setzen sich.) Donna Maria, lassen Sie einen armen, staunenden Menschen fragen: was führt Sie, den jungen Lebensfrühling, zu mir?

Maria. Eine Frage, Herr Graf; — doch wie diese Frage lautet, Ihnen das zu sagen — mein Herz schlägt so heftig — mir versagt noch der Mut. Und wenn ich Sie ansehe — so bleich, so ernst — (Steht vor innerer Bewegung auf.) Graf Leopardi! Wer bin ich, daß ich so zu Ihnen spreche? Mir sprengt's aber die Brust. Sie so klagen

zu hören, Sie so leiden zu sehn! Sie! Sie, den ich über alle Dichter, über alle Menschen verehre!

Leopardi (starrt sie an; sucht zu lächeln). Sie erschrecken mich. Eine Verehrung, die so jugendlich grenzenlos übertreibt, wird wie die Rakete, die in die Lüfte steigt, ihr eigener Tod. (liebenswürdig) Vergönnen Sie mir, zu sitzen — (sie setzt sich wieder) und bekennen Sie mir, was für ein sanfter Vorwurf mich aus Ihren mitleidigen Augen anblickt. Denn ich seh' ihn dort. Schüchtern, schweigsam, traurig blickt er mich an. (lächelnd) Gute Donna Maria, ermutigen Sie ihn, geben Sie ihm das Wort!

Maria. Sie sehen mir ins Herz. Woher kommt Ihnen das? — Ich vor Ihnen reden — — Aber so freundlich machen Sie mir Mut! — — Graf Leopardi, ich lese, ich kenne alle Ihre Werke. Ich beginne damit meinen Tag, ich träume davon bei Nacht. Ihre Bücher sind ein Teil von mir geworden — oder ich von ihnen. Wie soll ich's sagen! Ich kann's nicht. Ihre wundersamen, hohen, traurigen, schrecklichen Gedanken geben mir Leben — und Tod. Warum verzweifeln Sie so an Glück, Leben und Welt! Warum wüteten Sie vorhin so gegen Menschen und Erde, zerrissen mir so das Herz!

Leopardi (nach einer Pause). Sie sind noch jung, Donna Maria.

Maria. Ich bin ein Mensch, ich kann die Menschen nicht hassen!

Leopardi. Bin denn ich ihr Feind? Wer ist der Menschen Feind, als sie selbst, — und die sie schuf: die Natur? Diese ruhelos schaffende, vernichtende Natur, die sich in vielen Zwecken, vielen Sorgen abmüht, nur in der einen nicht: ob wir Menschen glücklich oder elend sind! Thut sie uns weh, es bekümmert sie nicht; segnet sie uns, sie weiß es nicht; und würde sie unser ganzes Geschlecht von der Erde vertilgen, sie bemerkte es nicht. Was ist denn diese Welt, was erhält diese Welt? Ewiges Werden und Zerfallen; Sterben für andrer Leben, Leben von andrer Tod. Und ich sollte sie lieben, diese liebelose Welt? Erst komme der, der mir sagt: für wen, für wen dieses hoffnungslose, erbarmungslose All, das vom Weh und vom Tod seiner Geschöpfe lebt?

Maria (beklommen). O Graf Leopardi! Auch seine Freuden sind groß!

Leopardi. Ja! Gleich den Wohlgerüchen: süß ist ihr Duft; schmeckt man dann die Frucht, ist sie selten so göttlich, wie der Duft versprach! — — Aber nicht allen verbittert sich die Frucht. Bleibe sie Ihnen süß! Ich, Donna Maria — der Unglückliche, dem Sie sagen, daß Sie ihn verehren — ich kam verurteilt zur Welt. Verurteilt zu leiden, zu verzichten, zu entsagen; verurteilt zu furchtbarer, ewig wachsender Klarheit (an seine Stirn greifend), hier zu sehn, mit Adlerblick zu schauen, wie das Leben ein Wahn, wie alles Herrliche ewig unerreichbar, alles Erreichbare ewig eitel ist! In allen Gedanken, allen Sinnen, allen Fasern, (auf sich deutend) durch dieses ganze empfindende Gefüge, zu fühlen, zu ertasten, zu schmecken die Nichtigkeit aller Dinge, die grenzenlose Öde der grenzenlos ausgefüllten Welt! Und ich mitten in ihr, von Leben umringt und doch tief in der Höhle meines Ich allein; hohen Strebens, hoher Gefühle voll und auf die dumpfe Stimme des Fluches horchend, der meine Lebenskraft zernagt, mein Gebein verzehrt; elend ohne Rettung, und darum doppelt inbrünstig sehnsuchtsvoll nach unaussprechlichem Glück; Wonneträume im Herzen, mit denen noch das hinsterbende Leben mich äfft, und wissend, daß das alles ein Wahn ist — — Donna Maria, sind Sie glücklich, wohl Ihnen! Ich bin, wozu die Natur den Menschen vor allen Geschöpfen verfluchte: unselig und elend!

Maria. O mein Gott! — Sie, mit des Himmels höchsten Gaben gesegnet!

Leopardi. Blicken Sie doch her auf diesen gesegneten Mann. Schönheit, Gesundheit, Hab und Gut enthielt Ihr Himmel mir vor; dafür ward mir ein ruheloser Geist, den ganzen Umfang meiner Unseligkeit zu erkennen, und des Dichters schmerzenvoller Drang, was ich erkannt, zu sagen und zu klagen. Aber ich klage nicht mehr! Aufrecht, mit ruhigem, kaltem Lächeln trag' ich meinen Fluch. Jeden holden Wahn, jede schmeichelnde Hoffnung hab' ich ausgerottet; nackt, kahl steh' ich da, doch der Wahrheit schau' ich ins dunkle, hohle, ausgebrannte Auge. Schmeichelt ihr andern euch durchs Leben hin! Belügt euch durch Hoffnung, täuscht euch durch Entsagung! Ich kann elend und unselig sein, doch ich kann euch nicht beneiden!

Maria. Graf Leopardi! Sie ahnen nicht, wie jedes Ihrer Worte mich schmerzt. Mitfühlende Menschen wohnen auf der Erde. Kann kein mitfühlendes Herz, keine Bewunderung, keine Liebe Sie trösten?

Leopardi. Still! still! — Ich war jung; wie die Jugend glaubt' ich, Unglück rühre das Herz. Kinderglaube! Lästig ist das Unglück. Alles verzeiht die Welt, nur das Unglück nicht. Nur das Glück wird geehrt, nur das Glück wird geliebt! — Menschen! Menschen! Ich lache. Wo sie ehren sollten, höhnen sie; wo sie bewundern sollten, lästert der hohle Neid. Gute Menschen! Jeder ist so schlecht, wie sein Bedürfnis es fordert. Eure Gesellschaft! Ein Bund der Schurken gegen die Ehrlichen, der Gemeinen gegen die Edlen. Ich hab' sie gesehn, diese Welt; gleich den Frauen ist sie: dem gehört sie, der sie betrügt, verführt, genießt und mit Füßen tritt!

Maria (zuckt zusammen; nach einer Pause). Ich beklage Sie. Sie kennen den Haß, wie ich sehe, aber die Liebe nicht.

Leopardi (mit wildem Lächeln). Sie irren, Donna Maria. Als ich Ihre Mutter kannte, hab' ich die Liebe gekannt.

Maria (starrt ihn betroffen an). Herr Graf!

Leopardi. Ihnen das zu sagen! — Aber Ihr Anblick, der mich so grausam martert und beseligt — — Großer Gott! was red' ich da. Was geschieht mir. Sie Olimpias, Aspasias Kind! Gehn Sie —

Maria (überrascht, erschreckend). Aspasia! Aspasia meine Mutter —

Leopardi. Gehn Sie, und wenn Sie hundert Schritte weiter sind, lachen Sie über mich!

Maria. Über Sie lachen! ich! die ich die Menschen hassen möchte, weil Ihre Liebe zu Haß ward —

Leopardi. Haß! Nein, nein! Nicht Haß. Wenn sie unrein und Sünder sind, — bin denn ich rein und gut? — Nein, nicht Haß! Aber sie lieben — vorbei! (in tiefer Erregung) Donna Maria! Blicken Sie nicht her; Ihr Auge thut mir nicht gut. Sie sehn mich so fragend an und öffnen mir das Herz. Der Liebe fremd! Geboren war ich, zu lieben; die in Sonnenglut verdorrte Erde kann nicht lechzender nach der Wetterwolke dürsten, als nach einem Tropfen Liebe mein im Fegefeuer schmelzendes, nicht zu kühlendes Herz. Ich — — Genug! — Ich zahlte meinen Zoll. Die Liebe eines vom Schicksal Ver

flüchten — die erwidert man nicht. Mich beklagen? Nein, nein. Nur — nur lieb' ich nicht mehr. Nur noch Einen lieb' ich (in die Luft starrend): den alles erlösenden, den ersehnten Tod. Von fern, seit langen dunklen Jahren, sieht er mich an; näher kommt er und näher. Du bist mir gewiß! Deine bleiche, friedliche Gestalt äfft und höhnt mich nicht. Kommen wirst du; und so wahr du kommen wirst, und so wahr ich noch leide, des Lebens höchster Lohn, reinster Trost wird mir das Sterben sein!

Maria (in Thränen). Das zu hören! O Gott!

Leopardi (steht auf). Donna Maria! Vergeben Sie mir! Mit den Leichenphantasien eines lebendig Toten foltre ich Ihr jugendfrohes Herz. So jung, so blühend, so schön! (sie mit wachsender Liebe betrachtend) Und um Sie her der ganze Garten der Welt; — doch Mitleid führt Sie in die Öde zu mir — und zum Dank verfluch' ich Ihnen den Garten und seine Früchte und predige Ihnen das unfruchtbare, hoffnungslose Grab!

Maria (sanft). Irrte ich vorhin? So irren nun Sie, Herr Graf. Ich, so jung, so blühend — ich, die die Menschen beneiden — ich höre Sie und mir ist, als wäre alles Glück der Erde öd' und nichtig gegen Ihren Schmerz. (unschuldig) Was haben Ihre Worte mir angethan, daß ich nun so fühle? — Gott, mein Gott! So das Leben zu fliehn, den Tod zu lieben, wie Sie, — und doch noch zu leben und zu leiden!

Leopardi. Und warum leb' ich noch? Warum suche ich nicht den Tod? — Es muß Ihnen unlogisch oder feige dünken — (sie schüttelt den Kopf). Freiwillig gehn! Wie oft hab' ich's gewollt! — Aber da stehn sie. Die Eltern. Die Schwester. Fern über dem Apennin. Sie heben die Hände. Ich darf nicht! — Und wird mir am wehsten, am sterbebangsten ums Herz, so tritt die Muse her ... Auf einmal (an seine Stirn fühlend) erwacht er hier, der dichtende Geist. Er horcht auf diese Töne der Verzweiflung, er faßt sie, er bindet sie, umschleiert sie mit dem Wohllaut des Gesangs, — und so betrügt er den Tod. Die Stunde geht; und es bleibt das Lied. Ich schau' es an, meiner Schmerzen Kind; weinend sitz' ich und lebe!

Maria (aufs tiefste erschüttert, nimmt seine Hand, neigt sich über sie). O Graf Leopardi! Ich weine mit Ihnen. — Und kein Gefühl, kein Herz, kein Mensch auf dieser Erde kann Sie mehr trösten?

Leopardi. Holde, lieblichste Seele! — Thränen auf meiner Hand. — Wie verwirren Sie mich. Dies ist ja ein Märchen. Ich zittre. Gehn Sie! — Sagen Sie, was für eine Frage Sie zu mir geführt hat, und dann gehn Sie hinweg!

Maria. Meine Frage! — Ich vergaß sie ganz. Mich hab' ich vergessen. O erinnern Sie mich nicht an diese Frage, vor der mir schaudert, mir graut!

Leopardi. Sagen Sie's, und gehn Sie!

Maria. Wie soll ich es sagen? — Meine Mutter — — vor einer Stunde, als ich von Ihnen ging — — Meine Mutter will's, ich soll mein Schicksal entscheiden. Heute! Jetzt! (flehend) Nur zu Ihnen kann ich flüchten, nur Sie kann ich befragen; keinen zweiten Menschen weiß ich auf der Welt. O helfen Sie mir. Sie, der Sie die Herzen kennen und das Leben durchschauen: bei der Wahrheit, für die Sie leben und leiden, — was soll ich thun? Dem Grafen Federigo folgen — als seine Frau — in das Leben der Welt — des Hofs — der Freude, wie sie sagen — — oder mich weigern und das Kloster wählen, wie mir dann verhängt ist? Graf Leopardi! Was erschreckt Sie so. Zürnen Sie mir nicht! Ich bin hülflos — voll Bangen — mitten unter all diesen Menschen bin ich ganz allein — — Verweigern Sie mir's nicht! Sagen Sie: was soll ich thun?

Leopardi. Sie! Donna Maria!

Maria. Sie schwanken. Alles Blut flieht aus Ihrem Gesicht. Was geschieht Ihnen?

Leopardi (setzt sich; bezwingt sich mit Gewalt). Was mir oft geschieht. — Sie ins Kloster! Sie!

Maria. Die Mutter — der Vormund — auch der König will's — wenn ich mein „Glück“ nicht will. Sie alle sagen: mein „Glück!“

Leopardi. Und Sie lieben Ihr Glück nicht? Sie lieben den Grafen nicht?

Maria. Lieben! Fürchten! Ich weiß nicht! (tief beklommen, hülflos) Sie alle beneiden mich! — Graf Leopardi, ich kenne das Leben nicht, kenne mein Herz nicht!

Leopardi (mit verhaltenem Schmerz). Und Sie fragen mich — — (für sich) Darum ward ich erweckt. Darum all die Gefühle — — O Schicksal! (Wendet sich ab.)

Maria. Reden Sie — — Heilige Madonna! (Sie erblickt auf dem Hügel Olimpia und Federigo; beide kommen langsam herab.)

Achter Auftritt.

Leopardi, Maria; Olimpia, Federigo; später **Antonio** und **Martino**.

Leopardi. Was giebt's?

Maria (hindeutend halblaut). Meine Mutter; — er. (flehend) Sagen Sie mir ein Wort!

Leopardi (halblaut). Maria — — Großer Gott, was verlangen Sie —

Maria (dringend). Sagen Sie! Was Sie mir sagen, das thu' ich —

Leopardi. In seine Arme, oder lebendig ins Grab —

Maria. Eh' es zu spät ist! — Was soll ich thun —

Leopardi (sich voll Schmerz überwindend). Bei der Wahrheit, bei der Sie mich beschworen: ins Kloster geht nicht Ihr Weg. Des Menschen Weg geht ins Leben — sei es wie es sei!

Maria (greift an ihr Herz; stummer Ausdruck des Schmerzes).

(**Olimpia** und **Federigo** sind mittlerweile in den Vordergrund gekommen; **Maria** tritt von **Leopardi** zurück).

Olimpia (wirft einen finstern, harten Blick auf Maria, lächelt kühl gegen Leopardi). Sie sehn uns noch einmal, Graf. Der Vesuv umwölkt sich, das Wetter treibt uns zurück. (zu Maria leise) Nicht das Wetter, Du!

Maria (leise). Mutter. —

Martino (kommt hastig, geängstigt aus der Hütte; Antonio ihm nach). Donna Olimpia! So wahr ich lebe —

Olimpia (halblaut). Schweigt! (zu Maria, die sie forschend betrachtet, leise) Heucheln kann Dein Gesicht noch nicht. Er sollte Dir raten, helfen ... Widersprich, wenn es nicht so ist! (Maria schweigt.) Und wie wunderbar: seine Augen glühen ja auf Dich her, wie damals auf mich. Unschuldige Kokette —

Maria. Mutter! — Heiliger Gott!

Olimpia. Wir werden ja hören, was diese Augen meinen: (mit raschem Entschluß) wenn wir hören werden, wie er Dich beraten hat. Jetzt, auf diesem Platz, wirst Du Dich entscheiden! (laut, mit harter Ruhe, nur mit halbem Blick auf Leopardi) Was hat meine Tochter gewählt?

Maria (für sich). Oh! Das ist Schmerz! (Blickt Leopardi, wie nochmals fragend, an. Er schweigt; starrt auf sie, dann von ihr hinweg).

Olimpia. Was hat meine Tochter gewählt? (leise) Oder wolltest Du mit diesem blühenden Ritter uns davonlaufen, — in sein Reich: ins Grab?

Maria. Mutter! — Mutter! (Geht, in schmerzlichem Unwillen sich aufraffend, auf Leopardi zu; laut, mit zitternder Stimme, auf Federigo deutend) Graf Leopardi! Das ist mein Verlobter.

Federigo. Maria! (Will zu ihr hin; Olimpia hält ihn fest).

Leopardi. Glück — — Glück sei Ihnen gewünscht, Donna Maria. Glück — — (Die Stimme versagt ihm. Er sinkt. Antonio stützt ihn).

Maria. Sie fallen! — Graf! (faßt tief erschrocken seinen Arm. Leise) Was hab ich gethan!

Leopardi (leise, mit unaufhaltsamem Gefühl). Mir Gift gereicht —

Maria (entsetzt). Graf Leopardi!

Leopardi (richtet sich auf). Geht! Geht!

Olimpia (laut). Maria! — Don Martino, wir gehen nach Neapel zurück! (Tritt zu Leopardi, den Maria verläßt; halblaut, lächelnd) Nicht wahr, Graf Giacomo, dieses Wiedersehen war wie ein Roman. Ihnen dank' ich für Marias Entschluß. Meinen besten Dank . . . (laut) Leben Sie wohl! (Geht; winkt Martino, ihr zu folgen; nach rechts ab.)

Maria (rasch). Euren Arm, Martino! (an Leopardi vorüber, leise) Vergebt mir — — vergeßt. Auf — Niewiedersehn! (Bezwingt sich mit letzter Kraft; rasch ab, nach rechts.)

Federigo. Donna Maria! (Ihr und Martino nach.)

Leopardi (sinkt auf den Sitz, auf dem noch die Laute liegt. Verzweiflungsvoll vor sich hin). Aspasias Kind! Maria!

Antonio (tritt zu ihm; erschüttert). Leopardi!

Leopardi. Still!

Antonio (für sich). Was ist hier geschehn? (laut) Leopardi! Bin ich Dir nichts? Kann Dein David seinem Saul nicht helfen —

Leopardi (blickt wild auf). Deine Laute — (erblickt sie) Hier! (Nimmt sie, zerbricht sie, wirft sie zur Erde.)

Antonio. Leopardi!

Leopardi. Könnt' ich so dieses Herz zerbrechen — dies ewig junge, ewig leidende Herz! (Sinkt zurück.)

(Der Vorhang fällt.)

(Die weiteren Akte folgen.)

Wie „Arria und Messalina“ entstand.

Ein Gespräch von **Adolf Wilbrandt.**

Er. Wohin gehen Sie heute abend? In Ihr Burgtheater?

Ich. Ja; aber nur auf eine Weile hinter die Coulissen.

Er. Ich sollte auch hineingehen; als Zuschauer. Ich komme jetzt so selten in das alte Haus . . . Nicht daß meine zweiundsechzig Jahre mich drückten; aber es giebt so wenig neue Theaterstücke, an denen ich Freude habe. Was spielt Ihr heute?

Ich. Lieber Freund, Sie werden heute nicht ins Burgtheater gehn.

Er. Warum nicht? Was spielt Ihr?

Ich. „Arria und Messalina“.

Er. Ah! Ihre „Messalina“.

Ich. Meine „Arria und Messalina,“ wenn Sie gütigst erlauben.

Er. Nun ja, Ihre „Arria und“. Aber die „Messalina“ ist doch wohl die Hauptsache. — Warum lächeln Sie?

Ich. Ich? — Nur so für mich.

Er. Sie wissen, lieber Freund, ich bin diesem Trauerspiel nicht grün. Ich glaube weder prüde zu sein noch Theoretiker; aber die Bühne ist doch eben die Bühne. Der Leser soll's lesen; gut! Aber der Zuschauer? Die versammelte Menge? Soll sie so bedenkliche Leidenschaften und so höchst bedenkliche Gestalten vor ihren Augen verkörpert sehn, sich daran erhitzen, vielleicht sich dafür erhitzen? — Was meinen Sie?

Ich. Ist Ihnen nie aufgefallen, daß edle Frauen an diesem Trauerspiel keinen Anstoß nehmen und eigentlich nur Männer diesen moralischen Einwand geltend gemacht haben?

Er. Ich weiß, Sie berufen sich auf die „edlen Frauen“. Vielleicht zielen Sie auch mit diesem Blick aus dem Augenwinkel auf meine „lustige Jugend,“ in der ich hinlänglich verderbt war — ohne meine Sünden durch einen edlen dritten Akt, wie Ihr Marcus, zu sühnen. Nicht wahr, Sie denken: wer in der Jugend krank war, der ruft im Alter: „hütet euch vor der Ansteckung!“ — Wer weiß! Hätte dieser Marcus damals das Gift in seiner Mutter Ring nicht getrunken, so hätt' er vielleicht mit zweiundsechzig Jahren auch den Kopf geschüttelt: „warum führt man solche Trauerspiele auf? Will man die Jugend verderben?“

Ich. Er trank aber das Gift.

Er. Und ich nicht.

Ich. So ist es.

Er. Und wenn ich zu meiner Zeit auch getrunken hätte, so könnte ich jetzt „Ihre Messalina“ nicht bekritteln.

Ich. „Arria und Messalina,“ wenn es Ihnen recht ist.

Er. Schon gut, schon gut! — Aber was ich daran „bekrittle,“ ist ja eben nicht die Arria, sondern die Messalina. Diese monumentale Verherrlichung der Sünde — bitte, lieber Freund, unterbrechen Sie mich noch nicht! — dieses fleischgewordene Laster, diese gekrönte und in Gold gekleidete Sinnenlust, der Sie leider viel zu viel poetischen Reiz gegeben haben . . . In des Teufels Namen, warum haben Sie das gethan?

Ich. Erlauben Sie mir, Ihnen auf meine Weise zu antworten?

Er. Was nennen Sie Ihre Weise?

Ich. Jedes Ding dieser wunderbaren Welt, das ich fertig und vollendet vor mir sehe, ist ein Rätsel; nur

wenn ich es entstehen sehe, kann ich es etwa begreifen. So rechtfertigt sich auch ein Menschenwerk nur durch seine Geschichte, durch die Art, wie es entstand. Sie wissen, ich schreibe gern, über das Geschriebene red' ich nicht so gern; doch da wir nun einmal von dieser gefährlichen Tragödie sprechen, so lassen Sie mich Ihnen das Ei zeigen, aus dem diese Schlange ausgekrochen ist.

Er. Ich bitte. — Übrigens dachte ich, als eine von den giftigen Schlangen sei diese gleich lebendig geboren worden.

Ich. Im Gegenteil; sie steckte lange Jahre im Ei; und schon darum sollten Sie zweifeln, ob sie zu den giftigen gehört! — Im Jahre 1872 schrieb ich dieses Stück; acht Jahre früher, im Oktober 1864, auf meiner zweiten Reise nach Italien, befand ich mich eine Weile in Nizza, und ganz der Wiederherstellung meiner erschütterten Gesundheit lebend und nur zuweilen für eine Stunde in ein Buch vertieft, las ich unter anderm Tacitus' Annalen. Mehr als je verwirklichte sich mir die erste römische Kaiserzeit. Daß sie mich dichterisch anregte, wird Sie nicht verwundern; denn diese Zeit entwickelt die Gegensätze, Edles und Schlechtes, Tugenden und Laster, zu wunderbarer Höhe und verkörpert sie in unendlich anziehenden, rücksichtslos lebendigen Gestalten, die gleichsam zu fragen scheinen: dramatische Dichter, wo seid ihr? Während draußen die nahe Brandung gegen den Strand und an den Felsen rauschte — wir hörten sie Tag und Nacht — wandelte die edle, ernste Gestalt der Arria durch mein Zimmer hin; aber bald nicht allein: hinter ihr erschien ihr schillernder, leichtfertiger Gegensatz, die üppige Messalina, ihre Zeitgenossin. Diese beiden trennten sich mir nicht mehr; nicht im Tacitus, aber in meiner Phantasie traten sie sich näher und näher, traten sich gegenüber, und jede schien auf die Gestalt, auf das Innere, auf das Schicksal der andern wie nach dem Willen eines geheimnisvollen Verhängnisses einzuwirken. Jede wuchs an der andern —

Er. Und so wuchs Ihr Stück.

Ich. Schon damals? O nein. Messalina und Arria standen mir wie zwei Statuen vor Augen: ich sah sie, aber sie bewegten sich nicht; sie sahen einander ins Auge, doch wie bei einer kalten, feindlichen Begegnung, der das entscheidende Wort des Zusammenstoßes fehlt, blieben die beiden Marmorbilder stehn. Ich zog nach Italien weiter, nach Florenz, dann nach Rom; dort lebte ich den Winter hindurch in langsamer Genesung, in allerlei Studien und Seligkeiten. Gajus Gracchus, der Bruder und Rächer des Tiberius, drängte sich hervor und fesselte mich durch seine ergreifend tragische Gestalt. Dann erschienen auch wieder jene beiden Frauen, stellten sich etwa unter die andern, die sichtbaren Marmorweiber im Vatikan oder auf dem Kapitol, versenkten mich in unklare, bezaubernd düstere Träume und verschwanden ... Übrigens, lieber Freund, von allem Handwerk des Schaffens verstand ich damals nicht viel; Theorie ohne Erfahrung; vor allem aber fehlte noch jener Überschuß der Lebenskraft, der zum Schaffen reif macht, ich war „chronischer Rekonvaleszent". Endlich kam der März, und eine alte Sehnsucht trieb mich Neapel und Pompeji zu. Am frühen Morgen machte ich mich auf; die Fahrt von Rom nach Neapel währte den ganzen Tag. Ich reiste allein. Wunderbar ernstes Licht lag auf den kahlen, bräunlichen Gebirgen und den bleichgrauen Felsenstädten; ich verfiel dieser unverschleierten, feierlichen, ernsten Freudigkeit, welche die südliche Natur und Sonne so oft in uns ausbrütet, die nicht heiter zu nennen, aber glückselig ist, in der sich die Seele wie zu einem großen Monolog zusammenzieht und rhythmisch zu fühlen, in Versen zu denken scheint. Lustige Gedanken und Entwürfe würden da nicht aufwachen; aber alles Feierliche, Bedeutende, verklärt Tragische, das in der Seele ruht, beginnt in leiser Bewegung zu erzittern ... Meine dramatischen Entwürfe rührten sich, auch der von Arria und von Messalina; dann hörte ich wieder stundenlang den Gesprächen der Mitreisenden zu: lauter Italiener, Kaufleute, Bürger aus den kleinen Städten (ich fuhr dritter Klasse), die mit all der erstaunlichen Beredsamkeit dieses Volks die Brigantengeschichten erzählten, die sich vor kurzem in diesen Gegenden ereignet hatten. Wir waren schon im ehemaligen Königreich Neapel, dessen Volk sich noch hier und da gegen die sardinischen Eroberer wehrte; die felsigen Gebirgsmassen, an denen wir hinfuhren, hatten in ihren Höhlungen und Wäldern Flüchtlinge, Räuber, Friedensbrecher aller Art beherbergt und lebhafte Kämpfe mit den Soldaten des jungen Italien gesehn, die auf heißem Boden, gegen einen wilden Feind, viele Opfer zurückließen. Jeder dieser Berge ward gleichsam lebendig, so dramatisch schilderten sich die Italiener untereinander, was sie da gehört oder erlebt hatten; barbarische Greuel und außerordentliche Heldenthaten, Verteidigung bis zum äußersten, blutige Vernichtung. So rollten wir ins „glückliche Campanien" hinein; die Höhenzüge wurden sanfter, edler, das Sonnenlicht abendlicher, zuweilen durch wunderbare Wolkengebilde verdeckt; die Gespräche wurden friedlicher, gedämpfter, es kam eine Art von feierlicher Ruhe in die Welt, die mich so eigen ergriff, wie ich es noch heute wieder fühlen kann, da ich's Ihnen erzähle. In der Luft schienen noch jene wilden Gestalten, Bilder, Leidenschaften zu schweben; ein unaussprechlicher Abendglanz verklärte sie, spann einen goldenen Schleier drüber hin und legte mir das alles in die Brust. Ich fühlte mich schicksalslos und doch von allem, was menschlich ist, bewegt; bald wie zusammengepreßt von erwünschtem Schmerz, bald zu der reinsten Seligkeit erweitert ... Doch wie soll ich Ihnen schildern, was nicht in Worte zu fassen ist! — Auf einmal sah ich einen bleichen, römischen, eben erblühten Jüngling, der der Arria ähnlich war; er ward ihr Sohn und liebte die Messalina ... Die Marmorbilder der beiden Frauen gerieten in Bewegung; Messalinas Herz erwachte und schlug an des Marcus Brust; Arrias Herz entsetzte sich und verging. Und um dieser tötlichen Liebe zu entrinnen und die Seinen zu retten, bleibt dem Marcus nichts als ein Opfertod ... Ein Opfertod in der Mutter Armen ... Nun kann sie ihrem Paetus sagen: „es schmerzt nicht", denn den größten aller Schmerzen hat sie erlebt, überwunden ... Mein Trauerspiel war da, wie Kristalle schossen die Scenen nun zusammen: der Erreger und Beweger Marcus war gefunden.

Er (nach einer Weile). Ich verstehe Sie. Mit alledem wollen Sie mir sagen, daß der Kern Ihres Trauerspiels nicht Messalina ist; daß es sich vor allem um den Marcus handelt, dessen tragische Sünde der tragische Tod verklärt. Durch die Entstehungsgeschichte Ihres Werks wollen Sie mich bekehren —

Ich. Bekehren? Nur zur höheren Ehre der Wahrheit sagen: so ist mir's ergangen. Gefällt Ihnen die Dichtung nicht, wie sollte der Dichter Sie dafür gewinnen?

Er. Hm! — Marcus! — Gut. Marcus sterbe; sagen wir: Marcus stirbt einen tragischen Tod. Aber warum muß er um so eine Messalina sterben? Oder, wenn schon um sie, warum haben Sie dieser Messalina so viel Licht gegeben, sie mit so viel Liebe und so warm gemalt, daß man Marcus und Arria vergessen, daß man sagen konnte: „der Dichter der Messalina"?

Ich. Erlauben Sie, daß ich Ihnen wieder durch eine Frage antworte; wenn Ihnen auch zuerst paradox erscheinen wird, was ich damit will. Erinnern Sie sich noch, wie Sie mir einmal auf einem Spaziergang sagten: „ich habe ein Mittel, jeden so glücklich zu machen, daß er mich als seinen größten Wohlthäter preisen und segnen soll"?

Er (lächelnd). Ja, ich erinnere mich. Eine meiner Schnurren. — Wenn ich nur ahnte, was diese Schnurre bei Ihrer Tragödie soll!

Ich. Gleichviel. Es handelte sich um ein Paar zu enger Stiefel, glaub' ich —

Er. Allerdings; so eng, daß der Unglückliche, der sie tragen muß, drin vergehen will. Ich sagte: wenn ich jemand einen halben Tag in so unerträglich engen Stiefeln in der Sonne herumführe, und dann der Augenblick kommt, wo ich ihn niedersitzen lasse und ihm diese beiden Feinde von den Füßen herunterziehe, so wird er, wer er auch sei, mich als seinen Wohlthäter preisen und der glücklichste aller Menschen sein!

Ich. Das war Ihre spaßhafte Theorie vom Glück —

Er. Die ich aufrecht halte!

Ich. Wie es Ihnen beliebt. Verzeihen Sie mir nun die Nutzanwendung Ihrer „spanischen Stiefel" auf einen so ernsten Fall. Was will die Tragödie? Ihren Helden durch den Untergang von einem Übel befreien, das so übermächtig, so unerträglich ist, daß ihn der Tod beglückt. Diesen tragischen, tödlichen, letzten Rausch des Glücks, der die höchste Kraft der Menschenseele entfesselt, — wie können wir ihn mit dem Helden fühlen, wenn wir nicht den Feind, der die Möglichkeit seines Daseins aufhebt, in seiner ganzen vernichtenden Gewalt gesehen, empfunden und begriffen haben? Marcus kann nicht mehr leben, weil's eben Messalina war, an die er sich verlor und für immer verlieren soll. War sie aber nichts als ein sinnentolles, gesetzloses, ruchloses Weib, wie konnte ein Marcus sich an sie verlieren? Sahen wir nicht allen Zauber des Lebens von ihr ausgehn, der auch in der reinen Menschenbrust die Flamme entzünden kann, wie kann uns des Marcus Schicksal dann ergreifen? so ergreifen, daß „der Menschheit ganzer Jammer uns anfaßt?" — Lassen Sie darum den Dichter getrost seine Messalina „warm und mit Liebe malen," wenn er nur auch den tragischen Zweck erreicht, für den er sie malte. Und steinigen Sie ihn lieber dann, wenn er eine seiner Gestalten — wer sie auch sei — ohne Liebe malte, wenn er Pedant genug war, einer moralischen Vormeinung den Schöpferdrang und die Lebenswahrheit zu opfern! — — Doch verzeihen Sie; ich rede für mich, für mein Werk, und das wollt' ich nicht. Bücher sollen, wie Handlungen und Gesinnungen, für sich selber reden. Mich hatte nur die Erinnerung an jenen wunderbaren Abend in Campanien fortgerissen, Ihnen zu erzählen, wie „Arria und Messalina" entstand. Und nun leben Sie wohl!

Er. Wohin wollen Sie?

Ich. Wieder einen tragischen Helden in „spanische Stiefel" stecken, die ihn zu Tode drücken; phantasieren gehn.

Er. Grausamer Mensch! — Meine Phantasie ist doch menschenfreundlicher. — Übrigens noch ein letztes Wort über Ihr Trauerspiel: was Sie auch sagen mögen, der Mann hatte doch nicht ganz unrecht, der, weil er die Messalina im Übergewicht fand, von Ihrem Stück gesagt hat: es stehe schief wie der Turm von Pisa.

Ich. Das hat jemand zur Wolter gesagt, weil sie die Messalina so genial und übergewaltig spielte, daß die Tugend der Arria neben ihr erblaßte. Gewiß sehr schmeichelhaft für die Wolter, aber eben auch nur für die Darstellung des Burgtheaters gesagt.

Er. Woher wissen Sie das?

Ich. Durch den, der dieses Gleichnis vom Turm zu Pisa gebraucht hat.

Er. Und wer ist das?

Ich. Der Verfasser des Trauerspiels „Arria und Messalina."

Er. Sie selbst?

Ich. Mit Ihrer Erlaubnis, ich selbst. Und nun wünsch' ich Ihnen einen guten Abend!

Sprüche.

Das Leben ist schwer, das will Bedacht;
Vor dir besonders nimm dich in Acht.

Friedrich Theodor Vischer.

*

Verstellt euch alle um die Wette,
Doch bricht's hervor mit einem Male:
In jeder Frau steckt das Kokette,
In jedem Manne das Brutale.

Eduard von Bauernfeld.

*

Zwischen Schmerz und Langeweile,
Zwischen Wieg' und Grab
Geht die Stunde sonder Eile
Wie ein Pendel auf und ab.

Eduard von Bauernfeld.

Bewundrung geht in die Tiefe und Höhe,
Sucht überall Stoff, ihren Drang zu stillen:
In der mächtigen Sprungkraft winziger Flöhe
Und dem Mordwerk unsichtbarer Bacillen.
Man bewundert den Himmel mit seinen Gestirnen
Und die Alpen mit ihren schimmernden Firnen.
Man bewundert das Weltmeer, weil es so tief ist,
Und den Turm zu Pisa, weil er so schief ist;
Doch über das Höchste des Wunderbaren
Ist heute die Menschheit nicht recht mehr im klarn.

Friedrich Bodenstedt.

Sulla Felix.

Von Hermann Lingg.

All seine Feinde waren tot, er hatte
Sie alle sterben sehn, es war um ihn
Nun nichts mehr, als er selbst und jede glatte
Und platte Schmeichelei; die Erde schien,
Wohin er trat, ihm weichlich nachzugeben
Wie ein Morast, dem Manne, der so schwer
An Mord und Blutschuld war, so hoch am Leben;
Der Himmel hatte keinen Blitzstrahl mehr,
Die Rache keinen Blick mehr, keinen Schrei
Der Jammer, — Wahrheit, wenn noch eine lebte,
Nicht ein Asyl, man ging sich stumm vorbei,
Und wem noch ein Gedanke kam, der bebte.

Nun war das längst vorbei — um ihn entsprossen
War schon ein neu Geschlecht und sah das Blut,
Das stromweis seine Grausamkeit vergossen,
Nur noch als Rost, er war jetzt mild und gut.
Er grüßte jeden, Silberhaar umwallte
Den ungebeugten Nacken, wie ein Bild
Des höchsten Zeus, und Sulla war der alte
Gewalt'ge Löwe noch, doch satt und mild.
Längst war ihm aller Krieg und Ruhm vergessen,
Er wohnt auf einem Landgut, pflanzt und baut
Im Schatten alter Pinien und Cypressen,
Der Glücklichste, den je das Glück geschaut.
Und alle, die zu Haus den Herrn umgeben
Und auf dem Feld in Arbeit vor ihm stehn,
Er ist ihr Gott, doch so nicht, daß sie beben;
Es hat ihn keiner zornig je gesehn.
Hier knallt die Sklavenpeitsche nicht, hier wimmert
Kein elend Weib um ihrer Kinder Not,
Und Sulla lächelt; Mittagsstille schimmert,
Und seine Schnitter ruhn bei Wein und Brot.

In einer Sänfte nach dem Pinienhain
Von zwei gewalt'gen Dakiern getragen,
Beginnt er, hier der Muse sich zu weih'n
Und schreibt Erinnerung aus seinen Tagen.
Da wischt er von dem Täfelchen im Buch,
Das seine Hand beschreibt, so manchen Flecken
Aus seinem Leben, tilgt so manchen Fluch
Und ist bemüht, das Schlimmste zu verdecken;
Er löscht, beschönigt, übermalt und streicht
Und sucht sein Angedenken auszusäubern.
Er war gerecht, an Großmut unerreicht,
Geneigt zum Mitleid, ja, nur allzuleicht,
Und schonungslos mit Mördern nur und Räubern;
Pränestes Brand, die Mordung der Samniten,
Gefangner Niedermetzlung tagelang,
Die Proskription, und jener Tag, da mitten
In die Beratung des Senats das Bitten,
Das Todesächzen der Viertausend drang,
Die draußen hingeschlachtet wurden, Ketten,
Verbannung — alles nur Notwendigkeit,
Nur Thaten, um das Vaterland zu retten,
Und Ford'rung nur der hochbewegten Zeit.
Zuweilen krächzt, als ob er widerspreche,
Ein Geier oben, der die Leichen sah
Und der sich nicht durch Worte läßt bestechen,
Auch eine Schlange zischelt hie und da
Aus einem Busch und folgt der Lügenschrift
Mit Blicken voller Gift.

Er aber, der die Lauscher nicht geschaut,
Schreibt weiter — plötzlich hält er inn', es tritt
Auf seine Lippen jetzt ein Name laut,
Ein Name, der ihm in die Seele schnitt
Und Schrecken wachruft, die er längst begraben
Und ausgelöscht wähnt: „Sterben sollst auch Du,"
Ruft Sulla — „Dich auch soll die Lethe haben,
Ich weise Dich den andern Schatten zu; —
Du bist nicht mehr wert als die Räuber alle,
Die meine Feinde waren, die in Schmach
Geendet durch des Liktors Beil, so falle
Auch Dein Gedächtnis ihren Häuptern nach."

Er ruft's, und horch — es scheint sich was zu regen
Im Dickicht neben ihm — er achtet's nicht
Und tritt nach abgeschloss'nem Siegsberichte
Vom Wald hervor — da stellt sich ihm entgegen
Ein schöner Jüngling, tiefes Mißvergnügen
Und Schwermut liegt in seinen edlen Zügen.
Er ist der Liebling Sullas und der Sohn
Von jenem Opferhaupt der Proskription,
Deß Namen er soeben ausgesprochen.
Es hatte der Diktator, um die Schuld
Zu sühnen, die sein Bluturteil verbrochen,
Den Waisen aufgenommen und mit Huld
Und Gütern reichbedacht. — Nun war am Saum
Des Waldes hier der Jüngling eingeschlafen,
Als plötzlich ihn aus seinem ersten Traum
Wie Donner jene Worte Sullas trafen.

„Mein Vater. Ha! jetzt weiß ich's, wessen Haß
Dich töten ließ!" — Aufspringt er schreckenblaß
Und steht vor Sulla. Zorn und Ingrimm lodert
Sein Blick auf ihn. „Nein," ruft er, „nicht vergehe
Wie Roms, das unter Dir versank und modert,
Der Name meines Vaters! Mörder! stehe
Und höre mich. Die Furien zu versöhnen,
Erzogst Du mich in Deinem sanften Joch,
Den letzten von der Hingewürgten Söhnen,
Allein ihr Fluch erreicht und trifft Dich doch!
Ich hab's gesagt, jetzt thue mir wie jenen,
Erfülle mir mein feurig Todessehnen."

Der Jüngling ruft es, Sulla wie im Bann
Von seinem Drohblick starrt ihn an und dann
Nach seinen Sänftenträgern — „Wollt Ihr kommen!
Zu mir her!" will er rufen, aufgewacht
Ist aller Zorn in ihm wie Blitz in Nacht;
Doch jeder Laut und Wink ist ihm benommen,
Die Zunge stammelt nur und seine Hand
Vermag nicht mehr sich drohend zu verwahren.
Er ist gelähmt und jener ruft: „Am Strand
Der Lethe harren Dein die Rächerscharen! —
Folg nach!" Und einen Blick noch voll Verachtung
Auf Sulla, tritt er in des Waldes Nachtung.

Die Sänftenträger kamen an, sie sahn
Am Boden sprachlos ihren Herrn und trugen
Den Halbentseelten in sein Haus, es nahn
Die schönen Nymphen, die sonst Cymbeln schlugen
Und ihm entgegen tanzten — weinend jetzt
Erhoben sie ein Klaggeschrei und gossen
Den Becher, den sie sonst ihm vorgesetzt,
Den Göttern aus. Die Finger Sullas schlossen
Sich um die Rolle noch, an der er schrieb,
Und während ihn der Arzt mit Salben rieb,
Entfacht der Mädchen Schar die Räucherungen
Von Bernstein und Gewürzen der Araber.
Bald flammt's am Dreifuß mit dem Fangestelle
Im Opferbecken und im Kandelaber,
Und eine Wolke Duft umwogt die Schwelle.

Wie nun der Greis aus starrer Todesruh
Behagen fühlt sich über ihn verbreiten,
Läßt seine Faust die Rolle sanft entgleiten,
Sogleich wirft Jone sie den Flammen zu,
Die eifrigste der kleinen Schürerinnen.
„Nur dies," so ruft sie, „bracht' ihn so von Sinnen,
In dieser Rolle liegt die finstre Macht,
Die eben ihm beinah den Tod gebracht,
So werde sie den Flammen denn gereicht."
Und sieh, da gehn am heimischen Altar
Die Glanzepochen alle seiner Zeit
In Weihrauchwolken auf, manch schönes Jahr —
Und um ein hohes Bild des Sonnengottes,
Das still hernieder in die Flammen sah,
Flog ein erhabner, leiser Zug des Spottes,
Als spräch die Marmorlippe: „Siehe da,
Umsonst Tyrannen fälscht ihr die Geschichte.
Erfahret, daß die Lüge selbst sich richte." —



Die Näherin.

Von L. Anzengruber.

Du sitzest in dem Kämmerlein
Bei blendend grellem Lampenschein
Und führst die Nadel als die Waffe,
Die Brot im Daseinskampf dir schaffe.
Ein Vöglein ätzest du mit Krumen,
Es teilt mit dir die dumpfe Luft,
In Töpfen ziehst du deine Blumen,
Ein wenig Sang, ein wenig Duft
Erfreuet dich im engen Raum,
Wo der Maschine emsig Schnurren
Dich wiegt in gleichgemuten Traum.
Und du erträgst es ohne Murren
Und weinst nur wenig stille Thränen,
Wenn alles, was du magst ersehnen,
Den Weg zu andrer Häuser find't.
Du rüstest reicher Leute Kind
Zum Ballfest jene prächt'ge Robe,
Die seinen Frauenreiz erprobe;
Du fertigst, kaum nach einem Jahr,
Das Kleid zum Gang vor den Altar
Und bald zu aller Freuden Fülle
Des Täuflings bänderreiche Hülle.
Verengert sich der kleine Kreis
Der Leute, die dir nah, doch fremd,
Dann nähest du mit gleichem Fleiß
Am Trauerkleid und Totenhemd,
Und von der Wiege bis zum Sarg
Entlohnt man dir die Mühe karg.
Die Tritte, die das Rad geschnellt,
Gerechnet all zu Haufen,
Sie führten dich ans End der Welt,
Doch lassen nicht der Not entlaufen.
So lebst du Jahr' für Jahre gleich,
Es rührte deine Wange bleich
Nur selten freier Lüfte Hauch,
Und wenn dereinst man dich begräbt,
Wofür du wohl gelebt?
Weißt du es auch?

Adolf Wilbrandt.

Von Franz Muncker.

Unsere neueste Litteratur ist reich an vortrefflichen Novellen und Romanen; aber ein mustergiltiges Drama ist eine Seltenheit, wie viel Akte und Scenen auch Woche für Woche zusammengeleimt werden. Und doch ist das nationale Drama das höchste Ziel, um das unsere gesamte Kunst mit heißem Eifer mühvoll ringt. Besondern Dank schulden wir darum den Dichtern, die auf diesem sonst so unergiebigen Gebiet edle Früchte gezeitigt haben. Adolf Wilbrandt ist einer dieser wenigen. Er hat Romane und Novellen geschrieben, nicht alle gleichwertig, einige darunter aber würdig, den köstlichsten Perlen der deutschen Erzählungspoesie angereiht zu werden; er hat sich in lyrischen Versen, ja sogar in einem epischen Gedichte versucht: vornehmlich jedoch hat er die deutsche Bühne mit einigen Stücken beschenkt, die, wenn sie auch nicht in jeder Hinsicht dem gesuchten Idealbilde des Dramas gleichen, ihm jedenfalls ähnlicher sind, als viele unserer in Büchern und Kritiken hochgepriesenen Litteraturdramen von berühmten Verfassern, und eine bleibende Zierde unsers nichts weniger als reichen Theaters bilden werden.

Wilbrandt ist eine eigenartige Erscheinung auf dem deutschen Parnaß. Wenn wir sonst einen leicht ersichtlichen Zusammenhang zwischen dem Leben, dem menschlichen Charakter des Künstlers und seinen Werken wahrnehmen, wenn wir seine Heimat, seine Erziehung, seine Jugendschicksale, die Verhältnisse seiner äußeren Berufsstellung einen bestimmten Einfluß auf sein dichterisches Schaffen ausüben sehen, so finden wir bei Wilbrandt von allem dem zunächst nichts. Er ist im Norden Deutschlands, an der Ostseeküste zu Rostock am 24. August 1837 geboren, im Vaterlande Fritz Reuters; aber wo findet sich in seinen Schriften ein Zug, der uns an einen Geistesverwandten des plattdeutschen Humoristen erinnerte, wo tritt uns in ihnen das Temperament, die Denkart, die Anschauungs- und Empfindungsweise des mecklenburgischen Stammes irgendwie bemerkbar entgegen? Die norddeutsche Heimat vertauschte er bald mit den größeren Städten Süddeutschlands, München und Wien wurden vor andern Orten die Stätten, in denen seine litterarische und dichterische Schaffenslust die fruchtbarste Anregung fand; Reisen durch Deutsch-Österreich, durch Südfrankreich und Italien verwischten vollends das spezifisch norddeutsche Gepräge, das dem Geiste des Jünglings allenfalls doch die mecklenburgische Heimat aufgeprägt haben mochte. Als der Dichter 1865 vor die Öffentlichkeit trat, spiegelte sich in seinen Werken überhaupt nicht der geistige Charakter eines bestimmten deutschen Volksstammes ab; hingegen offenbarte sich in ihnen eine künstlerische Individualität, die überall, wo ihr schmackhafte Nahrung gereicht ward, bereitwillig nach dem Dargebotenen griff: ein Dichter, der im Leben unter allerlei Menschen, aber nicht minder im Studium aus allerlei Büchern viel sich geistig angeeignet, auch manches sich anempfunden hatte, der aber zugleich von Haus aus reich und kräftig genug begabt war, um die naturgemäße Entwicklung seines ursprünglichen Talents durch diese späteren, fremden Erwerbungen nicht in ungehöriger Weise umgestalten zu lassen. Der Farbenreichtum und die sinnliche Glut seiner Phantasie, die rücksichtslose Wahl und zaglose Behandlung der heikelsten Probleme nicht nur in der Novelle, sondern auch im Bühnendrama, die Leichtigkeit und Kühnheit der sprachlichen Form und vieles einzelne in den stofflichen Motiven, in den Stimmungen und Anschauungen namentlich der Novellen und Romane Wilbrandts läßt den hervorragenden Einfluß erkennen, den der Aufenthalt in dem romanischen Süden, mehr aber noch in Wien und im ganzen deutschen Österreich auf die Bildung und Ausreifung seines Talentes gewonnen hat. Selbst sein Humor, der sich so oft in seinen Novellen und Lustspielen frei und munter mit bezaubernder Anmut entfaltet, hat mit dem in seiner Art einzigen Humor des Norddeutschen nichts gemein; auch er scheint dem österreichischen Wesen verwandter.

Wilbrandt hat mancherlei fleißig studiert, seine wissenschaftliche Bildung ist ungewöhnlich ausgebreitet und gründlich. Um der Jurisprudenz sich zu widmen, bezog er in jungen Jahren die Universität seiner Vaterstadt; Philologie und Geschichte waren die Disciplinen, denen er darnach an den Hochschulen von Berlin und München sich hingab. Durch Übersetzungen aus der antiken Litteratur und durch die Übertragung zweier Shakespearescher Dramen („Coriolan“ und „Viel Lärm um nichts“ für die Bodenstedtsche Ausgabe) sowie verschiedner Stücke von Calderon („Der Richter von Zalamea“, „Dame Kobold“ u. s. w.) arbeitete er, soviel in seinen Kräften stand, um die Kenntnis fremder Dichtungswerke in unserm Volke zu verbreiten, und Wilbrandts Leistungen auf dem Gebiete der deutschen litterargeschichtlichen Forschung sind wissenschaftliche Verdienste, deren Wert man nicht hoch genug anschlagen kann. Hölderlin, „der Dichter des Pantheismus“, Johannes Kugler und Fritz Reuter, dessen nachgelassene Schriften er herausgab, wurden für ihn Gegenstand und Mittelpunkt ebenso wissensreicher als geist- und lebensvoller biographischer oder kritisch-ästhetischer Essays, und das Buch über Heinrich von Kleist, mit dem der junge Autor 1863 seine schriftstellerische Laufbahn begann, ist ein Meisterwerk litterarhistorischer Darstellung. Mit der gründlichsten Kenntnis des gesamten wissenschaftlichen Materials, mit der unermüdlichsten Untersuchung desselben verbindet sich hier ein wirkliches, tiefes Verständnis des unglücklichsten aller deutschen Dichter, wie es vorher Kleist vielleicht bei keinem von seinen Beurteilern und Biographen gefunden hatte. Die Forschung über Kleist ist seit dem

Erscheinen des Wilbrandtschen Buches rüstig fortgeschritten, und so konnten erst vor kurzem neue Werke über Kleist veröffentlicht werden, die wir mit dankbarer Freude begrüßt haben; aber auch sie bewegen sich in den Bahnen, die Wilbrandts Buch zuerst geebnet hat, sie sind ohne seine vorausgehende Arbeit in vielen Dingen kaum denkbar, und — was wichtiger ist — sie machen diese Arbeit keineswegs überflüssig.

Was gewann oder verlor aber der Dichter Wilbrandt bei dieser reich entfalteten Thätigkeit für die Wissenschaft? Er gewann nur und verlor nichts. Von langweiliger Trockenheit blieb er frei; er wahrte sich auch neben den Büchern den offenen, klaren Blick für das Leben und das Wirken und Treiben des Menschen darin; ja er schärfte sich eben durch die Betrachtung dessen, was frühere Meister der Litteratur geleistet, den eignen Blick, der sicher und frei von Täuschung in die rätselhaften Abgründe des vielgestaltigen menschlichen Herzens sich versenken sollte, und er lernte durch jenes Studium die Formen und Ausdrucksweisen kennen, in denen er, was er als Dichter geschaut und erfahren, als Künstler am wahrsten und edelsten darstellen könnte. An der Sophokleischen Tragödie lernte er die herbe Größe der Lebensanschauung und Pflichtauffassung kennen, wie sie die antiken Sagen in ihrer dichterischen Ausbildung durch die größten Geister des griechischen Volkes aussprachen; der Dramatiker, der den Charakter einer Cornelia, eines Gajus Gracchus, einer Arria zu zeichnen unternahm, nützte den Gewinn, den dieses Studium der antiken Tragödie ihm gebracht hatte. Der Übersetzer des „Coriolan" lernte aus den Römerdramen des englischen Dichters die meisterhafte Behandlung der Volksscenen, die zu den schönsten Vorzügen seines „Gracchus, der Volkstribun" gehört. Und wie viel lauschte der Übersetzer Shakespeares noch sonst in der Charakterschilderung, in der lebendigen Formung des Dialogs, in der phantastisch-kühnen Ausschmückung seiner Sprache durch Bilder und Gleichnisse, endlich in der ganzen theatralischen Technik seinem unerreichten Vorbild ab! Die psychologischen Probleme aber, denen Kleists Dichtung galt, kehren mehr oder minder deutlich in verschiednen Schöpfungen seines Biographen wieder; an Kleists Sprache hat Wilbrand die seinige gebildet, namentlich da, wo sie im Festtagsgewande des stolzen Jambus einhergeht; Kleists verzehrende Leidenschaft atmet aus den von sinnlicher Glut durchloderten Reden der Messalina. Ja der Dichter der „Hermannsschlacht" selbst mit seinem unbändigen Freiheitsgefühl und Tyrannenhaß, der für die Errettung des Vaterlandes vom Joche der Knechtschaft sogar vor dem Gedanken des Verbrechens nicht zurückschauderte, muß seinem Biographen zu einer novellistischen Skizze Modell stehen: die Erzählung „Dämonen", in das ereignisschwere Jahr 1866 verlegt, ist ohne die genaueste Kenntnis des Charakters und der Pläne Kleists vor dem Wiener Frieden von 1809 so, wie sie vorliegt, nicht denkbar.

Die Lektüre und das liebevolle Studium älterer Dichter bekundeten namentlich die älteren Werke Wilbrandts auf das deutlichste. Goethes „Wilhelm Meister" gab ihm den Grundgedanken zu seinem ersten, dreibändigen Roman „Geister und Menschen"; überall spuken hier die Motive des Goetheschen Werkes: ähnliche Gestalten, verwandte Situationen und Verwicklungen, hier wie dort düster-geheimnisvolle Schicksale, endlich auch derselbe halb künstlerische, halb sozial-politische Hintergrund. Aber in all dies hinein verwoben ein unheimlich geisterhaftes Element, das Gelegenheit giebt, die sogenannten Nachtseiten der Naturwissenschaft und des Seelenlebens zu entschleiern — ein Element, wie wir es bei keinem deutschen Dichter mächtiger wiederfinden als bei E. T. A. Hoffmann. Nicht in seinem Sinne hat Wilbrandt den Gespensterglauben, die Vermischung des Traumlebens mit der Wirklichkeit aufgenommen; aber am Studium Hoffmanns hat er seine dichterische Kraft zur glücklichen Verwertung jener mystischen Elemente geschult. Wie mächtig in formaler Hinsicht Hoffmann mit seiner Verbindung des Möglichen und des Unglaublichen auf Wilbrandt eingewirkt hat, beweist dessen „Märchen vom ersten Menschen," ein Prachtstück philosophisch-didaktischer Novellistik, das wir uns aber, ohne viel darüber zu staunen, gar wohl in die „Phantasiestücke in Callots Manier" oder in einen Band der „Serapionsbrüder" versetzt denken können. Hölderlin gab den Ton an für die schönsten, ernst reflektierten Verse in Wilbrandts Lyrik; Paul Heyse aber wurde ihm vor andern zum Muster in der Novellendichtung. Wilbrandt teilt mit dem um wenige Jahre älteren Freunde, mit dem er in München bis zu seiner dauernden Übersiedelung nach Wien (im Herbst 1871) im persönlich innigsten Verkehr lebte, die Neigung zu absonderlichen, oft sogar bedenklichen psychologischen Problemen, aber er besitzt auch, wie Heyse, das dichterische Vermögen, besonders das formale Talent, welches uns sicher und mit anmutiger Gewandtheit an den gefährlichen Klippen der von ihm gewählten Stoffe vorüberleitet.

Sicherheit, leichte Beweglichkeit, kühne Entschlossenheit, die auch das Stärkste auszudrücken wagt, dabei eine wilde Glut der Leidenschaft, eine unverhüllte Sinnlichkeit sind Merkmale, die den Dichter Wilbrandt unverkennbar charakterisieren; den Dichter zum Unterschied von dem Menschen. Fast mädchenhaft verschlossen, ernst, rastlos in steter Thätigkeit, aber ohne Selbstgefälligkeit und Selbstgenügsamkeit wird der Charakter des Menschen Wilbrandt uns geschildert; und hier klafft wieder ein breiter Zwiespalt nicht nur zwischen dem Wesen des Menschen und dem des Autors, sondern auch zwischen dem fertig ausgebildeten Charakter und den Schicksalen, unter deren Drang dieser zur Reife gelangte. Als Journalist begann Wilbrandt, als Theaterdirektor wirkt er bis zur Stunde. Als 1859 in München die „Süddeutsche Zeitung" mit national-freisinniger Tendenz begründet wurde, trat Wilbrandt in die Redaktion derselben ein; die Leitung des Feuilletons ruhte geraume Zeit in seinen Händen, doch auch an der Lösung der politischen Fragen der gährenden Zeit versuchte er damals seine Feder. Dann, zumal nachdem die Jahre ruhiger Geistesarbeit während seines späteren Münchener Aufenthaltes (1865—1871) verstrichen waren, lebte er in stetiger, engster Verbindung mit dem Theater. Der Dramatiker, der eben damals mit einer nahezu nervösen Hast Stück auf Stück vollendete, kannte die Welt der Coulissen auf das allergründlichste. Von der Bühne holte er sich die Gattin, die hochbegabte, liebenswürdige Künstlerin Auguste Baudius. Im Jahre 1881 wurde er zum Direktor des Wiener Hofburgtheaters ernannt.

Was Wilbrandt in dieser Stellung geleistet hat, wirkt heilsam weit über den Bezirk der Wiener Hofbühne hinaus. Die vergessenen oder verkannten Meisterstücke vergangener Zeiten, die er durch Neubearbeitungen für das

moderne Theater wiedergewann, haben von Wien aus ihren Weg über die bedeutendsten Bühnen des ganzen Deutschland gemacht. Man mag beklagen, daß Wilbrandt dabei oft allzu rücksichtslos modern gegen die künstlerische Urform der von ihm erneuerten Dramen verfuhr; immer aber wird man auch hier dankbar die ungemeine theatralische Geschicklichkeit des Bearbeiters anerkennen müssen, der sich auf den effektvollen, bühnenmäßigen Aufbau, auf gewaltsame dramatische Wirkungen vorzüglich verstand. Und dieses gleiche dramatisch-theatralische Talent ist es, was auch den poetisch schwächeren unter Wilbrandts eigenen Stücken immer ein bedeutendes Interesse sichert.

Was den Lyriker Wilbrandt betrifft, so sind seine Verse formal schön, seine Sprache einfach und natürlich, ohne falsches Pathos und unechten Bilderschmuck. Seine Gesänge tragen fast durchweg einen bedeutenden Gedankengehalt in sich; aber ihnen fehlt meistens das Feuer der Leidenschaft. Besondere Hervorhebung verdienen die Übersetzungen. Sie sind wirklich deutsche Nachdichtungen der Originale, nicht ängstlich in allen Eigentümlichkeiten der Form diesen letzteren gleichgebildet, dafür aber auch frei von jeder Spur eines beengenden Zwanges, aus dem ursprünglichen Geiste ihrer ersten Schöpfer wiedergeboren. Ein Versuch Wilbrandts im epischen Gedicht „König Ottos Haus" (in der nur wenig veränderten Nibelungenstrophe) will wenig bedeuten. Glücklicher arbeitete der epische Schriftsteller in der prosaischen Novelle. Zwar behielt er von den vielen äußerlichen Motiven, die er in seinem Roman „Geister und Menschen" angewandt, auch in seinen spätern Novellen manche bei; aber die Art, wie er sie nunmehr anwandte, wurde eine andere: alles Gewaltsame wurde beseitigt, die Handlung vorzugsweise in das Innere des Gemütslebens verlegt. Die äußeren Geschichten, die Wilbrandt uns von nun an erzählt, sind meistens unendlich einfach; aber hinter ihnen verbirgt sich ein reiches, leidenschaftlich bewegtes Seelenleben, und die Darstellung ist durch Anschaulichkeit, Kraft und Formschönheit gleichmäßig ausgezeichnet. Aber sie regt nicht nur unser Empfinden an, sie giebt uns regelmäßig auch zu denken. Immer weiß Wilbrandt seine Novellen mit einem geistig bedeutenden Hintergrund zu umgeben, mag er nun interessante Fragen der sozialen Ethik, der Philosophie, der Kunst und Wissenschaft in sie hereinspielen lassen oder das einzelne Begebnis, das er schildert, mitten in den Zusammenhang der Weltgeschichte hineinstellen. Naturgemäß leitet er alles zur folgerichtigen Entwicklung: er scheut vor der herbsten Tragik nicht zurück, wo der Stoff sie verlangt; wo er sie aber nicht verträgt, da läßt er unter Umständen einen prächtigen Humor sprudeln, der uns so heiter umfängt und wohlthätig umrauscht, daß er bisweilen selbst unzweifelhafte Schwächen der Erfindung und Entwickelung der Geschichte unserer eingeschläferten Aufmerksamkeit verbirgt.

Aber seine ganze Kraft entfaltet Wilbrandt doch erst im Drama. Hier waren ihm die größten Erfolge vorbehalten, hiefür arbeitete er denn auch unablässig. Ebenso zahlreich als mannigfaltig sind die Stoffe, die er für die Bühne behandelte, wechselnd die Formen, in die er sie goß, verschieden auch der Grad künstlerischer Vollendung, den er seinen Stücken zu geben vermochte. Den virtuosen Kenner des Theaters und seiner nächsten Anforderungen verraten alle seine Dramen. Aus dem Mittelalter und aus der Renaissancezeit nahm er seine ersten, ernst zu behandelnden Gegenstände; die Gegenwart wurde ihm zu einer unerschöpflichen Fundgrube tragischer wie komischer Probleme; seine größten Leistungen auf dem Gebiete der Tragödie weisen uns jedoch in das römische Altertum zurück. In markiger Prosa führte er sein bedeutendstes Trauerspiel „Gracchus, der Volkstribun" aus; die elegante, leicht bewegliche, von Witzen und Geistesblitzen sprühende Gesellschaftssprache des feinen modernen Salons redet er in seinen Lustspielen; den energisch geschlossenen, aber zugleich rhythmisch sich einschmeichelnden Jambus wählte er für seine späteren Römertragödien „Arria und Messalina" und „Nero". Man kann zweifeln, ob die Wahl der Stoffe bei ihm stets die glücklichste war. Bisweilen scheint es, als reize den Dichter ein seltsamer Kitzel, psychologische Rätsel vor uns auf der Bühne darzustellen, wie sich allenfalls der Novellist zum Thema aussuchen darf, Rätsel, die uns der Dramatiker mit den eigentümlichen Mitteln seiner Kunst kaum erklären kann, für die er vollends nimmermehr unsere menschliche Teilnahme erwecken kann. Die Ausführung dieser tragischen Stoffe aber war in den allermeisten Fällen eine glänzende. Gewaltige dramatische Leidenschaft erfüllt nicht bloß den Helden und seine namhaftesten Gegenspieler; sie lebt auch in der dramatischen Handlung. Unter ihrem Hauch ordnen sich die Ereignisse, die strengsten Konflikte ruft sie hervor, die schärfsten Kontraste läßt sie aneinander prallen. Und ebenso weht sie belebend, phantastisch ausschmückend durch die von den kühnsten Bildern strotzende Sprache dieser Tragödien.

Gemäßigter und liebenswürdiger stellt sich das Empfindungsleben in Wilbrandts Lustspielen dar. Mehrere von ihnen sind nie zum Drucke gelangt und haben nur ein verhältnismäßig kurzes Leben bei einzelnen Bühnen geführt; bei andern steigt die Handlung nicht über ein ziemlich schablonenhaftes, unser Mitgefühl nicht sonderlich ergreifendes Intriguenspiel empor. Aber graziöse Eleganz, Leichtigkeit und Zierlichkeit des Dialogs, Witz und Humor und eine geschickte Bühnenmache eignet ihnen allen. Den höchsten Preis errang freilich Wilbrandt hier schon mit einem seiner früheren Versuche, mit dem ganz ausgezeichneten dreiaktigen Lustspiel „Die Maler". Nicht nur die äußere Virtuosität des Aufbaus, die Gliederung der Handlung, die Kraft der Charakteristik, die geistreiche Lebendigkeit des Dialogs machte dieses Stück vom Anfang an zu einem Liebling des modernen Publikums; in ihm zeigt sich auch ein wahrer Dichter, der die tiefsten und geheimsten Regungen des menschlichen Herzens durch seine Kunst uns offenbart. Wer uns einen Charakter wie den Elses so zu zeichnen vermag, wer es so versteht, hart an der Wendung zum Tragischen vorbei das Geschick zweier Menschen, die sich lieben ohne es zu wissen oder ohne es sagen zu dürfen, zum glücklichsten Ziele zu leiten, und wer dabei unser Empfinden so gewaltig zum Mitleiden erregen und im nächsten Augenblick wieder heiter beruhigen kann, der ist trotz allen offenkundigen oder verborgenen Mängeln, die sein Stück haben mag, ein echter Dichter, ein Meister des deutschen Dramas, der in rüstiger Kraft für unsere Bühne noch lange maßgebend zu wirken berufen sein möge.

Grillparzer und Laube.

Von Josef Weilen.

I.

Heinrich Laube hat dem großen österreichischen Dramatiker unschätzbare Dienste erwiesen; er hat die Stücke Grillparzers, welche nahezu der Vergessenheit anheim gegeben waren, wieder hervorgeholt, mit seiner ganzen Energie und Fachkenntnis auf das eifrigste und gewissenhafteste in Scene gesetzt, und er ist bis zu seinem Lebensende in Wort und Schrift dafür eingetreten, daß dem Dichter die Anerkennung werde, die er seiner Überzeugung nach verdiente.

Geschah dies alles nur, wie mißgünstige, sich zurück gesetzt wähnende österreichische Theaterschriftsteller höhnend behaupteten, um durch die Bevorzugung des Einen österreichischen Dramatikers sich das Recht zu erwerben, alle andern ignorieren zu dürfen?

Ich glaube, dies entschieden verneinen zu können. Ich bin in der Lage, hier eine Reihe ungedruckter Briefe Laubes an Grillparzer zu veröffentlichen, aus welchen unwiderleglich hervorgehen dürfte, daß der Schriftsteller Laube dem Poeten Grillparzer eine huldigende, treue, nie sich verleugnende Bewunderung entgegenbrachte, daß der Dramaturg des Burgtheaters im Interesse dieses Instituts unausgesetzt bemüht war, die in Grillparzers Dramen liegenden theatralischen Wirkungen für die Scene heraus zu arbeiten, und daß er, wenn es ihm auch gelang, mit List und Überredung Grillparzer eines seiner seit Jahren vollendeten, der Öffentlichkeit noch entzogenen Dramen herauszulocken, dennoch auf die stolze und große Genugthuung, ein neues Werk des gefeierten Dichters der Bühne erobert zu haben, im Interesse des Dichters verzichtete, sobald er des Theatererfolgs nicht ganz sicher zu sein glaubte.

Doch lassen wir jetzt die in meinem Besitze befindlichen brieflichen Dokumente sprechen, welche ich durch persönliche Erinnerungen und anderweitige Mitteilungen ergänzen will.

Im Jahre 1840 war Laube zum erstenmal in Wien. Er schreibt darüber in seinen „Erinnerungen“: „Dieser Eindruck war doch eigentlich gering, war nicht der einer großen Stadt. Die geistige Welt fehlte gar zu sehr. Ein Abend im ‚blauen Stern‘ schimmerte allein ein wenig. In jenem Wirtshause ‚auf der Brandstätte‘ fanden sich damals des Abends einige Litteraten zusammen, und dort sahen und sprachen wir einmal Grillparzer und Bauernfeld. Aber Grillparzer war schweigsam und Bauernfeld geriet mit Gutzkow in ein gelehrtes ästhetisches Gespräch, dessen Mittelpunkt Euripides war. Das Interessanteste daran war nur hie und da ein Wort, welches Grillparzer dazu gab und welches immer entschied. Man hörte stets heraus, daß seine ästhetische Regel nicht trocken geblieben, sondern mit Lebensatem gefüllt war. Er war persönlich in Griechenland gewesen, das wußte ich, und was er über die Alten sagte, das war ersichtlich nicht bloße Schulweisheit, es war durchlebte Vergleichung. Aber er sprach sehr wenig aus dem Schattenwinkel hervor, in den er sich gesetzt, man konnte seiner nicht habhaft werden. Ich hatte schon auf dem Gymnasium in Glogau sein „Goldenes Vließ“ gelesen und hatte großen Respekt vor ihm. Beim Nachhausegehen wandelten wir noch eine zeitlang in der Rothenthurmstraße auf und nieder, und da sprach er etwas mehr; in der Dunkelheit schien der Poet lauter zu werden. Aber aphoristisch blieb er auch da, höflich, zurückhaltend.“

Dieses war unseres Wissens das erste persönliche Zusammentreffen Laubes mit Grillparzer. Und wenn sie auch in der Folge jahrelang in derselben Stadt wohnten und der spätere Direktor des Burgtheaters dem österreichischen Dramatiker große, von demselben nach ihrer vollen Bedeutung gewürdigte Dienste erwies, eigentlich menschlich nahe sind sie sich doch niemals getreten. Grillparzer hatte immer eine innere Scheu vor dem rücksichtslosen, bei jeder Veranlassung sich energisch hervorwagenden Laube und kam nie zur Erkenntnis, welch ein mildes, weiches, leicht schnitzbares Holz diese knorrige Rinde barg, und andererseits hatte Laube bei aller Achtung vor dem Poeten, einer Achtung, die sich zur Verehrung steigerte, weil dieser Poet zugleich ein die höchsten Wirkungen erzielender Theaterschriftsteller war, für den Menschen Grillparzer, für diese zaghafte, wortkarge und menschenscheue Natur keine besondere Sympathie. Erst sehr spät kam er zur Erkenntnis, daß in diesem „Österreicher ohne Rückgrat“ eine Verbissenheit, Festigkeit, ja ein durch nichts zu beugender Starrsinn steckte, der sich gegen des Schlesiers barsche Schroffheit, wenn es galt, nicht nur behauptete, sondern sogar über sie den Sieg davontrug.

Als Laube 1849 zur Aufführung seiner „Karlsschüler“ und als Kandidat für die Direktion des Burgtheaters nach Wien kam, war Grillparzer nicht anwesend und hatte er auch an der endlichen Berufung Laubes kaum einen Anteil. Die Fäden zu dieser Heranziehung wurden im Hause von Amalie Haizinger und Frau Julie Rettich gesponnen und Friedrich Halm gab schließlich zu denselben den Haupteinschlag, wie er später halb zögernd, halb entschlossen die Schere zur Hand nahm, dieses Gewebe zu durchschneiden.

Als Laube 1850 die Leitung des ersten deutschen Theaters, des Burgtheaters, übernahm, war es ihm, wie er selbst in dem IV. Bande seiner „Erinnerungen“ schreibt, „vor allem darum zu thun, Grillparzer voll ins Repertoire und voll zu Ehren zu bringen. Er hatte sich zurückgezogen und lebte zürnend wie Achilles in seinem Zelte, vier Treppen hoch in der Spiegelgasse, seit sein Lustspiel „Weh' dem, der lügt“ ungünstig aufgenommen worden war. Auch seine früheren Stücke hatte man verfallen lassen und er hatte guten Grund, unzufrieden zu sein. Persönlich ermunterte er mich auch gar nicht, eine Auferstehung seiner Dramen herbeizuführen. Er war tief verdrießlich und es dauerte lange, bis ich ihm ein Interesse abgewann für die neue Inscenesetzung seiner Stücke.“

Die erste der Grillparzerschen Tragödien, welche Laube neu insceniert auf das Burgtheater brachte, war merkwürdigerweise das vielleicht sprödeste seiner Stücke, das Grillparzer als „roh und gewaltthätig“ bezeichnete: „Ein treuer Diener seines Herrn“. Sollte Laube diese Wahl

von höherer Stelle vorgezeichnet worden sein? Wollte man zu einer Zeit, da noch der Aufruhr in Ungarn tobte und jede dynastische Anhänglichkeit dort wie ausgestorben schien, auf der Bühne des kaiserlichen Theaters mit Absicht ein Bild ungarischer Lehenstreue und Selbstaufopferung als einen die Gewissen mahnenden Kontrast vorführen? Das Stück wurde am 18. Oktober, dem Jahrestag der Leipziger Schlacht, zum Besten des Invalidenfondes gegeben. Über den Erfolg berichtet der Direktor dem Dichter am folgenden Tage. Wir veröffentlichen diesen Brief, der überhaupt das erste Schreiben Laubes ist, das sich im Pulte Grillparzers vorfand und in welchem Laube bereits auf die beiden damals erst noch mythenhaft existierenden Stücke „Libussa", „Rudolf und Mathias" („Bruderzwist im Hause Habsburg") anspielt.

Wien, den 19. Oktober 1851.

Ich habe die Freude, verehrter Herr Grillparzer, Ihnen mitzuteilen, daß die Aufführung Ihres Bancbanus gestern einen außerordentlich günstigen Erfolg gehabt hat. Auch der letzte Akt, welcher für minder wirksam gilt, erhielt die Aufmerksamkeit und den Anteil dergestalt, daß am Schlusse (Schlag zehn Uhr) das ganze übervolle Haus mit einem rauschenden Beifall dem Dichter dankte.

Noch nie ist so lebhaft und so allgemein wie gestern beklagt worden, verehrter Herr, daß Sie „Libussa" und „Rudolf und Mathias" im Pulte verschlossen halten. Offen gestanden: niemand hatte eine so große Wirkung vom Bancbanus erwartet, und Zuhörer von 1829 versichern: der Erfolg von 1851 sei größer gewesen als der damalige. Dies gegen Ihr Mißtrauen: als ob die jetzige Generation das wahre Drama nicht mehr zu würdigen wisse.

Im November kommt ein bedeutender weiblicher Gast, mit welchem ich seit lange über Einstudierung der „Hero" in Verkehr bin. Dies Stück also hoffe ich bis Ende nächsten Monats zur Darstellung zu bringen, und ich bitte um die Erlaubnis, Sie dann, wenn die Inscenierung nahe ist, um ein Gespräch über die Einrichtung der letzten Scenen zu bitten. Ich meine, es sei ein **kurzes** Theater mit den Treppen der Cella nötig, um den Tod der Hero schön darzustellen.

Gestern hab' ich nicht gefragt, ob Sie Plätze wünschen, weil wir des Benefizes wegen keine hatten und Sie für Ihre Person mir's ein- für allemal abgeschlagen haben. Ich wiederhole also nur, daß Sie aufs Bureau zu mir schicken mögen, wenn Sie zu Wiederholungen für Freunde Sitze wünschen. Mein Amanuensis Rister ist unterrichtet, Ihren Befehlen jederzeit entgegen zu kommen.

Gott schenke Ihnen Gesundheit und frischen Mut! Für mich und die Meinigen danke ich Ihnen herzlich den gestrigen Abend, der uns sehr erquickt hat.

Ihr hochachtungsvoll und treu ergebener Laube.

Die in diesem Briefe angekündigte Inscenierung von „Des Meeres und der Liebe Wellen", eines Lieblingsstückes Grillparzers, dessen Verschwinden vom Repertoire nach vier Vorstellungen ihn seinerzeit schmerzlich berührt hatte, fand am 29. November 1851 statt. Über den Erfolg schreibt Laube:

Wien, den 30. November 1851.

Ich habe nun also doch, mein verehrter Herr, die große Freude, Ihnen einen völligen Triumph anzuzeigen, welchen Ihre herrliche Hero- und Leander-Dichtung gestern Abends im Burgtheater gefeiert. Man rief am Schlusse zu dreien Malen hintereinander und meinte damit nicht bloß den Gast, sondern den Dichter. Dieser Gast, Frau Bayer, eine vortreffliche und leider in Deutschland einzige Hero, wußte dies und war mehrmals bemüht, es auszusprechen. Auch der Regisseur war dafür auf dem Sprunge; aber es ist wirklich bei der übrigens guten Burgtheater-Sitte der Schweigsamkeit unter Ovationen, es ist wirklich recht schwer, so etwas zum artikulierten Ausdruck zu bringen. So blieb es das öffentliche Geheimnis. Jedermann sprach darüber und Hunderte gingen mit der Genugthuung nach Hause, einen der schönsten Abende ihres Lebens einem Landsmanne ohnegleichen verdanken zu können.

Gestehe ich's Ihnen im Vertrauen: ich habe die Bayer vorzugsweise dieser Rolle wegen jetzt in der aufmerksamsten Theatersaison hergesprengt. Es kann die Hero niemand so spielen, und es giebt in unserer Litteratur keine Liebestragödie, welche so schön wäre.

Was Shakespeare in Romeo und Julia durch Wortreiz, meines Erachtens eine untergeordnete Kategorie, erzwingt, wächst hier einfach und leise, weil organisch empor und bedarf nur noch der Andeutungen im 3. Akte, um die schönsten Wirkungen des darstellbaren Liebesdramas zu erzeugen. Einen solchen Akt giebt es in keiner Litteratur, und ihn mußte ich sehn, ihn **mußten** unsre Landsleute sehn, darnach trachtete ich seit zwei Jahren, und jetzt bin ich glücklich, daß er wirklich ungemein gelungen ist. Gestern mittag hatte ich noch von diesem Akte allein eine besondere Probe gehalten, und es wurde denn auch abends ein wahrer Seelenjubel daraus.

Der letzte Akt hat ein Treppengebäude bis an die Soffiten, und hoch oben haucht Hero mit dem Rufe „Leander" ihre Seele aus.

Möchten Sie sich auch ein wenig freuen über unsre Freude an Ihnen! Mit herzlichen Wünschen für Ihr Wohl

Ihr ergebenster Laube.

Der Erfolg dieses Stückes, die unablässige Sorgfalt, mit welcher Laube ein Drama des Dichters um das andere ins Burgtheater brachte, und bei dem hellen Jubel, daß der vornehme heimische Dichter wieder seine Herrscherrolle auf dem Burgtheater einnahm, ließ sich Grillparzer eines Tages nach langem Zögern und vielem Sträuben bewegen, die seit Jahren vollendete und jedem Menschenauge bislang entrückt gehaltene „Libussa" dem schätzereichen Schreibpulte zu entnehmen, sie Laube zur Lektüre und unter gewissen Bedingungen, die immer von neuem wechselten, auch zur Aufführung anzuvertrauen. Die Briefe, die Laube über „Libussa" an Grillparzer schrieb, sind von höchstem Interesse; sie erscheinen mir wie ein Ehrendenkmal Laubes als Mensch wie als Dramaturg. Ein zweiter Artikel wird sie publizieren und zugleich das Verhältnis der beiden Männer noch näher beleuchten.

(Ein Schluß-Artikel folgt.)

Kleine Aufsätze und Recensionen.

Paul Heyse, Der Roman der Stiftsdame. Eine Lebensgeschichte. Berlin, Hertz 1887.

Heyse besitzt, wie wenige von unseren Schriftstellern, eine ausgeprägte Vielseitigkeit, ein rastloses Streben, sich niemals zu wiederholen. Das tritt auch in seinem neuen „Roman" zu Tage, den er sogleich wieder einschränkend eine „Lebensgeschichte" nennt. Fast sollte man glauben, es wäre dabei die Absicht des Dichters gewesen, zu seinen beiden älteren Romanen „Kinder der Welt" und „Im Paradiese" ein vollkommenes Gegenstück zu liefern. Dort groß angelegte Weltbilder mit weitem Ausblick, hier die Geschichte eines einzelnen Lebens, das von den Strömungen der Zeit gänzlich abseits steht; dort die Verherrlichung einer freien, rücksichtslosen Weltfreudigkeit, hier ein Zug von Askese und heiterer Resignation; dort der Schauplatz in den Centren des deutschen Geisteslebens, hier in abgelegenen Winkeln der Mark Brandenburg; dort endlich — die streng bewahrte Objektivität der Erzählung; hier ein Ich-Roman, der sogar mit der Person des Autors in lose Verbindung gesetzt ist.

Man wird ein leichtes Befremden über die Künstlichkeit

dieser Form nicht unterdrücken können, zumal die einfache Handlung das Umständliche des Apparates doppelt wunderlich erscheinen läßt. Um uns die Schicksale einer edlen Frau zu schildern, muß erst der Dichter selbst auf einer Reise zufälliger Augenzeuge ihres Begräbnisses gewesen sein, muß einen der Leidtragenden um Aufschluß über die Verstorbene ersucht haben und von diesem anfänglich schroff abgewiesen, später aber durch ein umfangreiches Manuskript über den Gegenstand seiner Wißbegierde unterrichtet worden sein. Diese Aufzeichnungen des ehemaligen Kandidaten der Theologie Johannes Weißbrod, die Heyse mit nur ganz geringfügigen Änderungen zu veröffentlichen vorgiebt, bilden den eigentlichen Inhalt des Buches. Auf die Einleitung, in welcher der Dichter persönlich auftritt, wird darin nur noch an ganz vereinzelten Stellen Bezug genommen. Dieselbe konnte also nicht gut einen anderen Zweck haben, als mit bekanntem epischem Kunstgriff das Ende zum Anfang zu machen und für den Verlauf einer Entwicklung dadurch zu interessieren, daß man ihren packenden Schluß vorwegnimmt. Dieser Zweck ist aber hier insofern nicht vollkommen erreicht, als wir nur an einen Sarg geführt werden und des Dichters Teilnahme an der Toten uns die Lebende eher entfernt als näher rückt. Noch ein anderer Mißstand wird durch diese Einkleidung hervorgerufen. Der fingierte Verfasser der Erinnerungen betont als ein des Schreibens ungewohnter Mann deren Kunstlosigkeit; Heyse selbst bestätigt dieses Urteil und will nur ganz wenig daran gefeilt haben, um den Reiz der „schlichten Wahrhaftigkeit" nicht zu stören. Nun aber begegnen wir in der Erzählung selbst durchweg der bewußten Kunst des Meisters, die es nicht nur versteht, fein abzutönen, klug zu gruppieren, anschaulich darzustellen, sondern auch die einzelnen Figuren in direkter Rede so charakteristisch sprechen zu lassen, wie es eben ausschließlich der Dichter vermag. Wenn also überhaupt die Ich-Form hier die glücklichste war, so hätte jene Einleitung wohl ohne Schaden fortbleiben konnen.

Johannes Weißbrod — der autobiographische Erzähler — lernt die Heldin auf dem Gute ihres Oheims kennen, eines märkischen Barons, in dessen Haus er als Hofmeister kommt. Von dem düsteren Untergrund dieses Hauses hebt die Lichtgestalt des Stiftsfräuleins Luise sich um so strahlender ab. Der Baron ist ein gemeiner Heuchler, die Baronin eine gebrechliche, unglückliche Frau, außerdem lebt noch der jüngere Bruder des Barons auf dem Gut, ein Phlegmatiker, der, trotzdem ihm das Unwesen herzlich zuwider ist, sich mit einem stummen Platz am Tische begnügt, alles seinen Gang gehen läßt und nur durch seine väterliche Liebe zum Stiftsfräulein sich schadlos hält. Luise ist die Nichte der beiden Brüder. Je schmerzlicher sie den Druck ihrer atembeklemmenden Umgebung empfindet, um so tiefer wird ihre schlichte Frömmigkeit und Herzensgüte. Sie ist der gute Engel des ganzen Dorfes und findet in den Werken der Barmherzigkeit ein Glück, das sie für alle Leiden entschädigt. Johannes, der als strenger Zelot seine Stellung angetreten hatte, fühlt sein Herz mehr und mehr erweitert im Umgang mit dieser freien Seele. Sie bewirkt eine völlige Wandlung seines Innern, und seine dankbare Verehrung wächst empor zu hingebender Liebe. Inzwischen wird ihre Stellung im Hause immer mehr unerträglich, zumal nachdem sie die Hand ihres Vetters, eines geckenhaften Landjunkers ausgeschlagen.

Bald darauf erfolgt die Katastrophe. Im Dorfe ist eine wandernde Schauspielergesellschaft angekommen, welche durch die Erkrankung eines Mitgliedes hier zu unfreiwilligem Aufenthalt genötigt wird. Aber der Baron versagt dem Direktor ein Obdach innerhalb seines Bezirkes. Johannes wird Zeuge eines heftigen Wortwechsels zwischen beiden, dem auch jener Vetter beiwohnt. Die Dazwischenkunft des Stiftsfräuleins verschlimmert die Sache nur; denn der Schauspieler, ein schöner, stattlicher Mann, beruft sich auf sie, die ihn kenne. Der Vetter wird wütend und schlägt ihn mit der Reitpeitsche. Doch das Fräulein küßt die verwundete Hand und entfernt sich, nachdem sie zu dem Beleidigten gesagt: „Sie werden noch von mir hören." Am nächsten Tag ist sie entflohen, und aus einem von ihr hinterlassenen Brief ist ersichtlich, daß sie dem Schauspieldirektor Konstantin Spielberg nachgereist ist, um dessen Frau zu werden. Erst nach Jahren findet Johannes und somit auch der Leser sie als Direktorin wieder.

Hier ist ein Sprung in der Erzählung, welcher uns bei dem Meister stetiger psychologischer Entwicklung nicht wenig überrascht. Zwar erfahren wir, daß Spielberg schon früher Luisens Neigung erworben und ihr sogar einen Heiratsantrag gemacht hat; aber was in der Seele dieses stolzen, verschlossenen Weibes vorgeht, das sie bestimmen kann, sich jetzt dem durchreisenden Schauspieler ohne weiteres an den Hals zu werfen, darüber wird uns so gut wie nichts berichtet. Wohl ist es glaublich, daß ihre Liebe durch die ungerechte Kränkung, welche Spielberg erleidet, mächtig wächst; aber ihre Handlungsweise bleibt trotzdem ungewöhnlich genug, um uns die sorgfältigste Motivierung erwarten zu lassen. Einen so entscheidenden Übergang wie diesen hinter die Coulissen zu verlegen, ist deshalb sehr gewagt, und in der That wird es uns schwer, die Frau des Theaterdirektors mit dem früheren Stiftsfräulein in unserer Vorstellung zu identifizieren.

Johannes, dessen Liebe so still war, daß er die Geliebte Jahre lang ihrem Schicksal überlassen konnte, findet sie in einer kleinen pommerschen Stadt wieder, wo die Truppe ihres Mannes für mehrere Wochen Vorstellungen giebt. Sie ist unglücklich; denn die Atmosphäre einer Wanderbühne konnte ihrem keuschen und vornehmen Wesen nicht lange zusagen. Dabei entpuppt sich ihr Herr Gemahl immer deutlicher als ein eitler, herzloser Komödiant, der weder sie noch sein Söhnchen, sondern nur sich selbst zu lieben fähig ist. Dieses Kind ist ihr einziges und letztes Glück; aber auch das wird ihr entrissen. An einem Fieber, welches erst infolge der Roheit seines angetrunkenen Vaters eine bedenkliche Wendung nimmt, stirbt der Knabe, und damit fühlt sich Luise für immer von ihrem Gatten getrennt. Dieser befreit sie selbst aus ihrer entsetzlichen Lage, indem er endlich durchgeht und die Schauspielgesellschaft sitzen läßt. Sie sorgt noch für die Armen, welche durch die Schuld ihres Mannes in Not geraten, bekennt Johannes ihre Liebe, aber nur, um Abschied von ihm zu nehmen, und wieder verliert sie der Erzähler für zehn Jahre aus den Augen. Nach dieser langen Zeit kommt sie krank in die kleine märkische Stadt, in der Johannes unterdessen Lehrer geworden, und findet im Spittel eine Zuflucht. Dieses ärmliche Asyl verläßt sie auch nicht mehr, nachdem sie genesen ist. Als Musiklehrerin kommt sie bald zu Ansehen, und ihre durch das Leiden nur verklärte Güte erobert ihr alle Herzen. Noch eine tiefere Erschütterung muß sie dulden, wie ihr völlig verwahrloster, zum Bettler gewordener Mann unerwartet vor sie hintritt. Aber auch diese Prüfung überwindet sie, und mit heiterem Verzicht auf eigenes Glück bleibt sie die Sonne ihrer ganzen Umgebung, bis sie nach einem ihr zu Ehren veranstalteten Fest auf den Tod erkrankt. Sterbend bekennt sie ihrem treuen Freund, daß sie nur zu spät empfunden, wie glücklich sie an seiner Seite gewesen wäre.

Wenn bei aller Feinheit im einzelnen und bei allem fesselnden Reiz der Hauptscenen das Bild, das wir von der Charakterentfaltung der Heldin bekommen, kein ganz lückenloses ist, so liegt dies ausschließlich an der Form, welche Heyse hier gewählt hat. Da Inhalt und Form bei diesem auch über die Technik seiner Kunst souverän gebietenden Dichter sonst bewundernswerten Einklang zeigen, so muß man vermuten, daß sein persönlicher Anteil an dem vorliegenden Stoffe ihn bestimmt hat, der Darstellung eine persönliche Färbung zu geben. Unseres Ermessens ist jedoch der Ich-Roman nur dann natürlich und infolge dessen berechtigt, wenn der Erzähler zugleich der Held, der Mittelpunkt der Erzählung ist. Wo er hingegen nur ein fremdes Schicksal teilnehmend begleitet, da geht der eigentliche Vorzug der Ich-Form, die Unmittelbarkeit, verloren, und wir erfahren alles noch viel mehr aus zweiter Hand, als bei der objektiven Art der Schilderung.

Diese Ausstellungen an der Form der Erzählung werden niemand hindern, sich an der klassischen Klarheit des Stils, an der Greifbarkeit der Charakterzeichnung, an fein ironisch gedachten Figuren, wie besonders der Schauspieldirektor und Onkel Joachim es sind, dankbar zu erfreuen. Und vor allem verbreitet die bescheidene, schlichte Gestalt des Autobiographen über das Ganze eine gleichmäßige, wohlthuende Wärme.

München. Ludwig Fulda.

Neue Dramen.

Es ist eine oft wiederholte Klage, daß der Sinn für das ernste deutsche Drama erstorben sei. Trägt aber die Dichtung nicht selbst daran Schuld? Zweierlei wird, wie mir scheint, von den heutigen Dramatikern zu sehr aus den Augen gesetzt: daß die Charaktere und die Beweggründe ihrer Handlungen unsre Teilnahme verdienen und daß letztere stark genug sein müssen, dieselbe zu fesseln. Sie sind aber nur stark, wenn sie mit Notwendigkeit aus der Natur und Eigentümlichkeit der Charaktere entspringen. Sie müssen daher ganz individuell sein. Sie können uns aber nur ergreifen, wenn sie zugleich allgemein menschlich sind. Diese Kraft der Motive und ihrer Verknüpfung fehlt nur zu vielen der heutigen Dramen; auch die mir heute zur Beurteilung vorliegenden lassen sie wieder, wenn schon in sehr verschiedenem Grade, vermissen . . .

Von ihnen ist „Siegfrieds Tod", Tragödie in 3 Aufzügen von G. Siegert (München, J. A. Finsterlin 1887) das weitaus bedeutendste. Siegert tritt aber damit in Wettkampf mit einem bedeutenden Vorgänger und fordert hierdurch zu einem Vergleiche heraus, der nicht überall vorteilhaft für ihn ausfällt. Hebbel hat in seiner Darstellung von den Hauptbegebenheiten des Epos nur die eine umgangen: Die Reise Siegfrieds mit Kriemhild nach den Niederlanden und die Rückkehr beider an den Burgundischen Hof. Bei dieser setzt Siegert aber erst ein. Es gehört zu den glücklichsten Zügen des Hebbelschen Dramas, daß er die beiden Frauen sich anfangs vertrauend und liebevoll an einander anschließen läßt. Auch Hagen, obschon sofort von Eifersucht auf Siegfrieds Heldentum ergriffen, läßt diesem bei ihm doch anfangs Gerechtigkeit widerfahren. Diese Züge fallen bei Siegert hinweg, der uns sofort in die Katastrophe versetzt. Sein Hagen ist ganz nur von Haß und von Neid erfüllt, während diese bei Hebbel dem Gefühl der Ehre, wenn auch nur der äußeren, untergeordnet erscheinen. Schon hierdurch sinkt Hagen bei Siegert in unsrer Teilnahme. Ein sehr feiner Zug ist es ferner bei Hebbel, daß Siegfried den Gürtel Brunhilds, ohne es selbst zu wissen, in das Schlafgemach der Kriemhild bringt, diese ihn findet und für ein heimliches Brautgeschenk ihres Gatten hält: Siegert läßt ihn Siegfried wirklich in dieser Absicht mit fortnehmen und Kriemhild als solches verehren. Wie sehr sinkt auch dieser durch diesen einzigen Zug in unsrer Schätzung herab! Siegert hat ihn und Brunhilde des Zaubers der Sage entkleidet. Siegfried hat bei ihm nur noch die Tarnkappe behalten, Baldnung und Hornhaut sind ihm genommen. Wogegen Hebbel mit Recht „das mythische Fundament" unzertrennlich von diesem Stoffe hielt. Jetzt findet Hagen für seine hinterlistige That keine Entschuldigung mehr. Sie ist einfach ein Mord, der um so niedriger ist, je niedriger der Beweggrund, dem er entspringt. Siegert thut daher wohl, den Tod Siegfrieds nicht unmittelbar darzustellen, obschon er sein Stück nach ihm nennt. Bei solcher Beschränkung der Darstellung konnte er aber dem Verhältnis Siegfrieds zu Kriemhild und dem Kriemhilds zu Brunhild eine reichere Entwicklung geben. Auch liegen hier die Vorzüge seines Stucks. Doch sind sie wieder mit gewissen Übelständen erkauft. Hebbel hat nur eine Streitscene zwischen den Königinnen, Siegert hat deren drei. In der zweiten sinkt Kriemhild, in der dritten Brunhild von der ihnen von Hebbel verliehenen Höhe herab. Bei all diesen und noch verschiedenen andren Schwächen fordert die Dichtung Siegerts aber doch zur Anerkennung seines künstlerischen Ernstes und seines Talentes auf.

Beide sind auch W. Kirchbachs „Waiblinger", einem Trauerspiel unsrer Zeit in 5 Aufzügen (München, O. Heinrichs 1887) nicht abzusprechen, nur daß es zugleich eine gewisse Verworrenheit der ästhetischen Anschauungen zeigt. Obschon der modernen naturalistischen Schule angehörend, zeigt hier der Dichter einen bedenklichen Hang zur Phantastik, woraus sich wohl auch erklärt, warum er sein ursprünglich in Prosa geschriebenes Stück hier in metrischer Bearbeitung vorlegt. Denn seine Behauptung: „die Form einer dramatischen Poesie, welche jedes Wort einer realistischen Technik der Bühne einordnet, sei nicht die Prosa, sondern der Vers", ist eben nur eine Behauptung. Dem Stück liegt ein ähnlicher Konflikt, wie dem Bulwerschen „Eugen Aram", zu Grunde, es läßt aber die besonnene und überzeugende Motivierung des berühmten englischen Novellisten vermissen. Waiblinger ist ein Phantast und handelt im halben Wahnsinn. Er hat seinem Forschungseifer sein kleines Vermögen geopfert und ist hierdurch in Armut geraten. Weil er nicht gleich eine Anstellung findet und ein reicher Bauer, dem er ohnedies schon verschuldet ist, ihm eine große Summe vorzustrecken mit rohen, harten Worten sich weigert, ermordet er diesen. Es gelingt ihm zwar zunächst, den Verdacht von sich abzulenken und, vom Glücke plötzlich begünstigt, ein neues Leben zu beginnen. Das Schuldbewußtsein aber verwirrt seinen Geist. Im Begriffe, sich zu vermählen, entdeckt er seiner Braut sein Verbrechen. Diese wird wahnsinnig. Er selbst entzieht sich durch Selbstmord den ihn aufs neue verfolgenden Gerichten. Die Phantastik der an starken scenischen Effekten reichen Behandlung und das darin aufblühende Talent vermögen die ästhetische Schwäche und die Brutalität des Motivs nicht zu verdecken.

Eine wesentlich andre Mischung von Realismus und verworrener Phantastik zeigt sich in dem dritten der vier vorliegenden Dramen, dem fünfaktigen Schauspiel „Hie Mann — hie Weib!" von H. Grube (Karlsruhe, Gebrüder Pollmann 1887). Der Grundgedanke von Donna Diana hat hier eine eigentümliche, aber zugleich abgeschmackte Behandlung gefunden. Die Handlung ist nach Heidelberg und um das Jahr 1406 verlegt. Das Universitätsleben der Zeit, die Kämpfe zwischen Studenten und Bürgern bieten dazu die äußeren Verhältnisse und zum Teil die Motive dar. Trotz des gespreizten Tones des Stücks ist es dem Verfasser besser gelungen, uns in die Kindheit des Schauspiels zurück zu versetzen, als die geschilderten Vorgänge in glaubwürdiger Weise darzustellen. Daß ein dem Stolze einer von ihm geliebten Edelfrau mit so brutalem Trotze begegnender Ritter sich gleichzeitig aus Liebe zur Wissenschaft den noch brutaleren Demütigungen des Pennalismus unterwerfen sollte, ist eine, wenn nicht widersinnige, so doch abgeschmackte Voraussetzung.

Das letzte der zu besprechenden Dramen: „Kunst und Leben", Schauspiel in drei Aufzügen von Ernst Berakoff (München, W. Behrens 1887) gehört der Gattung des modernen gesellschaftlichen Dramas an. Ein junger Dichter, Eugen Dallef, hat in der krankhaften Aufregung, in die er durch die Aufführung seines Erstlingswerks und das Spiel der Heldin, der Schauspielerin Maria Gunter, versetzt worden, dieser vor Zeugen eine leidenschaftliche Liebeserklärung gemacht, die aber zunächst für nichts anderes angesehen wird, als was sie in Wahrheit ist, für den Ausbruch einer krankhaften Überreizung, denn Eugen ist verlobt und liebt seine Braut. Gleichwohl erhielt er am andren Tage durch den Schauspieler Lang die Benachrichtigung, daß Marie seinen Liebesantrag in aller Form annehme. Eugen eilt sofort zu dieser, um das von ihm veranlaßte Mißverständnis aufzuklären, trifft hier aber unglücklicherweise mit einem Herrn zusammen, welcher der Schauspielerin unehrbare Anträge macht. Er wirft sich zu ihrem Verteidiger auf und Marie stellt ihn als ihren Bräutigam vor. Der hieraus vom Dichter entwickelte Konflikt zwischen den Pflichten der Ehre und Liebe ist bei so schwächlichen Voraussetzungen unmöglich so tragisch zu nehmen, als es von Eugen geschieht. Eine derartige Spitzfindigkeit ist um so übler hier angebracht, als der Konflikt sich schließlich als ein nur scheinbarer herausstellt. Maria liebt Eugen gar nicht, sie liebt den Schauspieler Lang, der aus unbegreiflicher Liebesbeflissenheit die ganze Verwirrung herbeigeführt hat.

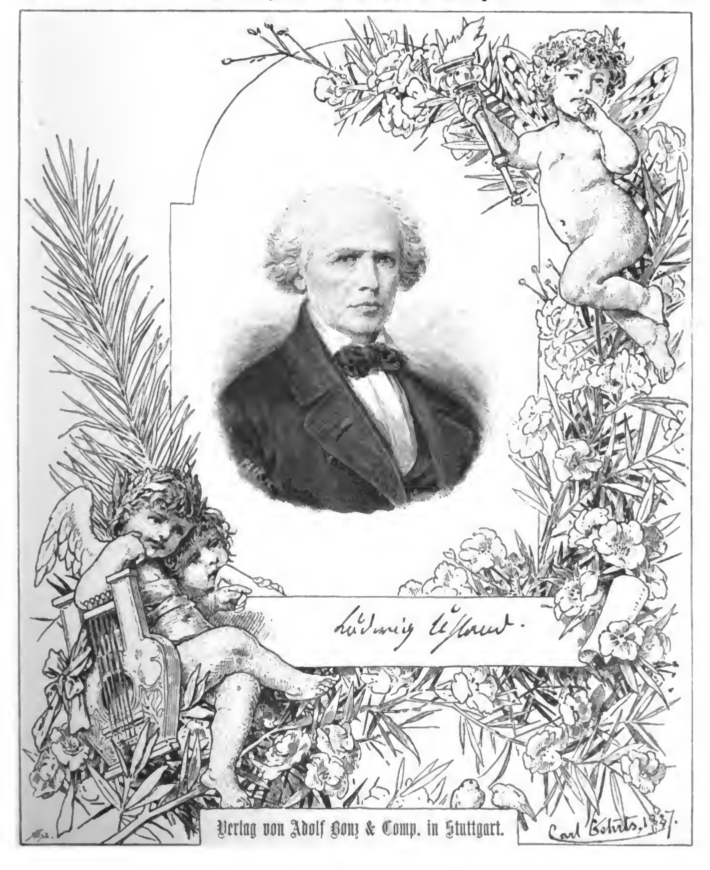
So verschieden diese vier Dramen an Kunstwert auch sind, so leiden sie doch, wennschon in verschiedenem Grade, sämtlich an dem gemeinsamen Fehler der mangelhaften Motivierung der Handlung.

Dresden. **Robert Proelß.**

Redigiert unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung. — Nachdruck, auch im Einzelnen, ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt.
Druck von A. Bonz' Erben in Stuttgart.

Deutsche Dichtung.

II. Band. 2. Heft. Herausgeber: Karl Emil Franzos. 15. April 1887.





Gedichte von Ludwig Uhland.

Verschollenes und Unbekanntes.

Vorbemerkung. Wir hoffen durch die hier mitgeteilte Nachlese zu Ludwig Uhlands Gedichten den Verehrern des Dichters eine nicht unwillkommene Gabe zu bieten. Keines der nachfolgenden Lieder, Epigramme und Gelegenheitsgedichte findet sich in den Sammlungen, auch nicht in der Jubiläums-Ausgabe, welche die J. G. Cottasche Buchhandlung vor kurzem hat erscheinen lassen; ebenso ist aus der großen Zahl Uhlandscher Gedichte, welche in den Sammlungen fehlen, aber von seiner Witwe in dem trefflichen Buche „Ludwig Uhlands Leben. Aus dessen Nachlaß und aus eigener Erinnerung" (Stuttgart, Cotta) mitgeteilt werden, hier keines wiederholt. Wohl aber geben wir eine Auslese dessen, was nach des Dichters Tode in verschiedenen Zeitschriften und Flugblättern, sowie teilweise auch in den beiden Werken „Ludwig Uhland. Sein Leben und seine Dichtungen. Von Friedrich Notter" (Stuttgart, J. B. Metzler — jetzt Adolf Bonz & Comp. — 1863) und „Ludwig Uhland, seine Freunde und Zeitgenossen. Erinnerungen von Karl Mayer" (Stuttgart, Krabbe 1867) publiziert worden. Gänzlich Ungedrucktes vermögen wir leider nicht zu bringen. Wohl wurde uns aus dem Kreise unserer Mitarbeiter wie unserer Leser eine stattliche Zahl Uhlandscher Gedichte teils im Original, teils in Abschriften mitgeteilt, und namentlich aus dem Heimatlande des Dichters kamen zahlreiche Sendungen, aber bei näherer Prüfung stellte es sich immer wieder heraus, daß dieselben in einzelnen Aufsätzen oder einem der beiden zuletzt genannten Werke bereits zum Abdruck gekommen. Ob sich überhaupt noch irgendwo im Privatbesitze gänzlich ungedruckte Gedichte von Ludwig Uhland finden, können wir natürlich unmöglich mit Bestimmtheit verneinen, aber wir dürfen es auf Grund unserer sehr eingehenden und vielfältigen Nachforschungen entschieden in Zweifel ziehen.

Läßt sich demnach die hier mitgeteilte Nachlese nicht als ungedruckt bezeichnen, so dürfte sie doch Anspruch darauf haben, nicht bloß dem gebildeten Leser, sondern auch dem gut orientierten Uhlandfreunde — nur eben die Uhlandforscher natürlich abgerechnet — in allen oder doch mindestens in den meisten Stücken bisher Unbekanntes zu bieten. Leicht hätten wir, sofern es uns eben nur um den Umfang unserer Nachlese zu thun gewesen wäre, zum mindesten das Doppelte bringen können, so reich ist das Material, welches insbesondere die beiden leider nicht nach Verdienst verbreiteten und insbesondere dem jüngeren Geschlechte kaum bekannt gewordenen Werke von Notter und Mayer enthalten. Doch glaubten wir, uns auf solche Stücke beschränken zu sollen, deren biographischer oder dichterischer Wert außer Zweifel steht. Daß die Gedichte, die wir hier mitteilen, und deren erstes aus dem 14., deren letztes aus dem 58. Lebensjahre des Dichters stammt, an Wert sehr verschieden sind, ist selbstverständlich; aber es ist wohl manches darunter, was auch in der Sammlung der Uhlandschen Gedichte einen Platz verdiente. Wo Erläuterungen nötig waren, haben wir sie den einzelnen Gedichten beigefügt; hier sei zur allgemeinen Orientierung nur folgendes bemerkt: Das Gedicht „Im Tannenhain" ist das erste, welches überhaupt von Uhland bekannt ist; aus den Jahren 1802 und 1803 sind nur einige Gelegenheitsgedichte von ihm erhalten; das einzige, welches nicht zu bestimmtem Anlaß entstand, dürfte die von uns reproduzierte Elegie sein. Das nächste Gedicht „Elfenkluft" fällt in dasselbe Jahr (1804), in welchem auch das erste Gedicht entstand, welches Uhland in seine Sammlung aufgenommen. („Die sterbenden Helden".) Von 1804—1810 fließt der Quell der Uhlandschen Lyrik am reichlichsten, und daher ist auch die folgende Nachlese aus diesen Jahren besonders stattlich; aus den nächsten fünf Jahren bringen wir fast nur noch Gelegenheitsgedichte und vollends aus den dreißig Jahren von 1818—1848 nur einen einzigen Spruch — man kennt ja Uhlands Leben und Dichten und wird dies begreiflich finden. Den Schluß bilden Sprüche und eine Improvisation, freilich eine besonders frische und launige.

Schließlich erübrigt uns noch, allen jenen, welche uns bei dieser Arbeit durch freundliche Mitteilungen und Einsendungen gefördert, unseren wärmsten Dank zu sagen. Die beiden nach der Handschrift des Dichters wiedergegebenen Jugendgedichte Uhlands: „Morgen" und „Madonna della Sedia" — das erstere aus dem Jahre 1808, das letztere aus dem Jahre 1811 stammend — verdanken wir Herrn Karl Mayer in Stuttgart.

Im Tannenhain.

Unter der Tannen Umschattung, im Heiligtume der Schwermut,
Sitz' ich, verschlungenen Arms, über bemoostem Gestein.
Matt durchflammet der Tag die Trauerbehängung der Äste,
Wie die Gewölke der Mond dämmernden Strahles durchblickt.
Ha! wie betäubt des Harzes gewürziger Weihrauch die Sinne!
Sind es Träume, die schon schwül mir die Scheitel umwehn?
Horch, was rauschet daher? Den Schatten entflattert der Rabe.
Ach, sein prophetischer Ruf tönet so traurig, so bang!
Rabe, mich machst du nicht beben, es weckt keiner Schandthat Erinn'rung
Dein so trauriger Ruf noch in der Seele mir auf.
Aber wehe dem Frevler, deß Tritt diese Stätte entweihet:
An der Sträubung des Haars fasset Entsetzen ihn hier;
Ihm dräut Schrecken das Dunkel, ihm blinket Schrecken der Lichtstrahl,
Schrecken im Rabengekrächz' rufet die Gottheit ihm zu.

1801.

Elegie.

Ach, daß die Götter mir früh das Auge mit Nebel umflorten!
Andre schwelgen im Schau'n, mein ist nur Ahndung und Traum.
Aber hadere nie, o Mensch, mit den ewigen Göttern,
Während die Rechte dir nimmt, teilet die Linke dir zu.
Als des Tiresias Auge die Gegenwart sich verhüllte,
Da entfaltete sich sonnig die Zukunft dem Geist.
Götter, ihr lächelt auch mir, ihr schuft mir fühlend die Seele,
Regt Eine Saite sich nur, tönen gleich viele mir ein!
Leiht auch das Auge mir bloß der Schönheit größeren Umriß,
Schöner füllet der Geist und idealisch ihn aus.

1803.

Die Elfenkluft.

Schwer ist der Ruderschlag,
Schwer mir das Leben;
Ach! und kein Abend mag
Ruhe mir geben,
Seit mir die wilde Flut
Raubte mein liebstes Gut.

Also des Schiffers Weh
Nächtlich im Meere;
Sanft auf der stillen See
Schwankte die Fähre.
Über dem Glanzgefild
Bebte des Mondes Bild.

Hin an der Elfenkluft
Trieb er den Nachen,
Wo in die Nebelgruft
Wogen sich brachen.
Und ein geheimes Wort
Rief ihm und lockte dort.

„Stimme, was mahnst du mich?
Liebliche, hehre!
Eile, beflügle dich,
Schwankende Fähre!“
Wallend im Dämmerschein
Zog ihn die Flut hinein.

Strömend die Kluft entlang
Sangen die Wellen,
Kläglich vom Felsenhang
Harfneten Quellen.
Lauschend dem Wunderspiel,
Weinte der Schiffer viel.

Freudig und hoch empor
Rauschet das Wallen,
Sieh! und der Elfenchor
Strahlt durch die Hallen,
Jener erträgt es nicht,
Wirft sich aufs Angesicht.

Horch! und der Reigen schwingt
Leicht sich vorüber,
Und eine Stimme singt:
„Auf! o du Lieber!“
Und in den Geisterchor
Zieht es ihn sanft empor.

Seliges Wiedersehn!
Heilige Feier!
Mit der Betrauerten
Wallet ihr Treuer.
Hehr in Gesang und Glanz
Schwebet der Geistertanz.

1804.

Herbstlied.

Wo um die falben Flieder
Erstorbne Blätter wehn,
Da lasset uns, ihr Brüder,
Ein hehres Fest begehn!
Da hebt der Becher Reihen
Zur trüben Sonn' empor,
Entschwundner Freude weihen
Wir einen ernsten Chor.

Wer mit der Freude Wallen
Den vollen Becher schwang,
Wenn unter grünen Hallen
Ein Bundeslied erklang;
Wem sich die Brust gehoben
Auf bräutlich schöner Flur,
Wer niedersank, zu loben
Den Vater der Natur;

Wer in des Mondes Schimmer
Mit der Erkornen ging,
Bei heil'ger Sterne Flimmer
Der Liebe Schwur empfing:
Der soll zur trüben Sonne
Erheben den Pokal!
Der koste jene Wonne
In Wehmut noch einmal!

Wenn einst die strenge Stunde
Den Freund vom Freunde reißt,
Wenn manchen aus dem Bunde
Die stille Gruft umschleußt:
Dann werden auch so milde
Wie Sterne in den Höhn
Die freundlichen Gebilde
Der Jugend uns erstehn.

1804.

Auf dem Schlosse zu Heidelberg.

Ihr grauen Ahnenbilder, seid gegrüßt,
Ihr Monumente an der Vorwelt Grab!
Wie über euch der Wolken Strom entfließt,
So ziehn die Alter unter euch hinab.

Sie wandeln hin, die Richterwage tönt,
Und manches Urteil hallt im Zeitenlauf;
Ihr aber steht, an eure Burg gelehnt,
Und schaut zum Himmel still und ruhig auf.
1805.

Die Wallfahrtskirche.

Wie stehest du so still und düster,
Zerfallne Wallfahrtskirche, hier;
Wie wehn mit kläglichem Geflüster
Die falben Birken über dir.
Dich sahn die Pilger aus der Weite
Vergoldet einst im Morgenstrahl;
Dein frommes festliches Geläute
Verhallte fern im Felsenthal.

Der heil'ge Tag ist aufgestiegen,
Die Lieder tönen feierlich,
Geweihte Purpurfahnen fliegen
Und Opferdüfte wölken sich.
Die Priester all im Goldgeschmeide,
Im Waffenglanz der Ritter Chor,
Die Frauen auch im lichten Kleide,
Sie ziehen am Gebirg empor.

Doch eine wandelt hehr vor allen,
Sie trauert bei der Schwestern Lust,
Sie senket in des Schleiers Wallen
Ihr Haupt zur seufzervollen Brust.
Wohl mag sie sehnen sich und klagen:
Ihr Treuer kämpft im fernen Land,
Dem sie in ihrer Kindheit Tagen
Sich weihete mit Herz und Hand.

Und ahnend tritt sie in das Dunkel
Des hochgewölbten Domes ein,
Und wo die Kerzen trüben Funkel
Vom duftigen Altare streun,
Da brachte sie im schönern Leben
Ihr Dankgebet dem Jesubild,
Da kniet sie hin, und Thränen beben
Vom blauen Auge licht und mild.

Und als der Kinder Stimmen tönen
Aus düstrer Halle süßiglich,
Da wandelt in ein weiches Sehnen
Der Jammer ihres Herzens sich;
Und als zum hehren Orgelspiele
Erschallet nun der volle Chor,
Da hebt in seligem Gefühle
Die bange Seele sich empor.

Und schon verwehn die Erdenlaute,
Sie höret himmlisches Getön,
Und Großes schaut die Hochbetraute
In leuchtenden, entwölkten Höhn:
Die Engel in des Himmels Glanze,
Die Märtyrer der Fesseln los,
Und lächelnd den im Sternenglanze,
Um den der Sehnsucht Thräne floß.

Sie hat vollbracht, sie ist berufen,
Und ihr entzücktes Auge bricht;
Sie stirbt an des Altares Stufen,
Verklärung strahlt ihr Angesicht;
Und alle staunen, die sie sehen;
Es hallet dumpf der Glocken Klang;
Es faßt ein Schauder aus den Höhen
Die Betenden das Haus entlang. 1805.

Gräberschmuck.

Sei mir gegrüßt, der Toten stiller Garten!
Dir auch lächelt so schön die Frühlingssonne,
Deine Flieder grünen, die Hügel schwellen
Blumenbegoldet.

Farbige Kränze flattern an den Kreuzen,
Lieblich blühen die Grabgemäld': es tragen
Aus den Grüften lächelnde Himmelskinder
Kinder der Erde.

Seelen der Frommen, die ihr hingeschieden,
Voll von heller Erscheinung aus den Höhen,
Sind sie nicht gewichen die Lichtgestalten,
Die euch gewunken?

Wandelt ihr nun durch lichte Paradiese,
Arm in Arm, gehüllt in Ätherjugend?
Tönen euch aus wallenden Sonnenwolken
Harfen der Engel? —

Welch ein Gebild soll meinen Hügel schmücken?
Nur ein blinkender Stein, zum Aufgang schauend,
Den die Morgenröte bescheint, des Tages
Heilige Botin. 1805.

Liebeszeichen.

Mein Liebchen liebt so treulich mich,
Erfreut mich alle Tage,
Sie zeigt am kleinen Fenster sich
Genau beim Stundenschlage.

Nur heute, wie ich lauschend tret'
Aus traute Gartenheckchen,
Da fehlt sie, doch am Fenster steht
Ihr schönstes Rosenstöckchen. 1807.

Das Bild der Gestorbenen.

O wehe jedem, der auf deine Milde,
Du falsche Liebesgöttin, kindlich traut!
Einst konnte dich Pygmalion bewegen,
Sein Bild ins warme Leben aufzuregen;
Mir tötest du die jugendliche Braut
Und machst das Leben mir zum kalten Bilde.
1807.

Morgen.

Willkommen mir im Morgenglanz,
Willkommen, jugendliche Welt!
Wie glänzen, duften Busch und Au!
Wie hebt der Mut sich mir erhellt!
Doch regt so leicht sich und so kräftig
Die Gartenarbeit mit Gesang,
Und wieder ich bin so geschäftig
In meinem frühen Müßiggang.

Oft trat ich in die Schattengänge,
Oft wandt' ich von den Menschen mich.
Doch Blätter, Blüten, Waldgesänge!
Im Lenz ist nirgends Einsamkeit.
Und hier im Herzen so lebendig!
Nicht Sehnsucht, schwere Seufzer nicht,
Nein! was verschlossen lag inwendig,
Es treibt jetzt in heitrer Luft.

Da wird verzagte Liebe munter,
Mir steigt das Bild der Schönsten auf;
Ich eile durch den Gang hinunter,
Als käm' sie den Gang herauf.
Jetzt wär' mir um den Gruß nicht bange,
Ich blickte dreist ihr unters Hut.
Was ich gehofft, bezweifelt lange,
Ich schwöre jetzt: sie ist mir gut.

Madonna della Sedia.

Hab' ich dich, göttlich Bild! so treu verehrt,
bald ~~oft~~ wie das Kind sich an die Mutter drückte,
Bald wie Johannes zu dem Kinde blickte,
Und meinen Glauben so an dir genährt:

Er hat sich nur in finstrer Nacht bewährt,
Als kalter Schauer mir den Geist umstrickte,
Kein freundlich Bild des Lebens mich erquickte,
Zur Schreckgestalt das Schönste sich verkehrt.

Da gingest du mit himmlischer Gebärde,
Vom Licht der eigenen Glorie durchglühet,
Mir tröstend auf im finsteren Gemüte.

Ja! Gottes Segen leuchtet noch der Erde,
Solang auf ihr unschuld'ge Kindheit blühet
Und reiner Frauen Auge Engelgüte.

L. Uhland.

An Sie.

Sag es, ob du verlassen die Flur, weil der Sommer verschwunden?
Ob der Sommer verschwand, weil du verlassen die Flur?

1807.

Liebesfeuer.

Vom Feuer, das in Liebenden sich dränget
Wie Ebb' und Flut, vernehmt geheime Kunde!
Sind sie getrennt, so bleibt es tief im Grunde
Des sehnsuchtvollen Herzens eingeenget.

Nur Widerschein der Glut, die innen senget,
Gelangt zum dunkeln Aug' und bleichen Munde,
Bis nun erscheint des Wiedersehens Stunde,
Wo sich das Feuer aus der Tiefe sprenget.

Wie erst mit heißen Blicken sie sich grüßen!
Wie Beider langverhaltne Flammen streben,
Sich zu vereinen durch das Spiel der Augen!

Bald senken sie die Wimpern, um in Küssen
Noch tiefer eins des andern glühend Leben
Aus Lippen, als aus Augen einzusaugen.

1808.

Von der Liebsten.

Wie Erd' und Himmel sich in ihr umfangen!
Der Augen Sterne bei den Blütenwangen.

1808.

Ihr Brief.

Ob mir dein Mund, ob deine Wang' auch fehle,
So küss' ich deinen Brief doch, deine Seele.

1808.

Weihe.

Wann wohl quillet das lieblichste Lied von der Lippe des Sängers?
Wann der Erkornen Kuß mild ihm die Lippe geweiht.

1808.

Naturfreiheit.

Leben, das nur Leben scheinet,
Wo nicht Herz, nicht Auge spricht,
Wo der Mensch zur Form versteinet,
Wachst du ganz mein Herz zu nicht'?
Die mich oft mit Trost erfüllet,
O Natur, auch du so leer?
Tief in Schnee und Eis gehüllet
Blickst du frostig zu mir her.

Hör' ich nur ein Waldhorn klingen,
Hör' ich einen Feldgesang:
Rühret gleich mein Geist die Schwingen,
Fühlt der Hoffnung frischen Drang.

O Natur, voll Muttergüte,
Gieb doch deine Kinder frei,
Sonnenstrahl und Quell und Blüte,
Daß auch ich gerettet sei.

Mit den Lüften will ich streifen
Rauschend durch den grünen Hain;
Mit den Strömen will ich schweifen
Schwimmend in des Himmels Schrein;
In der Vögel Morgenlieder
Stimm ich frei und fröhlich ein;
Alle Wesen sollen Brüder,
Du, Natur, uns Mutter sein!

1808.

Aus dem Romanzencyklus: „Hermann von Sachsenheim“.

Hermann, eingelegt den Speer,
Rennet über Thal und Hügel,
Gleich als ob den Nächsten er
Müßte stechen aus dem Bügel.

Amur trottet hinterher,
Lachend ob des Reiters Hitze,
Pfeil und Bogen führt der Schalk,
Denn er ist ein guter Schütze.

Als die Schatten niederziehn,
Spricht zum Herrn er: „Mit Vergönnen!
Rannten wir in Tag hinein,
Wollt Ihr in die Nacht auch rennen?

Setzt doch jeder Wandrer sich
Einen Ort zum Ziel und Pole.
Jener hat's am heil'gen Grab,
Dieser auf des Papstes Sohle.

Drum daß nach des Vaters Wunsch
Ihr von Damen sammelt Kunde,
Rat' ich, nach dem Hof zu ziehn,
Da zuvor in Dienst ich stunde.

Was die Erde Schönstes sah
Während mancher tausend Jahre,
Feiert dort in sel'gem Bund
Einen ew'gen Tag Lätare.

Venus heißt die Königin
Dieser herrlichen Vasallen;
Laßt uns ein Gelübde thun,
Daß wir nach dem Hofe wallen!

Schauet dort den Abendstern!
Den zum Zeichen sie erkoren,
Der dies Jahr am Himmel herrscht;
Auf! bei diesem sei geschworen!“

Und der Ritter hebt die Hand
Nach dem hellen Liebessterne.
Sieh! da fährt ein leichter Strahl
Nieder aus der blauen Ferne.

Auf des Ritters Mantel bleibt
Hell ein goldner Stern gedrücket,
Wie die frommen Waller sind
Mit dem roten Kreuz geschmücket. 1809.

Ungewißheit.

In einer dunkeln Laub' ich lag,
Fiel mattes Licht herein.
Ich weiß nicht, war es Nacht oder Tag,
War's Mond- oder Sonnenschein.

Da kam Feinslieb in meinen Arm,
Und wieder glaub' ich's kaum;
Sie küßte mich auf den Mund so warm,
War's wirklich oder ein Traum? 1809.

Das Wunderbild.

Es stehet einer Heil'gen Bild
Am stillen Sommerhaus.
Da zwischen Blumen schaut es mild
Aus seiner Nisch' heraus.

Der Waller lenkt hinüber gern
Und blicket fromm empor,
Wohl ihm! noch schwebet in der Fern'
Ein Himmelsglanz ihm vor.

Jüngst kniet' ein feiner Knabe da,
Aufschmachtend hingebeugt.
Welch hohes Wunder ihm geschah!
Die Heil'ge mild sich neigt. 1809.

Echo.

Echo! du warest gewiß der gesprächigen Jüngferchen eines?
Selbst da der Körper dir schwand, blieb noch die Sprache zurück. 1809.

Helena.

Soll ich schwächliches Weib des Krieges Furie heißen?
Suchet doch tiefer den Grund! Hat nicht der Apfel die Schuld?

Paris führete mich; den Paris führte die Barke,
Wieder die Barke der Wind; sagt mir, wer diesen erregt? 1809.

Achill.

Weh! daß der Vater ihm nicht ein Unsterbliches war, wie die Mutter!
Sterblicher Vater! Du gabest ihm Leben und Tod. 1809.

Der Liebesbrief.

Es hat ein Kind mir diese Nacht
Im Traum ein Brieflein von ihr gebracht;
Darin versprach sie, mich zu lieben.
Hat sie es wohl im Traum geschrieben? 1810.

Der Köpfer.*)

Du dunkles Thal, fern abgelegen,
Wo kühle Bäche niedergehn,
Hier junge Stämme sich bewegen,
Dort alte Rieseneichen stehn!

Verliebte Pärchen, unbelauschet,
Sie gehn in deine Wildnis ein,
Und wenn ein ferner Fußtritt rauschet,
Deckt wie mit Wolken sie der Hain.

Ruhbänke, halb erbaute Zellen,
Altäre werden hier geschaut,
Denn an den trauten Waldesstellen
Hätt' mancher gern sich angebaut.

Wohl toben jetzt die rauhen Winde
Und nächtlich rauscht die Regenflut,
Derweil in euch, ihr stillen Gründe,
Noch träumend meine Seele ruht.

*) Ein Waldthal bei Heilbronn, welches Uhland, als er dort im Sommer 1811 bei seinen Freunden Karl und August Mayer verweilte, oft und gern besuchte. Das Gedicht ist am 13. Oktober 1811 geschrieben.

Trost.

Du blaue Luft nach trüben Tagen,
Wie kannst du stillen meine Klagen?
Wer bloß am Regen krank gewesen,
Der mag vom Sonnenschein genesen.

Du blaue Luft nach trüben Tagen,
Doch stillst du meine bittern Klagen!
Du glänzest Ahnung mir zum Herzen:
Wie himmlisch Freude labt nach Schmerzen.
1812.

An Justinus Kerner.

Gedächten wir, verliebte Kunstgesellen,
An wen wir unsere Liebeslieder richten,
Das könnt' uns allen Liedermut vernichten,
Das möcht' uns allen Minnesang vergällen.

Was wissen Mädchen von kastalschen Quellen?
Verzeihn sie doch dem Dichter kaum das Dichten;
Und zehnmal lieber sind mir noch die schlichten
Als jene, die empfindungsreich sich stellen.

Was seh' ich, teure Brüder, welch Ergrimmen!
Wollt ihr mit Flammenblicken mich verzehren?
Nein, edle Sänger, laßt euch nicht verstimmen.

Laßt immerfort die Saiten süß ertönen!
Die Welt sollt ihr mit Liederklang verklären:
Verklärt denn auch die sogenannten Schönen!

1815.

An Gustav Schwab.*)

Du jagtest, Freund, nach mannigfachem Wissen,
Ein rascher Wandrer auf Norddeutschlands Wegen;
Du triebst dich um, wie Musenjünger pflegen,
Und hast darob der Strümpfe viel zerrissen,

Indes, bewahrt von allen Kümmernissen,
Dies Sockenpaar in meinem Schrank gelegen;
Der Zukunft harrt es ahnungsvoll entgegen
Und schien mir deinen teuern Fuß zu missen.

O segnet euer Teil, beglückte Socken!
Nicht geht es fortan durch Gebirg und Sümpfe;
Auf Heimatfluren wallt ihr weich und trocken.

Ihr wandelt sachten Tritts auf Kanzeltreppen,
Und trifft auch euch das ew'ge Los der Strümpfe,
So wird euch eine junge Hausfrau steppen. 1815.

*) Gustav Schwab hatte vor Antritt einer Reise nach Norddeutschland einige Tage bei Uhland verweilt und daselbst — ein Paar Socken zurückgelassen. Das launige Sonett begleitete die Sendung an den Freund, nachdem dieser wieder in die Heimat zurückgekehrt.

Einem Greise zum Geburtstag.

Wohl hat der Frühling seine Feste,
Die Jugend hat ihr freudig Spiel;
Doch auch der Herbst hat frohe Gäste,
Sein Fest hat jedes Lebensziel.
Wir fühlen's heut, und nicht vergebens
Verbindet sich am schönsten Tag
Des Jahres Herbst, der Herbst des Lebens
Zu einem freundlichen Gelag.

Die Sonne strahlt in mildem Lichte,
In leichtem Dufte ruht das Thal,
Die Rebe spendet ihre Früchte,
Der Baum die seinen unsrem Mahl.
Und Er, um den wir uns vereinen,
Wie glänzt ihm heut ein heitrer Stern!
Er ist gesegnet von den Seinen,
Er ist gesegnet von dem Herrn.

1818.

In ein Album.

Man rettet gern aus trüber Gegenwart
Sich in das heitere Gebiet der Kunst,
Und für die Kränkungen der Wirklichkeit
Sucht man sich Heilung in des Dichters Träumen.

1848.

1848.

Ach und Weh im ganzen Land!
Ist uns noch kein Haupt geboren?
Nein! es ist ein Übelstand:
Deutschland hat den Kopf verloren.

In ein Album.*)

Ein weinend Kind lagst du auf Mutters Schoß,
Als lächelnd rings umstanden dich die Deinen;
Nun lebe so, daß, wann erfüllt dein Los,
Du lächeln mögst, wenn alle um dich weinen.

*

Inzwischen wandle frisch hinan
Die wechselvolle Lebensbahn,
Auf der man lacht, auf der man weint,
Bald Regen fällt, bald Sonne scheint,
Und doch im gläubigen Gemüt
Das Ew'ge, Wechsellose blüht. 1848.

*) Die ersten vier Verse stammen nicht von Uhland; angeblich soll eine Dame, Karoline Rudolphi, diesen Gedanken Jean Pauls in metrische Form gebracht haben. Frau Uhland schrieb diese vier Verse der Tochter eines Freundes (Dr. Mappes in Frankfurt a. M.) ins Album, Uhland dichtete die weiteren Verse hinzu.

Die fromme Jägerin.*)

Es war eine Fürstin so fromm und so frei,
Das Beten verstand sie, das Jagen dabei;
Es hing ihr zusammen am Gürtel vorn
Der Rosenkranz und das Pulverhorn.
Sie hält auf dem Anstand, sie neigt sich vor,
Die Hände gefaltet aufs Feuerrohr,
Und wie sie in solcher Vertiefung steht,
Denkt sie ans vergessne Morgengebet;
Aus der Waidtasche holt sie ein Büchlein fromm
Und heißt die Heiligen Gottes willkomm.
Da rauscht es im Busch und hinaus ins Gefild,
Und war es kein Engel, so ist es ein Wild!
O schwer ist, ihr Lieben, zu jagen zugleich
Nach Hirschen und Hasen und himmlischem Reich.
Indes sie da betet aus ihrem Brevier,
Entwischt ihr der herrlichste Hirsch im Revier!

1854.

*) Das Gedicht behandelt einen heitern Unfall, welcher einer Fürstin C. zugestoßen, und ist eine Improvisation des Dichters. Nachdem in einer Gesellschaft die lustige Geschichte erzählt worden, trat Uhland in ein Nebenzimmer und kehrte wenige Minuten später mit den oben mitgeteilten Versen zurück.



Sankt Elmsfeuer.

Novelle von Wilhelm Jensen.

(Fortsetzung.)



So einfältig," fuhr der Student fort, „sind selbst die Pennäle drüben nicht, sich von mir duzen zu lassen und mich mit Sie anzureden. Bringt das einer heraus, der sich nicht auf angeborenen Gehirnschwund berufen kann, so ist's ein Tusch, und ich hol' ihn mir vor 'ne Halenquart über seine Nase. Darin bleibt sich Schwesternschaft und Brüderschaft gleich, ein Primanerfuchs wärst Du auch wohl ungefähr. Es ist lobenswert, daß du so viel Reverenz vor meinen Semestern an den Tag oder eigentlich an die Nacht legst, aber der Comment ist überm Respekt und rückt Dich zu mir herauf. Ist das in Deinen Kopf hineingegangen?"

Die Befragte antwortete jetzt lachend: „So schrecklich ist der Respekt wirklich nicht. Mich däucht, davon liegt schon etwas drin, daß man uns Füchse heißt, denn Füchse sind bekanntlich sehr kluge Geschöpfe."

„Daß Dich der Rollmops beißt!" stieß der Student aus; „woher ist die Etymologie oder Aetiologie Dir in den Mund geschneit?"

„Auf die wunderbaren Herrlichkeiten verstehe ich mich nicht; ich weiß nur, daß es nicht schneit, sondern regnet, weil nicht Januar, sondern Juli im Kalender steht. Aber ich denke, wer die Ehre hat, längere Zeit mit Dir zusammen zu sein, der kann gar nicht anders als klug werden."

Rehwoldt flog es vom Mund: „Du scheinst mir wahrhaftig nicht einmal so — ich komme Dir im voraus einen Halben auf Spezielles. Hör, da walzen sie drüben!"

Eine Walzermelodie der Musik kam vom Tanzzelt herüber, und einige von den bunten Lampen warfen offenbar ihren Schein zwischen leise vom Wind bewegten Gesträuchspitzen eines Zaunwalles hindurch, denn die flimmernden Lichtpunkte kamen, verschwanden und kehrten wieder. Auch durch die Blätter der alten Linde ging ein summender Ton, vermischt mit dem Geräusch des gleichmäßig auf das Laub niederfallenden leichten Regens. Das Wetterleuchten hatte sich nicht mehr wiederholt, doch die Wolkendecke alle Sterne überzogen, so daß sich in der tiefen Lichtlosigkeit unter dem breitästigen Baum nichts gewahren ließ, als eben ein Schimmer des hellen Mädchenkleides. Die Trägerin desselben meinte jetzt:

„Ich glaube, es hört auf zu regnen."

„Ja, es scheint."

„Dann kommst Du zu Deinem Bier."

„Und Du zu Deinen klugen Mitfüchsen."

Doch es trog; im Moment, wie sie aufstanden, um zu gehen, rauschte es wieder lauter, und sie mußten sich zurücksetzen. „Der Skat fängt an, langstielig zu werden," brummte der Student, „wir könnten 'mal eine Quodlibetpartie versuchen. Weißt Du nichts Amüsantes zu erzählen?"

„Nein, ich weiß nichts."

„Ich auch nicht. Dann paßt's ja gut zusammen."

Helene Freihold besann sich einen Augenblick, brachte indes nichts zustande, als: „Es war einmal — so fangen meistens die Geschichten an."

„Du wirst sicher noch einmal eine berühmte Schriftstellerin, der Anfang kann nicht besser sein. Wart einmal, Fuchs, die Idee ist doch nicht schlecht. Wenn wir keine Geschichte wissen, können wir uns eine machen. Viribus unitis, wir fabeln beide darauf los, immer einer um den andern, wie man umschichtig beim Ramstopf aufsetzt. Wollen 'mal sehn, wer das länger aushält, Jupiter pluvius oder wir. Also, was war einmal?"

Das Mädchen schlang die Hände hinterm Kopf zusammen, lehnte sich gegen den Stamm und antwortete, dadurch mit einer Eingebung versehen: „Eine alte Linde."

„Die war, ehe sie alt geworden, eine junge Linde."

„Nämlich damals, wie unsere Geschichte beginnt.“

„Teufel auch, Geschichte! Ich glaube, daß ich ein Haus drunter baue.“

„Und ich decke das Dach mit Ried und setze vorn einen hölzernen Pferdekopf drauf.“

„Dann lasse ich Kühe darunter brummen.“

„Auf den Garten hinaus, der rundherum um die Linde liegt.“

„Und eine Bank läuft um den Stamm herum.“

„Darauf saßen am Abend die Leute aus dem Hause nach der Arbeit.“

Es ging Wort um Wort, versetzte beide in einen gewissen Eifer, die Erfindungszuthat möglichst rasch auf die vorangegangene folgen zu lassen, und verhalf dem neu erfundnen Spiel weit über Erwarten zu seinem Zweck. Allerdings brachten die einzelnen Bausteine der „Geschichte“ manchmal ein etwas verwunderliches Gemäuer zustande, aber ein gewisser Stil lag doch drin, und nach und nach bemühten die beiden Architekten sich, mit Verständnis wechselseitig auf ihre Absichten einzugehn und sich in die Hände zu arbeiten. Der Ehrgeiz ward gereizt und regte seinerseits die Phantasie an, die sich spielend lebhaft bethätigte, doch ward unvermerkt ein halb ernsthaftes geistiges Ringen daraus, in welchem keiner dem andern nachzustehen trachtete. So setzte sich ein nicht unübles und anschauliches Bild dessen zusammen, was die Linde in frühen Tagen ihres Daseins um sich gesehen und gehört haben konnte — dann erhob sich Kriegsgeschrei und Getümmel draußen, und Feinde brachen in die friedliche Welt unter ihr herein. Den Anfang zu dieser letzteren Wendung hatte der junge Student gemacht, aber es fiel überraschend, wie in der Fortspinnung des Verlaufes die Einbildungskraft des Mädchens mit ihm zu wetteifern vermochte. Ihm war zuvor fast über die Zunge geflogen: „Du scheinst mir wahrhaftig nicht einmal so einfältig, wie Du aussiehst,“ und ihr Anteil an der Zusammenfügung der Geschichte ließ keinen Zweifel, daß sich mehr als das gewöhnliche geistige Maß von Mädchenköpfen hinter ihrer Stirn barg. Nur gewissermaßen ihr selbst fremd, es mußte erst in ihr angeregt und zu offenbarender Thätigkeit gebracht werden, wie ihre Füße auch kurzer Übung bedurft, um sich dem Takt der Tänze anzupassen. Doch nun glitt sie mit geistig und körperlich gelöster Zunge leicht dahin, fand hurtig einen hübschen, zutreffenden, selbst malerischen und poetischen Gedanken um den andern. Und die Blätter des alten Baumes, aus dessen Vorzeit sie ihre Phantasie spann, murmelten dazu, der Regen fiel leise rauschend auf das Laub, und verweht herüber klangen die Töne der Musik.

Dann brach Helene Freihold einmal plötzlich mitten in einem Satz ab und stieß schreckhaft aus: „Mich sticht etwas!“ Ihr Gefährte sprang von seinem Sitz auf: „Was hast Du?“

„Ich weiß nicht, ein Insekt ist mir vom Baum auf den Kopf gefallen und sitzt an mir.“

Ihr Kleidschimmer ließ ihn die Hand richtig nach ihrem Kopf vorstrecken; und er tastete mit der Hand auf ihrem weichen Haargeflock. „Wo ist's?“

„Nein, tiefer — jetzt kriecht's am Hals — gewiß eine Biene — laß Dich nicht stechen!“

Doch er antwortete gleichgiltig: „Halt nur still! Vor 'ner Bienentiefquart kneifen wir noch nicht von der Mensur, Euereins wär' freilich nicht dabei zu brauchen. Da ist's, nein, es krabbelt weg. Nur ruhig!“

Seine Fingerspitzen waren am Nacken der Vorgebeugten auf etwas Rauhes getroffen, das indes bei der Berührung unter den Kragensaum des Mädchens niederschlüpfte. Doch lag der letztere ziemlich locker und weit um den Hals, so daß die nachforschende Hand des Suchenden um ein paar Zoll über die feine, warme Haut des Rückens hinunterzutauchen vermochte. Dann sagte er: „Da ist das Ding!“ und er zog's hervor.

„Ich danke Dir sehr; was war's?“

Er zwirbelte es zwischen den Fingern. „Ein fürchterliches Ungeheuer, mich wundert's, daß Du noch lebendig bist. Da! Ein Lindwurm, ich meine, eine Lindenblüte.“

Das war alles gewesen, ihre Hand erkannte es jetzt auch, und sie lachte: „Ja, man kann mit dem Nacken nicht sehen.“

„Aber fühlen; bist Du mager, Du könnt'st ja als Modell in der topographischen Anatomie dienen, um die Rückenwirbel zu zählen. Riecht denn die Lindenblüte so stark?“

Er stand noch etwas vorgebeugt, und ein voller Blumenduft kam ihm dicht aus der Dunkelheit entgegen. Das Mädchen erwiderte: „Nein, wohl das Je-länger-je-lieber, das ich vorhin im Zaun gepflückt habe.“

„Je-länger-je-lieber Lonicera. Klasse X. Dieselbe Familie wie die Schneeballe. Fünf Staubgefäße. Blumenkrone röhrig. An Hecken. Periclymenum, Linné. Ich komme doch noch beim Examen in der Botanik durch. Es riecht wirklich gut.“

Sein Gesicht bog sich einige Augenblicke herunter und er zog den Duft der unsichtbaren Blumen ein, die Helene Freihold sich vor der Brust befestigt hatte. Diese ahmte mit schalkhaften Ton nach:

„Je-kürzer-je-lieber meinst Du wohl; ich hörte es vorhin ganz gut.“

„Ja, man muß den botanischen Dingen immer erst ein bißchen näher kommen, um zu spüren, daß sie duften. Au! das war etwas zu nah, und Dein Kopf ist keine Blumenkrone!“

Sie hatten beide gleichzeitig eine Bewegung gemacht und waren mit den Köpfen zusammengestoßen. Danach brachen sie beide in ein fröhliches Lachen aus, dann sagte das Mädchen: „Nun können wir in unserer Geschichte fortfahren. Mir ist bei der Lindenblüte etwas Neues gekommen, woran ich vorher nicht gedacht. Also an dem Abend, wie der feindliche Sturm anrückte, blühte die Linde grad.“

„Und es hatten sich zwei junge Leute darunter gesetzt, die sich vortrefflich miteinander unterhielten.“

„Obgleich der eine den andern eigentlich vorher für furchtbar dumm gehalten hatte.“

Cajus Rehwoldt öffnete nach kurzem Besinnen den Mund, um seine fortsetzende Erwiderung daran zu knüpfen, doch die Geschichte der Linde sollte für heut nicht weiter gelangen. Unangekündigt fuhr plötzlich, kaum um ein halbes Hundert Schritte entfernt, eine schwefelgelbe Blitzschlange vom Himmel, mit ihr zugleich fiel, wie etwas Körperliches, ein knatternder, polternder, betäubender Donner aus der Luft, das mächtige Geäst des alten Baumes bog sich von einem jähen Sturmstoß wild durcheinander, und ein wolkenbruchartiger Guß peitschte rundum durch die Finsternis auf den Boden herunter. Einen Augenblick war nach dem Wetterschlag ein fernes Durcheinanderrufen und Zetern von vielen Stimmen herübergetönt, aber dann ward alles vom Windgeheul, Blattgesause und Regengeprassel verschlungen. Gegen diesen Sturz hielt auch die Linde nicht mehr dicht, wenigstens tropfte es an ihrem Außenrande schwer durch das Laubwerk, und der Student rief: „Rumpera-dipumpera, Lenchen, jetzt haben wir die Abendsuppe und brauchen nicht drauf zu blasen. Da oben, scheint's, wird eine Leckbierkumme umgestülpt und der Familienschirm schüttelt sich vor dem Zeug. Da ist's am besten, wir halten uns dicht an seinem Stock. Tritt hinauf! Geht's?“

Sie flüchteten, auf die Wurzelknorren steigend, so hart wie möglich an den Stamm der Linde, doch Helene geriet auf eine abschüssige Buckelung, glitt mit dem Fuß halb nieder und wäre gefallen, wenn Rehwoldt sie nicht, in einem instinktiven Gefühl ihrer Lage vorgreifend, gehalten hätte. „So, ich stütz' Dich — nur ruhig Blut! Leg die Arme wie eine Dryade um die alte Großmutter, wenn Du auch nur ein Fünftel herumkommst, und mach den Mund zu, daß Dir kein sündhaftes Wasser hineintropft. 's ist noch gar nicht so schlimm in unserer Arche, ich vermute, im Zelt drüben haben sie's übler.“

Es war recht unbequem und kostete ihn ziemliche Anstrengung, von seinem Stand aus das Mädchen mit beiden Händen in der gesicherten Stellung zu erhalten, aber er ließ nicht das Geringste davon merken, der Unwetterausbruch schien seine mehr und mehr angewachsene gute Laune noch gesteigert zu haben. Lustig sprach und summte er halb travestierte studentische Bummellieder vor sich hinaus:

„Am Baum mit dem dicken, dicken Stamm
Duckten einst zwei Hasen;
Fielen ihnen aus dem grünen, grünen Blatt
Tropfen auf die Nasen.
Ecce quam bonum,
Bonum et jucundum,
Habitare fratres,
Fratres in uno!“

Helene Freihold mußte trotz ihrer Situation lachen. „Was heißt das Letzte? Wie die beiden Hasen ducken, kann ich mir lebhaft vorstellen, aber Lateinisch verstehe ich immer noch nicht, so klug bin ich sogar in Deiner Gesellschaft noch nicht geworden.“

„Das heißt: Siehe, wie gut und erfreulich ist es, wenn Brüder — und Schwestern, muß man im vorliegenden Fall interpolieren — einträchtiglich zusammen hausen.“

„Und die Blätter dazu sausen,
Und die Wolken dazu brausen,“

fuhr das Mädchen reimend fort, und ihr unsichtbarer Aufrechterhalter ergänzte weiter:

„Und möchten beide schmausen
Und haben nichts zu mausen,
Als Wasser aus den Brausen.“

Eine gefährliche Zuflucht bei dem Gewitter war's unter dem hohen Baum, doch beiden kam der Gedanke nicht in den Sinn und er wurde auch nicht mehr in ihnen geweckt. Das Unwetter zeigte sich von eigentümlicher und seltener Art; obwohl man beinahe fühlte, daß die Atmosphäre schwer mit Elektrizität geladen sei, folgte doch kein weiterer Blitzschlag, es mußte eine andre, nicht wahrnehmbare Ausgleichung zwischen den Wolken und dem Erdboden stattfinden. Auch der prasselnde Regensturz war nur von überraschend kurzer Dauer; er hörte fast plötzlich auf, mit ihm auch die stürmische Luftbewegung, und alles lag auf einmal im Dunkel wie zuvor, doch totenruhig. Der junge Student sagte ungläubig-verwundert: „Ist das wieder nur

ein schlechter Witz, um uns in die Badewanne hineinzulocken? Wo geht's denn eigentlich von unserer Stammkneipe hier zum Kommerssaal hin?"

Er sah umher, allein aus der Richtung, in welcher das Tanzzelt liegen mußte, kam kein buntes Lampiongeflimmer und ebensowenig mehr ein Musikklang herüber, nur weiterher ward von dort ein verworrenes Stimmengesumme vernehmbar. Helene Freihold horchte kurz und sprach: „Ich glaube, sie sind gar nicht mehr auf der Koppel, sondern haben sich erschreckt auf den Heimweg gemacht."

„Nachdem sie vorher in ihrer Leinwandbadwanne eingeweicht worden und wir die beiden einzigen Trocknen geblieben sind," lachte Rehwoldt. „Geschieht der ganzen Sippschaft recht, warum sind sie nicht mit in unsere Stammkneipe gekommen? Das haben 's hochverehrliche Lehrerkollegium, Mütter und Tanten von ihrem angeborenen horror vor einer fidelen Exkneipe. Da müssen wir wohl die Generalbeschließer beim Vogelschießen machen, Lenchen. 's ist eigentlich schad' und undankbar gegen unsere Alte da, sie gleich, sobald man sie nicht mehr braucht, sitzen oder stehen zu lassen."

Die Linde hatte in der That beide fast vollständig trocken erhalten, während sich nach ihrer richtigen Mutmaßung der ganze Schwarm des Gymnasiums und der übrigen Festteilnehmer durchnäßt drüben am Ende der großen Koppel dem zur Stadt führenden breiten Weg entgegenwälzte. Das Geschwirr ihrer hundertfältigen Zungen diente den beiden Schützlingen der alten Linde als Richtungdeuter, doch hatte der Student vorsorglich gesagt: „Gebrannte Kinder scheuen das Feuer; gieb mir die Hand, daß Du mir nicht in der Pechfinsternis noch einmal verloren gehst und wieder in die Dornen kommst." So führte er sie sicher mit sich, sie fanden diesmal bald glücklich ein Heckthor und gelangten nach wenigen Minuten auf die Festkoppel zurück. Hier war alles lautlos und dunkel, im ersten Schreck über den heftigen Gewitterausbruch hatten sich auch die Budenbesitzer und Wirtschaftsführer blindlings mit dem übrigen Getümmel davongemacht. Nur ein einzelner Lichtschein tauchte jetzt vor den beiden letzten Nachzüglern auf, als ob Sturm und Regen ein einziges Lämpchen nicht ausgelöscht hätten. Verwundert sahen sie drauf hin; wie sie näher kamen, hob der helle Schimmer sich höher in die Luft, und nun stand er als eine zuckende blaue Flamme hoch über ihre Köpfen. Unwillkürlich ließ Rehwoldt zum erstenmal die Hand des Mädchens fahren und stieß emporblickend aus: „Alle Hagel — das ist ja die Vogelstange, die uns zu König und Königin gemacht, und oben auf der Messingspitze tanzt das Ding herum. Wenn einer Glück haben soll, fällt er auf den Rücken und bricht das Nasenbein. Ich glaube mein Professor Ordinarius der Physik würde gern seines dafür brechen, wenn er im Augenblick an unserer Stelle wäre. Das hüpfende Laternchen könnte ein gutes Eintrittsgeld verlangen, denn es kann nichts anderes sein als ein Sankt Elmsfeuer."

Auch das Mädchen sah staunend hinauf und fragte: „Sankt Elmsfeuer? Was ist das?"

Der junge Mediziner machte eine mechanische Bewegung mit einem seiner Finger nach dem Nasenrücken und antwortete halb lachend:

„Ja, weißt Du, darüber sind die größten Gelehrten sich zum Glück noch nicht recht einig. Aber in die Physik schlägt's, und mein Professor könnte im Examen grad' so neugierig fragen wie Du. Wir wollen 'mal probieren, seinen Wissensdrang zu befriedigen. Sankt Elmsfeuer — ein zungenförmiger Lichtglanz, der sich nur selten, bei besonderen elektrischen Verhältnissen an Kirchturmspitzen, Fahnenstangen, Schiffsmasten, Kirchhofskreuzen zeigt. Rührt wahrscheinlich von ausströmender Erdelektricität her, die der Elektricität der Wolken oder oberen Luftschichten entgegengesetzt ist. Leicht beweglich, flackernd, hell aufleuchtend, manchmal knisternd, dauert aber nicht lange, entzündet nicht und besitzt keine Wärme. Heißt auch Sankt Eliasfeuer, Sankt Hermesfeuer, Sankt — meiner Treu, auch Sankt Helenenfeuer —"

Der Sprecher brach mit einem körperlichen Ruck seine letzte Beifügung ab und sah verstummend, groß erstaunt vor sich, denn auf einmal tauchte das Gesicht seiner Begleiterin leise überhellt vor ihm aus dem Dunkel. Das Sankt Elmsfeuer der Vogelstangenspitze warf seinen Schein nicht so weit herab, doch an den Zacken der kleinen Krone auf dem Scheitel des Mädchens waren wie mit einem Zauberschlag ebenfalls bläuliche Flämmchen aufgefunkelt, hoben eben die Farbe und die Umrisse des Antlitzes zartschimmernd aus der Nacht und ließen die Augen darin zwischen den weit aufgeschlagenen Lidern wie ein paar geheimnisvolle Sterne hervorleuchten. Und einen Moment stand Cajus Rehwoldt unbeweglich, wiederholte nur noch einmal unbewußt sein letztes Wort: „Sankt Helenenfeuer" — dann schlang er plötzlich lautlos seinen Arm um den Nacken Helenen Freiholds und küßte sie auf den Mund.

Sie hielt die Lippen fest geschlossen und rührte sich nicht, doch sie machte auch keine Regung, sich seinem Arm zu entziehen. Ihr Körper war wie

gelähmt, ihr geistiges Wesen verdutzt und gedankenberaubt; sie ließ willenlos etwas über sich ergehen, womit sie offenbar im Augenblick des Geschehens kein Verständnis verband. Und ebenso ließ sie danach ihren Schritt von ihm weiter lenken; ohne ein Wort zu tauschen, wanderten sie hinter dem Schulschwarm drein, doch sein Arm hielt sich dabei fort um ihren Nacken gelegt. Der letztere wehrte sich nicht dagegen, aber gab auch keinerlei Lebensregung kund; sie ging automatenhaft mit schlaff niederhängenden Händen. Wenn die Finger ihres Begleiters nicht von der Blutwärme des Nackens unter sich anders überzeugt worden wären, so hätte sie ihm wie eine sich durch künstliche Mechanik vorwärts bewegende Gliederpuppe erscheinen können. Unverkennbar fand die elektrische Ausströmung aus der Erde hauptsächlich auf der Festkoppel statt, denn gleich nachdem sie von dieser auf den breiten Fahrweg hinübergetreten waren, erloschen die Flämmchen des Sankt Elmsfeuers an den Kronenzacken des Mädchens.

Immer lautlos, gingen sie langsam dahin; doch von der Wetterfurcht befreit und unter dem jetzt völlig regenlosen Himmel, an dem sogar aus Wolkenlücken wieder einzelne Sterne zu glimmern anfingen, staute sich der heimkehrende dichte Zug vor ihnen nun öfter an, und sie mußten bald den Nachtrab desselben erreichen. Auch daß der junge Student seinen Schritt noch mehr zu verlangsamen suchte, änderte nichts daran; zuletzt hielt er den Fuß ganz an, offenbar um eine Fortdauer des Zurückbleibens zu ermöglichen. Willenlos wie bisher blieb auch Helene Freiholds stehn, doch nur ein paar Pulsschläge lang. Dann bog sie plötzlich ihren Nacken unter dem Arm Cajus Rehwoldts durch, schlang statt dessen in der nächsten Sekunde ihre beiden Hände um seinen Hals zusammen, küßte ihn wortlos auf die Lippen und war, rasch vorwärtslaufend, um einen Augenblick später zwischen dem dunklen, lachenden, zeternden, streitenden Haufen der windelweich durchregneten Vogelgilde verschwunden.

(Fortsetzung folgt.)

Frühlingsankunft.

Vom Berg herunter saust der Föhn,
Die kalten Lüfte weichen,
Es donnert durch die Alpenhöhn
Und macht die Bächle wieder schön
Und rüttelt aus dem Schlaf die Eichen.

Es schlägt der Fink schon tagelang
Und läßt sich nicht mehr stören,
Auch läßt den süßen Klaggesang
Mit Sonnen-Auf- und Untergang
Die Amsel in den Wipfeln hören.

Begegnet mir ein schönes Kind,
Umweht von Veilchendüften,
So läßt es von dem Frühlingswind
Mit einem Lächeln just geschwind
Ein wenig sich den Schleier lüften.

Hermann Lingg.

Bei schlechtem Wetter.

Klarer Himmel, reine Tage,
Trage Spiegelflut, o trage
Meinen leichtgefügten Kahn;
Welle schwatzt und spritzt gelinde,
Und im lauen Spiel der Winde
Gleit' ich friedlich meine Bahn.
Wer versank, ertrank — o frage
Nicht, mein Herz; in Ordnung finde
Du des Schöpfers ew'gen Plan.

Aber schwarze Wolken steigen
Flammend, im Dämonenreigen,
Aus des Abgrunds tiefstem Schoß.
Mast zersplittert, Planken krachen,
Und des Meers ergrimmte Drachen
Stürmen auf das Schifflein los;
Herz, nun gilt's, gerecht dich zeigen,
Nun lobsing im Höllenrachen
Noch dem Gott, der ewig groß.

A. Ftlger.



Donna Maria.

Trauerspiel in drei Aufzügen von **Adolf Wilbrandt**.

Zweiter Aufzug.

Capodimonte, hochgelegene Vorstadt von Neapel. Einfaches, fast ärmliches Wartenzimmer in Leopardis Wohnung. Thüren rechts und links; eine größere, offene Thür im Hintergrunde, durch die man in ein Gärtchen mit niedriger, umbuschter Mauer, und über die Mauer hinweg auf Türme und Gebäude eines Klosters, die Ebene und den Vesuv sieht. Hinten links ein Ruhelager mit geschlossenen Vorhängen. Tisch mit Schreibzeug, Blättern und Büchern.

Erster Auftritt.

Stefano (sitzt auf einem Sessel). **Antonio** (von rechts). **Leopardi** (auf dem Ruhelager, verdeckt). **Stefano** (sieht Antonio eintreten, legt einen Finger an den Mund, als Zeichen des Schweigens, und deutet auf das Bett). **Antonio** (tritt leise ans Bett, lüftet den Vorhang, sieht Leopardi schlafen. Kommt dann nach vorn, setzt sich neben Stefano auf einen zweiten Stuhl).

Stefano (halblaut). Ein starker Schlaftrunk, Don Antonio. Er schläft fest, wie ein Soldat nach der Schlacht.

Antonio (halblaut). Seit wann?

Stefano. Eine halbe Stunde nach Mitternacht schlief er ein —

Antonio. Ich weiß; das war, eh' ich fortging. Seitdem schlief er, ohne zu erwachen?

Stefano. Ohne zu erwachen. In seinen Kleidern. So ist's.

Antonio. War der Arzt heute morgen schon hier?

Stefano (blickt nach der Uhr auf dem Kamin). Vor einer halben Stunde.

Antonio. Er ließ ihn weiterschlafen und ging so wieder fort?

Stefano (nickt). Er wird wiederkommen, Don Antonio.

Antonio. Tiefer, ruhiger Schlaf?

Stefano. Einmal — gegen Morgen — schien mein Herr Graf zu erwachen. Wälzte sich herum, nannte Ihren Namen. Sagte: ich danke dir, Antonio — mein teurer Antonio —

Antonio (gerührt). Hm!

Stefano. Und nach einer Weile: ich danke dir, Stefano — euch beiden — daß ihr mich vom Vesuv zurückgebracht — nach Neapel, nach Capodimonte. Fort vom Vesuv! Nie mehr am Vesuv! — — Dann still. Dann fragt' ich leise: Befehlen Sie, Herr Graf —? — Keine Antwort. Er schlief. Ich glaube, er hatte nur geträumt.

Antonio (für sich). So that ich wenigstens nach Deinem Sinn, Deinem Herzen, als ich aus der gräßlichen Öde Dich hinwegführte — unter ein anderes Dach! (halblaut) Nicht wahr, Stefano, es gefiel ihm doch, sein altes, kleines Puppenhaus wiederzusehen; und diese Blumen und Büsche —

Stefano (nickt). Mein Capodimonte! sagte er gestern Abend, als wir kamen, und lächelte; so, wie mein Herr Graf nur lächelt, und kein anderer Mensch. (gerührt und wichtig zugleich) Das ist ein besonderer Mann, Don Antonio; ein ganz besonderer Mann.

Antonio (lächelnd). Glaub's wohl.

Stefano. Ich zum Beispiel — wenn ich so zu leiden hätte, könnt' ich nicht so lächeln.

Antonio. So lächeln kann vielleicht nur, wer so leiden kann.

Stefano. Das ist es, Herr. Ich zum Beispiel — ich bin nichts Besonderes, Herr; aber ich weiß, was wir an ihm haben. Ich möchte an seiner Statt für ihn leiden, Herr.

Antonio. Ihr möchtet es bald verwünschen, Stefano.

Stefano (schüttelt den Kopf; pfiffig). Wenn ich statt seiner litte, Don Antonio, so würd' ich eben **weniger** leiden. Ich würde ganz sachte dasitzen und still halten; würde nicht denken und nicht dichten. Denken und dichten macht nur mehr Elend; das ist's. Hätte mein kranker Herr Graf nicht so viel gedichtet und gedacht, möcht' ihm von Kopf zu Füßen besser sein, Don Antonio!

Antonio. Er hat's vielleicht versucht, so zu sein wie Ihr; aber es wollte nicht gehn.

Stefano (einfältig-tiefsinnig). Das ist's.

Antonio (abbrechend). Sagte der Arzt heute nichts?

Stefano. Nicht viel Gutes, Herr.

Antonio. Was?

Stefano. Kann mein Herr Graf noch lange leben? fragt' ich. Kann noch lange leben, sagte er, wenn er Tag und Nacht nichts weiter thut als leben. Kann plötzlich ausgehn wie ein Licht im Wind, wenn ihn noch so ein Sturm packt. (tiefsinnig) Ein Sturm! Ja, das ist's. Ich weiß nicht, was für ein Sturm; aber ich glaub', das ist's.

Leopardi (hinter dem Vorhang, träumend). Maria! — Im Weinv!

Stefano (leise). Er wacht.

Antonio (winkt ihm, zu schweigen; horcht). Er träumt. (Pause.)

Leopardi (laut). Maria! (Richtet sich auf; zieht den Vorhang zurück. Noch wie abwesend) Antonio! Du!

Antonio. Leopardi! — So verklärt —

Leopardi (blickt umher). Traum! — Ach! Nur Traum! (Betrachtet sich selbst.) In allen Kleidern. Warum?

Stefano. Wissen Sie nicht, Herr Graf?

Leopardi (setzt sich aufs Bett; starrt vor sich hin). Was? Was soll ich wissen?

Stefano. Wir wollten Sie entkleiden; Sie litten's nicht. Ich will nicht mehr schlafen, sagten Sie — will nicht mehr erwachen — (Antonio winkt ihm, zu schweigen.)

Leopardi (immer noch in andern Gedanken). Laß mich. (Antonio bedeutet den Stefano durch Geberden, zu gehen. Stefano ab, nach links.)

Antonio (nach links deutend). Wenn Du Dich erfrischen willst —

Leopardi. Laß! (Deutet in den Garten.) Draußen am Brunnen, in der Morgenfrische, wasch' ich mir Hände,

Brust, Gesicht. O! was für ein Traum! Antonio, was für ein himmlisch heiterer Traum!

Antonio. Zunächst, damit wir Dich stärken, Dein Frühstück. Wo willst Du —?

Leopardi. Laß! (wieder ganz in seinen Traum versinkend) Wir stiegen aufwärts, den Vesuv hinan; Aspasia und ich. Ich keuchte nicht; das wunderte mich; dann sah ich, woher es kam. Die Luft hatte Flügel, wirkliche, lichtblaue, weiche, Flügel — mit denen sie uns fächelte, kühlte, auf denen sie uns trug; (lächelnd) eine gute Erfindung, Antonio! Mir that's wohl; sehr wohl! — Doch „Aspasia!" fragt' ich, „wie kommt's, daß ich dich noch liebe, da ich dich doch haßte"? — Da fiel sie mir um den Hals; (wieder lächelnd) sie mir. „Ich bin nicht Aspasia; Leopardi, ich bin's nicht!"

Antonio (beklommen lächelnd). Glückliche Träume sind Glück.

Leopardi. Sie war's auch nicht; und wir schwebten hinauf. . . . Sieh! dacht' ich, das ist er nun, der Krater, der höllische Abgrund des Vesuv! Wir standen am Rand und sahn in die Tiefe hinab. Flammen wogten durch Flammen — ballten sich zu Kugeln — aber sie blendeten nicht, sie versengten nicht; sie wärmten nur bis ins Herz. Was für ein Gefühl! — „Willst du?" sagte sie, „so verlassen wir die alte Erde und sinken hier in diese neue hinab! Niemand findet uns wieder; ewig warm, ewig hell; und wenn wir unten sind, da wirst du sehn, wer ich bin!" — — Ich hielt sie im Arm, und ich sprang hinab. O Antonio! Giebt es solche Gefühle — so wonnevoll — so zufrieden — so ist Lebendigsein doch ein unaussprechliches Glück! So hinunterzuschweben — tiefer und tiefer in das rote Licht — bis ich sie nun ansah — — Sie war's! (für sich) Maria! — Sie in meinen Armen!

Antonio (für sich). In seinem Herzen nur sie!

Leopardi (besinnt sich; blickt still um sich her; endlich). Hier ist's anders als im Vesuv.

Antonio. Ich glaub's.

Leopardi. Ach! — — Antonio!

Antonio. Du begehrst —?

Leopardi. O Lieber! nichts. Was sollt' ich begehren? (vor sich hin) Die Sonne stand gestern so hoch, wie sie heute steht, da wußt' ich noch nichts von ihr. Nun ist sie meine Wonne im Traum, mein Herzweh im Wachen. Unbegreifliche Welt! (Hält sich die Stirn, die Schläfen, wie vor Schmerz, mit den Händen.)

Antonio (bedrückt). Willst Du nicht ein wenig essen, Leopardi?

Leopardi (sieht ihn an; sanft lächelnd). Willst Du mich nicht ein wenig allein lassen, Antonio?

Antonio (drückt ihm die Hand). Du weißt: ich will, was Du willst. (im Gehn, für sich) Vor der Thür wart' ich. Ihn so lächeln sehn — ich halt's nicht aus! (Ab nach rechts.)

Zweiter Auftritt.

Leopardi allein.

Leopardi. Allein! Still für mich leiden, ungesehn, wie die dürstende Pflanze auf der öden Haide, — welche Seligkeit. (bitter lächelnd) Gütige Natur! Der Qual entrinnen, heißt schon Freude bei uns. Qualen und Sorgen streust du aus mit verschwendender Hand; der Schmerz wächst, ohne Säemann, von selbst; und das Körnchen Wonne, das hier und da aus der Trübsal aufsprießt, ist uns ein großer Gewinn. (in den Tag blickend) Gute Sonne du! In all den Jahrhunderten, seit du steigst und sinkst, hast du denn einmal einen gesehn unter den Lebenden, einen, der von ganzem Herzen glücklich war? Und du selbst, die du unermüdlich, ohne Ruh' und Schlaf, auf deiner ewigen, ewig vorgeschriebenen Bahn dahinrollst: bist du beglückt oder unselig? — (in einen Winkel starrend) Ich seh' ihn dort: mein blasses, junges Ich, den Leopardi von ehmals. Unglücklicher Knabe! Hofftest du nicht auch, wie sie alle, auf Glück? Hingekauert sitzest du vor deinen Büchern; die großen, strahlenden, fiebernden Augen geheftet auf deine Lust, die vergilbten Blätter, aus denen du allzu frühe Weisheit saugst; Weisheit, Kind, die dir allzu frühen Ruhm bringt; Ruhm, der deinen Ehrgeiz entflammt; Ehrgeiz, der dich zu schlafloser Arbeit lockt; schlaflose Arbeit, die dein junges Leben verzehrt. Unglückliches Kind! lächle nicht gar so hoffnungsvoll. Sieh her: das ist der Giacomo Leopardi, den du aus dir gemacht hast. Die Frucht deiner ruhelosen Tage, deiner fiebernden Nächte! Ruhm, Weisheit, Ehrgeiz freuen ihn nicht mehr. Sein müder Leib sehnt sich in die ewige Nacht. Thut's deinen strahlenden Kinderaugen weh, dich nun so zu sehn? Dachtest du dir's anders, das Leben? Oder verachtest du mich, stolzes, zum Himmel aufstrebendes Kind? — Ja, verachte mich. Gestern noch einmal, zum letztenmal, eine Welt voll Weh und voll Glück; nun vom letzten Glück, von der letzten Hoffnung verlassen! ein verzweifelndes Nichts!

Dritter Auftritt.

Leopardi; Graf Federigo, Antonio (zuerst noch hinter der Scene).

Antonio (draußen). Ich weiß nicht, Graf, ob ich darf.

Federigo (draußen). Mein Lieber, zweifeln Sie nicht!

Leopardi (horcht auf). Wer will zu mir?

Antonio. Ich wage nicht, Graf Federigo —

Federigo. Ich wage!

Leopardi (auffahrend). Graf Federigo? Hier? — Zu mir? Ich ihn sehn? (sich mit der Hand über die verstörten Züge gleitend) Mit diesem Gesicht — und mit diesem Herzen — — (Schüttelt heftig den Kopf.) Fort! In reine Luft! (Durch die offene Thür in den Garten hinaus.)

Federigo (von rechts mit Antonio eintretend). Sie bewachen Ihren Dichter gut, Don Antonio. Wär' ich nicht der Eigensinnige, als den Sie mich kennen, so hätten Sie gesiegt.

Antonio (etwas finster). Sie sind gewohnt, überall zu siegen; ich weiß.

Federigo. Seien Sie kein Pedant, mein Bester; lassen Sie mich ihn sehn. Donna Olimpia will es; und Donna Olimpias Wille ist für mich Befehl.

Antonio. Ich weiß, Graf; ich weiß.

Federigo (fixiert ihn). Mit welchem Ton Sie das sagen! — — Donna Olimpia erfuhr heute früh, Graf Leopardi sei in die Stadt zurückgekehrt. Sie hat ihm zu danken. Ich auch. Ich, so zu sagen, noch mehr! (Sieht sich um.) Der Graf ist auf, wie Sie mir gestanden. (lächelnd) Wo haben Sie ihn versteckt?

Antonio (sich mehr und mehr verfinsternd). Graf Federigo —

Federigo. Sie wissen, ich bin nicht wie Ihr antiken, undurchdringlichen Menschen, die sich zuschließen und dann den Schlüssel ins Meer werfen. Ich bekenn' Ihnen offen

und will's ihm selber bekennen: gegen den Grafen Leopardi war ich nicht gerecht! Ich habe geglaubt, Donna Maria werde keinen guten Rat von ihm empfangen, sondern den unvernünftig lebensfeindlichen, den sie, wie es scheint, von ihm wünschte und hoffte. Nun, da es anders gekommen — da sie mir verlobt ist — drängt es mich doppelt, ihm zu danken —

Antonio. Und ihn zu Ihrem *Verbündeten* zu machen gegen jeden Rückfall, der sich im Herzen Ihrer Dame noch ereignen könnte —

Federigo (betroffen). Wie sinnreich argwöhnisch Sie sind! — — Ein Rückfall — — Ich bitte, mein Bester, überlassen Sie getrost diese Sorge *mir*. Heute abend, in festlicher Gesellschaft, feiern wir die Verlobung; das weiß Donna Maria, und — um Sie zu beruhigen — sie weigert sich ganz und gar nicht. (nach hinten deutend) In das Kloster da drüben, zu den grauen Schwestern, sehnt sie sich nicht. Wozu dieser forschende, düstere Blick, Don Antonio?

Antonio. Graf Federigo! Ich hatte einst — vorübergehend — die Ehre, Ihr Vertrauen zu genießen. Damals erlebte ich, wie offenherzig Sie sind. Sie machten mich zum Mitwisser Ihrer — Heimlichkeit mit Donna Olimpia. Erlauben Sie mir, zu sagen, daß ich jetzt über Sie erstaune!

Federigo. Don Antonio —!

Antonio. Fürchten Sie nicht, daß ich Sie je verraten habe oder verraten könnte. Ihr *Geheimnis* gehört *Ihnen*; aber meine *Gefühle mir*. (Leopardi wird wieder im Garten sichtbar; horcht, stutzt; bleibt in der Thür stehn.) Daß Sie heute den Mut haben, um die Tochter der Frau zu werben, die vielleicht gestern noch Ihre Geliebte war —

Federigo (beißt sich auf die Lippe). Ich habe mit Ihnen gegessen und getrunken, Don Antonio, aber ich habe nie mit Ihnen moralisiert. Wenn Sie etwa den Grafen Leopardi von dieser — Geschichte unterrichtet hätten —

Antonio. Auch *ihn* nicht. Niemand, sagt' ich Ihnen —

Federigo (erleichtert). Nun, also was wollen Sie? Wenn ich leichtfertiger war, als Ihrer antiken römischen Tugend gefiel, — ich kehre ja jetzt zu Ihrer Tugend zurück. Ich folge jetzt dieser unschuldigen Maria auf den Weg der Ehrbarkeit — bis an den Altar —

Leopardi (mit plötzlichem Ausbruch). Nie! Nein, nein, nein!

Federigo (erschrickt; wendet sich; ringt nach Fassung). Diese kategorische Stimme —

Leopardi (kommt nach vorn, mit verwilderten Zügen, faßt Federigo am Arm). In die Arme des Buhlers ihrer Mutter — Donna Maria! Nein, nein!

Federigo (macht sich los, tritt zurück. Mit gespielter Gelassenheit). Die Sache wird stürmisch, seh' ich. Verlieren wir nicht die Fassung, Herr Graf.

Leopardi. Fassung! — Mensch! Dein Atem, der gegen alles Reine lästert, soll die holdeste Himmelsreinheit vergiften, und Du predigst mir Fassung! In Deinen liederlichen Armen soll ihre Unschuld verwelken, und mit Deinem Knabenlächeln grinsest Du mir ins Gesicht!

Federigo (tritt auf Leopardi zu, hebt die Hand gegen ihn. Durch des sich nicht rührenden Leopardi Blick außer Fassung gebracht, tritt er wieder zurück). Kranke Nerven lieben große Worte. Ihr pathetischer Geschmack ist nicht der meine, Herr Graf. Für eine *andre* Antwort haben Sie schon zu wenig Blut; drum sage ich Ihnen nur: Ihre sittliche Entrüstung scheint mir nicht ganz tugendhaft. Sie erhitzt sich zu lebhaft für eines andern Braut. Im übrigen — richten Sie, wo Sie richten dürfen; nicht über mich!

Leopardi. Nicht über Sie! — Und wenn auch der König Ihr Freund ist — und wenn auch sein Hof Sie fürchtet und bewundert — junger Mensch! ich steh' am Grabe, hundert Jahre fühl' ich mich älter als Sie, ich nehme mir das Recht, über Sie zu richten. Zu wenig Blut! Das Blut, das mir ins Gesicht schoß, da Sie mir das sagten, ist noch übergenug, Ihnen jede Antwort zu geben, die *Ihre* Art von Ehre wünschen und fordern kann. Doch was für ein Wort! Ehre! Ihr habt euch ein Sittenbuch des Lasters gemacht; ihr habt Neapel, Sizilien, diese goldnen Gärten, halb zu Klöstern, halb zu Freudenhäusern gemacht; ihr helft Italien zerreißen, entwürdigen und mit Füßen treten; ihr entehrt uns vor allen Völkern und Zeiten; — und auch sie? auch diese holdeste Menschenblume wollt ihr nun verwüsten? (außer sich) Nein, nein, nein! Ich duld's nicht! Erst den Tod über *mich*! Erst *mir* das Messer ins Herz!

Federigo. Stäk' es Ihnen nicht schon im Herzen, wären Sie nicht schon gezeichnet vom Tod, — bei Gott, ich stünde Ihnen zu diesem Dienst bereit. Für einen *Sterbenden* ist eines Edelmanns Degen nicht geschaffen. Leben Sie wohl, Herr Graf! (Eine Klosterglocke hinter der Scene.) Ihre „holdeste Menschenblume“ kennt den Kreuzweg, an dem sie steht: heute abend ihre Hand in meiner, oder ihr Fuß dort in der Thür des alten Klosters, dessen Glocke Sie hören. Donna Maria ist mein! Will mir einer sie abgewinnen, der komme *lebendig* daher; diese „holdesten Blumen“ verschenkt die Welt nicht an ein wandelndes Grab! (Federigo ab, nach rechts.)

Vierter Auftritt.

Leopardi; Antonio. (Die Glocke verstummt bald.)

Leopardi (will ihm nach; bleibt stehn; blickt irre um sich her). Maria! Maria!

Antonio (berührt ihn an der Schulter; Leopardi fährt zusammen). Bruder —

Leopardi. Rühre das Grab nicht an! — Verlaß mich!

Antonio. Leopardi —

Leopardi. Rufe keine Toten. Geh!

Antonio. Unglücklicher —

Leopardi (lacht auf). Nicht doch. — Geh, oder ich werde rasend! Hinweg!

Antonio (für sich, plötzlich entschlossen). Gut denn! Ihm nach! (Stürzt nach rechts hinaus.)

Leopardi. An ein wandelndes Grab! — Kraftlos! Machtlos! Verachtet! Sie in seinen Armen — — und ihre Wangen röten sich für ihn — Gläser klingen, Menschen jauchzen für ihn — Trompeten blasen für ihn — Hochzeitsglocken schwingen sich für ihn — — Gott! Erde! Tod! Zu wem ruf' ich, wer hört mich! Ich kann's nicht tragen! Ich kann's nicht! (Wirft sich hin. Pause. Richtet sich endlich halb auf, starrt hinaus wie in die Ferne. Mit halb erloschener Stimme) Nein! Vater, Mutter, vergebt mir. Gute Schwester, vergieb mir. Sterben! Ich darf; ich muß! — Hab' ich kein Recht auf dieser gemeinen Welt, als das einzige — und auf dies einzige, letzte, daß ich sterben kann, soll ich im Elend verzichten? — Sterben! Schauriges — heiliges — wonnevolles Wort. Nicht mehr denken; nicht wissen. Keine Wut mehr im Herzen, keinen Fluch auf den Lippen

— (öffnet einen Schrein in der Wand, holt ein Fläschchen hervor) nur den sorgenbrechenden, augenbrechenden Trank; nur dich, himmlischer Schlaftrunk der Verzweiflung, den die Erde für ihre müden Kinder schuf. Wenn der letzte Wahn ihnen starb — der letzte Gedanke verzweifelt — — (Er verstummt, versinkt in tiefe Gedanken; geht langsam, wie auf etwas horchend, unverständlich murmelnd, nach vorn. Sinkt am Schreibtisch nieder; heftet die stieren Augen auf ein leeres Blatt, das dort liegt.) Unglücklicher Knabe! Giacomo! Nun wirst du ruhn — (Ergreift das Blatt, eine Feder, beginnt zu schreiben; spricht zugleich, was er schreibt, mit dumpfer, schaurig gelassener Stimme.)

Nun wirst du ruhn für immer,
Mein müdes Herz. Dahin der letzte Wahn,
Der mir unsterblich schien. Dahin!
Genug hast du gepocht. Von allem nichts
Ist wert, daß du dich regst; und keinen Seufzer
Verdient die Erde. Bitter, öde, leer
Das Leben, andres nichts; und Kot die Welt.
Gieb dich zur Ruh. Verzweifle
Zum letztenmal! Uns gab das Schicksal kein
Geschenk, als daß wir sterben. So verachte
Dich die Natur, die schnöde
Gewalt, die dunkel allverderbend schaltet, — und
Die grenzenlose Nichtigkeit des Weltalls!

Fünfter Auftritt.

Leopardi, Maria.

Leopardi (nimmt das Fläschchen, das er auf den Tisch gestellt, wieder in die Hand; betrachtet es, wie mit abwesendem Geist. Maria ist bei seinen letzten Worten von rechts eingetreten; verschleiert, leise. Sie tritt hinter ihn. Auf ein Geräusch, das sie macht, wendet er sich; erschrickt; das Fläschchen fällt ihm aus der Hand auf den Tisch; sie bemerkt es). Donna Maria!

Maria (entschleiert sich). Ach! ich bin's. Nur ich. — Werden Sie mir verzeihn? „Auf Niewiedersehn" hab' ich Sie gestern verlassen; heute komm ich, — heimlich und allein. Graf Leopardi, was denken Sie von mir? — — Wie sehn Sie aus; heiliger Gott. Was ist Ihnen geschehn?

Leopardi (mit stiller, grimmiger Verzweiflung). Mir? — Gutes, Gutes. So auch Ihnen, hoff' ich. Was für ein lustiger Einfall führt Sie noch zu mir?

Maria (fährt zusammen). Ihre Worte sind noch schrecklicher als Ihr Gesicht. Graf Leopardi! Bei allem, was heilig ist — lächeln Sie mich nicht an! — Mitgefühl trieb mich her; krank, sagte man mir, lägen Sie hier in der Stadt —

Leopardi. Sie sehen, wie man irrt. Ich liege nicht; ich steh' aufrecht da; sehr wohl, sehr wohl. Wenn Sie also kamen, mich zu pflegen —

Maria. Gott! Wie reden Sie? — Mit Ihnen zu leiden kam ich; Sie zu trösten, wenn ich könnte —

Leopardi. Trösten! Ein guter, glücklicher Gedanke. (ausbrechend) Gehn Sie, gehn Sie, lassen Sie mich sterben!

Maria (erschrickt heftig; folgt seinem Blick, der sich unwillkürlich auf das Fläschchen wendet; tritt an den Tisch und ergreift es. Ihr Auge fällt auf das beschriebene Blatt; sie starrt hin, liest. Nimmt es in die Hand, läßt es endlich fallen). Das war Ihr Gedanke. Davongehn. (Sinkt; rafft sich auf.) Mir graut.

Leopardi. Maria!

Maria (schmerzvoll lächelnd). „Maria" sagen Sie zu mir; wie süß das klingt. Leopardi! Leopardi! (auf das Blatt deutend) „Dahin der letzte Wahn." Ich jage Sie in den Tod!

Leopardi (schüttelt den Kopf). Das Verhängnis; nicht Sie. Alles ist Verhängnis. Gehn Sie; man wird Sie suchen, vermissen —

Maria. Niemand wird mich suchen. Diesen letzten Tag der Freiheit hab' ich mir ausbedungen; auf meinem Zimmer, denken die andern, sitz' ich eingeschlossen, mit mir allein, — bis der Abend kommt. (mit zitternder Stimme) Leopardi! Gift hab' ich Ihnen gereicht, sagten Sie mir gestern. Soll das alles sein, was ich Ihnen gebe?

Leopardi. Gift! Balsam für mich —

Maria. Sterben wollen Sie; sterben in Verzweiflung! (wieder auf das Blatt deutend) Auch die Verse, die Sie sonst getröstet und gerettet haben, rufen jetzt den Tod. Sterben wollen Sie, ohne daß Sie je auf Erden glücklich waren; — und auf mir läge die letzte Schuld. Das ist unmöglich! So dürfen Sie nicht sterben! (wirft sich vor ihm hin) Sagen Sie mir, was ich thun kann, Ihnen noch einen Tropfen Glück zu geben — — Sagen Sie!

Leopardi (starrt sie an). Auf den Knieen; vor mir. Giebt es einen Menschen, der so von Sinnen ist. Stehn Sie auf!

Maria. Lassen Sie mich so —

Leopardi (vor Erschütterung stammelnd). Nicht doch. So viel Kraft hab' ich doch wohl noch — (Richtet sie auf; neigt sich auf ihre Hand.) Maria! Maria!

Maria. Meine Hand wird naß. Meine Thränen von gestern geben Sie mir zurück. Leopardi! Wie übel denken Sie von meinem Geschlecht. Ich schäme mich: denn ich bin ja Olimpias, Aspasias Kind! — Wie sagten Sie gestern? „Die Liebe eines vom Schicksal Verfluchten — die erwidert man nicht"? — Und mit diesem Glauben wollten Sie nun sterben? — So kennen Sie uns doch nicht. Nein, Leopardi! Eine sollen Sie haben, die für Sie alles dahingab; Zukunft, Jugend, Ehre bei den Menschen. Sagen Sie nicht, Ihr „letzter Wahn" sei dahin! Er ist hier! Er kann nicht vergehn; er lebt in Ihnen und mir!

Leopardi (ergreift ihre Hände; läßt sie wieder fahren). Sie reden irre, Maria. Was stehn Sie hier? Ein andrer wartet auf Sie —

Maria (schüttelt den Kopf). Was sagte Ihnen Graf Federigo? Glauben Sie ihm nicht. Gestern, vor Ihnen, übermannte mich's; eine Stunde später kam ich wieder zu mir. Ich widerrief's. Nein, nein, nein, noch gehör' ich ihm nicht! Bis heute abend ward mir Frist gegeben — — Sehn Sie mich zweifelnd an? Nie werd' ich sein Weib! — Leopardi! Was ist mir alle Herrlichkeit der Welt, alles Glück, um das die andern mich beneiden. Ich, Aspasias Kind, — ich liebe nur Sie und Ihre Schmerzen! Ist das auch ein Wahn? Leopardi, kann keines menschlichen Herzens Liebe Sie mehr glücklich machen?

Leopardi (fühlt an seine Stirn, seine Brust). Ein Traum kann dies nicht sein. Ich, der Unhold, der Sterbende, der Verfluchte! (ihr zu Füßen) Maria! Deines Herzens Liebe! Deine süße Gestalt!

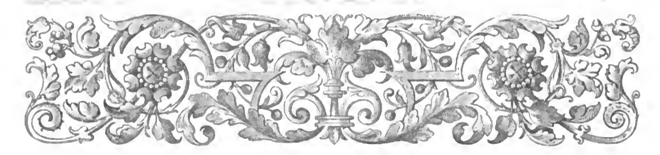
Maria. Du „der Sterbende", sagst Du? — Als Consalvo starb, den Du besangst, und noch die Hand der Elvira hielt, die er stumm, hoffnungslos geliebt: in der letzten Stunde öffnete er sein Herz, bat sie um einen Kuß. Da fiel sie ihm um den Hals, und alle Küsse ihrer zerschmelzenden Seele gab sie ihm hin. (Fällt ihm um den Hals.) Leopardi! Soll ich Dich nicht küssen!

Leopardi (sie umschlingend). Maria! — — Ich lebe. Es ist so. Du in meinen Armen!

Maria. Dein! nur Dein! Dein in Leben und Tod!

Der Vorhang fällt.

(Der dritte Akt folgt.)



Die Pariser Februar-Revolution.

Von Heinrich Heine.

(Ungedruckter Nachlaß.)

(Schluß.)

Unser Fasching war sehr traurig. —

Gestern erwartete man hier mit großer Spannung die Nachricht von Jenny Lind's Debut zu London, und die heut angekommenen englischen Zeitungen enthalten darüber nichts als Posaunenstöße des Triumphs. Lesen Sie zumal in dieser Beziehung die Times, die Morning-Post und die Daily-News — lauter Pindar'sche Lobgesänge! Aber mit ihr, der schwedischen Nachtigall, siegt auch der Director des Theaters der Königin; er siegt über alle jene italienischen Nachtigallen, die ihn seit mehreren Monaten um den Schlaf gesungen und ihm mit ihren süßen Tönen das Leben verbitterten — Grisi und Persiani müssen vor Neid und Aerger jetzt gelb werden und aussehen wie gewöhnliche Kanarienvögel. — Es war, wie sich von selbst versteht, der Robert le diable unsres unvermeidlichen, gefeyerten Landsmanns Giacomo Meyerbeer, worin die Lind zu London debutierte. Wenn sie, deren Stimme für reinen Naturgesang geschaffen, sich nur nicht an diesem brillanten Meisterwerke der Geschicklichkeit zu Grunde singt! —

(Ich begreife sehr gut, warum Meyerbeer dieser Sängerin so begeistert nachläuft. Es ist vampyrisch schauerlich und zugleich echt giacomisch, wie er sich an sie festklammert und ihr das holdselige Sangesblut aussaugt, womit er sein jetziges Scheinleben noch zu fristen weiß.) —

III.

Paris, den 22. März 1848.

Ja, das ist unglaublich! Das übersteigt die hitzigsten Phantasiegeburten eines arabischen Improvisators, alle Fabelspiele müßiger Gehirne, alle Märchen von Tausend und einer Nacht! Schehezade wagte in ihren Erzählungen manche allzukecke Abenteuerlichkeit, manche allzuwunderliche Sprünge und der schlaftrunkene, (wundergläubige) Sultan ließ sich die grellsten Verletzungen der Wahrscheinlichkeit ganz ruhig gefallen; — hätte jedoch die erfindungsreiche Dame sich unterstanden, die Vorgänge der letzten drei Wochen, unsere jüngsten Tagesbegebenheiten, ganz treu zu erzählen, so wäre der Sultan Schariar gewiß vor Ungeduld aus dem Bette gesprungen und er würde ausgerufen haben: „die Geschichte von den verwünschten Fischen, die in der Bratpfanne wie Menschen reden, war schon keineswegs glaubwürdig und sündigte bereits gegen alle herkömmlichen Vernunftbegriffe, aber nimmermehr lasse ich mir etwas aufbinden, das so unerhört ist, wie das Februarmärchen von Paris oder gar die unmöglichen, von übelgesinnten Tollhäuslern ausgeheckten Zauber-Revoluzionen, die an den stillen Ufern der Donau und der Spree stattgefunden haben sollen! Dummes Weib! Dumme Geschichten!" In der That, die Wahrheit hat sich des Gewandes der Wahrscheinlichkeit ganz entledigt und (sie hat jetzt ein sehr kurioses Aussehen.) Credo quia absurdum est, wird jetzt ein richtiger Wahlspruch. —

Aber nicht bloß die Welt ist aus ihren Angeln gerissen, auch der Verstand der einzelnen Individuen. Die Hirnkasten bersten, weil auf einmal so viel Neuigkeiten, vielleicht auch neue Gedanken hineindrängen. — So plötzlich ist das Alles gekommen! Doch wie ist das gekommen? Werden die Angelegenheiten dieser Welt wirklich gelenkt von einem vernünftigen Gedanken, von der denkenden Vernunft? Oder regiert sie ein lachender Gamin, der Gott-Zufall? Es läßt sich wohl hübsch durchführen, daß der Sieg der Republik eine logische Nothwendigkeit war, daß sie unabweisbar siegen mußte wie ein konsequenter Warum-Entschluß. Aber es läßt sich noch viel leichter darthun, daß der Termin ihres Sieges von dem Zufall sehr abgekürzt ward, und

daß sie vielleicht noch ein Jahrhundertlein sich mit Wartegeld begnügt haben müßte, wenn einige Blousenmänner nicht den Nationalgardisten den Vorsprung abgewonnen hätten um einige Minuten, als in der Deputirtenkammer die bekannte Entwickelungsscene stattfand. Behauptete man einst mit Recht, daß in der Julirevoluzion Ludwig Philipp die Herrschaft eskamotirt habe, so kann man dieses mit gleichem Fug von der Republik behaupten. Doch warum sollten ehrliche Leute nicht auch einmal ihr prestidigitatorisches Talent erproben — umsomehr da sie zum Benefiz der Nothleidenden ihre Kunststücke verrichteten. Die Wahl der provisorischen Regierung war jedenfalls ein Werk des Zufalls. Zu Frankreichs Heil ist aber diese Wahl sehr gut ausgefallen. Das Volk, das große Waisenkind, hat dieses Mal sehr gute Nummern aus dem Glückstopfe gezogen. Lauter Treffer! Welch ein schöner Verein von wackeren und begabten Männern, alle durchglüht von weltbürgerlicher Menschenliebe! Tapfere Paladine des Friedens, wahre Ritter der Humanität, eine Tafelrunde, als deren lorbeergekröntes Haupt Herr De Lamartine zu betrachten ist. Giebt es schönere Heldennamen als die eines Arago, Carnot, Cremieux, Louis Blanc, Marast, Dupont de l'Eure u. s. w.! Aber dennoch — und diese Bemerkung drang sich mir auf im ersten Augenblicke — sind diese Namen etwas seltsam zusammengewürfelt; es fehlt ihnen eine innere Wahlverwandschaft, und dieser Mangel an Homogenität war für mich das sicherste Merkmal, daß die provisorische Regierung der Republik nicht die Creatur einer besonderen Faction war, die für die Republik ihre Auserwählten in Bereitschaft gehalten hätte, wie dergleichen zu geschehen pflegt. Nein, jene Männer hat wahrhaftig das Bedürfniß und die Erleuchtung des Augenblicks aufs Schild gehoben.

Wer aber war das Organ einer solchen Kundgabe des Gesammtwillens und der tausendköpfigen Volks-Intelligenz? Das war ein junger Mann, Namens Hetzel, seines Zeichens ein Buchhändler, aber ein Enthusiast für die Freiheit, schlank, blondbärtig und geistreich. Dieser befand sich unter dem in die Deputirtenkammer eindringenden Volke, und inspirirt, er wußte selbst nicht wie, schrieb er hastig auf einen Zettel die Namen, die ihm im Kopfe oder Herzen laut wurden — und das war die Liste der Mitglieder der provisorischen Regierung, die auf der Spitze eines Bajonetts dem Redner auf der Tribüne, Herrn Cremieux, hingereicht und von diesem unter stürmischem Beifallsruf vorgelesen wurde. Ganz Paris stimmte später mit ein in diese Acclamation, und wie großartig seitdem, durch Deputationen von hunderttausenden freier Bürger, das Ansehn der provisorischen Regierung sanczionirt worden, davon haben die jüngsten Zeitungsblätter hinlänglich Kunde gegeben.



Aus Ludwig Uhlands Briefwechsel.

Ungedruckte Briefe von Ludwig Uhland, Justinus Kerner und Friedrich Hebbel.

Mitgeteilt von Karl Emil Franzos.

Ludwig Uhland ist nur in seinen Jünglingstagen, derselben Zeit, da ihm Lied auf Lied aus der Seele quoll, ein eifriger Briefschreiber gewesen. In seinem späteren Leben hat er kaum je ohne sachliche Nötigung zur Feder gegriffen. So erklärt es sich, daß die Zahl der Briefe, die er überhaupt geschrieben, wohl eine geringere ist als bei den meisten anderen Männern, denen ein langes Leben voll steten Wirkens zugeteilt gewesen; hingegen liegt in seiner ungemeinen Popularität und in dem pietätvollen Sammeleifer, der sich gerade seiner Korrespondenz zugewendet, der Grund, daß relativ weit mehr Briefe von ihm durch den Druck bekannt geworden sind, als von den anderen Dichtern und Gelehrten der jüngsten Zeit. Hält man diese beiden Thatsachen gegen einander, so wird es nicht Wunder nehmen, daß aus Uhlands Briefwechsel heute dem Sammler nur eine karge Nachlese übrig bleibt. Thatsächlich danken wir es nur der besonderen Freundlichkeit einiger Freunde unserer Zeitschrift, daß wir im Nachstehenden einige, sicherlich der Mitteilung würdige Nachträge zu Uhlands Briefwechsel zu bringen vermögen.

Wir beginnen mit jenen Briefen, welche Uhland mit einem anderen bedeutenden Dichter, Friedrich Hebbel, getauscht. Beider Briefe sind für das Wesen der grundverschiedenen Männer sehr bezeichnend.

Hebbel bekam Uhlands Gedichte im Jahre 1832, als Neunzehnjähriger, zuerst zur Hand. Der Eindruck, den die Lieder auf ihn machten, war ein unendlich tiefer. Ja, er selbst bekennt, daß ihm da zuerst und für alle Zeit das Wesen der lyrischen Dichtung aufgegangen sei, daß ihm Uhland allein den Weg von der Reflexion zur Empfindung gezeigt. Aber nicht bloß für sein inneres, auch für sein äußeres Schicksal erhoffte sich Hebbel von dieser Bekanntschaft alles. Er, der arme Schreiber in Wesselburen, griff zur Feder, schilderte dem berühmten Dichter in einem wohl sehr langen und gewiß auch recht merk-

Jugendbrief Uhlands an Karl Mayer.

18. April 1809 (vergl. S. 60).

Herbstlaub.

Zu meinen Füßen sinkt ein Blatt,
Der Baum müd, der Regen satt;
Als dieses Blatt war grün und neu:
Hatt' ich noch Eltern lieb u. treu!

O wie vergänglich ist ein Laub,
Des Frühlings Kind, des Herbstes Raub!
Doch hat dieß Laub, das nieder bebt,
Mir soviel Liebes überlebt.

Ludwig Uhland.

Uhlands Gedicht auf den Tod seiner Eltern.
September 1831 (vergl. S. 60).

würdigen Briefe seine Sehnsucht nach menschenwürdigeren Verhältnissen und bat um Rat, wie etwa dazu zu gelangen sei. Dieses erste Schreiben Hebbels hat sich leider im Nachlasse Uhlands nicht mehr vorgefunden, wohl aber hat bereits Emil Kuh in seiner Biographie Hebbels (I. 146) das Antwortschreiben Uhlands mitgeteilt. In demselben bedauert der Dichter, dem jungen Petenten zu irgend einer Anstellung behufs seiner weiteren Ausbildung nicht behilflich sein zu können, und fährt dann fort: „Daß Sie den Plan aufgegeben, auf die Bühne zu gehen, daran haben Sie gewiß wohl gethan. Ohne sehr entschiedenen Beruf für dieses Kunstfach ist die Lage des Schauspielers eine überaus mißliche. Ich finde das Bestreben, in eine der geistigen Fortbildung günstigere Lage versetzt zu werden, nur achtungswert, halte aber doch für ratsam, nicht aufs Ungefähre auch ein beschränkteres Verhältnis zu verlassen, zu dem man öfters nach gemachten Erfahrungen gerne zurückkehren würde. Sie bemerken selbst, daß Sie an Ihren jetzigen engeren Kreis durch manches teure Band gefesselt seien, zugleich zeigen die poetischen Proben, welche Sie mir mitgeteilt, daß es Ihnen auch in diesem engeren Kreise nicht unmöglich gewesen, Geist und Gemüt auszubilden, sollten Sie nun in demselben nicht noch länger nach Ihren besten Kräften an Ihrer innern Entwicklung fortarbeiten wollen, bis sich auch äußerlich eine günstigere Wendung der Umstände zeigt, der Sie sich mit Sicherheit überlassen können?"

Tief betrübt, aber ohne jede bittere Empfindung nahm Hebbel dieses Schreiben auf. Er mochte sich wohl, so lebensunkundig er auch damals noch war, selbst sagen, daß ihm Uhland nichts anderes hatte geben können, als was er eben bot, einen wohlgemeinten Rat. Es geht dies auch daraus hervor, daß er sich vier Jahre später, als er in Heidelberg seine erste Gedichtsammlung für den Druck revidierte, behufs Übernahme der Widmung an Uhland wendete. Das Schreiben ist uns nur durch ein Konzept, welches Hebbel unter seinen Papieren zurückbehielt, erhalten geblieben. Die Hauptstelle daraus lautet: „Sie haben, ich muß es noch einmal anführen, denn ich hoffe, dadurch meine Bitte begründen zu können, auf Entstehung und Wesenheit jener Gedichte den größtmöglichen Einfluß gehabt. Goethe wenig kennend und darum bei der oftmals orakelhaften Präcision seiner Kompositionen verschmähend, mit Schiller auf dem Felde unfruchtbarer Reflexion umherirrend, traten Sie mir als Apostel, zugleich der Natur und der Kunst, entgegen, wiesen mich für Anschauung und Darstellung auf das einfach Menschliche zurück."

Auf diesen Brief erhielt Hebbel von dem verehrten Manne gar keine Antwort, aber nur deshalb, weil das Schreiben auf der Post verloren gegangen. Dies klärte sich auf, als Hebbel im September jenes Jahres bei einer Fußreise, die er durch Süddeutschland unternahm, auch an Uhlands Thür in Tübingen zu klopfen wagte. Er-

wägt man beider Männer Wesen, so wird man begreiflich finden, wie sehr sich Hebbel durch Uhlands wortarme Schlichtheit enttäuscht, Uhland hingegen durch Hebbels wortreichen Enthusiasmus befremdet fühlen mußte. „Ich wollte," erzählt Hebbel, „gedrückt, ja erdrückt sein, und eben dies, daß Uhland mich nicht drückte, war mir zuwider." Noch viele Jahre später wirkte dieser Eindruck in ihm nach, und 1848 schrieb er in Erinnerung an jene Begegnung: „Auch unsere Zeit hat einen großen Lyriker, der, wenn er wagte, sich für sich selbst auszugeben, ohne sich durch seinen Reisepaß oder durch einen Bekannten ausweisen zu können, sehr leicht für einen Betrüger gehalten werden würde, und der dessungeachtet mit manchem poetischen Herren früherer Jahrhunderte um die Wette leben wird." Die Verehrung Hebbels für den Dichter war denn überhaupt dieselbe geblieben und etwas über ein Jahr nach jener Begegnung, im Dezember 1837, wendete sich Hebbel zum drittenmale brieflich, diesmal von München aus, an unseren Dichter. Er bat um dessen Vermittlung bei einem Verleger und wiederholte seine Bitte, ihm die Sammlung widmen zu dürfen. Der bisher ungedruckte Antwortbrief Uhlands lautet:

Stuttgart den 2. Februar 1839.

Geehrtester Herr!

Als das Manuscript Ihrer Gedichte bei mir ankam, stand mir aus Anlaß einer außerordentlichen Ständeversammlung eine längere Entfernung von Hause bevor und ich mußte mich mit den Vorbereitungen auf die Berathung eines Strafgesetzbuchs beschäftigen. Um dieselbe Zeit waren mir mehrere poetische Handschriften zur Einsicht übergeben worden und so Erfreuliches vorzüglich Ihre Sammlung darbot, so konnte ich doch für so verschiedenartige Gegenstände nicht über Zeit und Stimmung gebieten. Kurz vor meinem Abgang von Tübingen reiste Schwab, mein jetziger Nachbar, nach Stuttgart und übernahm es, mit Cotta über Ihren Wunsch zu sprechen; ich fügte zu diesem Behuf dem Manuscripte die Bezeichnung derjenigen Gedichte bei, von denen ich mir den günstigsten Eindruck versprach. Schwabs Erbieten war mir um so erwünschter, als ich selbst mit keiner anderen Verlagshandlung in Beziehung stehe. Er brachte die Nachricht zurück, Cotta glaube bereits mehr Sammlungen lyrischer Gedichte in Verlag genommen zu haben, als dem Interesse seiner Buchhandlung zuträglich sey, habe jedoch das Manuscript in Händen behalten, bis ich nach Stuttgart komme. In der Kammer sprach ich Cotta nur flüchtig und er gedachte der Sache nicht; ich wollte ihn daher an einem freieren Tage besuchen, traf ihn aber nicht zu Hause. Inzwischen hat er sich bei dem in seiner Druckerei ausgebrochenen Brande eine Halsentzündung zugezogen und liegt zu Bette. Sobald ich erfahre, daß er wieder zugänglich ist, werde ich Sorge tragen, daß seine Erklärung und wenn diese nicht entsprechend ausfällt, das Manuscript Ihnen wieder zugehe. Ein guter Erfolg ist freilich unter den angeführten Umständen zweifelhaft, aber es konnte auch nicht rascher angedrungen werden, um nicht eben dadurch einen Anlaß zur Ablehnung zu geben. Die Verleger schlagen auch selten gerne den Betrag des Honorars vor und über Ihre Erwartungen in dieser Hinsicht haben Sie nichts bemerkt. Eine noch etwas weiter gehende Sichtung, namentlich in Betracht einiger humoristischen Stücke, würde ich jedenfalls angerathen haben. Man thut immer gut, nur mit dem Besten, was man zu geben hat, zuerst aufzutreten, späterhin fällt es oft schwer, sich dessen wieder zu entledigen, was man selbst nicht mehr billigt.

Mögen Sie aus Obigem wenigstens meinen guten Willen und die freundschaftliche Hochschätzung ersehen, womit ich verbleibe

Ihr ergebenster

L. Uhland.

Dem Briefe lag ein Zettelchen von Uhlands Hand bei, welches die Titel jener Hebbelschen Gedichte enthielt, die ihn besonders angesprochen. Dasselbe hatte, wie wir hier für Freunde Hebbels bemerken wollen, folgenden Inhalt: „Muttierschmerz; An Hedwig; Spuck; das letzte Glas; An den Tod; Nachtlied; Das alte Haus; Bubensonntag; Der junge Schiffer; Zwei Wanderer."

Uhlands Vermittlung war fruchtlos, Cotta lehnte den Verlag der Gedichte ab, und die mächtige Fürsprache hatte nur insoferne Erfolg, als Hebbel nun aufgefordert wurde, Gedichte für das Morgenblatt einzusenden, welche stets willkommen sein sollten.

Hatten die Gedichte Hebbels sich von Uhland ein wenn auch mäßiges Lob verdient, so war er mit seinen Dramen minder glücklich. Am 17. Februar 1840 sandte ihm Hebbel ein Exemplar der „Judith" und schrieb dazu:

Hochverehrter Herr!

Ich bin so frei, Ihnen hierbei ein Exemplar meines ersten dramatischen Versuches zu übersenden. Sie wissen aus meinen früheren Briefen, in welch' einem innigen Verhältnisse Sie zu meiner geistigen und poetischen Ausbildung stehen, und wie unbedingt die Verehrung ist, die ich Ihnen zolle. Ich könnte Ihnen mißfallen, wenn ich dieß Alles noch einmal aussprechen wollte. Sie mögen aber eben hieraus schließen, wie wichtig mir Ihr Urtheil über ein Werk sein muß, das mir ganz aus Geist und Herzen floß, und das ich bei klarer Erkenntniß vieles Tadelnswerthen und Mangelhaften in den Einzelheiten doch in seiner Totalität nicht für mißlungen halten kann. Sie werden mich daher gewiß nicht zudringlich finden, wenn ich Sie um ein Urtheil über mein Stück ersuche; an einem einfachen Worte von Ihnen, sei es günstig oder nicht, liegt mir mehr, als an einem Trompetentusch der gesammten deutschen Journalistik, den ich, wenn ich nur zu Gegendiensten bereit wäre, leicht hervorrufen könnte. Ich weiß, daß derjenige, der an den Schöpfer von „Herzog Ernst" und „Ludwig dem Baier," Dichtungen, die ich in ihrer lauteren Eigenthümlichkeit und ihrer großartigen Symbolik durchaus den größten dramatischen Erzeugnissen beizähle, eine solche Bitte richtet, sehr viel wagt. Auch bin ich auf jeden Ausfall Ihres Urtheils gefaßt, nur nicht auf Ihr Stillschweigen. Dieses würde mir unendlich wehe thun.

Mit vollkommener Hochachtung Ihr aufrichtigster Verehrer

Friedrich Hebbel.

Am Rande des von Hebbel aufbewahrten Konzeptes zu diesem Briefe befindet sich die Bemerkung: „Den 29. September 1840. Diesen Brief habe ich ganz, wie er hier steht, mit der „Judith" an Uhland gesendet. Er hat mir nicht geantwortet. Dies ist der schlagendste Be-

weis dafür, daß zwischen Jugend und Alter kein Verhältnis möglich ist." Und am 26. April 1841 finden wir in Hebbels Tagebuch folgende Eintragung: „Es ist doch sehr schroff von Uhland, daß er mir auf meinen so bescheidenen Brief, womit ich ihm meine „Judith" sandte, kein Wort erwiderte. Dem Dichter bleibt lebenslang meine Verehrung, dem Mann und Charakter meine tiefe Achtung, aber mit seiner Persönlichkeit bin ich so weit fertig, daß ich zwischen uns beiden kein Verhältnis mehr für möglich halte. Dies thut mir weh; denn wer mag sich mit seiner Liebe abgewiesen sehen?" Erst zwei Jahre später sollte sich der Faden der persönlichen Beziehung wieder anknüpfen, da aber in besonders erfreulicher Weise. „Heute hatte ich einen Besuch von Uhland," finden wir in Hebbels Tagebuche unter dem Datum: Hamburg 29. Juli 1842 verzeichnet. „Gestern Mittag sah ich seinen Namen in der Fremdenliste mitten zwischen so vielen anderen gleichgiltigen Namen. Es durchzuckte mich elektrisch und ich machte mich auf der Stelle auf nach seinem Hotel, traf ihn aber nicht mehr zu Hause und ließ ihm meinen schriftlichen Gruß nebst meinen Gedichten zurück. (Dieselben waren inzwischen bei Campe erschienen.) Heute morgen wiederholte ich meinen Besuch zu rechter Zeit und traf seine Frau. Er war schon auf der Bibliothek. Heute Nachmittag kam er zu mir, freilich nur auf einen Augenblick, da der Wagen mit seinem Diener vor dem Hause hielt. Er war sehr herzlich und liebevoll, als ob wir alte Freunde wären, nicht starr und kalt, wie die meisten ihn finden und wie ich ihn 1836 auch fand; äußerst anspruchslos, schwer im Reden, aber auf eine naive rührende Weise freundlich." Wie diese Eintragung von Hebbels innigster Verehrung für Uhland Zeugnis giebt, so auch der Umstand, daß dieser Besuch Uhlands ihn noch viele Jahre später, so oft er darauf zu sprechen kam, stets auch in der Erinnerung aufs neue erhob und rührte.

Eine persönliche Begegnung fand nicht wieder statt, auch der Briefwechsel stockte. Aber als Hebbel, nun schon längst auf der Höhe seines Ruhmes, 1857 seine Gedichte neuerdings in einer Gesamtausgabe sammelte, da setzte er, ohne die Erlaubnis zu erbitten, auf das Widmungsblatt den Namen Ludwig Uhlands. „Dem ersten Dichter der Gegenwart", heißt es auf diesem Blatte, und das Buch war von folgendem Schreiben begleitet:

Hochverehrter Herr!

Vor einem vollen Viertel-Jahrhundert, im September 1834, wandte sich ein junger Mensch aus dem fernen Holstein brieflich an Sie und trug Ihnen vor, was er auf dem Herzen hatte; Sie waren auch wohlwollend genug, ihm beschwichtigend und tröstend zu antworten. Dieser junge Mensch war ich. Sie haben seitdem viel erlebt; Sie haben, nachdem Sie schon in Ihrer Jugend Zeuge der Auflösung des alten Deutschen Reichs und des Untergangs Napoleons gewesen waren, abermals Throne stürzen und Könige flüchten, ja Parlamente zusammen rufen und wieder auseinander jagen sehen, und nicht, ohne selbst durch Rath und That mit einzugreifen. In diesem Wechsel der Dinge, der die Menschen in der Regel auch noch wankelmüthiger zu machen pflegt, als sie an sich schon sind, ist es ein wohlthuendes Gefühl, auf etwas Beharrendes zu stoßen und sich zu überzeugen, daß nicht alles im Wirbel untergeht. Vielleicht spüren Sie etwas davon, wenn Sie die Widmung des beifolgenden Buches lesen. Sie wird Ihnen beweisen, daß die Verehrung, die der Jüngling Ihnen zollte, auch noch die Brust des Mannes erfüllt und dieser mußte bereits unendlich viel von dem fallen lassen, was er ehemals festhielt und hat sich selbst in Wissenschaft und Kunst redlich bemüht. Nehmen Sie die Gabe in dem Sinne an, in welchem ich sie biete und erfreuen Sie sich noch lange eines heiteren Greisen-Alters.

In unwandelbarer Hochachtung

Wien den 21. September 1857.

Friedrich Hebbel.

Uhlands bisher ungedrucktes Antwortschreiben lautet:

Tübingen, 5. April 1858.

Verehrter Herr!

Als Ihr erfreuendes Geschenk mir zukam, war ich in einer Arbeit begriffen, die zur Erledigung drängte und mich nach anderen Seiten in mehrfachen Rückstand brachte. Zweimal war dazwischen durch schmerzliche Anläße meine Abwesenheit von hier herbeigeführt und dadurch wurde der Abschluß jener Arbeit weiter hinausgerückt. Außerdem hat es mit dem Erscheinen einer neuen Auflage meiner Lieder, die ich Ihnen als kleine Gegengabe zusenden wollte, etwas länger angestanden, als ich gemeint hatte. Nun aber ist mir von der Cotta'schen Buchhandlung die Nachricht geworden, daß so eben das für Sie bestimmte Exemplar abgegangen sei, und ich darf nicht auch dieses unbegleitet lassen von dem herzlichsten, wenngleich verspäteten Danke für allen Genuß, den Ihre reichhaltige Sammlung mir verschafft hat (ich nenne nur den Ditmarsischen Bauer) und fernerhin gewähren wird, namentlich noch für die überaus freundliche Gesinnung, mit der Sie mir auf das schöne Buch ein besonderes Anrecht eingeräumt haben.

In freundlicher Hochachtung

L. Uhland.

Wie man sieht, ließ Uhland mehr als ein halbes Jahr verstreichen, ehe er dankte, und sein Dank würde, wenn er von einem anderen käme, kühl klingen. Bei Uhland wiegt der „herzliche Dank für allen Genuß" und die „freundschaftliche Hochachtung" schwer und wurde auch von Hebbel so empfunden. Überblickt man das Verhältnis beider Männer auf Grund ihres hier mitgeteilten Briefwechsels, so wird man sagen müssen, daß er für Hebbels feuriges, verehrungsvolles und durch keine persönliche Kränkung irre zu machendes Wesen ebenso ehrendes Zeugnis ablegt, wie für die unerschütterliche Wahrhaftigkeit Uhlands.

An diesen fast vollständig mitgeteilten Briefwechsel reihen wir zwei andere Zuschriften von und an Uhland. Im Herbste 1846 verweilte Uhland anläßlich der Germanistenversammlung einige Tage in Frankfurt a. M. Auf diesen Aufenthalt nimmt der nachstehende, bisher ungedruckte, an den Maler F. Nogel in Frankfurt a. M. gerichtete Brief Bezug:

Hochgeehrtester Herr!

Sie haben uns durch die gütig überschickten Lichtbilder ausnehmend erfreut, ich bin Ihnen dafür sehr zu Danke verpflichtet. Längst war es mein Wunsch, von meiner Frau ein wohlgetroffenes Bild zu besitzen, und nun ist dieses photographische so trefflich gelungen. Auch das meinige wird von den Freunden gerühmt;

auf die Augen, die damals etwas reizbar waren, scheint das Licht von oben ein wenig gedrückt zu haben, obgleich der Morgen nicht besonders hell war.

Weitere Abdrücke von meinem Lichtbilde abzugeben, sowie einen Stahl- oder Kupferstich darnach zu veranstalten, steht gänzlich zu Ihrem Ermessen, und ich werde dasselbe an Niemand anders zu gleichem Zwecke verabfolgen. Von den früher erschienenen Abbildungen meines Antlitzes war keine für befriedigend angesehen.

Daß Sie uns im Hintergrunde des einen Bildes den Ausblick auf Frankfurt erschließen, ist uns eine willkommene Beigabe; flüchtig war ich schon öfters in Frankfurt, aber der letzte Besuch hat mir dauernde Erinnerungen angeknüpft. Meine Frau hat mir gesagt, daß Sie meinen damaligen Arbeiten günstig gesinnt seien, da nun diese eben erst im neuen Abdruck erschienen sind, so erlaube ich mir ein Exemplar derselben beizulegen. Zugleich bitte ich die verehrte Mitwisserin (?) der Lichtbilder, die neueste kleine Ausgabe meiner Lieder freundlich aufnehmen zu wollen. Ihnen Allen empfehlen wir uns auf das Herzlichste.

Tübingen, 1. November 1846.

Ihr ganz ergebener
Ludwig Uhland.

Von Interesse ist auch das nachstehende, hier zuerst mitgeteilte Schreiben Justinus Kerners an Uhland. Es ist zugleich ein Beileidsbrief anläßlich des kurz vorher erfolgten Todes der Eltern Ludwig Uhlands; er hatte die Mutter am 1. Juni, den Vater am 29. August 1831 verloren.

„Herzliebster!

Hier sind die Blätter! Wie herzlich würdest Du mich erfreuen, würdest Du mir zu deren Fortsetzung auch einen Beytrag senden!! —

O lieber Uhland! ich liebte Deine Eltern gewiß auch herzlich und — ich fühle recht mit den Schmerz Deines Innersten. Ich wollte und will Dir nichts sonst darüber schreiben.

Kommt Ihr denn gar nicht mehr zu uns? Wo bist Du in dieser Vakanz?? —

Grüße Dein liebes Weib und vergiß Deinen Kerner nicht ganz.

Ewig Dein
Weinsberg den 19. September 1831. Kerner.

Das Schreiben beweist neuerdings, welch seltene Freundschaft die beiden edlen Männer verbunden. Die Herbstvakanz von 1831 brachte Uhland in Tübingen zu; der Besuch Gustav Schwabs, welcher Lenau mitbrachte, gewährte ihm wohlthuende Zerstreuung.

Der von uns in autographischer Nachbildung mitgeteilte Jugendbrief Uhlands auf Seite 56 ist bereits einmal von dem Empfänger Karl Mayer in seinem Werke: „Ludwig Uhland, seine Freunde und Zeitgenossen. Stuttgart, Krabbe 1867 (I. 125) publiziert worden, doch wird die Wiedergabe nach der Handschrift wohl Interesse haben; auch hat der sehr charakteristische Brief bisher kaum von irgend einer Seite Beachtung gefunden. Er bedarf einiger Erläuterungen. Das „dramatische Gedicht", von dem darin die Rede ist, ist ein Singspiel „Der Bär", welches Uhland mit Kerner gemeinsam verfaßt. Das „Nachtblatt" ist eine launige Vorrede Uhlands zu einer Volksliedersammlung, welche Kerner zu veranstalten beabsichtigte; das „Sonntagsblatt" eine von den jungen Dichtern geschriebene und handschriftlich kursierende Zeitschrift. Die „Schattenbriefe", welche Kerner an Uhland sendete, waren gleichsam ein Vorspiel zu den später erschienenen „Reiseschatten". Uhlands Versuch, die Cottasche Handlung zum Verlage seiner Gedichte zu veranlassen, wiederholte sich auch zwei Jahre darauf mit demselben negativen Erfolge. Doch übernahm Cotta bekanntlich endlich (1815) doch den Verlag.

Als Probe von Uhlands Handschrift in seinen späteren Jahren geben wir ein Blatt wieder, welches für die Verehrer des Dichters ein besonderes pietätvolles Interesse haben dürfte; es ist das in den ersten Septembertagen von 1831 entstandene Lied Uhlands auf den Tod seiner Eltern.

Erinnerungen an Ludwig Uhland.*)

Von Karl Mayer.

Als einem der wenigen Überlebenden, deren Verkehr mit Ludwig Uhland bis in die zwanziger Jahre dieses Jahrhunderts zurückreicht, sei mir jetzt, da das Centennarium seiner Geburt die allgemeine Aufmerksamkeit auf den Dichter lenkt, gestattet, aus meinem besonderen Wissen von ihm einiges mitzuteilen, welches auf höhere Bedeutung keinen Anspruch macht, aber vielleicht etliche Striche zu seinem Lebensbild beiträgt.

Die Freundschaft, welche meinen Vater, den 1870 als Oberjustizrat in Tübingen gestorbenen Dichter Karl Mayer, mit Uhland seit 1807, seit ihrer akademischen Zeit verband, setze ich als bekannt voraus. Ebenso die verschiedenen Veröffentlichungen meines Vaters über ihn und sein Buch: Ludwig Uhland, seine Freunde und Zeitgenossen, 1867 bei Krabbe in Stuttgart erschienen. Ich beschränke mich hier auf meine eigenen Erinnerungen und solche Traditionen über Uhland, welche sich in meinem Elternhause fortgeerbt haben.

Aus diesen Quellen berichte ich zuerst, was über seine Kindheit bekannt geworden ist. Da wird gemeldet, daß er ein sehr wilder, unbändiger Bub' gewesen sei, der sich viel in Wald und Feld umgetrieben und besonders Schmetterlingen nachgejagt habe. Seine Willensstärke zeigte er, als er von der hohen Hausstaffel jeden Tag eine Treppe weiter hinuntersprang. Als ihm nun der Sprung von dem obersten Tritt noch übrig geblieben, wurde ihm selber bange, aber er rief: „Der Teufel soll mich holen, wenn ich's nicht thu'". Und er that's. Das war immer

*) Uhlands Bedeutung für unsere Litteratur ist eine so allseitig anerkannte, so tausendfach gewürdigte, daß wir von einem Essay, das die Züge seiner geistigen Physiognomie festhalten solle, unserem Leserkreise gegenüber absehen zu dürfen glaubten. Statt dessen bieten wir die nachfolgenden anspruchslosen Erinnerungen eines seiner wenigen noch lebenden Hausfreunde. Uhland gehört zu jenen Menschen, die uns um so lieber werden, je näher wir sie erkennen lernen — dies beweist auch der vorliegende Aufsatz. D. Red.

bei solchen Wagnissen sein Losungsspruch, und was er so verschworen hatte, das mußte geschehen.

Sein mütterlicher Großvater, der Universitätssekretär Hoser, von dem er das stille Beobachten und das Schweigen in Gesellschaft gelernt haben soll, wohnte in einem alten, sechs Stockwerke hohen Haus „unterm Haag", über dessen Wohnräumen sich bis zum Giebel hinauf noch eine Zahl von unbewohnten Speichern auftürmte. In dem von Frau Uhland 1865 bei Cotta herausgegebenen Buch finden sich diese Räume nebst ihren Gerümpelkammern und deren romantischem Inhalt an Chroniken, Bilderbüchern, Perücken, Reisezeug u. s. w. bereits beschrieben. In einer dieser Kammern standen nun auch ein Paar Steifstiefel, welche der Großvater oder ein früherer Vorfahr vom Herzog zu einer Jagd geschenkt bekommen hatte. So großen Respekt der Bub' vor denselben hatte, so kam ihm doch die Lust, sie anzuziehen. Dazu waren sie aber zu hoch. Deswegen stellte er sie vor eine Kiste, erkletterte diese und sprang mit gleichen Füßen in sie hinein. Glend zu Boden gefallen, konnte er sich aber allein nicht wieder aus diesen Kanonenrohren herausarbeiten, und da er verbotenerweise in die Kammer geschlichen war, durfte er nicht rufen und mußte lange Zeit in der ihm unheimlichen Kammer ausharren, bis er endlich gefunden und befreit wurde.

Einmal warf er, als er gehört hatte, daß die Katzen sieben Leben haben, zur Probe ein Kätzchen aus dem obersten Dachladen hinab.

Auch das folgende, von Uhland seiner Mutter nacherzählte Geschichtchen erhielt sich. Neben dem mit dem Giebel nach der engen Haaggasse gerichteten Hause führte eine sehr steile Gasse in die untere Stadt hinab. Uhlands Mutter kam als Mädchen einst mit ihrer Mama vom Ball in einer Kutsche heimgefahren, in welcher außer den Damen noch zwei das Geleit gebende Studenten saßen. Da geriet auf dem Glatteis die Kutsche ins Gleiten, überschlug sich und rollte den ganzen Berg gegen die Unterstadt hinab. Die Scherben der Fenster fingen sich jedoch in den großen Muffen, welche nach damaliger Mode die Herren Verehrer trugen, und der Schrecken löste sich in Heiterkeit auf. — Auf Spaziergängen ins Ammerthal führte Uhland seine Gäste gern durch die Haaggasse hinaus, über die das Schloß allerdings malerisch genug hereinragt, aber doch vielleicht noch mehr geleitet durch die lieben Erinnerungen des alten Hauses, an welchem dieser Weg vorüberführt.

Wo aber Uhlands väterlicher Großvater, der Professor der Theologie, wohnte, da hieß es „in der Höll'". Das war auch zu meiner Universitätszeit noch und ist wohl heute noch der Name der Amtswohnung für einen der nebenan im evangelischen Stift docierenden Professoren, weil der Eingang ins Haus von der Hochgasse der Neckarhalde her über eine bedachte Brücke gerade unter das Dach desselben hinüberführt, von wo es dann in die Wohnräume von Stockwerk zu Stockwerk abgrundtief hinabgeht. Dieser Hausname gereichte einst Frau Uhland an ihrem Hochzeitstag zu großem Erstaunen, welches sich ihr erst später enträtselte. Unter anderen Gästen waren da auch die Schwestern von Uhlands Mutter geladen, die bei einer andern verheirateten Schwester im Pfarrhaus zu Feuerbach lebten und wegen ihrer kleinen Figur „die Tantelen" genannt wurden. In weiß und hellblau geblümten, im Schnitt nicht mehr ganz modernen Brokatkleidern waren sie erschienen. Wie erschrak die Braut, als eine von diesen Respektspersonen, in der Rührung über das schöne Fest, der andern zurief: „Ach was hätt' aber der Pappe selig in der Höll' für a Freud' g'habt, wenn er dös erlebt hätt'!"

Dem Knaben Uhland war „die Höll'" ein lieber Aufenthalt und ein zweites Daheim. Während es auf der Nordseite der Stadt hinter dem Schloß „unterm Haag" zwischen den hochgegiebelten Häusern manchen Tag nicht ganz hell wurde, lag die Hölle des Großvaters Uhland gegen Mittag, hatte aus ihren vielen Fenstern die volle Aussicht auf den Neckar zu ihren Füßen, auf das weite grüne Thal mit den prächtigen Lindenalleen (welche jetzt zum Teil dem Bahnhof Platz gemacht haben), darüber hin in das sich zwischen Waldbergen öffnende Steinlachthal und hinter allem dem hinaus auf die ernste blaue Alb. Überdies trat man, wenn man durch alle Stockwerke hinuntergestiegen war, in einen schönen Hausgarten, in dem außer Blumen für Kinder auch noch sonst gute Sachen wuchsen.

Der Großvater Uhland, ein frommer und gelehrter, in praktischen Dingen wenig gewandter Herr, hatte seiner Zeit selbst in die dichterische Leyer gegriffen und scheint dem Enkel die Gabe leichter Versbildung vererbt zu haben. In seinen Studien wollte er nicht gestört sein, aber mit dem jungen Lateiner, welcher die Distichа nur so aus dem Ärmel zu schütteln verstand, war er immer besonders freundlich. Daß er in seinen jüngeren Jahren auch selbst in fließenden deutschen Versen sein Gefühl wahr und mit Eleganz auszudrücken verstand, hat er, als er noch zu Marbach einem geistlichen Amte vorstand, mit einem Lob- und Danklied, das heutzutage kecklich ein Liebeslied heißen würde, an seine, dem Dichtergeschlecht der „Ständlin" angehörige Gattin bewiesen. Er verglich sie darin — so ist gemeldet — um der tausendfältigen Freuden und Erheiterungen willen, die sie ihm bereitete, mit Rahel, der Tochter Labans, welche ihrem Jakob die sieben Jahre, die er um sie diente, zu sieben Tagen verkürzt habe.

Großmütter gab es in beiden großväterlichen Häusern nicht mehr, aber an Frauenzimmern fehlte es darum in beiden nicht ganz.

„Christine!
Was macht sie für eine trutzige Miene?"

rief der Bub' einmal der alten Hausdienerin des Großvaters Uhland zu. Im Hause des andern Großvaters aber lachte ihm immer ein freundliches Gesicht entgegen. Dort waltete ein mütterlicher Genius, welcher es erklärt, warum ihm dieses Haus doch das anziehendere blieb. Das war „die alte Madel", des Großvaters Hoser Dienerin, die als eine schöne Person nach dem Tode der Frau alle Versorgungs- und Heiratsgelegenheiten zurückgewiesen hatte, um ihrem Herrn den Haushalt weiter zu führen. Wie gut es da dem kleinen „Musjö Louis" und seinem acht Jahre jüngeren Schwesterchen gemacht wurde, wo diese edle Seele das Scepter führte, findet man gleichfalls in dem Buch der Witwe Uhlands reizend beschrieben. In ihrer kunstlosen Art hat sie auch von dieser frühen Gönnerin ihres Gatten ein rührendes Bild aufgestellt und ihr ein wohlverdientes Denkmal gesetzt. Von ihr oder vielmehr aus dem Legat von fünfzig Gulden, das sich nach ihrem Tode für den jungen Doktor ausgesetzt fand, rührte, wie dort berichtet ist, der Schreibtisch, welchen er zeit-

lebens benützte und welchen so mancher fremde Besucher, der in sein Studierzimmer im Haus an der Neckarbrücke zugelassen wurde, nicht vornehm genug fand, da er wirklich über die Maßen einfach war. Da half kein Zuspruch, ihn durch ein schöneres Möbel zu ersetzen. „Ach, laß mir meinen Schreibtisch. Er ist von meiner lieben Madel und den behalt' ich.“ Nur hielt er sich neben diesem großen, unbeweglichen einen kleinen, welchen er seinen „fliegenden Tisch“ nannte, weil er ihn nach Bedürfnis da und dorthin im Zimmer rücken konnte, um darauf bequemer als auf dem mit Skripturen überlegten zu schreiben. Dieser fliegende Tisch findet sich auch jetzt noch in pietätsvollen Händen, welche ihn so treu wie den Schreibtisch der alten Madel bewahren.

Aus seiner Kinder- und Schulzeit hat mir Uhland oft erzählt; auf Spaziergängen, oder wenn wir in meiner Studentenzeit nach dem Nachtessen noch bei der Flasche Verrenberger beisammensaßen. Wenn er auf diese alten Dinge zu sprechen kam, wurde er gegen seine sonstige Art redselig, und das Wort vermochte kaum dem Flug der sich drängenden Erinnerungen zu folgen. Die Einzelheiten haben sich mir leider inzwischen wieder verwischt, namentlich die feinen kleinen Züge aus der Schilderung seiner Lehrer und Mitschüler, des damaligen Verhältnisses von Lehrer und Schüler und der Behandlung der Lehrgegenstände, die in jener Zeit üblich war. Es bleibt mir daher nur übrig, auch hier auf das zu verweisen, was Frau Uhland in ihrem Buche erzählt. Besser als sie dort den Rektor Kauffmann und andere Gestalten aus den Erzählungen ihres Mannes zeichnet, wüßte ich's auch nicht zu thun. Doch eine von ihr nicht erwähnte ergötzliche Beschreibung, die mir im Gedächtnis geblieben, darf ich hier nachtragen. Auf dem hochgelegenen Platz vor der schola anatolica — so heißt, weil sie gegen Morgen auf einem sonnigen Hügel liegt, die Tübinger Lateinschule — pflegten sich die Schüler nach Tisch, bis es Ein Uhr schlug, im Spiele zu tummeln. In dem Tumult waren alle Zöpfe aufgegangen; da plötzlich mit dem Glockenschlag von der St. Georgskirche verwandelte sich die ganze wilde Horde in eine lange Kette, in welcher sich einer hinter dem andern einreihte. Jeder hatte seinem Vordermann die losgeflatterten Haare zusammenzuraffen und sie mit dem schwarzen „Zopfbändel“, der inzwischen mit den Zähnen festgehalten werden mußte, zu reputierlichem Erscheinen vor dem Lehrer wieder einzuflechten, während ihm sein Hintermann eilig den gleichen Dienst erwies. Kinderfröhlich klang Uhlands Lachen, wenn er solche Scenen schilderte. Ach! wer das noch einmal hören könnte!

Gemeldet ist auch, daß Uhland in der Schule wohl im Sprachunterricht, in der Mathematik aber nicht hervorragte. Damit stimmt, daß er sich lebenslang mit Geldzählen nicht gern befaßte. Wurde ihm in Münze herausgegeben, so wog er diese in der Hand und sagte: „Wird recht sein, es ist viel!“ Auch seiner Frau war diese Art, das Geschäft zu erledigen, bekannt. Um so verdienstlicher war es, daß er es als gewissenhafter Landstand einmal war, der einen großen Rechenfehler im Etat entdeckte.

Sein Vater war als Universitätsaktuar mit der Überwachung des Schuldenwesens der Studierenden betraut und ein erklärter Gegner jedes Kneipens auf Borg. Wie über dieses Rechnung geführt wurde, war sehr einfach und blieb es auch noch bis in meine Universitätszeit. In der Wirtschaft stand oder hing eine große schwarze Tafel, welche die Namen derer, die ihre Zeche nicht bezahlt hatten, und dahinter deren Schuldigkeit enthielt: für jeden Schoppen ein Strich und beim zehnten ein Kreuz. Die Tafel galt als Beweis vor Gericht, so gut wie das Kerbholz bei den alten Germanen. Einwendungen dawider zu erheben, galt für gemein, selbst wenn, was vorkam, der Wirt einmal für einen ihm gespielten Schabernack einem Namen zur Strafe ein paar Striche mehr aufgemalt hatte. Kam nun Papa Uhland zufällig ab und zu in eine Wirtschaft, so verfehlte er nicht, sich die schwarze Tafel anzusehen, und sich daraus über Schuldenstand und Moral der seiner Obhut Befohlenen zu unterrichten. So kam er einmal in den „Adler“ nach Lustnau. Wie erstaunte er, als er da am schwarzen Brett seine eigene Gattin mit einer schuldig gebliebenen Zeche aufgeschrieben fand; sie und andere hochgestellte Frauen. Es war die Zeche für einen Kaffee, welchen die Damen auf einem Spaziergang sich reichen zu lassen den Einfall gehabt hatten.

Die Mutter Uhlands war eine treffliche, pünktliche und unter Umständen sehr thatkräftig eingreifende Hausfrau; das haben meine Schwestern aus den Erzählungen ihrer Schwiegertochter herausgehört, die bis in ihr höchstes Alter noch mit großem Respekt von ihr, als einer Musterfrau sprach. Betten und Weißzeug waren bei ihr von seltenster Güte und unnachsichtig darin erhalten. Wie erstaunte die Braut, als sie zum ersten Besuch bei den Eltern war, über die Kraft, mit welcher die alte zierliche Frau dem Weber einen schweren Ballen Bettbarchent vor die Füße warf, weil er das ihm sorgsam aufgegebene Maß der Breite nicht eingehalten hatte. Nicht minder fein und meisterlich war sie als Köchin und wußte als solche Bescheid in den ihr, Gott weiß! aus welchem Altertum vererbten, durch eigene Erfahrung bewährten oder verbesserten Koch- und Backrezepten. Denn von dieser Alten rührte doch der Stamm der Rezepte her, welche aus der Niederschrift der Frau Emilie Uhland in die Kochbücher, soweit umher als ihres Mannes Lieder in die Stammbücher, abgeschrieben wurden. (Dann und wann mit kurzen Überschriften, wie „der Frau Uhlandin Punsch“ oder auch „der Frau Uhlandin gesulzte Schweinsohren“.) Auch das hatte sie, wie sie gestand, von der Schwieger abgelernt, daß sie beim Backen, namentlich der „Christtagsgutlen“, stets einen weißen Rock, eine weiße Jacke und eine weiße Schürze anzog und so an das feierliche Geschäft gleich einer Priesterin der Reinheit herantrat. Daher schreibt sich offenbar in Uhlands zarter Mondscheinphantasie vom Elfentanz, die statt gelesen vielmehr gesungen und getanzt werden sollte, jenes Wort der neckischen Elfe an das um seiner spießbürgerlichen Blödigkeit willen verspottete Menschenkind:

Kennst du auch die große Lehre
Von der Butter und dem Schmalz?
Spürst du in den Fingerspitzen,
Wie viel Pfeffer, wie viel Salz?

Da darf man sich wohl vorstellen, daß ihm diese große Lehre selbst auch aufgegangen war aus manchen Verhandlungen über sie zwischen der Mutter und der Madel, welchen er zugehört hat, und daß er allem Nixenspott zum Trotz eine große Hochachtung für sie fühlte.

Wirklich dürfen seine posthumen Verehrerinnen des tröstlichen Glaubens leben, daß dieser Dichter — und Dichter-Gattinnen mögen sich das merken! — wenigstens solang er vom Herde der Mutter oder der Frau ernährt wurde, einer der bestversorgten Menschen war, und wer weiß, ob seine Gedichte so schön ausgefallen sein würden, wenn ihm nicht so fein gekocht worden wäre. Daß Einfachheit und Feinheit sich so wenig in der Kochkunst als in anderen Künsten ausschließen, ist dabei als bekannt vorausgesetzt.

Das schrägüber von der Hölle in der aussichtsreichen Neckarhalde gelegene Geburtshaus Uhlands wurde von den Eltern, ich weiß nicht in welchem Alter des Knaben, verlassen und gegen die Wohnung in einem nichts weniger als schöngelegenen Hause mitten in der Stadt vertauscht. Es lag in der von der Hauptstraße zum katholischen Konvikt führenden Seitengasse, dem heutigen Gasthaus zum Herzog Karl gegenüber. In einer andern, aber in derselben Gasse gelegenen Wohnung, in welche seine Eltern später umgezogen waren, habe ich diese als Kind, vielleicht mehrmals, wenigstens aber einmal selbst noch besucht, als ich mit dem Vater nach Tübingen kam. Von Uhlands Vater habe ich nur ein verschwommenes, von seiner Mutter aber ein sehr freundliches Bild behalten. Sie hatte ein gutes, vielgefälteltes Gesicht und aus jedem Fältchen blickte ihr Wohlwollen heraus. Der Vater Uhlands mahnte mich durch die weiße Zipfelkappe, die er im Haus aufhatte, an meinen schon ganz antediluvianischen Großonkel Gangloff in Heilbronn, und in seiner Kattunjacke, aus der das rote Sacktuch herauszipfelte, schien er mir auch nicht mehr recht von dieser Welt. Herzgewinnend aber war die Freundlichkeit, mit welcher mich die alten Leute begrüßten und an dem Erstgeborenen des Freundes Mayer ihre wahrhaft großelterliche Freude hatten. Bei einem Besuch, der wahrscheinlich ins Jahr 1830 fiel und jedenfalls mein letzter in diesem Hause war, wurde ich auch in den Garten der Eltern geführt, welcher nahe der Stadt, wenn man hinausging, rechts von der damaligen Straße nach Lustnau, unter dem Österberg gelegen war. Eine ungewöhnlich große, gleich einer Eiche sich wölbende Akazie bildete den Hauptschmuck des Gartens. Als dieser herrliche Baum später, nach dem Tode der Eltern gefällt werden mußte, um den in dieser Gegend erstehenden Neubauten Platz zu machen, ging der Verlust desselben Uhland sehr zu Herzen. Die Trauer um den Baum verwob sich mit in die um seine Eltern, als deren letzter lebendiger Rest er ihm gegolten haben mochte. Daß mein Vater, in dessen Naturkultus die Verehrung alter Bäume ohnedies gehörte, deren Verschwinden aus den ihm vertrauten Landschaften ihm jedesmal manchen Seufzer und Anlaß zu Klageliedern bereitete, sich mit dem Freund in diese Familientrauer teilte, kann man sich vorstellen. Ich war dabei, als sie miteinander einen letzten Besuch bei dem unabwendbar dem Tod Geweihten machten, und bei ihren Klagen empfand auch ich ein bitteres Leid über so harten Schicksalsschluß. Uhland vergaß, daß ich Zeuge dieses Abschieds gewesen; als ich dann einmal in meiner Studentenzeit von der Akazie in seiner Eltern Garten zu reden anfing, konnte ich wohl merken, daß er mir das an jene und selbst auch an ihren Baum bewahrte Gedächtnis hoch anschlug.

Das zweite Haus, welches Uhlands Eltern nach dem Auszug aus dessen Geburtshaus bewohnten, war, wie gesagt, nichts weniger als anmutig gelegen. Der Ausblick nach vorne ging in die enge Gasse und nach hinten, wo er selbst ein schmales Zimmer mit zwei Fenstern innehatte, welches die Kameraden darum die Handzwehle hießen, in Hinterhöfe und auf häßliche Giebel. Da war nichts Grünes zu sehen, als höchstens einmal auf einem Stockbrett das Rosenstöckchen einer „hübschen Nachbarin", und nichts Holdes zu hören, als etwa „des Nachbars Flötenspielen", welches wohl oder übel zum Zuhören zwang. Und doch hat ihm in diesem kümmerlichen Raum die Muse fleißig ihre Besuche gemacht und ihre schönsten Geschenke dagelassen. Auch die Freunde waren häufige und oft zahlreiche Besucher dieses geringen Stübchens, und als es noch Knaben waren, die sich dort um ihren Ludwig versammelten, trat seine Mutter häufig mit einem „Vesperle" unter sie herein, d. h. mit großen und wohlbestrichenen „Gsälzbroden", welche den Kameraden trefflich schmeckten. Als es dann aber nicht mehr Knaben, sondern Studenten oder, wie diese in Tübingen heute noch heißen, „Herren" waren, die dort zu Besuch kamen, behielt sie doch die alte Gewohnheit bei. Und siehe da! die mit süßem Eingemachten bestrichenen Gsälzbröder fanden bei ihnen gerade so guten Abgang als früher bei den Knaben. Dessen freute sich die alte Frau, denn daraus erkannte sie, daß die Herren noch ebenso unschuldig und unverdorben waren als weiland die Buben. Wie hätte es ihnen aber auch nicht schmecken sollen, da die gute Frau, was sie trippelnden Trittes hereintrug, jedesmal mit freundlichem Zuspruch begleitete!

Komme ich nun nach diesen, mir vielfach auch nur übermittelten Beiträgen zu Uhlands Kinderleben u. s. w. zu Mitteilungen aus eigenem Erlebnis, so kann ich begreiflich nicht bestimmen, wann und wo und wie ich den herrlichen Mann zum erstenmal gesehen habe; so wenig als ein Kind anzugeben weiß, wann es der Sterne zuerst mit Bewußtsein gewahr wurde. Er leuchtete aber auch gleich einem himmlischen Sterne in meine Kindheit herein, und soweit ich zurückzudenken vermag, war er da als einer von denen, zu welchen ich liebend und vertrauend aufzublicken gelehrt und gewohnt war. Er war mein Pate, meines Vaters Freund und meiner Mutter besonders ergeben und unter denen, welche zu uns gehörten, war „der Herr Uhland" stets mitgerechnet. Die ersten Verse, die mich die Mutter hersagen lehrte, waren seine Lieder: der Knab' vom Berge, der treue Kamerad und mein Liebling, der Tailleser, dessen Namen ich beharrlich falsch aussprach. Der kleine Roland und sein Ohm, der große Kaiser Karl, des Königs von Spanien Tochter, der schöne Schäfer und die Jungfrau, die von der Zinne sah, der junge Siegfried, der den Ambos in den Grund schlug, der wackere Schwabe, der den Türken in zwei Stücke hieb, der Schenk von Limburg mit dem Lederwams, dem Spieß und dem Trinkbecher, der Marschall Vorwärts und alle diese mit unvergänglichen Zügen gezeichneten Gestalten erfüllten meine Phantasie, wobei es mein besonderer Stolz war, daß die schönen Geschichten vom Herrn Uhland erzählt waren, der mir darum als ein Wundermann erschien.

Die ersten zwanziger Jahre lebten meine Eltern in Eßlingen, am Fuß der alten Reichsburg „im Klösterle", wo ich 1819 geboren bin, bis ins Jahr 1824, da mein Vater als Oberamtsrichter nach Waiblingen versetzt

wurde. Uhlands lebten damals in Stuttgart, und die bloß dreistündige Entfernung war für dieses fußrüstige Geschlecht keine Abhaltung, sich wechselsweise zu besuchen oder sich unterwegs zusammenzubestellen. In Obertürkheim vor dem „Ochsen“ wurde ich einmal auf der Straße von Uhland abgeherzt, weil ich den weiten Weg (von einer Stunde) mit dahin gekommen war. Da muß ich also noch sehr klein gewesen sein.

Von Waiblingen sind meine Erinnerungen an Uhlandsche Besuche schon deutlicher. Besonders hat sich mir eine Vormittagsankunft desselben mit seiner jungen Frau und mit meinem Onkel Louis, dem Maler Mayer, eingeprägt, als sie mit staubigen Schuhen und geröteten Wangen von Stuttgart zu Fuß herübergekommen waren. Frau Uhland trug einen kurzen weißen Rock und einen violetten, seidenen Spenzer, ihre prächtiges schwarzes Haar hatte sie in einer doppelten Krone ums Haupt gelegt, ihr weißer Hals dazu, so schien sie mir ein Ausbund von Schönheit, zu der ich kleiner Bursch bewundernd aufsah. Einmal, das wird im Jahr 1827 gewesen sein, blieben sie auch ein paar Tage bei uns und das war ein Fest. Mein Vater hatte damals nach fast zwanzigjähriger Pause wieder zu dichten angefangen, während Uhland für immer verstummt zu sein schien. Da hatte er nun die Freude, seine vielen kurzen Gedichtchen nicht mehr bloß der Mutter und mir, der ich häufig der erste Zeuge ihres Entstehens auf seinen Waldwanderungen war, sondern auch seinem Meister vorzulesen, welcher der Lust an diesem poetischen Wiedererwachen seines Freundes nicht genug thun konnte. Mein Vater hatte damals einen herrlichen, ganz hellen Fleiner von 1822 im Faß und ich hatte die Mutter noch nachts mit dem Licht in den tiefen Keller zu begleiten, um für die fröhlich zechenden Männer die großen Kristallflaschen frisch zu füllen.

In diesen Jahren wird es auch gewesen sein, daß Uhland einmal mit dem Kupferstecher Duttenhofer, dessen Stiche unser Zimmer schmückten, und mit dessen merkwürdiger Frau, die als ein Genie galt und sich à l'enfant frisiert trug, bei uns in Waiblingen eintraf, worüber große Freude bezeugt wurde. Man spazierte ins Bad im Neustädtle, wohin wegen des anmutigen Thalpfades an der Rems hinab der Vater unsere Gäste zu führen pflegte. Einmal wurde ich vom Spiel auf der Gasse abgerufen, weil Uhland da sei, und als er mich fragte, was wir eben gespielt haben, antwortete ich: Gloripo! So hieß in Waiblingen das sonst: Eins-zwei-drei für mich, oder auch Lupus genannte Anschlagspiel. Der Name fiel ihm auf und er bat den Vater, sich nach dessen Herkunft zu erkundigen. Man konnte jedoch nur erheben, daß eine frühere Generation von Lateinschülern, Kostgängern eines längst verstorbenen Präzeptors Jäger, das fremdartige Wort aufgebracht habe.

Im Jahr 1829 hob Uhland wieder zu dichten an und das ganze Land freute sich, als die neuen Gedichte nach und nach im Cottaschen Morgenblatt erschienen; noch mehr aber, als er zum Professor in Tübingen ernannt wurde, wo er im April 1830 aufzog. Nun aber kam plötzlich die französische Julirevolution und da war es schon wieder aus mit dem Dichten und mit dem Forschen obendrein. Die sich rasch folgenden Landtagswahlen von 1832 und 1833 verschlangen alles sonstige Interesse. Paul Pfizer wurde in Tübingen, Uhland beidemale in Stuttgart gewählt. Bei der zweiten Wahl stand der Marktplatz, da es sich um Eine Stimme handelte, gedrängt voll von den des Ergebnisses harrenden Männern. Ehe der Landtag zusammenberufen wurde, versammelten sich die Gewählten ohne Unterschied der Parteien zu Vorberatungen erst im Bad zu Boll, dann auf den Fildern bei Bayha im Hirsch zu Echterdingen. Uhland fehlte bei beiden Versammlungen nicht. Während derjenigen zu Boll zog ein Gewitter herauf und der Blitz schlug nach dem Essen in den Versammlungssaal, ein senkrechter Feuerstrahl durch die Decke in den Boden, von einem furchtbaren Schlag begleitet, doch ohne zu zünden oder jemand zu beschädigen, — ein Zeichen, das Wunder was für ein Heil oder Unheil bedeuten sollte und, wie es mit solchen Zeichen zu gehen pflegt, nichts zu bedeuten hatte.

Im Herbst 1831 wurde ich auf das Gymnasium in Heilbronn gebracht, wo ich bis Herbst 1835 blieb. Von da aus war ich fast allwöchentlich vom Samstag zum Sonntag Abend Gast im Hause des andern väterlichen Freundes, bei Justinus Kerner in Weinsberg. Dort war das Leben bunter als in Uhlands stillem Haus, aber vergessen war er auch dort nicht und bisweilen erschien er selbst. Sonst sah ich ihn während dieser Jahre in den Vakanzen in Tübingen oder in Stuttgart bei seinen dortigen Aufenthalten zum Landtag. Dazu fand sich noch häufiger Gelegenheit, als ich ins Stuttgarter Gymnasium übersiedelte, namentlich im Ständesaal, auf dessen Galerie wir bereits politisierenden Schüler Stammgäste waren. Im Herbst 1837 kam ich dann selbst als Student, leider auch der Rechte, statt der Philologie oder Geschichte, nach Tübingen. Doch will ich von den Erinnerungen an Uhland, die sich an diesen Aufenthalt knüpfen, hier nicht weiter erzählen, sondern teile zum Schlusse, ohne an einzelne Vorgänge anzuknüpfen, einige Beobachtungen über Eigentümlichkeiten von ihm mit, die sich mir während meines Umgangs mit ihm ergeben haben.

Er war von Natur sehr kurzsichtig und hatte das Blinzeln und den blöden Blick derer, die mit diesem Naturfehler behaftet sind, besaß aber auch jene Geschicklichkeit derselben, sich aus Umrissen und Bewegungen der Gestalt und aus den Stimmen der Umgebenden rasch und sicher zu orientieren. Eine Brille trug er nie, wohl aber handhabte er zum Blick in Landschaft und Ferne ein kleines Gläschen, das er vors Auge hielt.

Oft ist mir aufgefallen, daß er sich in den Zimmern instinktiv den Platz gegenüber dem Spiegel auswählte und daß er in solcher Aufstellung leichter als sonst redselig wurde. Gesehen hat er sich natürlich im Spiegel nicht, so weit trug sein Auge nicht, aber der Glanz oder der Schein des Glases muß ihm wohlgethan und seine Mitteilungslust unbewußt gefördert haben.

Einen Überrock über seinen Rock, der gewöhnlich von blauer Farbe war, trug er nicht. Auch Handschuhe habe ich nie an ihm gesehen. Wenn es kalt war, zog er eher die Hände etwas in die Rockärmel zurück. In dieser Weise sich gegen den Frost schützend, begegnete ich ihm einst Sonntag vormittags in der Neckargasse. Wohin, Herr Uhland? „Ich muß zum Nachtmahl,“ rief er zurück.

Auch zu meiner Universitätszeit suchte er noch seine Schlittschuhe hervor, so oft sich irgendwo eine Eisfläche gebildet hatte. Es hieß, er sei ein Virtuos im Schlittschuhfahren. Ich selbst habe ihn nie auf Schlittschuhen

gesehen. Wohl aber habe ich ihn als rüstigen Schwimmer bei gemeinschaftlichem Baden im Neckar kennen gelernt. Seiner Frau war es lieb, wenn ich ihn dazu abholte, da sie wegen seiner Kurzsichtigkeit ängstlich war, wenn er allein baden ging, besonders wegen der oft plötzlich herausfahrenden Flöße. Sein Badeplatz war oberhalb des Hirschauer Steges auf dem rechten Ufer, und als Aus- und Ankleidezimmer diente ihm der umbuschte Rain der dortigen Wiesen; so primitiv als möglich.

Ein Zug besonderer Bedächtigkeit war es, daß er selten Briefe oder auch nur Billete ohne Konzept schrieb. In seinem Nachlaß fand sich sogar das Konzept zu einem Zettel, in dem er der Magd eine Unbotmäßigkeit gegen die Frau verwies. Sie diente lange im Hause und sein Zartgefühl wog daher das Wort ab, das er ihr zu sagen hatte.

Einmal beim Nachtessen waren wir sehr erstaunt, ich und der Neffe seiner Frau, der damalige Student und jetzige berühmte Chirurg und Professor Roser in Marburg, als er im Gespräch hinwarf, er erinnere sich nicht, je Wasser getrunken zu haben. Bei seiner zuverlässigen Wahrheitsliebe durften wir nicht zweifeln, daß es sich wirklich so verhielt; auch stimmte seine Behauptung mit meiner Erfahrung, sofern ich ihn nicht hatte Wasser trinken sehen. Als wir ihn gleichwohl ins Verhör darüber nahmen, ob er denn etwa ein Gelübde wie die sieben Zechbrüder gegen das Wasser gethan habe, verneinte er dies und erklärte, daß er sich nicht grundsätzlich des Wassers enthalte, sondern es gelüste ihn einfach nicht, welches zu trinken; nur soviel räumte er als möglich ein, daß er etwa ein oder das andremal als Knabe, vom Spiele erhitzt, auf einen Brunnen gestiegen sei und aus dem Rohr getrunken habe.

Das Geschichtchen hat nur den Fehler, daß Dr. Wilhelm Steudel, der Pflegesohn, sich bestimmt erinnert, dem „Onkel" häufig zum Morgenkaffee Wasser vom Brunnen im Garten geholt zu haben. Die beiden Erinnerungen, von welchen eine so zuverlässig ist wie die andere, lassen sich nur durch die Annahme vereinigen, daß Uhland sich später, als meine Erzählung fällt, zum Wasser bekehrt habe oder von einem guten Geist bekehrt worden sei.

Den Wein dagegen — das ist unbestritten — hatte er keinesfalls verschworen. Doch trank er auch den Wein mit Maß. Von denen, die noch leben, erinnert sich niemand, Uhland je trunken gesehen zu haben. Nur mein vor wenigen Jahren als Neunzigjähriger verstorbener Onkel Fritz, meines Vaters Bruder, behauptete, er habe ihn in schöner Jugendzeit einmal stark wankend vom Wartberg nach Heilbronn heruntergeführt. Was keinen wundert, der diesen bacchischen Hügel kennt. Am Abendessen wurde Uhland gewöhnlich eine Flasche weißen Landweins auf den Tisch gesetzt. Als ich die Universität bezog, hatten meine Alten und Uhlands, um mich von studentischen Kneipereien abzuhalten, verabredet, daß ich dreimal die Woche zu diesen zum Abendessen kommen sollte. Diese vorsorgliche Machenschaft erwies sich jedoch bald als unhaltbar und als Last für beide Teile; zumal Uhland nicht jeden Abend auftaute und wenn er sich über einen Gegenstand der Unterhaltung beharrlich ausgeschwiegen hatte, bald ebenso gründlich von etwas anderem schwieg. Daraus ergab sich, daß ich, wenn kaum abgegessen war, den Löffel wischte und mich nun doch noch in die Burschenkneipe, in die hart nebenanliegende Eiferlei verzog, wo mich die Kameraden mit der Frage zu empfangen pflegten: „Was hat der Uhland gesagt?" Daher wurde nach einiger Zeit ein freundliches Abkommen dahin getroffen, daß ich die Woche nur noch einmal zum Nachtessen kommen solle, wobei es dann auch blieb, bis ich zu Ostern 1841 die Hochschule räumte. Es wurden zu solchen Nachtessen dann häufig auch andre junge Leute geladen, welche die Scene belebten, und so sind mir diese Abende doch noch zu einem teuren Andenken geworden, um das mich mancher beneiden darf. Beim ersten Abendessen aber, an welchem ich als schüchterner Fuchs teilnahm, fand sich nur die gewöhnte einzige Flasche aufgestellt — Frau Uhland trank keinen Wein — und er hatte sie mit mir zu teilen. Ohne zu bemerken, daß er sich dadurch verkürze, ließ ich mir das Einschenken wohl gefallen, und für diesmal fügte sich der Hausherr geduldig darein. Aber schon beim zweitenmal fürchtete er offenbar die Entstehung eines üblen Gebrauchs und forderte eine Flasche nach. Und beim drittenmal wandte er sich an die Gattin, welche diesen Vorgängen keine Aufmerksamkeit geschenkt hatte, mit den Worten: „Hör, Liebe! Du solltest, wenn der Karl da ist, immer für zwei Flaschen sorgen!" Damit war dann geholfen und auch dabei blieb's.

Seinen Wein kaufte Uhland jeden Herbst, solange ich in Tübingen war, wenn der Jahrgang ordentlich ausfiel, in eigener Person in Verrenberg oder Lindelberg; so heißen zwei an inselartig aufragenden Keuper- und Lebe kieshügeln gelegene Weiler im fränkischen Oberamt Öhringen. Die Reise ging allemal zunächst nach Weinsberg, wohin er bisweilen den Weg durch das Bottwarthal und von da über das Gebirge einschlug. Kerner ließ dann andern Tags seinen Braunen einspannen, kutschierte den Freund an Ort und Stelle und half ihm beim Abschluß des Geschäfts mit den „Wingertern". So mundete ihm der Trunk doppelt, weil er sozusagen von dem Freunde kam, den er vor andern ins liebende Herz geschlossen hatte und dessen Art zu dichten wie zu leben ihn immer unwiderstehlich in die glücklichste Laune versetzte. Später, als die Herren alt und minder reiserüstig geworden, kam dieser Brauch in Abgang und Uhland ließ sich seinen Haustrunk gern aus dem Taubergrund durch den ihm verwandten Pfarrer von Elpersheim oder auch sonstwoher einen hellen Weißwein liefern.

Damit seien für diesmal diese harmlosen Erinnerungen geschlossen!



Kleine Aufsätze und Recensionen.

Gedichte von Martin Greif. Vierte, durchgesehene und stark vermehrte Auflage. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung 1886.

Als vor neunzehn Jahren Greifs Gedichte zum erstenmal gesammelt erschienen, war es ein dünnes Bändchen von gar ungleichwertigem Inhalt. Kostbare Perlen der lyrischen Poesie waren darin ziemlich bunt und wahllos mit herzlich unbedeutenden Reimereien zusammengestellt. Es dauerte daher lange dreizehn Jahre, bis die kleine Auflage vergriffen und eine neue Sammlung notwendig geworden war. Hier beseitigte der Verfasser mit rücksichtsloser, oft zu großer Strenge die Mängel der ersten Ausgabe und bot zugleich in den neu hinzugefügten Gedichten so viel vortreffliches, daß jetzt erst aus dieser zweiten Sammlung ein vollständiges Bild von dem künstlerischen Wesen und Schaffen Greifs gewonnen werden konnte. Rasch folgten noch eine dritte und vierte Ausgabe, die im großen und ganzen keine neuen Seiten der Greifschen Dichtung mehr enthüllten, obwohl auch sie beide stark, oft nur zu stark vermehrt waren. Denn die Gestalt des Dichters Greif würde ohne Zweifel viel glänzender und viel unangefochtener in unserer Litteratur dastehen, wenn uns eine von allen mittelmäßigen Stücken gereinigte Ausgabe seiner Gedichte vorläge, halb so stark nur als die jetzigen Sammlungen, dafür aber in jedem Verse wahrhaft künstlerisch. Viele von den Gelegenheitsgedichten im engeren Sinne, auch mehrere Sinngedichte, nach mittelalterlicher Art breiter ausgeführte Sprüche und die meisten Epigramme, deren Pfeile nicht rasch und scharf genug treffen, würden dann wegbleiben, auch das eine und andere Lied, die oder jene Ballade; der Rest würde jedoch die echte Begabung Greifs für ursprüngliche Lyrik desto überzeugender erweisen.

Es ist eine ganz bestimmte Gattung der lyrischen Poesie, in der Greif Meister ist. Die seelische Empfindung wird bei ihm fast regelmäßig erweckt und vermittelt durch die Betrachtung der Natur. Er spricht seine Liebe, seine Hoffnung, seine Freude, seinen Schmerz und alle seine persönlichen Gefühle nicht allein für sich aus; immer bildet die bunt bewegte Natur den Hintergrund, die Landschaft mit ihrem Wechsel der Jahreszeiten, die jagenden Wolken des Himmels, die plaudernden Wellen des Baches, die Bäume des Waldes, die Blumen des Gartens. Der belebten Darstellung dieser äußeren Natur scheint Greifs Dichtung zunächst gewidmet zu sein; aus ihr löst sich dann, oft ganz skizzenhaft, nur andeutend, aber gerade dadurch sehr wirkungsvoll, der Ausdruck des rein menschlichen Empfindens ab. Die Stimmung, die über den meisten Gedichten liegt, ist ernst; namentlich weht uns aus der Mehrzahl der in jüngster Zeit hinzugekommenen Lieder ein Hauch der Wehmut entgegen; schmerzliches Entsagen, Erinnerung an längst entschwundenes Glück erfüllt den Gesang des alternden Dichters. Aber fern bleibt ihm alle bittere Weltschmerzlichkeit. Heiter genießt er, was ihm geblieben ist; auch in der Resignation bewahrt er sich einen offenen, dankbaren Sinn für alles Schöne auf dieser Erde, und als echter Dichter hört er nie zu hoffen, nie zu lieben auf.

Fast durchgängig stellt sich Greif in einen Gegensatz zu den sogenannten Gedankenpoeten; das Wesen seiner Lyrik ist einzig und allein Empfindung. Dadurch kommt allerdings eine gewisse Gleichförmigkeit in seine Gedichte, die bei dem Mangel des Verfassers an Erfindung und hervorragender Gestaltungskraft noch sichtbarer hervortritt.

Am fühlbarsten wird der letztere Mangel bei den zahlreichen Balladen und Romanzen. Eigentliche Balladen von vorwaltend epischem Charakter sind nur wenige darunter, und diese sind nicht immer die gelungensten; die schönsten dieser dem Inhalt nach erzählenden Gedichte sind in der Form der Darstellung ganz lyrisch gehalten: es sind subjektiv gefärbte Monologe, in denen der Sprechende innig bewegt seine eigenen Erlebnisse mitteilt. In der bald volkstümlichen, bald überaus kunstvollen Form sind namentlich Goethe und Uhland Greifs Muster.

Sprache und Vers beherrscht unser Dichter, ohne nach einer strengen Korrektheit ängstlich zu streben. Er erlaubt sich dann und wann, vielleicht sogar zu oft, ungewöhnliche Stellungen und ungenaue Reime. Aber er bildet Wort und Vers im unmittelbaren Zusammenhang mit dem Gedanken; die äußere Form seiner Gedichte steht überall im innigen Einklang mit dem Inhalt, sie ist das notwendige künstlerische Korrelat desselben. Nach diesen Rücksichten wechselt Greif zwischen dem einfachen Ton des Volksliedes und der reich ausgebildeten Strophe des Kunstgesanges mit ihren vielfachen Verflechtungen und Wiederholungen des Reimes, zwischen dem antiken Distichon und den von Goethe abgelernten freien Rhythmen.

Unter den gegenwärtigen Dichtern in Deutschland steht Greif ziemlich einsam; er vertritt eine einzelne, nicht eben sehr umfangreiche, aber wohl berechtigte Gattung der Lyrik, und — das ist sein bleibendes Verdienst — er vertritt sie als Meister.

München. **Franz Muncker.**

Neue Dichterbücher.

Von jeher erfreuten sich Anthologien, Musenalmanache, bunte Sammlungen flüchtiger Poesien beim Publikum großer Beliebtheit; es wurden Dichtungen vereinigt, welche der Zufall zusammengeweht oder der sichtende Geschmack ausgelesen hatte; neben der Spekulation auf die Laune der großen Masse, neben dem Grundsatze: Wer vieles bringt, wird jedem etwas bringen, kam auch höheres Interesse zu seinem Recht, wenn es etwa galt, eine ganze Richtung der Poesie vorzuführen; erinnert sei an Kuffners Hesperidenhain der Romantik. Ja es war möglich, daß erst durch solche ganz äußerliche Gemeinschaft die innere Gemeinsamkeit der Dichter klar wurde. So dankt der uns geläufige Name der ‚schwäbischen Schule' einem solchen Zufall seinen Ursprung. Wir haben uns seitdem auch gewöhnt, der Landsmannschaft die markanten Züge abzulauschen. Wir sprechen von den Schweizer, von den Wiener Poeten; Goedeke hat in seinem ‚Grundriß' die Dichter des 19. Jahrhunderts fast ausschließlich aus diesem Gesichtspunkte geordnet. Und in den letzten Jahren begegnen uns wiederholt ‚Dichterbücher', deren Streben darauf gerichtet ist, den momentanen Zustand poetischer Thätigkeit in irgend einer deutschen Gegend übersichtlich darzustellen; es wird ein Querschnitt gemacht und der Leser so durch manches Auffallende überrascht.

Jetzt bietet uns Karl Gawalowski ein ‚Steiermärkisches' (Graz, Franz Pechel 1887), G. Emil Barthel die neue Folge eines ‚Sächsisch-thüringischen Dichterbuches' (Halle a. S., Otto Hendel 1881); wir sind überrascht, wie groß der Reichtum an Dichtern in diesen beiden Landschaften ist, jenes bietet 70 Dichtungen von 24 Dichtern, dieses 204 Dichtungen von 55 Dichtern, darunter erscheinen 24, welche in der ersten Sammlung vom Jahre 1885 noch nicht vertreten waren. Welch' reicher Himmel! Stern bei Stern, wer kennet ihre Namen? Gawalowski bietet nur Originalbeiträge, hat überdies kurze Biographien beigegeben, Barthel nahm auch solche Gedichte auf, welche schon gedruckt, aber in den selbständigen Sammlungen der Dichter noch nicht enthalten sind. In beiden Bänden spielt der Zufall eine große Rolle, denn die Auswahl wird nicht nur nach dem Geburts-, sondern auch nach dem Aufenthaltsorte getroffen; so erscheint unter den Steirern Hamerling neben Faust Pachler, jener weil er gegenwärtig in Graz, dieser obwohl er seit vielen Jahren in Wien wohnt; so war im ersten Bande von Barthels Sammlung Ernst Zitelmann als Hallenser Professor vertreten, ist jetzt aber verschwunden, weil er nach Bonn berufen wurde. Man sieht, zu welchen Schwankungen die feudale Gliederung unseres Parnasses führt.

Trotzdem kann man in beiden Büchern manches Interessante finden, denn einzelne der bekanntesten Dichter haben Ungedrucktes beigesteuert, Hamerling, von Leitner, Rosegger zu dem einen, Julius Grosse und Lorm zu dem andern. Es sind freilich zwei recht bunte Sträuße, welche die Herausgeber gebunden haben, auch will es scheinen, als hätten sie von Goethes Lehre: ‚Gieb auch Blätter, den Glanz der blendenden Blumen zu mildern', allzustarken Gebrauch gemacht. Die Knospen läßt man sich gefallen, welche sich später vielleicht noch reich entfalten werden, aber was sollen alle die ‚Grünen', die wenig hoffen lassen, bei denen weder Originalität der Erfindung noch Gewandtheit der Form

Gewähr für die Zukunft bietet? Manches von ihren Poesien ist gemacht, gesucht, ja geschmacklos, ich nenne die Beiträge von Hermann Beßer, Martin, Ernst Veit, Eugen Friese, Wilhelm Wolfsram, Enberg, Kurt von Rohrscheidt, Gerstel, Ramau, besonders aber von Paul Grotowsky. Manche sollten sich erst über die Grundgesetze der deutschen Sprache klar werden, andere lernen, daß das Metrum allein noch kein Gedicht mache. Hier hätte bei der Herausgabe gesichtet und die versifizierte Prosa kräftigst zurückgewiesen werden sollen. Gawalowski war vorsichtig genug, von den Anfängern nur ganz wenig zur Probe aufzunehmen, er hätte nur auch gegen sich viel strenger sein sollen; Barthel aber scheint weder gegen andere noch gegen sich selbst Kritik geübt zu haben, obwohl er nicht bloß aus den Mappen der Dichter, sondern auch aus gedruckten Werken schöpfen konnte.

Wenn wir nun die Poeten in beiden Sammlungen als Gruppen betrachten, so tritt manches Gemeinsame zu Tage; der Charakter der steirischen Sammlung ist herber, starrer, aber auch kräftiger; Dialektdichtungen zeigen Anschluß an das Volk, dessen spröde Natur auch seinen Dichtern eigen ist; das Wesen der sächsisch-thüringischen Schar ist weicher, beschaulicher, die zahlreichen religiösen Gedichte fallen auf, wie das Überwiegen der Stimmungspoesie; der Humor zeigt sich bei jenen kernig und fröhlich, bei diesen gedämpft und ohne Tiefe, pessimistische Lebensauffassung waltet vor. Merkwürdig ist der fast vollständige Mangel an frischen Liedern, die Dichter wollen den Eindruck machen, als seien sie schon als alte Herren zur Welt gekommen und hätten mit trüber Lebenserfahrung und altem Leid zu kämpfen. Das ist Manier, nicht Natur, das zeigt: solche Poesie sei nicht erlebt sondern erlernt, nicht gefühlt sondern erdacht. Es gab eine Zeit, da tändelten alle deutschen Poeten wie große Kinder, jetzt grübeln sie über das Welträtsel oder begeistern sich, wie einer von ihnen so schön sagt (S. 93), mit dem ‚Weltenpunsch'. Möchte doch bald ein neuer Herder erstehen und der Lyrik die richtigen Bahnen weisen!

Für den Erfolg solcher Dichterbücher ist nicht das Innere allein bestimmend, viel, sehr viel thut das Äußere; die Verleger haben daher für ein schönes Gewand gesorgt, besonders der Druck aus der Steiermark ist sehr zu rühmen.

Lemberg. **R. M. Werner.**

Metrische Übersetzungen.

Noch blüht im neuen Deutschland die edle Kunst der metrischen Übersetzung wie in unserer Väter und Großväter Tagen, und das ist aus mehr als einem Grund erfreulich. Der Ruhm, in der Anerkennung fremder Größe das vorurteilsloseste, in dem Streben nach Erkenntnis fremder Eigenart das eifrigste Volk zu sein, stammt aus den trübsten Tagen unserer politischen Geschichte und war mit dem Makel erkauft, an nationalem Stolze bettelarm zu sein; es ist schön, daß wir nicht mit diesem Makel zugleich jenen Ruhm abgethan. Denn auch dies ist ja deutscher Ruhm, und wer einen bescheidenen Stein zu dem großen Bau der Weltlitteratur in unserer Sprache beiträgt, verrichtet eine ebenso nationale Arbeit wie nur irgend ein Dichter, der einen urgermanischen Stoff in Stabreimen behandelt. Freilich gilt dies nicht von jenen, welche, der heutigen Moderichtung folgend, russische Romane und norwegische Novellen rasch, billig und schlecht übersetzen, wie man in den vierziger Jahren die neuesten Pariser und Londoner Sensationsromane hastig auf den deutschen Markt warf; aber eben weil auf dem Gebiete der Übersetzungslitteratur niemals das Handwerk ausstirbt, welches dem Bedürfnis der Neugierde und der Lesewut zu entsprechen hat, ist es erfreulich zu gewahren, daß auch die Kunst neue Pflege findet, welche sich bemüht, uns „von West und Ost" in sorglicher dichterischer Form „Zaubertränke kosten" zu lassen. Unter diesem Gesichtspunkte verdient jedes der nachstehend erwähnten Bücher unsern Dank, wie verschieden auch der Wert der Leistung im einzelnen sein mag.

Wir beginnen mit der Gabe eines Toten: Die Lieder des Anakreon, frei übertragen von Ludwig Weissel (Leipzig, Elischer 1886). Der Autor, ein Wiener Rechtsanwalt, war ein ebenso hochgebildeter als liebenswürdiger Mann, der sich bei aller Berufstreue stets die Zeit für heiteres dichterisches Genießen und Schaffen zu erobern wußte. Als ihn eine schwere Erkrankung zwang, seinem Amte zu entsagen und in milderen Klimaten (in Südfrankreich und Italien) Linderung seiner körperlichen Leiden zu suchen, konnte der bis dahin zurückgehaltene Trieb zur dichterischen Produktion voll hervortreten. So ward nicht bloß die Schmerzenszeit eines feinen und tüchtigen Mannes verschönt, sondern es entstand auch manches Gute und Wertvolle, welches an sich Beachtung verdient. Schon kurz vor seiner Erkrankung hatte Weissel den frischen, von neckischem Humor erfüllten und mit echtem Kunstgefühl vorgetragenen Sang aus der Provence: „Der Mönch von Montandon" erscheinen lassen (Basel, Schwabe 1882), nun folgten die „Bilder aus der Provence", eine Sammlung sehr ansprechender Reisestudien (Berlin, Salomon 1884) und endlich die vorliegende, erst nach des Dichters Tode erschienene Nachdichtung des Anakreon. Es charakterisiert diesen lebensfreudigen, mit feinstem Geschmack und edler, abgeklärter Empfindung ausgestatteten Mann, daß er, langsam hinsiechend und seines nahen Endes bewußt, sich die Lieder des alten, heiteren Griechen zum Lieblingsbuch und ihre Übertragung zur eifrigen Arbeit erkor. Wer dies weiß — man erfährt es aus dem Vorwort, welches Professor Lotheißen in Wien der Sammlung vorgesetzt, — wird sich beim Lesen kaum eines Gefühles der Rührung erwehren, aber auch sicherlich dem Urteile Lotheißens beistimmen können, daß diesen so frisch und heiter, mit so glücklicher Anschmiegung an den Geist des Originals gedichteten Übertragungen wahrlich nicht anzumerken sei, daß sie ein todkranker Mann gedichtet. Auf die Nachbildung der antiken Metren war Weissel nicht bedacht, vielmehr bemüht, die „rechten, deutschen Klänge" für die alten Liebes- und Trinklieder zu finden. Er hat durchweg moderne Formen gewählt (vierzeilige, einfach gereimte, jambische oder trochäische Strophen), aber man darf ihm nachsagen, daß seine Verse jenen, die das Original nicht lesen können oder wollen, thatsächlich eine Anschauung von demselben geben. Einzelnes (so das S. 30 abgedruckte Lied „An die Frauen") ist sichtlich nur ein erster Entwurf, an dessen Ausfeilung den Dichter — Weissel starb im Januar 1886 in Wiesbaden — der Tod hinderte. Das Ganze aber hat den Druck verdient und wird sicherlich auch dankbare Leser finden.

Handelt es sich bei Weissels Buche um die neue Lösung einer bereits oft unternommenen Aufgabe, so will Arthur Pfungst durch die Übertragung des Epos „Die Leuchte Asiens" aus dem Englischen des Edwin Arnold (Leipzig, Friedrich 1887) eine Lücke in unserer Litteratur ausfüllen, welche, sofern einigen, dem Büchlein vorgedruckten englischen Zeitungsstimmen über das Original zu trauen ist, allerdings eine klaffende, ja geradezu für das Volk der Dichter und Denker beschämende ist. Da wird versichert, daß „vor der Schönheit des Werkes die Kritik verstummt", ein anderer ruft aus: „Endlich ein klassisches Werk, das viele Generationen entzücken wird", und ein dritter meint: „‚Die Leuchte Asiens' hat nicht ihresgleichen in der zeitgenössischen Litteratur; seit Childe Harold ist kein solches Gedicht erschienen." Wer unter dem Eindruck solcher Lobsprüche an die Lektüre geht, wird nach wenigen Seiten Lesens sehr ärgerlich werden und über den Geschmack jener englischen Kritiker, sowie über die Kunst des deutschen Übersetzers recht Unschmeichelhaftes denken. Sieht man jedoch von jenen bombastischen, ungeheuerlichen Lobeserhebungen ab und sucht man dem Werke an sich gerecht zu werden, so wird man sagen müssen, daß es sich hier um eine wohlgemeinte, auch eines gewissen, allerdings höchst bescheidenen Wertes nicht entbehrende Arbeit handelt, nur daß dieser Wert auf einem ganz anderen Gebiete liegt als dem der Poesie, daß das Interesse hiefür vernünftigerweise nur in allerengsten Fachkreisen vorausgesetzt werden kann, und daß die Arbeit endlich, soweit sie den Übersetzer betrifft, mit höchst unzulänglicher, ja unerlaubt schwacher Kraft unternommen wurde. E. Arnold, ein christlicher, in Indien wirkender Geistlicher, hat in seinem Werke: „The light of Asia" die Entstehung des Buddhismus in Form eines Epos, dessen Held Gautama (Siddartha), der Stifter der buddhistischen Religion (620—543 v. Chr.) ist, behandelt und in eingefügten lyrisch-didaktischen Sprüchen auch den hauptsächlichen Inhalt seiner Lehre dargestellt. Da das Werk — insoweit läßt auch die Übersetzung einen

sicheren Schluß auf das Original, welches wir nicht kennen, zu — in einer schwer verständlichen, mit Bildern und Beziehungen aus dem buddhistischen Mythus überladenen Sprache geschrieben ist, so erklärt sich der Erfolg des Gedichts in England, wie ihn uns der Übersetzer in überschwenglichen Worten mitteilt, offenbar daraus, daß dort das Interesse für den Buddhismus ein überaus reges ist, und das Gedicht wohl auch durch seine Sprache Anspruch auf dichterische Bedeutung erheben kann. In Deutschland aber fehlt es zwar auch, namentlich seit Schopenhauer, an Kenntnis und Schätzung des Buddhismus nicht, gleichwohl dürfte es nur wenige geben, welche das Gedicht mit vollem Verständnis zu lesen vermögen, denn es ist durchaus nicht geeignet, „den Nichtgelehrten in das Wesen des Buddhismus leicht und anregend einzuführen," wie der Übersetzer in fast kurios anmutendem Irrtum meint, sondern setzt im Gegenteil diese Kenntnis voll voraus. Der Deutsche aber, der sich mit besonderem Eifer dem Studium des Buddhismus ergiebt, wird wohl auch als Mittel zum Zweck das Englische erlernt haben; Herr Pfungst hat sich also für jenes Dutzend eifriger deutscher Buddhafreunde geplagt, bei denen diese Voraussetzung vielleicht nicht zutreffen mag, und die werden ihm auch nicht allzuviel Dank wissen, denn es ist ein geringes Vergnügen, Verse wie die folgenden, — wir greifen, von dem milden Sinn des Buddhismus beeinflußt, keineswegs die schlimmsten heraus — zu lesen: „Wahr sind die Bücher, Brüder, 's ist das Leben — 'nes jeden das Produkt aus früh'rem Sein. — Das einst'ge Übel Kummer, Weh bringt; Wonne — Zeugt einst'ges Recht allein."

Auch bei dem Buche, zu dem wir uns nun wenden, erreicht das Können des Übersetzers sein Wollen nicht, doch weiß er uns über das Original genügend zu orientieren, und da dieses eine lohnende Bekanntschaft bedeutet, so ist seine Arbeit eine dankenswerte. Wir meinen die Übertragung der „Ausgewählten Gedichte" Peter August de Génestet, welche J. R. Henne in Hamburg als ein Bändchen der im Hendelschen Verlage zu Halle erscheinenden „Bibliothek der Gesamt-Litteratur des In- und Auslands" veröffentlicht hat. Génestet (1829—1861) ist ein Lieblingsdichter seiner Nation und seine „Lieder eines Laien" sind in Holland sehr populär; „fromm und frei" — so läßt sich, wie der Übersetzer trefflich bemerkt, sein Standpunkt charakterisieren; sein Köcher birgt ebenso scharfe Pfeile gegen die Gleichgültigen im Glauben (z. B. S. 8) wie gegen die Pietisten (S. 14), und den „Unglauben auf Autorität" (S. 23) trifft sein Spott ebenso wie den „Kanzelton" (S. 33). Die werkthätige Liebe, die er predigt, die in den verschiedensten Formen wiederkehrende Mahnung, zur „Natur und Wahrheit" zurückzukehren, die Naivetät eines wahrhaft frommen Gemüts — dies alles macht uns den Menschen und Dichter sympathisch. Die Übersetzung ist sichtlich mit Fleiß und Liebe gemacht, ihr künstlerischer Wert ist freilich ein bescheidener: auch an seltsamen Ausdrücken fehlt es nicht (so lesen wir S. 67 von „knippenden Augen!"), immerhin wird uns der Einblick in ein ernstes Poetengemüt ermöglicht, und einzelne Stücke (z. B. „Der Schuhflicker von Alexandria" oder „Ein Kreuz mit Rosen") sind so sinnig, daß die Schönheit des Originals auch durch das härene Gewand siegreich hindurchleuchtet.

Die beiden Bücher, mit denen wir diese Anzeige beschließen, führen uns in die ungarische Litteratur der Gegenwart ein. Zwar bringt das erste — „Französische und magyarische Dichtungen" von Heinrich Melas (Wien, Graeser 1885) — neben Übersetzungen aus Petöfy, Arany, Vörösmarty und anderen Dichtern Ungarns auch solche aus Viktor Hugo und Lamartine, und der Verfasser, zu Schäßburg in Siebenbürgen wohnhaft, führt u. a. einen etwas seltsamen Grund für diesen Inhalt seines Buches an; er meint, es könne „nebenbei den deutschen Litteraten einigen Reiz bieten, den Charakter der Poesie jener beiden Kulturvölker (der Franzosen und Magyaren) hier einmal an dem gleichen Maßstabe zu vergleichen, nämlich an der deutschen Übertragung durch einen und denselben Übersetzer." Aber dazu reicht — mit Verlaub! — das Material nicht aus, hievon abgesehen, daß es uns wenig einleuchtet, warum gerade die Vergleichung der magyarischen mit der französischen Lyrik für die „deutschen Litteraten" besonderen Reiz haben sollte, und auch aus anderen Gründen wird dem Autor anzuraten sein, sich künftig auf die magyarische Litteratur zu beschränken. Von Viktor Hugos und Lamartines Gedichten besitzen wir ja ausgezeichnete, ja unübertreffliche Verdeutschungen von Meistern, wie Freiligrath, Geibel und Leuthold; die Konkurrenz, welche Melas mit ihnen eingeht, fällt sehr zu seinem Nachteile aus, hingegen zählen seine Übersetzungen der Gedichte Petöfys zu den besten, die wir kennen; sie treten den wenigen guten Nachdichtungen magyarischer Poesieen, die wir in deutscher Sprache besitzen, ebenbürtig an die Seite. Ganz befriedigt hat uns freilich auch diese Nachdichtung, soweit sie Petöfy betrifft, nicht; nur ein Genie der Übersetzungskunst vermöchte diesem urnationalen, uroriginellen Poeten ganz gerecht zu werden, aber Melas' Leistung ist immerhin eine respektable, und wo das Original der Verdeutschung geringere Schwierigkeiten des nationalen Temperaments entgegenstellt, wie bei Arany, Vörösmarty oder Tóth, leistet er sogar Vorzügliches. Die Perlen des Buches sind „Trennung" (nach Tóth) und „Häuslichkeit" (nach Arany). Wir wünschen lebhaft, den Autor in seiner verdienstlichen Thätigkeit fortfahren zu sehen.

Den gleichen Wunsch flößt uns auch Dr. Adolf Silbersteins Nachdichtung von Ludwig v. Bartoks „Karpathenliedern" ein, welche im letzten Herbste im Verlage des Franklin-Vereins zu Budapest in sehr stattlicher, mit hübschen Illustrationen von Bela Spanyi gezierter Ausgabe erschienen sind. Diese Übersetzung verdient fast uneingeschränktes Lob, und die ungemeine Sorgfalt, welche Silberstein daran gewendet, will um so wärmer anerkannt sein, als der Autor ein überaus vielbeschäftigter und vielseitiger Autor ist. Adolf Silberstein, einer der hervorragendsten deutschen Schriftsteller, welche gegenwärtig in Ungarn thätig sind, hat sich durch seine Abhandlungen über „Die Katharsis des Aristoteles" und „Die Dichtkunst des Aristoteles" als ein ebenso gelehrter wie geschmackvoller Ästhetiker, durch seine „Philosophische Briefe" und „Die Bibel der Natur" als ein philosophischer Schriftsteller von reichem Wissen und ungewöhnlichem Darstellungstalent, durch seine feuilletonistische Thätigkeit im „Pester Lloyd" als ein Kritiker von feinem Geschmack und seltener Idealität der Gesinnung, endlich auch als der eifrigste und erfolgreichste Vermittler zwischen der deutschen und magyarischen Litteratur erwiesen. Wie er unablässig bemüht ist, zur erhöhten Würdigung unserer zeitgenössischen Litteratur in Ungarn beizutragen, so ist andererseits seine Thätigkeit darauf gerichtet, uns mit der modernen Produktion der Ungarn bekannt zu machen. Im Dienste dieses Gedankens steht auch das vorliegende Buch. Bartok, 1848 geboren, gehört zu den besten und eigenartigsten Lyrikern der Magyaren. Sein litterarischer Charakter läßt sich nicht treffender zeichnen, als es der Übersetzer selbst im Vorwort thut: „Männlicher Ernst, ein vornehmes Pathos spricht aus allen Liedern Bartoks. Freiheit, Liebe, Natur sind seine Idole; ein politischer, ein erotischer, ein pantheistischer Zug verschmelzen sich in ihm zu einer untrennbaren Individualität." Gleichwertig allerdings sind diese „Karpathenlieder" nicht; während z. B. in dem kleinen zweistrophigen Gedichte „Aus der Natur" (S. 5) die Sehnsucht des Menschenherzens nach dem Einssein mit der Natur erschütternd zum Ausdruck kommt, will uns der aus den Heineschen Reisebildern anempfundene Humor in der Schilderung des Badelebens in Tatra Füred (S. 24, 25) wenig zusagen. Vielleicht das poetisch wertvollste Gedicht im Buche ist „Grenzgewitter"; den Polen-Enthusiasmus, der darin zum Ausdruck kommt, wird der deutsche Leser schwerlich teilen, wohl aber der Kraft und dem Schwunge des Dichters seine Anerkennung unmöglich versagen. Die Übersetzung liest sich fast wie ein Original; nur sehr selten stört uns ein nicht ganz zutreffender Ausdruck, auf den die Reimnot geführt (z. B. „Souvenir" S. 81). Gleich warmes Lob gebührt auch jenen Stücken, welche ein talentvoller jüngerer Kollege Silbersteins, Bernhard Pataky, zu dem Buche beigesteuert hat.

Wien. **Otto Harlung.**

Redigiert unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung. — Nachdruck, auch im Einzelnen, ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt.
Druck von A. Bonz' Erben in Stuttgart.

Deutsche Dichtung.

II. Band. 3. Heft. Herausgeber: Karl Emil Franzos. 1. Mai 1887.



Aus fremden Sprachen.

Gedichte von Giuseppe Giusti.

An eine Jungfrau.

Die Rose nicht, verschönend
Ihr Antlitz, nicht die Kelche
Der Blumenlippen, welche
Die Worte mild ergießen,
Die aus der Seele fließen,
Harmonisch tönend.

Der Leib nicht, den vollendet
Die Anmut hat zum Ganzen,
Der Fuß nicht, der im Tanzen
Wie Maß des Silbenfalles
Melodisch schwebt, daß alles
Ihr Beifall spendet.

Nicht solcher Reize Fülle,
Mich lockt die milde Güte,
Die sich ihr im Gemüte
Nur holder offenbaret,
Je seltner sie sich paaret
Mit schöner Hülle.

Mich lockt ihr Aug', das feuchte,
Dies stummbeseelte Schauen,
Wenn perlend niedertauen
Die süßen Freudenzähren,
Die seinen Glanz verklären
Zur sanften Leuchte.

Wohl muß einst der gequälten
Menschheit ein Himmel werden,
Wenn schon auf dieser Erden
Dies arme, dürft'ge Leben
Solch Eden hat zu geben
Den Auserwählten.

So wie ein Kind zuweilen,
Im Spiegel sich beschauend,
Zu atmen nicht sich trauend,
Zagt, daß er, düstern Glanzes,
Nicht möcht sein Bild, sein ganzes,
Zurückerteilen:

So, daß ich nichts verhehle,
Drängt mich ein süß Verlangen,
Doch scheu und furchtbefangen
Künden der Stimme Glocken
Nur langsam und erschrocken
Den Wunsch der Seele.

Reinstes, dem Schöpfertriebe
Gelungenstes Gebilde!
O hör mich an voll Milde,
Daß nicht das Herz verblutet,
Das einsam überflutet
Von Glaub' und Liebe.

O, deine Arme breite
Als Schwester mir entgegen,
Daß auf den Lebenswegen,
Auf diesen irren, dunkeln,
Mich deiner Augen Funkeln
Wie Sterne leite.

Dann schwände dieses Bangen;
Zu einem bessern Leben
Wär' mir die Kraft gegeben;
Schon ist der Hoffnung Blüte
Frisch duftend im Gemüte
Mir aufgegangen.

Nochmals würd' ich erwerben
Mich selbst; dein Wort der Liebe
Weckt alle edeln Triebe,
Die lange in mir schliefen,
Wie Öl von den Oliven
Ein Licht im Sterben.

Schon aus der Seele schieden
Die Schatten; schon durchbebt mich
Ein Lenzhauch und belebt mich,
Als ob ins Herz mir schmeichelnd,
Wie junge Knospen streichelnd,
Einzög' der Frieden.

Dichtername.

Der Ruf, mit dem man Dichter pflegt zu taufen,
Bringt dir, mein Freund! viel reiche, schöne Saaten;
Die reichste aber, die dir mag geraten,
Ist die, gesucht zu sein und überlaufen.

Das Schwein im Glück und jener ganze Haufen
Von Siebenschläfern und von Automaten
Übt seine schönen oder schnöden Thaten
Und nimmt sich alle Zeit, sich zu verschnaufen.

Doch das Genie, das für die Zukunft streitet,
Das Lasttier ist's der Menge, die es schändlich
Zwar niemals füttert, aber immer reitet.

Es muß den Nacken beugen, sich behandeln
Als Esel lassen oder wirklich endlich
Zum Esel, wie die andern, sich verwandeln.

Heinrich Leuthold.
(Ungedruckter Nachlaß.)

Schwertlied des Wikingers.

Aus dem Englischen des William Motherwell.

Nicht der Falk, der sich schwingt in die Wolken hinauf,
Nicht der Hund, der den Hirsch überholet im Lauf,
Nicht der Hengst mit des Hufes hindonnerndem Schlag,
Wenn die Sonne des Sommers verlängert den Tag —
Keins mißt mir das Land, das ich fordre als mein:
Nur mein tapferes Schwert,
Das nach Arbeit begehrt,
Es umzirkt mir die Stätten und Marken allein.
Landbringer, dich küß' ich!

Ihr Narren, die seßhaft ihr bauet das Land,
Wollt wissen, worin denn mein Erbe bestand?
Und ich recke das Schwert — ihr verstummt, ihr erbleicht:
Herr bin ich, soweit nur die Klinge mir reicht!
Das Gestad' und die Stadt und der Turm und das Thal
Sie erkennen die Macht
In der grimmigen Schlacht,
Wenn da funkelt als Stern des Geschickes der Stahl.
Machtbringer, dich küß' ich!

Wohl hört' ich der Harfen gewaltigen Klang,
Wohl trank ich von rosigem Mund den Gesang,
Wohl jagt ich im Forst bei der Vögelein Chor —
Doch es freut sich an solcher Musik nur der Thor!
Mir behaget der Ruf, der von Kriegern erbraust,
Und der Wankenden Schrei'n
Und der Sterbenden Pein,
Wenn die Sichel des Todes mir liegt in der Faust.
Lustbringer, dich küß' ich!

Weit über die Wogen hin blitztest du hell,
Weit über die Lande, mein schneid'ger Gesell;
Du dientest dem Vater auf rühmlichem Pfad
Und schriebst ihm den Namen auf fremdes Gestad'
Und gewannst ihm den Ruhm in unsterblichem Lied,
Du Panzerbedränger,
Du Helmezersprenger,
Du Geißel der Männer, der keiner entflieht.
Ruhmbringer, dich küß' ich!

In den Herzen der Knaben mag Leidenschaft glühn
Für die Mägdelein, welche wie Knospen erblühn —
Dich lieb' ich noch treuer, ich lebe nur dir:
Du tanzest in sonnigen Träumen mit mir,
Wir fliegen dahin durch des Kampfes Gefild,
Wo die Waffen erklingen,
Blutquellen entspringen —
Zerschmettert der Helm und zersplittert der Schild!
Todbringer, dich küß' ich!

Wie das Lächeln der Mägdleinaugen verstreicht,
So wieget die Treue des Weibes zu leicht.
Rasch ändern im Winde die Wolken den Zug,
Und es wechselt die Laune des Weibes im Flug.
Dein Glanz ist getreu wie dein eiserner Kern:
Steht's schlimmer und schlimmer,
Du liebst mich doch immer —
Je schwärzer die Nacht, um so heller der Stern.
Herzstärker, dich küß' ich!

In der Schlacht, auf der Flut sind die Meinen erblaßt: —
Kein Sohn und kein Herr! Da verlangt mich nach Rast.
Wo der Tod uns die Grenze des Ruhmes gesteckt,
Dort harret das Grab — wo die Haide sich streckt.
Ruh' mir an der Brust: wir verwittern zusammt;
Doch die Skalden sie preisen
In feurigen Weisen
Verklungene Zeit, die zur That uns entflammt!
Sangbringer, dich küß' ich!

Gisbert Freiherr von Vincke.

An einen Kometen.

Nach dem Französischen der Louise Ackermann.

Du Wanderstern, der aus der Sonnen Heere
Zu uns herniederstieg, ein fremder Gast,
Was willst du hier auf deiner kurzen Rast
Von deiner Fahrt durch uferlose Meere?
Auf deiner Bahn, soweit dein Blick gereicht,
Hast andres du gesehn, als Not und Schmerzen,
Sprich! schlagen auch in jenen Welten Herzen,
Bringst du von ihnen einen Gruß vielleicht?

Wer weiß, wenn eines Tags dein Flug, der rasche,
Zurück dich führt, ob nicht der Mensch verschwand
Wie, von dem Wind verweht, ein Körnlein Sand,
Ob dieser Erdball nicht ein Häuflein Asche.
O sende dann, du schöner Stern! zurück
Den mitleidsvollen Blick bei deinem Scheiden
Auf dieses Thal der Arbeit und der Leiden,
Auf diese Stätte von zertretnem Glück!

Eduard Mautner.

Der Mutter Wiederkehr.

Altdänische Volks-Ballade.

Es ritt Svend Düring aus zu frein,
Die schönste Jungfrau nannt' er sein.
— Ein ernstes Wort erfreuet viele Herzen!

Sie lebten sieben Jahr voll Lust,
Sechs Kindlein nährte ihre Brust.

Da kam ins Land der grimme Tod
Und brach die Lilie weiß und rot.

Und wieder ritt Svend Düring aus,
Er brachte die zweite Frau nach Haus.

Das dünkte jenem ein Gewinn,
Sie aber war von bösem Sinn.

Als sie ins Haus gefahren kam,
Da faßte die Kinder Angst und Gram.

In Thränen standen sie alle dort,
Die Fremde stieß sie herzlos fort.

Sie gab den Kleinen nicht Trank noch Brot,
Sie sprach: „Nun leidet Hunger und Not!"

Sie nahm die Kissen aus ihrem Bett,
„Nun schüttet euch Stroh auf das harte Brett!"

Sie löschte von Wachs die Kerzen aus,
„Nun sollt ihr liegen im dunklen Haus!"

Spät abends weinten die Kinder bang,
Ins Grab der Mutter die Klage drang.

Die Tote hörte der Kleinen Flehn,
„Zu meinen Kindern nun muß ich gehn!"

Sie flehte zu Gott demütiglich:
„Herr, lasse zu meinen Kindern mich!"

Sie flehte gar lang, sie flehte gar sehr,
Da schenkte der Armen Gott Gewähr.

Sie hob den müden Leib empor,
Da sprang des Grabes steinern' Thor.

Und als sie nun die Stadt durchschritt,
Da bellten die Hunde bei jedem Tritt.

Und als sie nahte des Hauses Thor,
Da stand das älteste Kind davor.

„Was stehst Du hier, mein Töchterlein,
Was treiben all die Geschwister dein?"

„„Du bist meine tote Mutter nicht!
Meiner Mutter Aug' war hold und licht.

Meiner Mutter Wange war weiß und rot,
Doch du bist bleich und gleichst dem Tod!""

„Wie kann ich schön und lieblich sein,
Ich schlief gar lange im Kämmerlein!"

Und in die Stube trat sie sacht,
Die Kinder weinten in dunkler Nacht.

Sie kämmte und flocht die ersten zwei,
Sie stand dem dritten und vierten bei.

Sie setzte auf ihren Schoß voll Lust
Das jüngste und bot ihm gern die Brust.

Sie sprach zu dem ältesten Töchterlein:
„Nun bring den Vater zu uns herein!"

Da trat Svend Düring ins Gemach,
Sie sah ihn klagend an und sprach:

„Ich hinterließ dir Trank und Brot,
Und dennoch leiden die Kinder Not!

Ich hinterließ dir Pfühl und Bett,
Die Kinder liegen auf hartem Brett.

Genug der Kerzen ließ ich dir,
Die Kinder schlafen im Dunklen hier.

Ich hab' sie gepflegt an eurer Statt,
Ich machte die hungernden Kleinen satt.

Doch zwingt ihr öfter noch mich her,
So trifft euch Leid und Unheil schwer!"

Da sprach die zweite Frau entsetzt!
„„Ich pflege dir gut die Kinder jetzt!""

Und was sie gelobte in Bangigkeit,
Sie hat es gehalten für alle Zeit.
— Ein ernstes Wort erfreuet viele Herzen!

Johann v. Wildenradt.

Begegnung.

Aus dem Schwedischen des J. L. Runeberg.

Mägdlein saß am Sommerabend,
Sich in klarer Quelle spiegelnd:
„Ei, wie bin ich wunderlieblich!
Doch was nützt mir meine Anmut,
Da der Jüngling, den ich liebe,
Mich nicht sehen will, nicht hören.
Blühende Rose, mir zur Seite,
Nimm du meiner Lippen Röte!
Purpurgoldige Wolken droben,
Nehmet meiner Wangen Pupur!
Bleicher Stern am hohen Himmel,
Nimm du meiner Augen Klarheit!
Nimm, o Grab, was dann noch bleibet!"

Dieser Rede lauscht im nächsten
Busch der arge Schelm, der Knabe,

Und er springt hervor zum Mädchen,
Der Gesuchte, der Gefundene,
Und er küßt sie auf die Lippen:
„Rose nahm der Lippen Röte!“
Und er schmiegt die Wang' an ihre:
„Wolke nahm der Wange Purpur!“

Und er blickt ihr voll ins Auge:
„Schau, der Stern nahm Auges Klarheit!“
Und er schließt sie in die Arme:
„Was noch blieb, nahm jetzt das Grab auf,
Denn dies ist das Grab, o Mädchen,
Dem du nimmer sollst entrinnen.“

H. Blumenfeld.

Meerlied.

Aus dem Neugriechischen des Georgios Prossinis.

Sanft streicht beim Abendwinde
Hin übers Meer ein frischer Ton —
Ins blaue Wasser linde
Taucht spiegelnd sich die Sonne schon.
Mich deucht, es kommt zum Spiel hervor
Sorglos und froh gezogen
Der goldbeflossten Fischlein Chor
Durch silberhelle Wogen.

Und an des Schiffes Seite
Schießt drollig ein Delphin entlang
Schnellflossig hin ins Weite
Und überholt des Seglers Gang!
Als bildet' es sich was drauf ein,
Dies Seeroß, hüllt's im Bücken
In seinen eignen Schaum sich ein
Und wendet uns den Rücken.

Schneeweiße Möven schwingen
Das wunderkräft'ge Flügelpaar,
Indes nach Fischen dringen
Die Späherblicke, scharf und klar.
Umflatternd Tau und Manten dann
Rastlos mit schrillem Pfeifen,
Hinrast der Flug auf schwirrer Bahn,
Bis jach das Meer sie streifen.

Und rundum stellen Schifflein
Im Meer die hellen Segel auf —
Sie gleichen weißen Schäflein,
Die weidend ziehn in munterm Lauf,
Sich tummelnd auf gewohnter Spur,
Bis heim der Hirt sie führt —
Die weite Meerflut — ihre Flur,
Die Meeresluft — ihr Hirt.

August Boltz.

Csikos und Betyár.

Aus dem Ungarischen des Alexander Petöfi.

Dem Blitze gleich auf nachtdunklem Roß
Einer über die Puszta ein Csikos* schoß.
Der Betyár** schaut ihm nach und spricht:
Wie glücklich du bist, du weißt es nicht!
Schon löst sich vom Baume das rötliche Blatt,
Die herbstliche Sonne scheint trübe und matt,
Im Thale der Nebel die Felder bereift,
Ein schneidender Wind durch die Puszta pfeift;
Jetzt wartet daheim in der Csarda dein
Die dampfende Schüssel, der rote Wein,
Nach Schüssel und Wein dein junges Weib,
Ein warmes Lager, ein weicher Leib.

Doch hungrig und nimmer des Lebens froh
Wirft der Betyár sich hin auf Reisig und Stroh,
Er träumet im Schlafe von Galgen und Rad,
Vom Pilger, erschlagen am einsamen Pfad;
Im Herbstwind, der schneidend sein Haupthaar umweht,
Sein Mütterlein schlotternd vor ihm steht
Mit bittendem Aug', mit dem Antlitz voll Harm,
Warnend erhoben den zitternden Arm. —
Umsonst! ach umsonst! er kann nicht zurück,
Es hat keinen Rückweg des Räubers Geschick;
Kein liebendes Weib, keinen heimischen Herd,
Er hat keinen Freund, als sein flüchtiges Pferd
Ihm ist auf die Stirne das Brandmal gedrückt,
Ein ehrlicher Mensch vor ihm erschrickt;
Seine Heimat die Puszta, der finstere Wald,
Der Kerker vielleicht und der Galgen bald;
Und wenn ihm die Sonne ins Antlitz blickt,
Aufwacht er vom Schlaf, der ihn nimmer erquickt;
Eine Thräne im irrenden Auge ihm steht,
Ein Fluch auf sein Elend — das ist sein Gebet.

Heinrich Leuthold.
(Ungedruckter Nachlaß.)

* Roßhirt. ** Räuber.

„Schläfst du, liebe Mutter?“

Serbisches Volkslied.

Schläfst du, liebe Mutter? — „Nein, ich wache.“ —
Sag, wer soll denn wohl dein Eidam werden? —
„Nun, ich dächt', ein schmucker grüner Jäger;
Giebt es einen bessern Stand auf Erden?“

Schläfst du, liebe Mutter? — „Nein, ich wache.“ —
Weißt du? Mag den grünen Jäger nimmer,
Denn der bräch' am End den Hals beim Klettern,
Und so ginge ja mein Glück in Trümmer.

Schläfst du, liebe Mutter? — „Nein, ich wache.“ —
Sag, wer könnt' wohl sonst dein Eidam werden?
„Nun, ich dächte, Kind, ein sanfter Schäfer;
Giebt es einen bessern Stand auf Erden?“

Schläfst du, liebe Mutter? — „Nein, ich wache.“ —
Weißt du? Mag auch Deinen Schäfer nimmer.
Fräß' ihn sicher doch der Wolf im Walde,
Und so ginge ja mein Glück in Trümmer.

Schläfst du, liebe Mutter? — „Nein, ich wache.“ —
Sag wer könnt' denn noch dein Eidam werden? —
„Nun, ich dächte, Kind, ein Wollehändler;
Giebt es einen bessern Stand auf Erden?“

Schläfst du, liebe Mutter? — „Nein, ich wache.“ —
Weißt du? Mag auch deinen Händler nimmer.
Den erschlüg' gewiß am Weg der Räuber,
Und so ginge ja mein Glück in Trümmer.

Schläfst du, liebe Mutter? — „Nein, ich wache.“ —
Sag, wer könnt' denn sonst dein Eidam werden? —
„Närrin, bleibe ledig! Wer so wählrisch,
Dem gebührt nur dieser Stand auf Erden.“

Robert Waldmüller-Duboc.

Kroatische Volkslieder.

Die Verzogene.

Da ich war bei meiner Mutter
Hatt' ich dreifach freien Willen.
Erstens hatt' ich freien Willen,
Daß ich that, was ich nur wollte;
Zweitens hatt' ich freien Willen,
Daß ich ging, wohin ich wollte;
Drittens hatt' ich freien Willen,
Daß ich liebte, wen ich wollte.
Jetzt soll ich nur Einen lieben —
Auch den Einen nimm, o Gott, mir!

Ländliche Liebe.

Meine schönen dunklen Wälder,
Wo mein Herzgeliebter Holz fällt;
Doch nicht fällt er's, nicht er's spaltet,
Sondern härmt sich um sein Röschen.

Meine schönen Fruchtgefilde,
Wo in Frieden pflügt mein Liebster;
Doch nicht pflügt er und nicht eggt er,
Sondern seufzt nach seinem Röschen.

Meine schönen Rebenhügel,
Wo die Erd' umgräbt mein Liebster;
Doch nicht gräbt er und nicht ruht er,
Sondern schaut nach seinem Röschen.

Meine schönen Wiesengründe,
Wo das Vieh mein Liebster hütet;
Doch nicht hütet er, nicht peitscht er,
Sondern jammert nach dem Röschen.
Du mein schönes Städtchen Güssing,
Wo mein Liebster Ackerknecht ist,
Und dient er nur einer Christin!
Doch er dient 'ner Protestantin,
Zila heißt die Protestantin.
Wird sie ihm das Herze rauben?

Wenn ich wüßte?

Einsam' säte aus ein Mägdlein
Unterm Walde bei den Quellen,
Und wie sie ihn säte, sprach sie:
Wachse lang, o Flachs, und schlank mir!
Wenn ich wüßte, wenn ich wüßte,
Um mich werde frei'n ein Jüngling,
Würd' ich ihm ein Hemde spinnen,
Fein von Baumwoll' und von Seide
Und ausgäb' ich's dann zu weben,
Dichter, glatter als Krystall-Eis;
Nähen würd' ich es mit Seide
Und mit Sträußlein es besticken.
Wüßt' ich aber, wüßt' ich aber,
Um mich werde frei'n ein Alter,
Würd' ich ihm ein Hemde spinnen
Wie von spröder Eichenrinde,
Und ausgäb' ich's dann zu weben
Dichter, fester als den Hofzaun;
Nähen würd' ich es mit Baste
Und besticken es mit Dornen!

Georg Rosen.

Persische Sprüche.

Sei weise! Tötest du die Schlange,
Gieb auch der Brut den Gnadenhieb,
Und löschst du Feuer, sei stets bange,
Ob nicht ein Funken übrig blieb.

*

Mußt du ohne Schuhe wandern,
Wird der Mangel dich nicht quälen,
Trifft dein Blick auf einen andern,
Dem die beiden Füße fehlen.

Steige in den Brunnen nieder,
Wenn es dir gefällt,
Aber prüfe erst den Helfer,
Der die Stricke hält.

*

Fällt ein Demant in den Kot,
Bleibt er Edelstein;
Steigt der Staub auch himmelhoch,
Bleibt er stets gemein.

H. Brugsch.



Sankt Elmsfeuer.

Novelle von Wilhelm Jensen.

(Fortsetzung.)

Gewöhnlich zweimal im Jahr trug mich der Zug an der alten Linde vorüber, zumeist im Frühling und Herbst. So sah ich sie oftmals ihre ersten lichtgrünen Blätter aufrollen und ihr gelbes Laub abwerfen. Immer hatte sie dabei etwas Großes und Ruhiges, das sich nicht um das Kommen und Schwinden ihres Sommerschmuckes, überhaupt nicht um die Vergänglichkeit der Dinge um sie her zu bekümmern schien. Die Felder, über welche die Morgen- und die Abendsonne ihren Schatten warf, wechselten in der Erscheinung und Benutzung; wo sie von Graswuchs bedeckt gewesen, wellten sich Saathalme im Wind, und wo hohe Kornähren vorher einen Goldteppich ausgebreitet gehabt, weideten die Rinder. Auch die Zaunwälle erhielten sich nicht unverändert. Hier und dort lag einmal das lebendige Wachstum auf ihnen von wirtschaftender Menschenhand abgeschlagen, und mit den Haselbüschen und Schlehdornen war das bunte Gewirr von Schneeballen und Geißblatt, Pfaffenkäppchen und Brombeeren, alles, was sich hundertfältig dazwischen angesiedelt, verschwunden. Aber die hier vertriebenen Heckengäste hatten sich drüben desto zahlreicher wieder eingefunden; es waren andere und doch dieselben. Und so blieb im großen auch das ganze Bild trotz seinem Wechsel immer das nämliche, eine Anschauungstafel im weiten Lehrgebäude der Natur über das Entstehen und Vergehen von Geschlechtern. Nur der Stamm und das mächtige Geäst der alten Linde nahmen scheinbar an diesem rastlosen Wandelgang nicht teil, sondern blickten als etwas dem Machtgebot der Zeit Entrücktes auf das Kommen und Gehen unter sich herab.

Vermutlich wurde das Vogelschießen des Gymnasiums aus dem Städtchen alljährlich in gleicher Weise — auch von kommenden und gehenden Schulgeschlechtern — auf demselben Platz abgehalten, doch ich nahm niemals wieder ein Anzeichen davon gewahr. Nur die Phantasie gestaltete mir im Vorbeifahren das einmal von meinen Augen gesehene, mittelalterlich farbige Bild auf die große Koppel zurück; sie selbst lag stets in lebloser Stille da, als ob sie nie von Menschenfüßen betreten würde. Mein Weg führte mich aber nicht wieder um die Zeit des Schulfestes an ihr entlang.

So berührte mich jedesmal gleichartig der nämliche Gegensatz brausender Hast meines von lauten, geschäftigen Stimmen erfüllten Zuges und der wandellosen Ruhe, mit der die Linde, immer von derselben Einsamkeit umgeben, das Menschengetriebe unbeachtet flüchtig an sich vorüberjagen ließ. Nur zweimal faßte mein Blick etwas Lebendiges unter ihr auf; es muß in den beiden Jahren nach jenem gewesen sein, in welchem das bunte Treiben die Koppel übersäet hatte.

Zum erstenmal war's im Mai, daß mir ein hellbläuliches Mädchenkleid, sich zart aus dem frischen Grün abhebend, von dem grauen Baumstammfuß entgegensah; es gehörte einer Gestalt an, die offenbar in unbeweglicher Haltung auf einer Bank oder einem hochragenden Wurzelknorren der Linde saß und dem Lerchengetriller über der jungkeimenden Saat näher zuhören mochte. Dann kam ich im gleichen Jahr nochmals vorbei, schon ziemlich spät im Herbst und im Tageslicht, denn die Sonne warf bereits ein rötliches Abendgeleucht auf den goldgelben Laubbehang der alten Linde und hob neben dem Stamm derselben deutlich abermals eine einzelne weibliche Gestalt hervor. Sie saß nicht, sondern stand aufrecht, unverkennbar hoch und schlank, und schien in die untergehende Sonne hineinzublicken; ihr Arm machte dabei eine plötzliche Bewegung, als ob sie gedankenabwesend mechanisch mit der Hand nach einem langsam an ihr niederschwebenden

welken Blatte greise. Der Zug drehte sich ab, und erst wie das herbstliche Bild mir aus den Augen verschwunden war, knüpfte mein Gedächtnis an das beim letztenmal drüben unter dem Baum Wahrgenommene an und rief mir zurück, daß der gleiche hellblaue Kleidschimmer damals, wie eben, sich aus der Landschaft hervorgehoben hatte. War es etwa dieselbe Persönlichkeit, welche im Frühling dort gesessen? Meine Einbildung spielte im Weiterfahren mit der Vorstellung, daß es so sei. Die Unbekannte — wohl ein junges Mädchen aus der Stadt hinter dem Waldrande — hatte einen Zug zu der Stelle; augenscheinlich mußte sie sich sehr häufig dort aufhalten, wenn mein Blick sie zweimal so angetroffen. Jedenfalls besaß sie eine poetische Naturempfindung — ihr Herz hing an der alten Linde — vielleicht auch noch an etwas anderem, das mit jener in einer Verbindung stand — das sie aus dem Summen der Blätter vernahm. —

Der Zug hämmerte auf harten Boden über, und die Einbildung gab ihr Spiel mit fremd und körperlos zergehenden Schatten auf. Doch ich erinnere mich, daß mir bei der nächsten Vorüberfahrt das Gedächtnis daran wieder auftauchte und mein Auge unwillkürlich unter der breiten Schirmwölbung der Linde nach dem blauen Kleide suchen ließ. Aber er befand sich nicht mehr dort und ich gewahrte es auch später niemals wieder; überhaupt nie ein menschliches Wesen mehr in weitem Umkreis um den hohen Baum, der immer mit dem Gleichmut langer Lebensdauer auf das Kommen und Schwinden in der Feldstille unter sich niederschaute.

* * *

In breiter, vom geräuschvoll treibenden Geschäftsverkehr etwas seitab gelegener Straße einer norddeutschen Großstadt befand sich an der Zugangsthür eines ansehnlichen Gebäudes ein Porzellanschild mit der Aufschrift: „Dr. med. et chir. Cajus Rehwoldt.“ Es nahm sich noch neu aus, aber doch nicht mehr wie von gestern, ein paar Jahre mochten schon mit Sonnenschein und Regen daran vorbeigewechselt haben. Gegenwärtig lag das erstere darauf und zwar heiße Nachmittagssonne eines Julitags.

Beim Eintritt durch die Thür ließ die Wohnung des jungen Arztes sogleich erkennen, daß er noch unverheiratet sei. Sie bestand nur aus drei Erdgeschoßräumen, einem Schlaf-, Arbeits- und Vor- oder Wartezimmer. Das letzte zeigte keinen bedeutenden Umfang, so daß der Weitergelangende von der Größe des anstoßenden Raumes überrascht ward. Selbst ein halbes Dutzend breit-tiefer Schränke mit Insektensammlungen und Herbarien verengten ihn nicht, darüber sahen zahlreiche Glaskästen mit ausgestopften Vögeln von den Wänden; das Ganze sprach von ungewöhnlichem Interesse für Zoologie und Botanik, doch ebenso von einem Vorhandensein der Mittel, um demselben nachhängen zu können. Auch die Bücher auf einigen Repositorien deuteten zumeist in die nämliche Richtung. Sonst wies das Zimmer noch die Einrichtung und die Bedürfnisgegenstände eines beschäftigten Arztes, der offenbar auf leibliche Bequemlichkeit kein Gewicht legte. Ein Sofa fand sich nicht unter den sehr einfachen Möbelstücken, nur ein leichter Rohrlehnsessel stand vor dem großen Schreibtisch, auf dem ein Häuflein engbeschriebener Bogen die Arbeit an einer wissenschaftlichen Abhandlung mutmaßen ließen.

Augenblicklich ruhte diese, denn es war die Nachmittagssprechstunde des Arztes und das Wartezimmer mit mehreren Leuten besetzt. Er erledigte die nacheinander folgenden Fälle sicher und rasch; wo es notwendig fiel, stellte er eine gründliche Untersuchung an, man sah, daß er sich des Wissens und Könnens in seinem Berufe ruhig bewußt war und nichts mehr von der eigentümlichen, Unschlüssigkeit verhehlenden Hast eines Praxisanfängers besaß. Er hatte nach seinem Examen ja ein Jahr hindurch die Stellung des ersten Assistenten in einer chirurgischen Klinik bekleidet und sich an seinem neuen Niederlassungsort bereits einen gewissen Ruf in der Wundarzneikunst erworben. So bewegte sich seine ärztliche Thätigkeit, der er sich mit ebensovielem Erfolg als Eifer hingab, vorwiegend auf diesem Gebiet. Aber der Ausdruck seines Wesens verbarg trotzdem nicht ganz, daß es im wesentlichen eine von außen stammende Nötigung des Lebens sei, welche ihn zur Ausübung seiner Wissenschaft und möglichsten Erweiterung seiner chirurgischen Praxis veranlaßte. Ein hin und wieder nach den Wänden des Zimmers abschweifender Blick verriet, eine Lieblingsneigung suche seine Gedanken zur Beschäftigung mit andern Gegenständen zu verlocken, und sowohl die Sammlungen in den Schränken, als ein geöffnet auf dem Schreibtisch liegender Brief bezeugten, worin diese Vorliebe bestehe. Der Brief bildete einen höchst auszeichnenden Beleg der Anerkennung, welcher sich der junge Arzt erfreute, denn er enthielt, von der Hand des ordentlichen Professors der Zoologie Friedrich Dedekind unterzeichnet, eine offizielle Aufforderung desselben an Rehwoldt, ihn auf einer von der Regierung ausgerüsteten mehrjährigen wissenschaftlichen Expedition ins Innere von Südamerika zu begleiten. Das

Schreiben ließ ein Voraufgegangensein öfterer mündlicher Verhandlungen erkennen und trat jetzt nur als amtliche Bestätigung früher schon gemachter Anerbietungen auf. Es trug ihm die Stellung des ärztlichen Beraters bei der Expedition an, fügte aber hinzu, wie nicht die chirurgische Tüchtigkeit Rehwoldts allein den Ausschlag gegeben, sondern daß seine ausgebreiteten zoologischen und botanischen Kenntnisse, sowie die Leistungen, welche er auf diesen Gebieten bereits zu Tage gefördert, ihn dem Führer der großen wissenschaftlichen Forschungsreise als höchst wertvollen Beihelfer erscheinen ließen. Der Brief schloß mit der Bitte um rascheste Zusage, da noch nicht bestimmbare Umstände vielleicht einen früheren Aufbruch, als er bisher in Aussicht genommen worden, erfordern könnten.

Die Beeinflussung durch die Jahre und die Wandlungen geistiger Neigungen sind oft seltsam, von Zufälligkeiten abhängend, und Cajus Rehwoldt hatte in den ersten Semestern seines medizinischen Studiums keine Ahnung davon besessen, daß er sich im Verlauf desselben mit so besonderer Hingabe Zweigen der Naturwissenschaft zuwenden würde, deren Kollegien er anfangs als solche betrachtet hatte, die „nur vorhanden seien, um geschwänzt zu werden." Wie dieser Trieb in ihm entstanden, wußte er selbst kaum, doch hatte derselbe ihn plötzlich einmal gefaßt und beinahe in jähem Übergang aus einem gedankenlos in den Tag hineinbummelnden Studenten einen ernsthaft aufwärtsstrebenden Arbeiter gemacht. Zunächst freilich noch ausschließlich in seiner gewählten Berufswissenschaft, allein dann war er von der letzteren zur Verwunderung seiner Bekannten eines Tags nicht mehr befriedigt worden, und er hatte alle ihm von seinem Studium gelassenen Mußestunden zu einsamem Umherstreifen in Feld und Wald benutzt. Von diesen Wanderungen brachte er sonderbarerweise im Anfang stets große blühende Zweige der wilden Schneeballe und des Geißblatts mit sich nach Haus; alle sonstigen Pflanzen schienen für ihn kein Interesse zu haben. Die beiden genannten aber begann er botanisch zu studieren und zu zergliedern, als ob erbei ihnen einen besonderen, wichtigen Aufschluß über etwas zu gewinnen erwarte, und unverkennbar war erst aus dieser merkwürdigen Spezialbeschäftigung allmählich seine wissenschaftliche Anteilnahme an allem organischen Naturleben hervorgegangen. Seine eigene Natur schien gleichzeitig eine Veränderung erlitten zu haben; die sorglose Lustigkeit derselben hatte sich zu einem schweigsamen Ernst umgewandelt, der, alle Vergnügungen der Jugend aufgebend, einzig noch in seinen neuen Untersuchungen und der Anlegung von Sammlungen einen Lebenszweck und Genuß fand. Die Mutmaßung lag nahe, daß irgend ein Ereignis starke Wirkung auf ihn geübt und diese Verkehrung seines Wesens erzeugt habe, und — wie es zunächst zu geschehen pflegt, wenn sich ein lebensfreudiger junger Mann plötzlich zu einem Einsiedler und halben Sonderling umgestaltet — riet man auf eine unerwiderte Liebesneigung. Doch ihm näher Stehende konnten diese Annahme mit Bestimmtheit verneinen, denn während er in seinen ersten Semestern ein flotter Tänzer und in der studentischen Kunst des „Poussierens" hervorragend bewandert gewesen war, hatte er sich nachher mehrere Jahre lang mit unverkennbarster Gleichgültigkeit von jeglichem weiblichen Verkehr ferngehalten. Und in der kleinen Universitätsstadt, wo das tägliche Thun und Treiben keines ihr Angehörigen verborgen blieb, konnte eine Täuschung in dieser Hinsicht selbst durch etwaige vorsichtigste Geheimhaltung eines Verhältnisses nicht in Frage kommen. Ohne auffindbare Erklärung war Cajus Rehwoldt aus einem Saulus zu einem Paulus, vom leichtlebigen Corpsburschen zum „Wissenschaftssimpler" geworden, der dann obendrein noch sein Fachstudium über kaum damit zusammenhängenden Allotriis vernachlässigte. Er hatte, als er nach Beendigung seines dritten Semesters sich noch in der alten fröhlichen Laune plötzlich mit ausdauerndstem Fleiß auf seine Medizin geworfen, den Eindruck erregt, daß er möglichst schnell eine eigene selbständige Lebensstellung zu erringen trachte. Aber nach dem Ablauf einiger Jahre war auf einmal dieser Eifer wieder bei ihm erloschen, es schien ihm durchaus gleichgültig geworden, ob er sein Examen früher oder später machen könne, und er vertiefte sich ganz in seine neuen botanisch-zoologischen Interessen. Und während er gegenwärtig in der schwülheißen Julinachmittagsluft die Fälle seiner Sprechstunde erledigte, stand ihm in der Miene zu lesen, daß er trotz der Sorgfalt seiner Untersuchungen auch jetzt nicht ausschließlich bei diesen mit seinen Gedanken anwesend sei. Die sechs oder sieben Jahre, seitdem die Umwandlung mit ihm vorgegangen, hatten naturgemäß auch auf seine körperliche Erscheinung gewirkt. Er war zu kraftvollerer Entwicklung vorgeschritten und zog, in schöner, erster Mannesjugend befindlich, gleicherweise durch leibliche Gestaltung wie durch die geistige Ausprägung der Gesichtszüge den Blick auf sich. Nur lag in dem letzteren für die jungen Damen der Häuser, in die sein Verkehr und Beruf ihn führte, zu viel Abgewandtheit von allen wesentlichsten Interessen, welche

für sie den Inhalt des Lebens ausmachten. Ausschließlich wissenschaftliche Fragen besaßen ein Anrecht an seine Aufmerksamkeit, und wie sich kaum ein Wort gesellschaftlicher Galanterie bei ihm auf den Lippen vorstellen ließ, so fiel es unmöglich, seine gleichmäßig ernste Ruhe durch eine gemütliche Erregung, eine Aufwallung durchbrochen zu denken. Das mußte im allgemeinen der Anteilnahme an einem jungen Mann Abbruch thun und war im besonderen bei dem Dr. Rehwoldt sehr schade. Denn zu seinem eigenen Besten wäre zu wünschen gewesen, daß er bald eine geeignete Lebensgefährtin in sein Haus geführt hätte. Aber dazu gehörte ein unterscheidender Blick für die Vorzüge eines weiblichen Wesens vor dem andern, den der junge Arzt offenbar nicht inne hatte, da sein Verhalten gegen alle stets genau das gleiche blieb. Ihm schien nach dieser Richtung der Schönheitssinn wie das geistige Urteil völlig zu mangeln, und wenn auch selbstverständlich in schicklichen und gebildeten Kreisen der Ausdruck des Bedauerns sich nicht in das Wort faßte, daß er keiner Leidenschaft fähig sei, so drückte doch die wohlgesittete Form, man halte ihn keiner Neigung zugänglich, der Sache nach ungefähr das Nämliche aus.

Nun hatte er den letzten Patienten entlassen, der Warteraum war leer, und er ging einigemal in seinem Arbeitszimmer auf und ab. Dann setzte er sich an seinen Schreibtisch, nahm den Brief des Professors Dedekind zur Hand, überlas ihn nochmals, griff darauf rasch zur Feder und schrieb:

„Hochverehrter Herr und Freund!

Sie selbst fühlen am besten, daß es mir schwer wird, auf Ihren ehrenvollen und verlockenden Antrag mit einem abschlägigen Bescheid zu erwidern. Durch die lebensvollen, geistig und gemütlich anregenden Vorträge Ihres Kollegs sind zuerst die Interessen in mir geweckt worden, deren ich in dem Augenblick als „Antidot“ bedurfte, wie ein Ereignis in mein Leben fiel, das mir alle Energie desselben zu lähmen und mich zu einem zweck- und nutzlos fortvegetierenden Geschöpf zu machen drohte. Um mich vor einem Zusammenbruch in meinem Innern zu retten, mußte mein Geist zu jener Zeit eine mächtige Stütze finden, sich an sie zu klammern, sich ganz auf sie zu verwenden, und die dankte ich Ihnen. Unter Ihrer Anleitung vertiefte ich mich in das mir bis dahin fremdgebliebene Naturleben und fand in seiner wissenschaftlichen Betrachtung, in dem Verkehr mit ihm eine Beschwichtung meiner Seele. So empfinde ich selbst es als höchst undankbar, daß ich heut Ihren Wünschen nicht entspreche, zumal da die Gründe meiner Ablehnung egoistische sind. Aber ich habe durch die Anlegung meiner Sammlungen das mir als Erbteil zugefallene Vermögen fast erschöpft und bin für die Weiterexistenz auf meinen ärztlichen Beruf angewiesen. Es ist mir gelungen, hier in zwei Jahren weit über Erwarten zu einer lohnenden Praxis zu gelangen, die ich aufgeben müßte, um bei der Rückkehr von Ihrer Expedition mich genötigt zu sehen, wieder als unbemittelter Anfänger zu beginnen. Sie wissen, mit den Jahren tritt die Vernunft in ihre Rechte, besonders bei einer zu leidenschaftlicher Unbedachtsamkeit so unfähigen Natur, wie Mütter und Töchter sie in unserer Stadt bedauerlich an mir erkannt haben, und meine gegenwärtige Absage läßt mich allerdings selbst erkennen, daß ich äußerst vernünftig geworden bin. So sehr, daß ich z. B., trotz meiner Abneigung gegen die Thorheit sogenannter gesellschaftlicher Vergnügungen, heute abend der Einladung zu einem Gartenfest Folge leisten werde, weil die Veranstalter desselben mich kürzlich zum Hausarzt angenommen haben und mein Erscheinen dort vielleicht fördernd auf die Erweiterung meiner Praxis wirkt. Je mehr diese sich eben steigert, desto besser werde ich in den Stand gesetzt, mich in meinen Mußestunden wieder den Lieblingsbeschäftigungen zuwenden zu können, zu welchen Sie, verehrter Freund, den Antrieb in mich gelegt und die den tröstlichen Inhalt meines vernünftig gewordenen Lebens bilden. So begleite ich Sie mit dem gleichen Richtungsziel unserer Gedanken und unserer Thätigkeit doch auf Ihrer Reise, von der ich für Sie erfolgreichste und glücklichste Heimkehr erhoffe, um nach dieser mit Ihnen an dem einzigen teilzunehmen, was keine Enttäuschung im Leben mit sich bringt, den Ergebnissen und Erträgnissen Ihrer wissenschaftlichen Forschungs- und Sammlungsbestrebungen.“

Der Arzt fügte dem Brief Schluß und Unterschrift hinzu, versiegelte ihn und versah ihn mit der in die benachbarte Universitätsstadt gerichteten Adresse; dann blickte er, sich auf seinem Sitz zurücklehnend, ein Weilchen unthätig durch das offene Fenster auf die wenig belebte Straße hinaus. Sie lag bereits im Schatten, denn die Sonne war schon drüben hinter die Häuserreihe gegenüber getreten. Unbewegt standen die verschiedenartigen, sich in der Mitte als Allee hindurcherstreckenden Bäume, nur von einem der letzteren zog zugleich ein Geräusch und ein süßer Duft herüber; es war eine in der Blüte

stehende, noch von tausend Bienen und Hummeln durchsummte Linde.

Der Blick Cajus Rehwoldts haftete eine Zeitlang regungslos auf ihr, danach schloß er die Augen und atmete so einigemal den ins Fenster strömenden Duft ein. Wie er die Lider wieder öffnete, streckte seine Hand sich mechanisch nach einem Schubfach des Schreibtisches und nahm einen halb zusammengefalteten Papierbogen daraus hervor. Derselbe gehörte augenscheinlich in eines seiner Herbarien, denn er zeigte beim Auseinanderschlagen ein gepreßtes, allein sichtlich schon zuvor verwelktes Lindenblatt und eine Lindenblüte daneben. Doch fand sich keine botanische Nomenclatur darunter gesetzt, sondern statt ihrer stand mit unsicherer Schrift auf die untere Hälfte des Bogens geschrieben:

„Dies Blatt, das die Gestalt des Herzens trägt,
Es hat mein Herz zum erstenmal geregt,
So glaubt' ich, hätt' es deins an meinem Munde
Mit ihm verknüpft in gleicher Wunderstunde.

Und wie ich ohne Wort den Kuß dir nahm
Und wortlos deine Lippe wieder kam,
So glaubt' ich, schweigend sei dem ewigen Bunde
Das Siegel aufgeprägt vom Mund zum Munde.

Es hatte sich das Flammenspiel der Nacht
In meiner Brust zur Sonnenglut entfacht,
Und wie ein Blitz sie mir ins Herz gekündet,
Vom gleichen Blitzstrahl glaubt' ich deins entzündet.

So trug den Glauben ich von Tag zu Tag
An unsrer Herzen wortlos gleichen Schlag,
Bis vor der Welt der Tag des Glückes käme,
Daß lauten Worts mein Recht an dich ich nähme.

Da kam ein Tag — ich habe nicht geweint,
Dürr bleibt das Auge, das vom Schmerz versteint —
Die Botschaft kam, daß du an fremdem Munde
Das Siegel brachst von unsrem stummen Bunde.

Die Botschaft kam, daß mich mein Glaube trog,
In jener Nacht mir deine Lippe log,
Daß, was mein Herz als Sonnenglut empfangen,
In deinem kalt als Irrgeleucht zergangen.

Die Botschaft kam, daß du des andern Frau —
Die Sonne fiel mir aus dem Himmelsblau —
Mein Leben gab ich gläubig einem Kinde,
Das warf's dem Wind hin, wie dies Blatt die Linde."

Die Augen des jungen Arztes gingen über die Verse, die einzigen, die er in seinem Leben geschrieben hatte. „Facit pectus disertem", murmelte er unwillkürlich halblaut. Aus den Lidern hervor fiel auf das welke Lindenblatt ein schweigsam-schwermütiger Glanz, doch er redete, daß er als Überrest eines heißen Funkelns geblieben sei, und daß diejenigen sich wenig auf Menschenkenntnis verstanden, welche den scheinbar trocken-gemessenen Wissenschaftler leidenschaftlichen Aufsturms unfähig hielten. Einmal wenigstens hatte ein solcher ihn in der Tiefe durchrüttelt — nicht in jener Nacht noch, von der das Irrlicht sprach, doch an dem Tag, als zufällig aus fremdem Mund „die Botschaft" ihn getroffen, und sein Blick that in diesem Moment deutlich kund, der Sturm laure noch immer, nur gewaltsam niedergezwungen, nicht durch Vergessen überwunden, im Grunde seines Herzens.

Nun legte er den sichtlich oft hervorgenommenen Papierbogen in das Schubfach zurück, die Sonne warf lange Abendschatten, er stand auf und trat in sein Schlafzimmer. Von dort kam er gesellschaftlich angekleidet zurück, steckte seine Verbandtasche zu sich, weil ihm noch einige Krankenbesuche oblagen, und verließ unter gewohnheitsmäßiger Angabe, wohin er gehe, das Haus. An der Straßenecke fiel ihm ein, daß er seinen Absagebrief mitzunehmen vergessen habe. Er wollte noch einmal umkehren, doch ein Bekannter redete ihn gleichzeitig mit einer halben Konsultationsfrage an. So kam er nicht mehr dazu, das Schreiben zu holen, es hatte auch bis morgen noch Zeit genug.

Als er seinen ärztlichen Pflichten nachgekommen und sich der ziemlich entfernten Gegend zugewandt, wohin die abendliche Einladung ihn berief, war es bereits tief dämmernd geworden, und Musikklänge kündeten ihm entgegen, das Gartenfest habe schon länger seinen Anfang genommen. Es zeigte sich von den Veranstaltern mit allem dem Glanz ausgestattet, zu welchem ihr außerordentlicher Reichtum sie verpflichtete und den die besonderen Umstände ihres Grundbesitztums ihnen ermöglichten. Obwohl das Haus noch einer Straße des vornehmsten Stadtviertels angehörte, zog sich hinter ihm ein Garten entlang, der vollen Anspruch auf den Namen eines Parkes erheben durfte; eine Fülle Jahrhunderte alter Bäume reichte mit ihrem Ursprung bis zu der Zeit zurück, als wilder Naturwald sich noch hierher erstreckt hatte. Jetzt freilich waren sie nur von der Kunst verwertete Überreste der Vergangenheit, von mäandrischen Wegen umflochten und zur Anlage dunkel überschatteter Einsamkeiten der abwärts belegenen Gartenausdehnung benutzt. Auf dem Vorderteil derselben führte eine breite Steinterrasse des Gebäudes mit einigen Stufen zu einem großen freien Rundplatz nieder. Diesen nahm sonst feingeschorene englische Rasenfläche ein, doch für heute war er ganz mit einem parkettartigen, glattgefügten Bretterboden überdeckt worden, um der Jugend zur Befriedigung der Tanzlust zu dienen. Rundumher lief eine mehrfache Reihe bunt-

farbiger Lampions, die sich zu Tausenden, größer und kleiner, überall in der vorderen Gartenhälfte schaukelten. Zu ausgiebigerer Erhellung indes loderten an gesicherten Stellen außerdem Fackeln und Pechpfannen, deren Entzündung die Diener eben beendigten, als Cajus Rehwoldt eintraf. Über hundert Gäste mochten schon versammelt sein, doch nach den Zurichtungen wurde sicherlich die doppelte Anzahl noch erwartet. Der Geburtstag der Frau des Hauses gab einen schicklichen Vorwand zur Entfaltung außergewöhnlichen Prunkes und Schaustellung desselben vor den Augen einer Gesellschaft, von deren erstaunlicher Teilnehmerzahl die Stadt einige Tage reden sollte. Der junge Hausarzt suchte die Hausfrau und den Hausherrn zur Begrüßung auf; sie waren selbstverständlich äußerst erfreut, ihn zu sehen, doch offenbar und begreiflicherweise hatten beide den Kopf von mancherlei Dingen voll, und die pflichtmäßige Ankunftsunterhaltung beschränkte sich auf ein paar über das Wetter ausgetauschte Worte. „Ich hoffe, wir werden eine schöne Nacht für unsere Gäste haben." — „Der Himmel droht ein wenig, es hat vorhin einmal gewetterleuchtet." — „Das bedeutet hoffentlich nichts, vor allem wenn Sie mithelfen, die schädlichen Wassergeister fernzuhalten, lieber Herr Doktor." Andere Gäste stellten sich vor, und Rehwoldt trat zur Seite. Er empfand, daß er sich den Zwang seines Hieherkommens nicht aufzuerlegen gebraucht hätte, man würde sein Ausbleiben schwerlich bemerkt haben.

Es war ein sehr farbiges, sehr mannigfaltiges Bild, das sich in der roten und bunten Beleuchtung rundum dem Blick darbot; zwischen die allerdings dunkle Gesellschaftstracht der Herren und älteren Frauen warfen die jungen Damen flatternde Blütensträuße leuchtender, leichter und duftiger Sommertoiletten hinein; besonders wie das in einem Pavillon aufgestellte Orchester nun eine Tanzmelodie anhub und damit der Jugend das Zeichen zum Beginn des wesentlichsten Teiles der Gartensoiree gab. Kaleidoskopisch flog es über dem Parkettboden an den Augen Rehwoldts vorüber, und er sah einige Minuten drein, doch ohne daß es ihm ein Interesse einflößte. Ihm erschien dies Herumdrehen der Paare nur lächerlich und sinnlos; wozu thaten sie es eigentlich? Weil es Brauch war und man gegenseitig vorgab, sich vortrefflich dabei zu amüsieren. Doch ein Blick auf die steife Anstandshaltung und die leeren Puppengesichter der jungen Tänzerinnen ließ erkennen, daß sie alle nur etwas von einer gesellschaftlichen Mode Verstattetes und Gefordertes, rein Äußerliches mitmachten, ohne von irgendwelcher inneren Bewegung dabei erfaßt zu sein. Sie hatten tanzen gelernt und zeigten sich in dieser Kunstfertigkeit; ebenso war ihnen beigebracht worden, wie man in den Pausen eine schickliche Konversation zu führen habe, und sie wetteiferten, den erteilten Regeln genau, ohne Übertretung einer Vorschrift nachzukommen. Ihre Gesamtheit bildete eigentlich nur einen einzigen großen Körper, dessen hundertfältige Glieder und Zungen automatenhaft gleichmäßig bewegt wurden; von Menschennatur, Sinneserregbarkeit, geweckter schöner, freudiger oder stürmischer Empfindung war nichts darin vorhanden, oder wenn es ausnahmsweise irgendwo mit rascherem Puls klopfen mochte, so ward es sorgfältigst unter steifster, nichtssagendster Anstandsmaske verborgen. Mit einem angeödeten Empfinden sah der junge Arzt darauf hin; es war die ihm bekannte Blutleere der „guten" Gesellschaft, die da einen Beleg ihrer feinen Bildung vorführte. Wären es Burschen und Mädchen aus dem „Volk" gewesen, welche Lust hätte aus den Mienen gelacht, wie hätten die Augen geblitzt, die stürmische Bewegung Flutwellen von Leidenschaft in den Gliedern geschwellt! Aber wie niedrig und mißächtlich wäre das auch diesen tadellosen Drahtpuppen als ein Kennzeichen gemeiner Menschennatur erschienen.

Rehwoldt kannte eine ziemliche Anzahl der anwesenden Gäste persönlich, und um den lästigen Begrüßungen mit der Wiederholung gleicher inhaltsloser Phrasen auszuweichen, begab er sich von dem taghell überglänzten Vorderraum des Gartens fort in den parkartigen Teil desselben hinein. Hier war es dunkel, leer und bis auf das Herüberklingen der Musik still. Nur da und dort fiel ein verirrter, schwankender Schein durch eine Blattwerklücke in die tiefe Schattenwelt, und ab und zu rüttelte sich unsichtbar ein Baumwipfel von einem durch ihn hingehenden Luftschauer. Der aus der Gesellschaft Entwichene setzte sich auf eine breite, rund um einen dicken Stamm laufende Bank; hier war, wenn auch nachgeahmte, Natur mit ihrer nächtlichen Stimmung. Man konnte sich an den freien Feldsaum eines Waldes hinausversetzt denken, ein nickender weißer Schimmer vom Gebüschrand ließ die Blütenkugeln von Schneeballen vermuten, und Duft von blühendem Geißblatt füllte die noch immer schwüle Luft an. Die Takte einer Walzermelodie klangen jetzt, und die bunten Lampensterne, die zwischen dem leicht bewegten Laub auftauchten und verschwanden, schienen dazu zu hüpfen. Aus dem Herzen faßte den jungen Arzt eine Erinnerung an etwas einmal fast genau ebenso Gewesenes und

zog ihn anfänglich in ein traumhaftes Gefühl hinein. Aber allmählich ward ein Brüten daraus, wie es sich seiner vor Jahren oft bemächtigt; was sich ihm aus dem Innern emporringen wollte, war noch von zu ungestümer Kraft, als daß er es solcher Aufreizung durch zu lebendige Unterstützung des geweckten Gedächtnisses auch der äußeren Sinne aussetzen durfte. Er stand auf, sich dem peinigenden Eindruck zu entziehen, mit dem Entschluß, überhaupt das Gartenfest zu verlassen. Sein Hierherkommen hatte vollständig genügt, und sein frühzeitiges Verschwinden ward fraglos von niemandem empfunden.

Der Ausweg auf die Straße nötigte ihn durchs Haus zurück und an der Tanzrotunde vorüber. Gedankenlos ging sein Blick nochmals über diese hin, als derselbe unwillkürlich vor etwas Auffallendem stutzte. Es war eine weibliche Erscheinung, die sich vorher noch nicht dort befunden, denn sie hätte sich durch ihre besondere Farbe jedenfalls dem Auge aufdrängen müssen. Trotz der heißen Sommerzeit floß ein Kleid von veilchenblauem Sammt, die volle Büste schlank umspannend, zu einer Schleppe ihr über die Füße herab; augenscheinlich war es kein Mädchen, sondern eine junge Frau, die den Reichtum ihrer Lebensstellung auch in einem edelsteinfunkelnden Diademreif auf ihrem braungewellten Haar zur Schau trug. Noch mehr aber leuchtete der Gegensatz ihres gesellschaftsmäßig weit entblößten Nackens und der strahlenden Schultern über dem violettblauen Lichtwurf des kostbaren Gewandes hervor. Ihre Gestalt bot ein prachtvolles Bild vollendetster weiblicher Entwicklung, die nach keiner Richtung die Linien der Schönheit überschritt oder hinter ihnen zurückblieb. Berückendes lag in ihr, ging von ihr aus und mußte den Blick fesseln, der sie unerwartet traf. Aus den buntfarbig bekleideten Gliederpuppen umher hob sie sich mit dem Vollgepräge einer lebenskräftigen Menschennatur hervor.

Zufall hatte Rehwoldt an die Seite eines Bekannten gesellt und er richtete an diesen unwillkürlich eine Frage, wer die Fremde sei. Mit einem halben Lachen versetzte der Angesprochene: „Wenn Sie sich nach einem weiblichen Wesen erkundigen, lieber Doktor, muß es wohl ein „interessanter Fall“ sein. Ich sehe die Dame übrigens auch zum erstenmal und weiß nur, daß sie Frau von Holthof heißt und vor kurzem mit ihrem Manne, einem gutsbesitzerlichen Krösus, in unsere Stadt gezogen ist. Er soll auch ein Lucullus sein; daß er dabei noch Parisaugen im Kopf tragen muß, zeigt, mathematisch ausgedrückt, die Anschauung der Figur seiner jedenfalls schöneren Hälfte. Mir ist außerdem noch nie eine solche Terpsichore vorgekommen; ich betrachte mir das amüsante Schauspiel schon länger. Die jungen Herren drängen sich natürlich um sie wie Mücken, die um die Flammen schwirren. Aber jeder hat an einem Tanz mit ihr genug und kommt nicht wieder. Denn wer sie einmal gefaßt hält, dem trinken ihre Füße den Atem aus der Lunge, wie die eiserne Jungfrau es im Mittelalter mit ihren Armen machte, wissen Sie, wenn sie ihre unvorsichtigen Liebhaber zu gewaltsam an sich drückte.“

Der Sprecher wandte sich, sichtbarlich mit seiner klassisch-mythologisch-kulturgeschichtlich-geistreichen Antwort sehr zufrieden, einem vorüberkommenden anderen Bekannten zu; Rehwoldt blieb noch stehen und folgte der Frau von Holthof mit dem Blick nach. Was ihm diesen besonders gefesselt hielt, entsprang in der That aus der vollendeten Kunst und der Art ihres Tanzens. Eine leichte, schwebende Grazie lag darin und doch mit dem verbunden, was ihre Tänzer vor einer zweiten Annäherung an sie zurückschauern ließ. Unverkennbar war es ihr vollkommen gleichgültig, mit wem sie tanzte, so gleichgültig wie die Gefahr, daß ein Fuß ihre kostbare Schleppe zerreiße. Sie benutzte ihn nur, um einen ungestümen Drang in ihr nach wirbelnder Bewegung befriedigen zu können, es war innerliche Leidenschaftlichkeit, die sich durch ein äußeres Mittel zu befreien und zu ermatten suchte. Man sah den glanzwerfenden und doch leeren Augen an, daß sie an nichts, was sich um sie befand, dachte; das, worauf ihr Blick sich hinüberrichten mochte, lag unsichtbar in weiter Ferne. Und ebenso waren ihre Züge von keinem Empfinden und Anteilnehmen an der Gegenwart beseelt. Wenn sich in dem Gesicht etwas ausdrückte, so sprachen die leicht aufgeschürzten Lippen unverhehlte Geringschätzung ihrer Umgebung.

Nun kam sie durch die kreisende Menge wie eine prächtige Tropenblume daher, und ihr erschöpfter Tänzer hielt sie am Rande der Bretterrotunde dicht neben dem Standplatz des jungen Arztes an. Es fiel seiner Atemlosigkeit mühsam, einen Dank für die ihm zu teil gewordene Ehre hervorzubringen, ihre Brust hob den blauen Sammt kaum rascher, sie nickte dem sich Verabschiedenden kurz mit dem Kopf und begehrte sichtlich sogleich nach einer Fortsetzung des Tanzes. Suchend schlug sie die Augen auf und traf mit ihnen dicht vor sich in das Gesicht Cajus Rehwoldts. Da bog es wie ein plötzlicher

Stoß den Sammt über ihrer Brust vor, während ihre Lippen sich gewaltsam zusammenpreßten, um etwas jäh zu ihnen Auffahrendes nicht hindurch zu lassen. Aber ihre Augen hatten die Leere mit einem blitzschnell hervorbrechenden Sterngeleucht erfüllt, und so sah sie dem jungen Arzt lautlos ins Antlitz.

Ihm war es wie der Schlag eines elektrischen Funkens vom Kopf zum Fuß gefahren, ohne daß er dabei zu klarem Bewußtsein gekommen, weshalb. Erst der stumm auf ihn eindringende Blick zerriß ein Betäubungsnetz über seinen Sinnen, seinem machtlosen Mund entflog: „Helene" —

(Fortsetzung folgt.)



Feuer.

Wie erschrakst du, alter Höhlenbewohner,
Als du dich abmühtest voll Eifers,
In das Öhr deiner Steinaxt
Den Stiel zu bohren aus hartem Holze,
Daß vor deinen Augen
Leise Wölkchen von Rauch
Aufstiegen von ihm,
Dann Funken sprühten,
Und plötzlich empor dann
Die Flamme züngelte.
Voll Furcht sprangst du auf
Und enteiltest und ducktest dich
In den tiefsten Grund deiner Höhle.
Hier sahst du zitternd,
Wie das furchtbare Element,
Das du nie gekannt
Und doch eben selbst erzeugt,
Den Stiel zerfraß, den du mühsam geschnitzt,
Gierig all die Späne verzehrte,
Die umher lagen,
Und das dürre Laub,
Darauf du geruht.
Dann sahst du es mählich erlöschen
Und dann noch lange Zeit
Durch die schwarzen Kohlen
Die Funken sich jagen.
Aber mitten im Schrecken fühltest du,
Wie in die kalte und düstre Höhle
Einzog auf den feurigen Strahlen
Die Wärme des Himmels.
Überkam dich da ein Ahnen,
Du alter Schiefzähner,
Großer und namenloser,
Daß du in dieser Stunde
Das wilde Geschlecht, dem du entstammt,
Heraushobst aus der Tiere Gemeinschaft?
Daß unbewußt deine rauhe Hand
Es umschuf zum Menschen?
Du gabst ihm das Feuer,
Das ihm die langen und mühvollen Pfade öffnete,
Aus dem Dunkel deiner wüsten Höhle
Bis zu der Herrlichkeit der griechischen Tempel
Und dem geheimnisvollen Dämmerlicht
Der gotischen Dome;
Von den zerschlagenen Renntierknochen,
Deren Mark du schlürftest,
Bis zu dem reichen Theetisch,
Wo wir bei süßem Konfekt
Und dem melodischen Summen des silbernen Theetopfs
Tiefsinnige Gespräche führen
Über deine Schöpfung,
Unser großes Ich.
Ach, und hat nicht an deinem Feuer
Auch der kleine geflügelte Gott
Seine Fackel entzündet?
Wie ich in die schelmischen Augen
Meiner Nachbarin schaue
Und auf ihr süßes Geplauder höre,
Das keine Spur von Tiefsinn birgt:
Da fühl ich es brennen mir selbst im Herzen,
Daß ich erschrecke wie du,
Als der Stiel deiner Steinaxt
In Flammen aufging.

Friedrich Roeber.

Sonntagsruhe.

Ich hatte mich am Boden hingestreckt;
Von hohen Halmen war ich überdeckt.

Ich sah gen Himmel, Wölkchen silbergrau
Durchschwammen, Schwänen gleich, das klare Blau.

Die tiefste Stille rings; kein Vogel sang;
Von ferne nur ein leiser, dumpfer Klang.

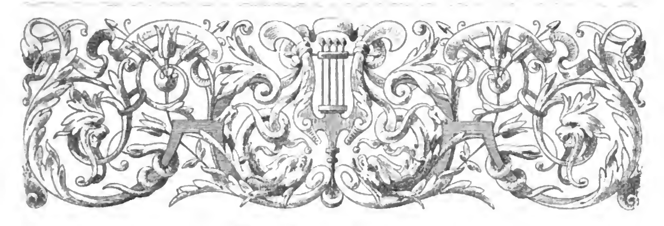
Vom Turm des Dorfs ein schlichtes Festgeläut:
Sie feiern fromm dort ihren Sonntag heut.

Und wie mein Auge sich ins Blau verlor,
Und wie dem Ton sich ganz ergab mein Ohr:

Da floh den grambeladnen Erdengast
Gemach des Daseins wehevolle Last.

Ich lag im wachen Traum, wie weltentrückt,
Und wußte nichts von mir und war beglückt.

Eugen Reichel.



Aus dem Jenseits.

Ein Blatt aus dem himmlischen Tagebuche des seligen Doktors Modestus.

Von Georg Ebers.

„Noch ein Glas! Mir wird — ich werde . .“
Und ich greif' mit schwacher Hand
Nach dem Trank — es macht Beschwerde —
Der auf meinem Nachttisch stand,
Und ich seh' den Arzt, den alten,
Mir den Saft entgegenhalten.

„Danke, Doktor“, will ich stöhnen,
Doch versagt das Wort dem Mund,
Und, als wollten sie mich höhnen,
Seh' ich Stern' und Kreise bunt
Bald sich auseinander wälzen,
Bald vor meinem Blick verschmelzen.

Da vernehm' ich: „42“.
Soll's des Blutes Wärme sein?
Nein, o nein; der Doktor irrt sich,
Ist mein Fuß doch kalt wie Stein.
Dieser Frost! Und um sich greifen
Fühl' ich ihn, das Herz mir streifen.

Vor dem Blick die Kreise schwinden,
Und wohin ich immer schau',
Seh' ich — mußt' ich auch erblinden? —
Tiefes, sattes Veilchenblau.
Noch ein leises Atemholen,
Stammeln will ich „Gott befohlen“ . .

Mund, verlerntest du zu sprechen?
Hilf mir, Herr, aus dieser Not!
Das! . . . War das des Herzens Brechen,
Dieser Schmerz — wär' das der Tod,
War ich größrer Qual gewärtig. —
Ja er ist's, denn stumm und nächtig

Scheint das All mich zu umgeben,
Aber plötzlich — wunderbar
Seh' ich Glanzlicht mich umweben,
Hör' ich Lieder rein und klar.
Düfte wallen, selig heiter
Trägt mich's höher, immer weiter,

Und beim frohen Aufwärtsstreben
Schwindet unter mir das Grau,
Vor dem trunknen Auge schweben
Seh' ich einen Wunderbau,
Und schon halt' ich mit dem Chore
Flücht'ger Seelen vor dem Thore.

Welch Gedräng' bei dieser Pforte,
Welche hohe Zauberpracht!
Doch der Engel Streithohorte
Hält hier mit dem Schwerte Wacht.
Ich, der manche Schuld begangen,
Werd' ich Einlaß wohl erlangen?

Was ich schaue: Wunderdinge,
Wie kein Land sie je besaß,
Auch lebt keiner, der besinge
Ihrer Schönheit Übermaß,
Alles Erdenformen tragend,
Doch wie hoch sie überragend!

Staunend gafft' ich manche Stunde
Unermüdet, leicht und froh:
Wie im Diesseit die Sekunde
Hier der Tag vorüberfloh,
Doch wie uns am Hafenstrande
Fremde Sprach' in fremdem Lande

Erst erscheint wie Wogenbranden
Plätschernd, murmelnd fort und fort,
Bis wir einen Ruf verstanden
Und dann sondern Wort von Wort,
Also ward auch hier mir endlich
Was dem Blick sich bot verständlich.

Flücht'ge, leichte Menschenseelen
Eilten zu dem Thor heran,
Scharenweise, nie zu zählen,
Kinder, Greise, Weib und Mann;
Einsam sah ich viele schweben,
Andre von Gefolg' umgeben.

Wir auch gaben stumme Boten —
Spät bemerkt' ich's — das Geleit,
Und von Bändern, schwarz und roten
War umwallt mein lustig Kleid; —
Der mir nachflog, jeder Kleine
Trug ein Häuflein runder Steine.

Jedem — und ich atmet' freier —
Ward der Einlaß gern gewährt,
Just wie in den Dom zur Feier
Eines Heil'gen hochgeehrt.
Keiner fragt' nach Heim und Namen,
Und, so wie sie eben kamen,

Schritten die, die einsam nahten,
Just so sicher durch das Thor
Wie die würdigen Magnaten
Mit dem größten Knabenchor; —
Längst schon konnt' hinein ich wallen,
Doch das Schau'n bot mir Gefallen.

Da bemächtigt sich ein Staunen
All der Tausend' vor dem Thor;
Wie sie starren, flüstern, raunen, —
Eins drängt sich dem andern vor,
Wie sie flüstern, stoßen, springen,
Um ein Plätzchen zu erringen!

Ich, der zu den andern zähle,
Ei, ich dränge wacker mit;
Denn da wallt der Seelen Seele
Stolz heran mit festem Schritt.
Ihr Gefolge will nicht enden;
Tausend Kugeln trägt's in Händen!

Bänder ohne Zahl umwallen
Diese Seele schwarz und rot,
Ihren Namen hört man schallen:
Er, der Riese, er auch tot,
Er, wer wagt's, es zu bestreiten,
Er, der Größte aller Zeiten!

Dieser, ach wie oft hienieden
Staunt' ich ihn bewundernd an;
Wissen möcht' ich, was beschieden
Hier im Jenseit solchem Mann,*)
Und ich will zur Seite streben,
Um den Vortritt ihm zu geben,

Doch ein Engel schwebt mir näher,
Und er ruft mir freundlich zu:
„Nur voran, du kamest eher,
Diese noch, und darauf du,
Hinter dir noch jene dreie,
Dann kommt der da an die Reihe!“

Nun erfaßt ein leises Wehen
Meine flüchtige Gestalt,
Und durch Räume nie gesehen,
Von Gesang und Duft umwallt
Treibt mich's bis zu einer Halle,
Zitternd von Posaunenschalle.

Soll ich einzutreten wagen?
Ja! Und ach, ich armes Nichts,
Ich betrete scheu vor Zagen
Jetzt die Halle des Gerichts.
In den andern, die da kamen,
Schreibt ein Engel meinen Namen.

Auf der Halle rechten Seite
Wird das Urteil wohl gefällt,
Und da ich ihr näher schreite
Seh' ich dort ein offnes Zelt
Und darunter prächtig strahlen
Große goldne Wiegeschalen.

Um sie her auf hohen Thronen
Hier ein schöner, ernster Greis,
Männer dort mit güldnen Kronen
In Gewändern schwanenweiß.
Andre seh' ich fern sich rühren,
Wägen und die Feder führen.

Petrus, heißt es, sei der Alte
Mit dem Schlüssel in der Hand,
Der von Locken schön Umwallte
Joseph aus Ägyptenland; —
Er, lehrt einer mich der Geister,
Sei des Himmels Rechenmeister.

Richter sind die dort im Kreise,
Und da mich der Engel heißt
Vorzutreten, frag' ich leise:
„Muß es gleich sein, sel'ger Geist?“
„Nein,“ versetzt er, „sei nicht bange,
Wart! Die Ewigkeit währt lange!“

„Lange,“ stöhn' ich angstbezwungen,
Da ist dem Gefolg' voran
Schon der Große vorgedrungen,
Als föcht' ihn auch hier nichts an.
Mit gemessnen, sichren Schritten
Tritt er in des Zeltes Mitten;

Doch die Richter schaffen, wägen,
Als ob keiner ihn nur kennt,
Bis er Petrus tritt entgegen
Und ihm seinen Namen nennt;
Der indes scheint nichts zu hören
Und ruft: „Warten, und nicht stören!“

Endlich, endlich kommt die Reihe
An den Größten seiner Zeit,
Und er stellt mit hoher Weihe
Sich zum Reden schon bereit;

*) Ach möcht' es doch nur ja nicht scheinen,
Als könnt' ich mit dem „großen Mann“
Gar unsren Kanzler Bismarck meinen!
So hört denn: Käm's auf mich nur an,
Es blühten dem, der hier gesonnen
Wie Bismarck, jenseits ew'ge Wonnen.

Doch da hör' ich Petrus sagen:
„Seelchen, schweig, bis wir dich fragen!“

„Seelchen!“ diesem Allgewalt'gen!
Geister treten nun heran
Lösend von der Kleider Falten
Band auf Band dem großen Mann.
Darauf sondern Himmelsboten
Alle schwarzen von den roten.

Und das Rote seh' ich sinken
Auf die Schale rechter Hand,
Während die zu Petrus' Linken
Aufnimmt jedes schwarze Band.
Als man beide dann gewogen,
Wird das Facit schnell gezogen.

Schwarz und rot ward gleich befunden,
Und die große Seele frägt:
„Will man gütig mir bekunden,
Was man mit den Bändern wägt?“
Joseph aber, der Hebräer,
Sagt und tritt ihm freundlich näher:

„Diese roten Tücher lehren,
Was auf deiner Erdenbahn
Du an falschem Lob und Ehren
Von Geblendeten empfahn,
Doch das Schwarze, hier gewogen,
Zeigt, was Neid dir angelogen.

Beide im Gewicht sich gleichen.
Gebt die roten Kugeln her!
Ach, die Schale will kaum reichen,
Doch die schwarzen, wie sie schwer!
Fertig! Laßt das Zünglein fliegen;
Selten giebt's so viel zu wiegen!

Diese roten Kugeln, merke,
Deuten gute Thaten an,
Diese schwarzen nächt'ge Werke,
Was du Böses je gethan.
Sieh nur, Petrus, keine Frage,
Tiefer sinkt des Guten Wage!

Dieser Seele brave Thaten,
Diese Kugeln rosenrot
Überwiegen — wohlgeraten
Ist die Wägung — zwanzig Lot
Seiner bösen Werke Zeichen, —
Mag es ihm zum Heil gereichen!

Da erhebt die große Seele
Kühn das stolze Augenpaar,
's ist, als ob sie sich schon zähle
Zu der sel'gen Geister Schar,
Eilt auch schon sie zu erreichen,
Da giebt Petrus ihr ein Zeichen.

„Harre,“ ruft er, „bis vollzogen
Der gerechten Prüfung Schluß!“ —
Und ein Engel kommt geflogen,
Beut der Seele einen Gruß,
Um dann ihren luft'gen blassen
Formen in die Brust zu fassen,

Und was in der Hand, der weichen,
Jener in die Höhe hebt,
Ist ein Etwas sondergleichen,
Wie aus flücht'gem Traum gewebt;
Und da Petrus winket wieder,
Legt er's auf die Schale nieder,

Auf die rechte beider Schalen —
Jüngst barg sie die Kugeln rot —
Auf der linken sieht man strahlen
Jene zwanzig goldne Lot,
Um die Gutes jüngst beim Wägen
War dem Bösen überlegen.

Nun erschallt aus Petrus' Munde
Mild und gütig der Befehl:
„Auf denn zur Entscheidungsstunde,
Hin zur Wage, arme Seel',
Jedes Lot dort, laß dich lehren,
Hilft dir, dein Gewicht zu mehren.

Federleicht schien das Gebilde
Auf der Wage rechter Hand;
Höb' sich nur ein Lüftchen milde,
Flög's, so meint' ich, in den Sand;
Doch, daß wucht'ge Last dem eigen,
Lehrt der andern Schale Steigen.

Endlich blieb das Zünglein stehen,
Petrus von dem Throne stieg,
Um nach dem Erfolg zu sehen. —
Alles lauschte, alles schwieg,
Bis nach bänglichen Sekunden
Joseph rief: „Zu leicht befunden!“

„Leicht? Zu leicht? Ich möchte wissen!“
Rief die Seele tief verletzt,
Und von Ingrimm hingerissen:
„Ward mein Thun hier nicht geschätzt?
Hat, was Gutes ich vollzogen,
Meine Schuld nicht überwogen?“

„Ja, du Thor! Doch wird gemessen
Hier nur nach des Himmels Brauch:
Erst was ihr gethan, indessen
Eurer Thaten Antrieb auch.
Was da überwog das Schlechte,
Ist gelangt zu seinem Rechte.

Die Gewichte, die dort rasten,
Deines wackern Thuns Gewähr

Wirkten links mit ihren Lasten,
Doch das rechts war doch zu schwer.
Was dir aus der Brust genommen,
War hier rechts zu ruhn gekommen ..“

„Was ist das? Ich muß es wissen!“
Rief die Seele tief erregt.
„Hat man von mir es gerissen,
Auf die Schale dort gelegt,
Daß mein edles Thun nichts fromme
Und ich ins Verderben komme?“

Da ertönt's aus Petrus' Munde:
„Kennen willst du das Gewicht,
Dessen Last in dieser Stunde,
Ärmster, dir das Urteil spricht,
Das uns weist des Spruchs Gewinnung?
Wohl! Es nennt sich .. die Gesinnung!

Hier bei unsrer letzten Wägung
Soll sie rein sein, sonder Last,
Leicht und frei von jeder Regung,
Die den Flug nach oben haßt.

Deine, die wir hier gewogen,
Durch den Staub ward sie gezogen.

Statt zum Höchsten dich zu wecken,
Aufwärts weisend dir den Pfad,
Trieb sie dich zu ird'schen Zwecken
Rastlos fort von Thal zu Thal.
Ließ dein Ideal ersterben,
Nur um Wirkliches dich werben.

Drum zog nieder auf der Wage
Sie just, was du schön gethan; —
Werke, hör es und verzage,
Ebnen wohl der Seele Bahn,
Seligkeit, vor unsrer Innung,
Sichert nichts als die Gesinnung!“

Da ergreifen rasche Geister
Den Verdammten, dessen Mund
Todesbange ausruft: „Meister,
Rettet nichts mich, thut mir's kund,
Vor der Hölle Marterpfade?“
Und von oben schallt es: „Gnade!“

Romuald, der Waldheilige.

I.

Es ritt der junge Romuald
Gar trüb im lust'gen Hain —
„O wär' ich erst im kühlen Wald
Mit Gott und mir allein!“

Sein Helm ward schwer, es sank sein Speer:
„Wie weit ist noch die Nacht!
Wie nah' schon ist das nord'sche Heer!
Auf, Freunde, auf zur Schlacht!“

Er ritt voran den Reis'gen all
Zu Drang und Schwertesschlag —
Doch bracht er keinen Feind zu Fall
An diesem heißen Tag.

Da schien der Mond vom Himmelszelt
Gar friedvoll durch den Tann.
„Wem heut noch Blut und Ruhm gefällt,
Der fechte, wie er kann!

Mir ist der hellste ird'sche Glast
Wie bunten Glases Schein!
An ew'gen Pforten such' ich Rast,
Die ganz aus Edelstein!“

II.

Es saß der alte Romuald
So trüb im lust'gen Hain:
„Mir ist's, als sollt' ich sterben bald —
Was hilft ein Heil'genschein?

Es wallt zu mir von nah und fern,
Was Spruch und Tröstung will,
Ich aber such' umsonst den Herrn,
Mir bleibt sein Odem still!

Wenn einst ich focht am bösen Tag,
Wie schlief ich süß und schwer,
Doch seit ich nicht mehr schlafen mag . . .
Ach Gott, wie lang ist's her!

Der grüne Traum vom Himmelreich
Erfror im Winterwind;
Mein Ohr ward taub, mein Haar ward bleich,
Mein Falkenauge blind.

Nun möcht' ich nur ein einzigmal,
Die Seele weh und weit,
Noch reiten durch dies Waldesthal
Wie in der alten Zeit!“

Julius Schultz.



Dornröschen.

Gedicht von **Wilhelm Osterwald.** Komposition von **Robert Franz.**





Im Süden.

Hier rötet spät der Herbst das Blatt,
Es kommt der Winter zögernd nur,
Und jählings wieder farbensatt
Im neuen Frühling blüht die Flur.

Hier glüht in goldnerm Licht der Tag,
Die Nacht ist leuchtender besternt,
Und du auch hast mit vollerm Schlag,
Mein Herz, zu jubeln hier gelernt.

Stephan Milow.



Donna Maria.

Trauerspiel in drei Aufzügen von Adolf Wilbrandt.

Dritter Aufzug.

Dieselbe Scene wie im zweiten Aufzug. Man sieht das leere Ruhelager. Die fensterlose Gartenthür ist geschlossen, die Bühne leer.

Erster Auftritt.

Antonio. Martino.

Antonio (noch hinter der Scene, rechts, klopft. Pause. Klopft wieder. Endlich ruft er). Leopardi! — Leopardi! (Neue Pause. Er tritt ein; hinter ihm Martino.) Die Thür nicht mehr verschlossen wie vorhin. Aber Leopardi nicht hier.

Martino (beklommen). Niemand hier. (deutet nach links) Vielleicht dort.

Antonio (öffnet die Thür links, tritt hinein; Martino ihm nach. Antonio ruft drinnen). Leopardi! (Kommen zurück.) Alles still. Was ist hier geschehn?

Martino. Und seit heute morgen sahen Sie ihn nicht?

Antonio. Ich ging von ihm fort, — Ihrem Grafen Federigo nach. Sein Wagen rollte aber schon die Straße hinab. Ich ging in seine Wohnung —

Martino. Was wollten Sie ihm?

Antonio. Ich bitte; das sei meine Sache, Don Martino. Ich fand ihn nicht; er war zum König gefahren. Als ich heimkomme in meine Wohnung, tritt Leopardis Diener Stefano zu mir: Leopardi lasse mich bitten, am Abend wiederzukommen; bis dahin bedürf' er meiner nicht. Mich schickt er nach Portici, sagt dann der Stefano, eine Botschaft auszurichten an den alten Ambrogio, den Schiffer; unterdessen bleibt die Nenna, die Nachbarin, bei meinem Herrn. Er braucht nichts, ihm ist besser! — — Ich warte bis zum Abend, komme, finde (nach rechts deutend) die Thür verschlossen; find' auch die Nenna nicht. Endlich kommen Sie und sagen mir, daß Sie Donna Maria hier suchen!

Martino. Wo sonst? Wo sonst? Wenn sie fort ist; wenn sie in ihrem Zimmer, im ganzen Hause, nirgends zu finden ist. Fühlen Sie her; ich zittre. (Zieht ein Blatt Papier aus der Tasche.) Und wenn sie auf ihrem Tisch dieses Blatt gelassen hat; — lesen Sie dieses Blatt. — Etwas rührte sich. (Tritt wieder links in die Thür.) Maria! (Kommt zurück.) Es ist nichts. — Ich fiebre. — Lesen Sie, Don Antonio.

Antonio. Aus Graf Leopardis Gedichten abgeschrieben.

Martino. Ich dacht' es! Unglückskind. Lesen Sie's laut, Don Antonio, ob ich's dann besser verstehe!

Antonio (liest):

> Und oft auch, wenn der Seele tiefe Pein
> So groß ward, daß die Kraft, die sterbliche,
> Sie nicht erträgt: da weicht der schwache Leib
> Dem fürchterlichen Stoß, und also siegt
> Die brüderliche Macht des Todes; — oder
> So stark im tiefen Herzen spornt die Liebe,

(stockt betroffen; liest mit wachsender Bewegung)

> Daß freien Willens selbst der Bauernsohn,
> Das zarte Mädchen mit erhobner Hand
> Die jungen Glieder strecken in das Grab.
> Und über ihr Geschicke lacht die Welt;
> Der mög' denn Frieden Gott und Alter geben!

Martino (zitternd). Was sagen Sie, Don Antonio?

Antonio (für sich). Hat dieses Blatt einen Sinn, so hat's nur Einen — —

Martino. Was murmeln Sie? — „Das zarte Mädchen mit erhobner Hand" — (Steht unsicher.) Geben Sie mir einen Stuhl. (Sinkt hin.) Das kann nicht sein. . . . Doch, doch; es kann sein. Sie hat keine Vernunft. Sie hatte niemals Vernunft!

Antonio. Fassung, Don Martino. Was Sie etwa auch fürchten, — ich verstehe Sie nicht: warum suchen Sie Donna Maria hier?

Martino (wischt sich den Schweiß von der Stirne). Ich weiß es nicht. Wo sonst? — Wir nannten sie „die Überspannte", Don Antonio. Sie lernte Griechisch. Damit fing es an. Damit fing es an! (von Rührung übermannt) Aber wenn man sie schon kennen lernte, als sie zur Welt kam! Ich stand im Nebenzimmer, Don Antonio, hinter der Thür, — hörte ihren ersten Schrei. (in Thränen lachend) Unmelodisch, Don Antonio! Keine Musik! Aber wenn sie jetzt singt mit ihrer holden Stimme, so denk' ich noch zuweilen an den ersten Schrei — (horchend, mechanisch fortsprechend) denk' ich noch — denk' ich noch — (fährt auf) das ist Donna Maria!

Antonio. Wo? (Martino faßt ihn am Arm, winkt ihm, zu horchen. Gedämpfter, weicher Gesang hinter der Scene. Martino horcht eine Weile; dann tritt er plötzlich hinten an die Thür, öffnet sie weit. Man sieht im Garten, unter dem Gebüsch an der Mauer, auf einer Rasenbank sitzend, Maria; Leopardi zu ihren Füßen, an ihr Knie geschmiegt, mit verklärtem Lächeln zu ihr aufblickend. Sie verstummt, erwidert zärtlich Leopardis Blick; Hand in Hand, still ineinander versunken, sitzen sie da.)

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen; Leopardi, Maria.

Antonio (halblaut, fassungslos). Ein Traum!

Martino (die Hände ringend). Heiliger Januar! — (gerührt) Sie lebt; sie lebt — (wieder entsetzt) Wie lebt sie!

Antonio. Still!

Martino. Ich kann nicht still sein. (laut) Maria! — Maria!

Maria (fährt auf, gleich Leopardi; besinnt sich, wo sie ist; bleibt dann an der Rasenbank stehn, ohne sich zu rühren). Die hier. Augen, die mich sehn. O Leopardi!

Leopardi. Maria —!

Maria. Hab' ich geträumt? Schloß ich denn nicht (nach

vorne rechts deutend) die Thür mit dieser Hand wieder zu? — Ich hab's vergessen. Traumseligkeit des Glücks ... Ach mein Gott! — Vergieb mir. Aus ist unser Märchen.

Martino (halblaut). Das ist nicht Maria das Kind. Ich hab' ein Jahr geschlafen oder zwei, und nun seh' ich sie wieder. (sich mit beiden Händen an den Kopf greifend) Mein Kopf! mein Kopf! Ich verstehe nichts! (laut) Donna Maria! (Will zu ihr hinaus.)

Maria. Bleibt, wo Ihr seid, Martino. Was führt Euch hierher? Nicht die Eine Stunde noch konntet Ihr mir gönnen?

Martino. Unglückskind! Ich ahnt' es! Ich stieg zu Eurem Zimmer hinauf, rief an Eurer Thür, brach mit Gewalt hinein, als Ihr nicht öffnetet. Das Kind fort — und nun hier! Graf Leopardi, womit habt Ihr sie verzaubert, was habt Ihr ihr angethan?

Leopardi (tritt vor; Maria bleibt an der Rasenbank stehn). Guter Don Martino, laßt uns unserm Schicksal und geht!

Martino. Was für einem Schicksal? — Donna Olimpia wird kommen — — Unglückseliges, wahnsinniges Kind! Das hat die Welt nicht gesehn! Der König, der Hof wird's nicht glauben! Die Welt wird's nicht glauben! (auf Leopardi deutend) Sehn Sie ihn an, Don Antonio; steht er nicht da wie ein Geist aus der andern Welt?

Antonio (für sich, erschüttert). Die fiebernden Augen glühn —

Leopardi. Ihr irrt, alter Mann. Hab' ich je gelebt, so lebt' ich heute. Geht! geht — — (Tritt plötzlich zurück, Olimpia erblickend.) Kommt auch Ihr?

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Olimpia.

Olimpia (von rechts; festlich gekleidet, geschmückt; in dichtem Schleier, den sie zurückschlägt). Ja, ich komme, Graf. Dachtet Ihr das nicht? — Vielleicht hat doch die Mutter noch ein Recht an ihr Kind. — Wo ist sie? (Erblickt Maria, die ohne äußere Regung im Garten dasteht.) Ist sie das? (Wendet sich wieder von ihr ab, den andern zu.) Ich habe sie nicht gesehn. Das ist nicht mein Kind —

Leopardi. Doch, doch, Donna Olimpia! Die Sie dort sehn, ist Ihr Kind. Denken Sie nun noch, sie dem Grafen Federigo hinzuwerfen?

Olimpia. Dessen Leben Sie durch Ihren Freund da bedrohn? (zieht ein geöffnetes Billet hervor; zu Antonio) Diese Botschaft von Ihnen fand ich bei dem Grafen. Ich hab' sie genommen, gelesen, Don Antonio. Habe drin gelesen, daß Sie beabsichtigen, sich dem Grafen Federigo an die Fersen zu heften, — wie Sie es nennen; daß Sie ihn hindern wollen, Leben und Ehre meiner Tochter zu vergiften, — wie Sie es nennen; daß Sie nicht ruhen wollen, bis Sie ihn im Zweikampf „unschädlich gemacht haben". —

Leopardi. Antonio! Du —!

Olimpia. Dieses Blatt ist mein; dem Grafen Federigo hab' ich es entrissen. Sie sind so weise, Graf, Sie kennen Ihr Jahrhundert und unser Neapel so gut: mit diesem Blatt in der Hand, das wissen Sie, kann ich Ihren Freund vernichten, sobald mir's gefällt. Ein Wort an den König, und den Mann, der dieses lebensgefährliche Billet geschrieben hat, — ich fürchte, den sehen Sie nicht wieder. Erfinden Sie dann die Maschine, die Ihnen zum Ersatz die Rolle des Freundes spielt!

Leopardi. Donna Olimpia! — — Nein, nein! Sie sind Marias Mutter; ein Ungeheuer können Sie nicht sein!

Olimpia. Wie stark Ihre Worte sind. Einen Mann vernichten, eh' er mir meinen Freund vernichtet, das trauen Sie meiner edlen Seele nicht zu? — — Doch vielleicht könnt' ich wirklich edelmütig sein, um Sie zu nötigen, Graf, es auch zu sein. Was man euch tollköpfigen Schwärmern mit Gewalt nicht abtrotzt, erzwingt man vielleicht durch eine erhabene Großmut, die euch beschämt — mit der ihr wetteifert — nicht wahr? Diese lebensgefährliche Urkunde — (zerreißt das Billet, läßt die Stücke fallen) da liegt sie. — Graf Leopardi, was werden Sie nun thun?

Leopardi. Heiliger Gott!

Olimpia (die andern anblickend). Wir sind „unter uns", wie mir scheint. Noch weiß es die Welt nicht, — das Unerhörte, das geschehn ist, das Unglaubliche. (voll Erregung lächelnd) Sehn Sie, wie gut oder wie vernünftig ich bin: ich hasse Sie, Graf, und doch gönn' ich Ihnen, was Ihnen die Tochter dieser kaltherzigen Aspasia zu liebe gethan hat. Besingen Sie's in stillen, dankbaren Gesängen — doch ohne sie drucken zu lassen — geben Sie mir mein Kind zurück und verlassen Sie das Königreich vor dem nächsten Morgen! mit Ihrem gefährlichen Freund! — Das ist wenig verlangt ... Antworten Sie! Graf Giacomo Leopardi, zögern Sie doch nicht! Sie verachten ja die Menschen, weil sie nicht edel und erhaben sind wie Sie; so werden Sie doch nicht dulden, daß ein Mensch wie ich, daß ein Weib Sie verachtet!

Maria (für sich). Gott! Gott!

Leopardi (die Hand am Herzen, für sich). Herz, ertrage noch das; dann thu, was du willst! (laut) Donna Olimpia! Und wenn ich ginge, was würde Maria geschehn?

Olimpia. Hab' ich Sie gefragt, was ihr hier geschehn ist?

Maria (fährt auf). Mutter —!

Olimpia (fortfahrend). So fragen auch Sie nicht. Geben Sie mir mein Kind; was ihr vom Himmel verhängt ist, das wird ihr geschehn!

Maria (tritt auf die Schwelle; schwankt; lehnt sich eine Weile gegen die Thür. Mit bebender, doch bald gefaßter Stimme). Mutter, wie Du irrst. Die Maria wär' ich wohl noch, die heut von Dir ging. Doch als ich von Dir ging, — Dein war ich schon nicht mehr. Als Du mich zwingen wolltest zur — Sünde an mir selbst — Vernichtung meiner selbst — da verlorst Du mich, Mutter. Nun zu Dir zurück? Nun, da ich hier an Einem Tag ein ganzes Leben gelebt? Da bei jedem Deiner Worte mir mein Herz gefriert? — Ach, wir kennen uns nicht. Halte mir die kalte Hand nicht hin; ich kann sie nicht fassen!

Martino (für sich). Das ist nicht Maria das Kind!

Olimpia. Die kalte Hand ... Soll sie auch warm sein, die Hand, die Dich züchtigen wird? (mit plötzlicher Wildheit) Blick mir nicht so ins Aug'! Du bist mein Geschöpf! Und sprichst Du auch hundertmal in fremden Zungen, die ich nicht verstehe, — mir gehörst Du doch noch! Martino, sagt es ihr, daß sie mir gehört! Sagt es ihr, daß ich sie geboren habe. Daß ich sie getragen. Sagt es ihr; sie hört ihre Mutter nicht!

Martino (zitternd). Maria —

Maria. Laßt es gut sein, Martino. Was Ihr sagen wollt, weiß ich auswendig; (auf ihr Herz deutend) ich hab's schon gehört! (zu Olimpia) Dein Geschöpf? Weil ich einst in Deinem Schoß lag — weil die Natur sich irrte, als sie auf diesem Baum mich wachsen ließ — weil ich ge-

rungen habe unter Schmerzen und Thränen, anders zu werden als Du — darum nun Dein Geschöpf? — Ich fühle mich nicht Blut von Deinem Blut. Mutter, gieb mich frei; (in erschütternder Bewegung) blind, ahnungslos hast Du mich geboren, gieb mich nun mit sehenden Augen meinem Schicksal hin!

Olimpia. Hat je eine Tochter so zu ihrer Mutter gesprochen? — Deinem Schicksal? Was ist Dein Schicksal? Daß Du einer hirnverbrannten Laune nachläufst und Deine Mutter entehrst? — Graf Leopardi! für Liebesglück, für ein langes Leben hat der Himmel Sie nicht geschaffen; das wissen Sie ja; sagen Sie's ihr doch! Predigen Sie ihr Vernunft, Sie Märtyrer der Vernunft! — Hab' ich darum so lange Jahre für die Meinung der Welt gelebt, jedes öffentliche Ärgernis gemieden wie den Tod, — daß nun mein Kind mich auf ewig lächerlich machen soll? — Sagen Sie's ihr doch: das soll nicht, das wird nicht sein! Lieber sterben, als das!

Maria (zu Leopardi). Sagen Sie mir nichts! — — Das ist's, was Dich quält. Nicht ob ich liebe oder leide, lebe oder sterbe, sondern ob die Verächtlichen darüber lachen! — Treibst Du mich so aus dem letzten Winkel Deines Herzens hinaus. Gott! Gott! Du weißt, ich kann nicht zu ihr zurück! (halblaut, auf die Mutter blickend) Ich weiß zu viel . . . (sich an Leopardi klammernd) Hier ist mein Fels. Hier lieber scheitern, als mich an euer Ufer retten!

Olimpia (beginnt im Übermaß der Erregung zu schwanken). Euren Arm, Martino. Führt mich also hinweg. Wir haben also gesprochen.

Martino. Maria! Kind! Euer letztes Wort —?

Maria. Guter Martino, geht!

Martino. Graf Leopardi! Sie haben uns nichts mehr zu sagen?

Leopardi. Was sie sprach, sprach der Gott in ihr. — Donna Olimpia! — Aspasia! (auf Maria deutend) Von diesem Anblick gehn Sie unerschüttert hinweg?

Olimpia (starr vor sich hin, ohne ihm zu erwidern). Bis zum König geh' ich, müßt' es sein. — Gutes Kind, sieh Dich vor! Ich komme wieder, und anders — — und wenn sie da drüben Avemaria läuten, so läuten sie Dir Willkommen! — War vielleicht noch ein Stück von Dir in dem allerletzten Winkel meines Herzens? So öffn' ich auch den. Schlüpf auch da hinaus. So; so; hinaus. Und nun hab' ich kein Kind mehr! (Stürzt nach rechts ab, dem Martino nach.)

Vierter Auftritt.

Leopardi, Antonio, Maria.

Maria. Mutter! — Gott! — Leopardi! (Wirft sich ihm an die Brust.)

Leopardi. Hab' ich Dich, Maria! Der Verfluchte die Verlassene — beide verloren, Maria — oder beide zu retten. Ich lebe; also kann ich's. Antonio, Bruder, hilf mir sie erretten!

Antonio (der, von Leopardis Anblick erschüttert, unwillkürlich zurücktritt). That ich Dir denn je weniger, als ich kann? — Sie werden wiederkommen; nicht mehr mit Drohungen, sondern mit Gewalt. Leopardi, was willst Du thun?

Leopardi. Wie er fragt! Mit ihr fliehn, sie retten, oder sterben. Ah! ich bin gesund. Ich fühle meine Kraft. Das Leben von zwanzig Jahren, um das mich mein Elend verkürzte, glüht und rollt und pocht nun in meinem Blut. (sie umschlingend) Hinweg mit Dir! Ist denn die Erde nicht groß?

Maria. Laß mich sterben, Leopardi; hab' ich nicht gelebt?

Leopardi. Sterben! Du! Nein, nein! — Nach Portici, ans Meer; dort kenn' ich den Schiffer Ambrogio, der für mich thut, was ich will; Botschaft hab' ich ihm schon geschickt durch den Stefano, er soll sich bereit halten; — bis an eine der Inseln führt er uns zu Schiff, von da finden wir weiter. Wollten sie mich nicht nach Deutschland berufen, als ich ein Jüngling war? Ein Jüngling, den sie einen Gelehrten und ein Wunder nannten — dessen Zukunft sie anstaunten — — Hab' ich denn keine Zukunft mehr? Ist dies nicht noch immer Leopardis Gehirn? Wenn mir damals bangte, mein Italien zu verlassen, in ihrem rauhen Norden hinzuwelken, — bin ich jetzt, mit meiner Maria, nicht stark? Ich bin stark, Antonio —

Antonio. Deine matten Glieder sagen mir, daß Du lügst. Töten wirst Du Dich —

Maria. Leopardi! Leopardi!

Leopardi. Still! Glaub ihm nicht. Er liebt keine Maria. Er kennt sie ja nicht, die aus dieser Lebensflamme heraufsteigende Kraft! Und bin ich denn arm? (an seine Stirn greifend) Die Schätze hier, seit dreißig Jahren gesammelt, die münzen wir aus. Alle die alten Entwürfe — (mit aufgeregtem Lächeln, die Hand am Kopf) Dieser Sarg giebt noch alles wieder heraus! — Antonio! (umklammert Antonios Arm) Und Du stehst noch da, — wie Don Martino da stand. Mensch, warum bist Du nicht fort, warum willst Du nicht helfen!

Antonio. Du fieberst. Du zitterst. Was soll ich thun?

Leopardi. Eilen sollst Du — — Einen Wagen — in aller Stille — an die Gartenthür; eh' sie wiederkommen. Einen verschwiegenen Mann dazu — — Im Wagen nach Portici, wir drei; Du mit uns. Geh, geh —

Antonio. Du schwankst. Ich darf nicht. Ich kann Dich nicht verlassen!

Leopardi. Geh, sag' ich Dir; geh!

Maria (flehend). Gehn Sie. Bin ich nicht hier? (halblaut, doppeldeutig) Irgend ein Gott wird uns helfen!

Antonio (in heftigem Kampf). Was für ein Gott? Ich sehe nur Einen — (für sich) der hinter ihm steht und hebt seine kalte Hand. (laut) Leopardi —

Leopardi. Geh!

Antonio (faßt leidenschaftlich Leopardis Hand). Leopardi! Wie ein Bruder hab' ich Dich all die Jahre geliebt. Giacomo! leb wohl! (Stürzt nach rechts ab.)

Fünfter Auftritt.

Leopardi, Maria.

Leopardi (starrt ihm nach). Leb wohl! (die Hand am Herzen) O Geduld, Geduld! Mäßige deinen Schlag. Dies ist die Schicksalsstunde, sag dir das; hör auf ihren Schlag, hämmre nicht gegen den Takt! — „Wenn sie da drüben Ave Maria läuten" — sagte sie nicht so — (Eilt nach rechts und verschließt die Thür.) Ich war ein zarter Knabe, die Starken verhöhnten mich; jetzt bin ich ein verzweifelnder Mann und fühle mich stark. Dieses süße Leben da klammert sich an meins; auf der weiten Welt bin ich ihr einziger Fels. Wer sie hinwegreißen will, ich töt' ihn! (Hat in den Wandschrein gegriffen.) Diesen Dolch — ich dachte nie fremdes Blut zu vergießen — doch diesen Dolch jag' ich ihm ins Herz!

Maria. Heiliger Gott —!

Leopardi. Ins Herz. Ins Herz — (Zuckt heftig; fährt mit der Hand an sein eignes Herz; sinkt in einen Sessel zurück.)

Maria (stürzt zu ihm hin). Leopardi! Du stirbst!

Leopardi. Nein, nein — nicht so vor der Zeit —

Maria. Giacomo! Giacomo!

Leopardi. Stimme, die noch Sterbende erweckt —

Maria. Giacomo! (neben ihm niedersinkend) Gieb mir Deine Hand. (Küßt sie.) Giacomo, was träumst Du? Gab ich Dir mein Herz, um Dich noch elender zu machen? Dich noch einmal hinauszujagen in die Welt, in den Sturm — Dich! Seele meiner Seele! Was will ich denn, als sterben mit Dir. Sag mir noch einmal, daß Du doch glücklich warst — glücklich durch mich — daß Du Dein Dasein noch segnest — und ich segne meinen jungen Tod. Was dachtest Du, das ich andres wollte. Für Dich gelebt, mit Dir sterben!

Leopardi (starrt sie an). Du! So jung —

Maria. Lernt' ich nicht von Dir? „Lieb' und Tod" — als das holde Zwillingspaar besangst Du sie, die besten Freunde der Menschen, die, miteinander geboren, miteinander uns trösten. Hab' ich das nicht gelesen diese ganze Nacht. Denkst Du, daß ich mich fürchte? Kennst Du nicht mehr Deinen eigenen Gesang?

> Und selbst das furchtsam scheue Mägdelein,
> Dem bei des Todes Namen schon
> Das Haar sich sträubte,
> Sie wagt aufs Grab und auf das Sterbekleid
> Den festen, den entschlossnen Blick zu richten,
> Wagt Gift und Eisen lang' und ruhig zu
> Bedenken, und ihr unbelehrter Geist
> Erfaßt die Herrlichkeit des holden Todes.
> So bildet uns der Liebe hohe Zucht
> Dem Tode zu!

Leopardi! Bin ich eitel? Mir ist, als sangst Du das für mich. Von mir, der Maria. (Zieht das Fläschchen hervor.) Kennst Du nicht mehr dies Gift, das ich Dir heute morgen nahm? Als Du es trinken wolltest, einsam und verzweifelnd, war der Tod nicht schön. Nun weißt Du, wie man Dich liebt. Lächelt er nun Dich und mich nicht an? Ich liege vor Dir; schmiege mich an Dich. Alles ist still; der Tag sinkt so hin. Fliehn? Wohin? Wo Du Ruhe hast; und Dein Weib mit Dir. Giacomo, Dein Weib! Dein Weib in Leben und Tod!

Leopardi. Ich hab' ein Weib! (Sinkt neben ihr hin, umklammert sie, drückt sie, außer sich, an die Brust.) Sag mir's noch einmal: mein Weib!

Maria. Giacomo —!

Leopardi. Nein, sag mir's nicht mehr; es tötet mich zu schnell. Maria! Maria! Ich hab' die Erde verflucht. Nun bist Du auf ihr, und mein Fluch fällt auf mein eigenes Haupt. Leben! Erde! Welt! Laßt mich sterben und im Sterben euch segnen!

Maria. Gieb mir noch einmal die Hand; Deine segnende Hand. O wie kühl! — Aber Du lächelst; wie süß. Bist Du glücklich, Leopardi? — Deine Stimme klingt, wie die der andern nicht klingen; thut so tief im Innersten mir wohl. Sag mir's noch: Du bist glücklich!

Leopardi (mit sich veränderndem Blick). Dunkel wird's, Maria; — doch wenn Worte Dir sagen könnten, wie das selig ist, was ich hier fühle — — Selig! Für die Glücklichen und für die Toten fanden sie ja dieses Eine Wort. O Tod, wie du nun lächelst. Diese Hand in meiner — Wonne ohne Kummer — — Menschen fassen es nicht. Aber Du sterben — nein! (sich aufraffend) Für Dich muß ich ja leben — — Antonio! Wo bist Du? Wann kommst Du? Es wird Nacht um mich. Antonio!

Maria. Was rufst Du Antonio; wir leben und sterben allein. (das Giftfläschchen hebend) Hier ist Lieb' und Tod —

Leopardi (entreißt es ihr). Du! Nein, nein! Leben sollst Du, holde, holde Jugend — (Die Stimme versagt ihm. Er zittert; steht wie horchend da; wendet langsam Kopf und Blick seinem Herzen zu; sinkt dann langsam zurück.) Wie es still wird, das hämmernde Herz. Das wär' also der Tod. Deine Hand, Maria; wo ist sie? Sie bebt. Laß mir Deine Hand!

Maria. Leopardi! Mein Leopardi! (Kniet neben ihm, umschlingt sein Haupt mit beiden Händen, wendet sein Gesicht zu sich her.)

Leopardi. Die Wasser treten ins Herz. Maria! — — Ich sterbe an meinem Glück. Über mir Dein Auge — Deine tröstenden Lippen — (Sie küßt ihn.) O! wie wunderbar ist ein letzter Kuß. Mein Leben lag schwer auf mir; Maria, nun segn' ich's doch; — wer nicht lebte, nicht litt, kann diese Wonne aller Wonnen nicht fühlen. Mein Weib — meine Erlösung — (Sie küßt ihn wieder.) Letzter; allerletzter! — Dein armer Giacomo dankt Dir — dankt Dir — (Stirbt.)

Maria (blickt auf ihn herab; stumm, ruhig, langsam nickt sie mit dem Kopf). Lächelst Du noch? Giacomo! Träumst Du auch in diesem Schlaf noch von Glück? — Unhold nanntest Du Dich; häßlich, sagten sie, seist Du; — mir bist Du schön. O Leopardi! (Küßt ihn.) Leben, ich? Wo sollt' ich noch leben? Mit wem? (Nimmt ihm das Fläschchen aus der geschlossenen Hand; trinkt das Gift. Das Abendläuten hebt an.) Wie stand geschrieben über Deiner Thür? „Wen die Götter lieben, der stirbt jung." Ja, sie liebten mich . . . Die Glocke ruft; doch nicht zu langem, langem, klösterlichem Sterben, — zu schnellem, befreiendem Tod. Unser Grabgeläute — — (Sie zittert.) Wie weh wird mir. Bang. Schmerz bis ins Gebein. War das das Leben, und ist das der Tod! — — Doch Leopardi war mein. (mit schwindender Stimme) Guter Martino, wirst Du um mich weinen? Weine nicht; Leopardi war mein. Mutter! — Aspasia! — — Nebel um mich her. Kalte Nacht. — Gott! Gott! Dies war keine Sünde! (Sinkt auf Leopardi; stirbt.)

Antonio (rechts an der Thür, draußen). Leopardi! — Leopardi!

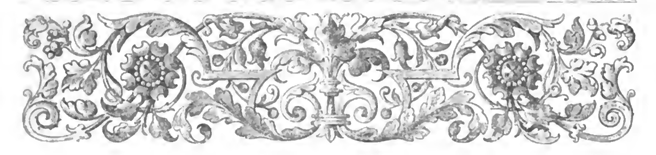
Olimpia (ebenso). Öffnet die Thür. Maria! — Öffnet, öffnet!

Antonio. Leopardi!

Olimpia. Sprengt die Thür! — Maria! (Schläge gegen die Thür.)

(Der Vorhang fällt.)





Grillparzer und Laube.

Von Josef Weilen.

II.

Im Folgenden finden sich nun zunächst die Briefe mitgeteilt, welche Laube über „Libussa" an Grillparzer richtete. Der erste dieser Briefe vom 3. April 1853 lautet:

Wien, den 3. April 1853.

Verehrter Herr?

Libussa hat mich doch sehr angezogen durch ihre innere Reife. Die Dialektik derselben, welche sie der Kategorie „Nathan" nahe bringt, wächst so natürlich aus dem Stoffe und verschlingt Mannes- und Weibesbestimmung mit Volks- und Staatsleben so eigentümlich, daß das Ganze wie ein völlig Neues anmutet.

Ich teile Ihre Ansicht, daß dem Stücke kein rauschender Erfolg erreichbar, aber ein Ehrenerfolg sicher ist. Noch mehr! Es hat so viel Wurzel und Keime von milder Weisheit, daß es ganz wie Nathan klassische Dauer auf der Bühne erhalten wird, wenn es reiflich vorbereitet erscheint.

Letzteres ist gerade diesem Stücke unerläßlich. Es hat zu viel Gehalt, als daß es leichthin einstudiert und abgespielt werden könnte. Die Schauspieler müssen den Inhalt verdaut, nicht bloß hinabgeschlungen haben.

Deshalb ist meine flüchtige Idee, es könne Frau Bayer die Rolle hier einstudieren, nicht ausführbar. Man braucht zwei lang auseinander liegende Leseproben und ein Vierteljahr Ablagerung im Sinne des Spielenden dafür. Gäben Sie mir also auch die Erlaubnis der Darstellung, so würde ich diese auf den Herbst erst ansetzen.

Das Manuskript, welches ich eben mitsenden wollte, halte ich noch einen Tag zurück, weil ich Sie selbst morgen zu sprechen hoffe und Ihnen vorschlagen möchte: mich eine gute und schöne Abschrift anfertigen zu lassen. Teils damit doch ein so wertvolles Gedicht nicht den Zufällen eines einzigen Exemplars ausgesetzt bleibe, teils damit ich mich sorgfältiger damit beschäftigen könne, wenn Sie für den Herbst die Aufführung gestatten.

Es versteht sich von selbst, daß die Abschrift sorglich in Ihre Hände übergeht, wenn Sie zunächst nicht von einer auch nur in die Ferne hin vorbereiteten Aufführung wissen wollen.

Meine Frau freut sich sehr Ihrer Zusage, ein Paar Abendstunden mit Hero-Bayer bei uns zubringen zu wollen, und bittet Sie: Morgen (Montag) abend um neun Uhr sich die vier Stiegen zu uns herauf bemühen zu wollen. („Stoß im Himmel" heißt unser Haus). Sie finden nur einen ganz kleinen Kreis.

Herzlich grüßend Ihr ergebener

Laube.

Im darauffolgenden Jahre schreibt Laube:

Wien, den 26. Jänner 1854.

Frau Bayer dankt herzlich, verehrter Herr, für Mitteilung der Libussa und bittet nun dringend um Zusendung der Rolle, damit sie lernen und sich fertig machen könne. Sie kommt Ostern zu einem fünfwöchentlichen Gastspiele.

Wie steht es nun mit Ihrer Erlaubnis? — Zweierlei haben Sie voraus bemerkt und erklärt: Wenn die hiesige Darstellerin (Fräulein Würzburg*) beim Publikum günstig angeschrieben stünde, oder wenn Frau Bayer die Rolle spielen wollte. Beides ist eingetreten. Fräulein Würzburg ist durch die Waise aus Lowood sehr populär, ja ein Liebling des Publikums geworden und Frau Bayer harrt auf die Rolle. Was darf ich nun thun? — Ich selbst bin außer Zweifel, daß das Stück mit Fräulein Würzburg wünschenswert und von jetzt in sechs Wochen zu geben sei, damit es Frau Bayer finde und durch ihr Gastspiel wieder auffrische.

Fräulein Würzburg paßt in ihren eigentümlichen Eigenschaften sehr gut, ja ganz und gar für die Rolle, und wenn die in allen Beziehungen dem Publikum widerhaarige Magellona-Genoveva den Platz behaupten und ehrenvollen Erfolg erringen kann nach sorgfältigster Vorbereitung und Inscenesetzung mit einer Schauspielerin, die für die Titelrolle nicht paßt, so müßte es doch wunderlich hergehen, wenn wir nach sechswöchentlicher Vorbereitung mit der unvergleichlich reiferen, dem Geschmack des Publikums sympathischeren Libussa nicht ehrenvoll und siegreich den Platz behaupten sollten.

Ich bitte Sie, Ja zu sagen, damit ich mit den jetzt disponiblen Kräften an die Vorbereitungen gehen kann.

Sagen Sie ärgerlich über die unablässige Zudringlichkeit Ja, aber sagen Sie's, wenn auch nur in einer Zeile oder mit einem Worte! Ruhe lassen wir Ihnen doch nicht mehr, und ich dränge gewiß nicht in Sie, wenn ich nicht eines guten Eindrucks für uns Alle sicher zu sein glaubte. Dieses verdrießlichen Ja's gewärtig Ihr treu ergebener

Laube.

Der Dichter zögert noch immer mit der Erlaubnis zur Aufführung. Laube will, wie es doch eigentlich bei einem theaterkundigen Bühnenleiter, der zugleich ein ehrlicher Mann ist, selbstverständlich keine volle Garantie, wie es Grillparzer forderte, für den Bühnenerfolg übernehmen. Frau Idnna Laube, die Grillparzer hoch verehrte, soll mit zu Rate gezogen werden. Das Resultat, infolgedessen die Aufführung damals unterblieb, berichtet das folgende Schreiben:

Wien, den 3. Februar 1854.

Ich habe gestern abend, verehrter Herr, die Libussa meiner Frau vorgelesen und folgendes Resultat erhalten: Die ersten drei Akte hielten uns in stetig aufsteigender wohlthuender Spannung und gefielen uns außerordentlich. Über deren günstige Wirkung auf dem Theater bin ich außer Zweifel.

*) Jetzt Frau Gabillon.

Der vierte Akt sinkt in der Steigerung. Der notwendigen Entscheidung näher gerückt, verweilen die Reden zu behaglich in der Ausführung der Details. Gleich die erste Scene ist zu breit, die dritte desgleichen; die wunderschönen Reden Primislaus' sind zu lang. In der letzten Scene, die beide vereinigt, ist auch eine Kürzung, noch mehr aber einige Zuthat nötig; ein dramatisches Hin und Wieder nämlich, in kurzen, den Abschluß ankündigenden Reden, welche eine größere Bewegung möglich machen.

In unserer theatralischen Hoffnung etwas betroffen ging's an den fünften.

Er versagte als letzter Akt und kann auch, wie ich glaube, nicht durch Kürzung und kleine Zuthat zu einem stand haltenden letzten Akt gemacht werden. Aber er kann als Nachspiel auftreten. An ein solches macht man ganz andre Ansprüche als an einen Akt.

Das eigentliche Stück wäre Aktus 2, 3, und 4; und von diesen wäre nur der 4. zu beflügeln. Der erste Akt erschiene als Vorspiel, der fünfte als Nachspiel. Ich halte dies nicht für etwas Äußerliches. Die Maßgabe der Form durch den Titel formt ganz still unser Maß des Anspruchs. Dies ist, wie Sie gewünscht, der wahrhaftige Eindruck, den ich gewissenhaft mir zu verschaffen gesucht, und von dem ich Ihnen nichts verschweige. Die Schönheiten sind mir bei dieser wiederholten Lektüre aufs neue so reizend entgegen getreten, daß wir außer uns wären, wenn es für die Bühne nicht erobert werden könnte. Aber wir leugnen uns nicht, daß zu dem Ende noch etwas geschehen muß. Ich warte ab, was Sie dazu sagen, und wenn Sie nach einigen Tagen mich nicht auf dem Bureau gegen zwei Uhr einmal aufsuchen wollen, so werde ich Ihrer habhaft zu werden suchen.

Mit besten Grüßen Ihr ergebener

Laube.

Laube, der seinen Lieblingen unter den Schauspielern gegenüber nicht immer konsequent in seiner Zuneigung blieb, wankte nicht einen Augenblick in seinem, von wahrer Verehrung erzeugten Streben, Grillparzer auf dem Burgtheater zu erhalten; und als er 1867 halb freiwillig, halb gezwungen aus der Direktion schied, glaubte er mit seiner Person auch die Dramen Grillparzers aus den von ihm so heißgeliebten Räumen verbannt.

Die jüngern Künstler des Burgtheaters, in welchem damals, war es doch erst drei Monate nach Laubes Rücktritt, die Erinnerung noch lebendig war, daß sie ihren Künstlernamen wie ihre Stellung zum großen Teile dem zurückgetretenen Burgtheaterdirektor verdankten, hatten Laube am 1. Jänner 1868 ein Album mit ihren Photographien überreicht, welches Grillparzer mit folgenden Zeilen eröffnete:

„Gerne geselle ich mich denjenigen bei, die Dir beim Scheiden ein anerkennendes Lebewohl zurufen. Wäre ich nicht selbst dem Abscheiden nahe, ich fügte ein „Auf Wiedersehen!“ hinzu.“ —

Der Dank Laubes erfolgte am Geburtstage Grillparzers in folgendem Briefe:

Wien, den 15. Jänner 1868.

Ich danke Ihnen herzlich, mein verehrter Freund, für Ihre wohlwollenden Worte auf dem Album, welches mir die Freundlichkeit meiner jungen Talente gewidmet hat. Sie sind mir eine sehr wertvolle Schrift. Und wenn ich sie ansehe, so meine ich die Inschrift an einem Tempel zu sehn, aus welchem wir vertrieben worden sind durch Hochmut und Unverstand.

Wir beide; wenn man's auch nicht eingesteht und Schande halber Ihre Stücke nicht ganz fallen lassen wird. Möge Ihnen Ihr heutiger Geburtstag so viel Stimmung geben als Sie brauchen, um mit einiger Genugthuung zurückzuschauen auf die poetischen Leiden und Freuden eines für uns so ergiebigen Lebens.

Wir haben Ihren besseren Teil gewonnen. Das möge Ihnen immerhin eine Genugthuung sein, wenn die alternde Lebenskraft Ihnen selbst nicht mehr genügt. —

Unter besten Wünschen für Ihr Wohl

Ihr ergebener

Laube.

Dies ist das letzte schriftliche Lebenszeichen, welches von der Hand Laubes sich im Nachlasse des großen österreichischen Dichters vorfand, aber nicht das letzte Dokument, welches uns die unverminderte Anhänglichkeit, die bei jeder Gelegenheit hervortretende Teilnahme des zurückgetretenen Direktors des Burgtheaters für seinen hochverehrten Grillparzer bestätigt. — Was Laube bei der unvergeßlichen Schillerfeier in Wien 1859 im Sofiensaale in seinem Toaste beim Festbankette ausgesprochen: „daß Grillparzer zunächst nach Schiller die Palme der Unsterblichkeit gebühre“, dafür trat er jederzeit, als Theaterleiter, als Schriftsteller, als Kritiker in die Schranken. Als er das Leipziger Theater übernahm, dachte er daran die Dramen Grillparzers dort einzubürgern, kaum hatte er sein Wiener Stadttheater errichtet, als er Grillparzer im Repertoir neben den Klassikern die gleichberechtigte Stellung anwies. —

Am 21. Jänner 1872 starb Grillparzer. Als ich Laube die Nachricht von dem Hinscheiden unseres gemeinsamen Freundes brachte, war er tief erschüttert, doch entfuhr ihm alsogleich die Frage: „Was geschieht mit dem litterarischen Nachlasse? — Haben sich die drei fertigen Stücke vorgefunden?“ —

Am 24. Jänner stand er am offenen Grabhügel und hielt, selbst tief ergriffen, folgende Rede, die eine mächtige Wirkung hervorrief:

Nur noch einen letzten Gruß an Deinem Grabe, Franz Grillparzer!

Abschied nehmen müssen wir für diese Welt, verehrungswürdiger Freund. Du warst ein guter Mensch, Wohlwollen für die ganze Menschheit lag warm an Deinem Herzen, Du verlangtest höhere Gefühle und Uneigennützigkeit in allen Handlungen, Du selbst, Du fühltest immer hoch, handeltest immer uneigennützig. Du warst ein hochbegabter Mensch in allem, der Genius war mächtig in Dir. Die Strahlen Deines Genius, einzelne Strahlen, bleiben; aber die Sonne, von welcher diese Strahlen ausgingen, Du selbst, der Du uns erquicktest bis zum letzten Tage Deines Lebens, Du selbst schiedest von uns auf immerdar! Auf immerdar!

Dein reiner Geist, Dein glänzendes Auge, Dein beredsamer Mund, sie sind geschlossen, man wird sie gleich mit Erde zudecken. Laß uns in diesem Augenblicke noch den Dank in Dein Grab schicken, den Dank für all das Große und Schöne, das Du uns geschenkt hast. Und nun fahre wohl, Du große Seele! Das Leben ward Dir oft schwer, sei Dir die Erde leicht! Fahr wohl, Franz Grillparzer!

Als uns beiden das Vertrauen der Grillparzerischen Erben die ehrenvolle Aufgabe zuwandte, die in dem lange strenggehüteten Pulte des Verewigten aufgehäuften Manuskripte durchzusehen und für eine, freilich etwas überhastete Gesamtausgabe zu ordnen, übernahm Laube die Durchsicht der dramatischen Manuskripte und bedang sich als Lohn aus, daß ihm gestattet werde, die nachgelassene Tragödie: „Der Bruderzwist im Hause Habsburg“ zuerst im Stadttheater zu bringen. —

In aller Heimlichkeit wurde von ihm das Stück für die Aufführung vorbereitet, und er that sich nicht wenig darauf zu gute, dem Burgtheater um einige Wochen zuvor gekommen zu sein. Daß die Aufführung und Inseeni-

rung auf „seinem" Stadttheater unvergleichlich besser war als im Burgtheater, stand, wenigstens für ihn, fest.

Und als Laube das Stadttheater aufgegeben hatte und ungebrochen, voll Arbeitskraft und Arbeitslust, wieder zur Feder griff, wußte er sich die Tagebücher und auf einzelne Blätter hingeworfenen Aufzeichnungen Grillparzers zu verschaffen, lebte sich in diese vergilbten Papiere ein, sichtete dieselben, ordnete sie in einem Buche: „Franz Grillparzers Lebensgeschichte", welches 1884, als letztes Werk des so fruchtbaren Schriftstellers, bei Cotta in Stuttgart erschien.

So hat bis zum Lebensende Laube für „seinen" Grillparzer gearbeitet, und doch: welche Gegensätze bilden diese beiden, Franz Grillparzer und Heinrich Laube!

Der grübelnde, menschenscheue, insgeheim und immer mit sich und der Welt grollende, konservative Österreicher und der revolutionäre Führer des jungen Deutschland, kampfesfreudig, rasch zugreifend, voll Selbstbewußtsein, meist selbst befriedigt von seinem Thun und Schaffen und rasch zuschlagend, wenn er einmal ausnahmsweise mit der Welt nicht ganz zufrieden war.

Franz Grillparzer in der Einsamkeit und wie in einem Fieber von einem inneren Drange getrieben, an seinen poetischen Gebilden spinnend und, wenn das zarte Gewebe fertig, es so lange als möglich der Welt verbergend — Heinrich Laube hingegen rasch im Wort wie im Schaffen, verstandesklar und zielbewußt, der seine schriftstellerischen Produktionen wie im Fluge hinwarf und sie, kaum daß die Tinte getrocknet, der Lesewelt übergab oder auf die Bühne hinstellte.

Franz Grillparzer, der Dramatiker, der den Besuch des Theaters ängstlich mied, dem die Luft hinter den Coulissen den Atem beengte, dem seine Gestalten anzusehen, wie sie beim Lampenlicht von den Schauspielern verkörpert wurden, nach seinem eigenen Geständnis „wie eine Verletzung der Schamhaftigkeit" auf das Gewissen fiel — und Heinrich Laube, der geborne Theatermensch, der auf den Brettern sich zu Hause fühlte, der im Dirigieren und Einstudieren von Stücken in seinem Lebenselemente war und dem die Begeisterung für alles, was mit der Komödie und den Schauspielern zusammenhing, bis zu einer krankhaften, fixen Idee geworden, der er bis zu seinem letzten Lebenshauche jedes Opfer zu bringen, keinen Augenblick zögerte . . . .

Und dennoch sind die Namen der beiden in der Geschichte des Wiener Burgtheaters enge verknüpft, und wenn einmal die Quellen eröffnet werden sollten, welche eine vollständige Biographie Grillparzers ermöglichen, werden in derselben die Verdienste, welche sich Laube um den größten österreichischen Dramatiker erworben hat, ihre eingehende Würdigung finden müssen.

Robert Franz.

Von Heinr. M. Schuster.

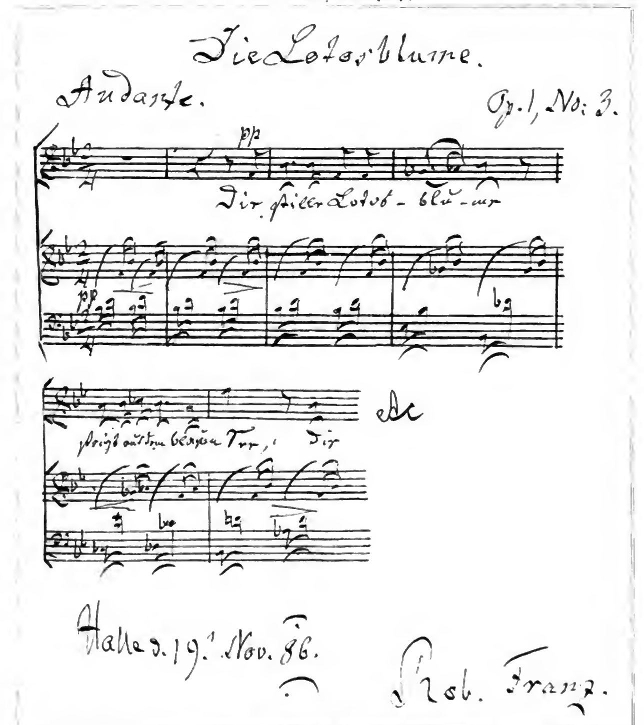
Von keinem andern Künstler fordert man heute so große Vielseitigkeit wie vom Musiker. Den Bildhauer beschränkt schon seine Kunst auf Darstellung menschlicher, daneben höchstens noch tierischer Gestalten, der Maler erlangt als bloßer Genre- oder Landschafts-, ja als Spezialgenre- oder Landschaftsmaler leicht großen Ruhm, ebenso in der Poesie der bloße Lyriker. Der Komponist hingegen soll sich fast immer in mehreren musikalischen Formen auszeichnen, um als voll zu gelten; eine Beschränkung auf die eine oder andere wird nicht wie bei den Schwesterkünsten als Talent besonderer Art betrachtet, sondern als geringeres Talent. Diese, gerade unter Musikern sehr verbreitete Ansicht hat einen Schein von Begründung, denn bei den verschiedenen Gattungen anderer Künste ist der darzustellende Gegenstand verschieden, während bei allen musikalischen Formen der Gegenstand, menschliche Empfindungen, derselbe bleibt; die Beschränkung, zumal auf „kleinere" Formen, scheint also von der Unfähigkeit zur Beherrschung größerer Formen, oder vom Mangel der eigentlich künstlerischen Begabung herzurühren. Dennoch ist dies ein großer Irrtum; die verschiedenen musikalischen Formen sind nämlich auch bei gleichem Empfindungsgehalt nicht bloß formell verschieden, sondern Erzeugnisse von verschiedenen Entstehungsarten der Empfindung, verschiedener psychologischer Prozesse, so daß die vorwiegende oder selbst ausschließliche Pflege einer einzigen Form nicht in geringer künstlerischer Begabung, sondern in besonders geartetem Seelenleben wurzelt, welchem zum vollen Ergusse nur diese Form entspricht. Gewiß steht derartiges Aussprechen eines tiefen Innern höher, als äußerliches Aneignen mehrerer Formen ohne Ausdruck eigentlicher Empfindung; man denke nur an Chopin. Immerhin hatte seine Kunstgattung, das einsätzige Klavierstück, eine Menge Unterarten, hingegen giebt es kaum solche für das einstimmige Lied mit Klavier. Gerade für dieses scheinbar beschränkteste Gebiet hat sich aber die vorhin dargelegte Anschauung in mehrfacher Hinsicht aufs glänzendste bewährt an Robert Franz, indem er, obwohl überwiegend Liederkomponist, doch für die gesamte heutige Tonkunst eine mehrfache und zwar eine Bedeutung ganz besonderer Art hat. Dafür spricht schon seit dreißig Jahren eine noch keineswegs abgeschlossene Franz-Litteratur, teils begründet, teils durch später veröffentlichte Privatäußerungen bestärkt von den größten neuern Komponisten der verschiedensten Richtungen: Schumann, Mendelssohn, Liszt und Wagner, fortgesetzt durch musikalische Schriftsteller: Ambros, Schäffer, Saran, Osterwald, Kretzschmar, Waldmann, Ehrlich u. a. Alle diese kommen in dem Geständnis eigenartiger Unwiderstehlichkeit der Franzschen Lieder überein, aber fast jeder findet darin noch etwas Neues, vorher nicht Gefundenes. Das Haupt- und Gesamtergebnis dieser bisherigen Betrachtungen wollen wir im Folgenden darstellen.

Wir beginnen ohne weiteres damit: Robert Franz

ist für die Liederkomposition und ihr Verhältnis zum Gedicht dasselbe, wie Richard Wagner für die Dramatik, ein Ausspruch, der nur in dieser entschiedenen Form neu ist, die wir aber selbst auf ein vorläufiges Mißverständnis hin wagen. Übrigens zeigen bei aller Verschiedenheit schon die Wege beider zu ihren Zielen eine gewisse Ähnlichkeit. Dieser zertrümmert ein hohles Gebäu und führt an seiner Stelle einen neuen stolzen Bau auf, jener entwickelt freilich ohne Zerstörung, organisch, aber auch vom Anfang aus; für beide sind überkommene Grundlagen der modernen Musik nicht die ihren. Denn bei sämtlichen Komponisten, bis auf Haydn zurück, bildet die Basis ihrer Setzweise auch in Gesängen der instrumentale, notwendigerweise einzelne Stimmen unterordnende, daher homophone Tonsatz, die Franzsche Setzweise hingegen ist nach Sarans überzeugender Darlegung aus dem rein vokalen Tonsatz des deutschen Volks- und Kirchenliedes, mithin aus derselben Wurzel wie die alte Musik bis auf Bach und Händel erwachsen und wie diese daher wesentlich in allen Stimmen melodieführend, polyphon. Denn allerdings schreiben die Neuern nicht ausschließlich homophon (man erinnere sich an Mozarts-Requiem und Jupitersymphonie), noch die Alten ausschließlich polyphon, aber im Gewebe ihres künstlerischen Wesens bildet bei den Neuern die Homophonie sozusagen das Fundament, den „Zettel“, die Polyphonie den bloßen „Einschlag“; dasselbe gilt sogar von jenen Neuern, welche auf Grund ihres Studiums der Alten eine moderne Blüte geistlicher und polyphoner Musik geschaffen haben, wie Mendelssohn und Brahms. Hingegen bei den Alten und bei Franz verhält es sich umgekehrt, somit haben wir schon eine zweite Bedeutung bei Franz kennen gelernt: unter den hervorragenden Komponisten ist er der einzige legitime Erbe des alten, von Bach und Händel gehandhabten Stils, eine Erbschaft, die er, wie kein anderer, erworben hat, um sie zu besitzen; auf ihr und auf ihrer Verwendung durch ihn beruht nämlich auch seine erste Bedeutung.

Denn keineswegs war diese Erbschaft etwas allein ihm Zugängliches, sie besteht noch heute im evangelischen Choral und Orgelspiel als Tradition für jeden Lehrer, Kantor u. s. w. fort, aber dieses herrliche Reis ist im Lauf der Zeiten entweder dürr geworden, oder hat Aftergewächse modern süßlichen Charakters getrieben, sowohl in weltlicher wie in geistlicher Vokalmusik. Um es zu einer neuen echten Blüte zu bringen, bedurfte es der Aufnahme durch ein Erdreich gleich dem, aus welchem es ursprünglich gekommen, d. h. durch eine ebenso hingebend innige, grenzenlose Selbstlosigkeit, wie die war, die es erzeugt hatte, aus welcher subjektiv genommen die geniale Begabung (wie das Licht aus der Wärme objektiv) und das geniale Erzeugnis gleichsam von selbst hervorgehen mußte. Denn nur aus diesem selbstvergessenen Drang, das Innere auszusprechen, nicht aus Eitelkeit und Gefallsucht ist das Volkslied hervorgegangen, und nur aus dem ganz gleichen Drang der religiösen Empfindung die große polyphone Kunst, indem es nur auf dieser Selbstlosigkeit als ihrem getreuen Ausdruck beruht, daß alle Stimmen gleich zu Worte kommen und mit derselben Entschiedenheit ihr Fühlen ausströmen lassen. Auf eine solche Natur, die mit gänzlichem Verzicht auf äußeren Erfolg die Kunst nur als unwillkürliche befreiende Kundgebung des Innern, das Leben als Hingebung ohne Belohnung auffaßt, stieß jene alte Tradition — zum erstenmale seit hundert Jahren vielleicht — wieder in Franz, der einmal dies selbst so ausspricht: „Sie kennen mein Princip, nichts zu machen, das ich nicht machen muß,“ der nur von diesem Drange der Tonkunst in die Arme gedrängt wurde und unseres Wissens nie, auch nur in Form eines eigenen Konzertes das Publikum zu persönlichen Huldigungen veranlaßt hat. Also künstlerisch ist allerdings der Keim des Franzschen Liedes von Saran richtig dargestellt, aber sein Wiederaufblühen ist nur ethisch aus der Wahlverwandtschaft des Franzschen Gemütes zu erklären, eines Gemütes, das eben als Überschuß der Kraft die Genialität gebiert, wie das des Andächtigen die Verklärung.

Während nun den alten Meistern das Wort Gottes und allenfalls noch die musikalische Kunst selbst in ihrer Reinheit den Gegenstand ihrer Hingebung bildeten, so daß sie auch für ihre persönlichen Empfindungen nicht Formen erfanden, sondern sie zu größerer Ehre der vorhandenen Formen in diesen aussprachen, wobei sie sie freilich mit einem früher unerhörten Leben erfüllten, war Franz vor allen von den Ideen und Empfindungen bewegt, welche in der Philosophie und Kunst unseres Jahrhunderts ihren Ausdruck gefunden haben, insbesondere von dem reichen, tiefen Naturgefühl und dem psychologischen Reichtum der neuern Lyrik. Mit dieser und dem alten Volkslied war ja ein Feld für das musikalische Schaffen gegeben wie nie vorher, es mußte alsbald ein Liederfrühling wie der Schubertsche, Schumannsche und Mendelssohnsche erblühen. So herrlich und überschwenglich reich nun die Fülle dieser Lieder ist, so bedeuten sie doch nur zum Teil ein Aufgehen der Musik in der Poesie, oder beider in einem höheren Dritten, hingegen bei Franz ist der Zweck die Verherrlichung der Dichtung und ihrer Idee, es ist stets im Anfang das Wort, und ist das Wort das A und O. Daher bleibt alles Unnötige weg, so fast immer, wie bei Wagner, Wortwiederholungen, daher rührt ferner die unvergleichliche Bündigkeit in kürzeren Gesängen, die nicht Schwäche, sondern Kraft, nämlich energischeste Konzentration der Empfindung und Erfindung bedeutet. Gerade in solchen Liedern tritt nämlich die Empfindung in besonders gesättigter Fülle und Stärke auf, in ganz eigentümlich tiefatmenden und vollausströmenden Melodieen, mit weitausgreifendem rhythmischen und tonalen Bau; noch mehr zeigt sich diese Konzentration als Kraft dadurch, daß sie oft in polyphoner Vereinigung mehrerer Melodieen besteht, also eine mehrfache Erfindung sogar zur Folge hat und außerdem noch eine herrliche Konstruktion, vermöge welcher in einem kurzen Lied von Franz oft mehr Melodieen stecken, als in zwei langen von andern. Das ist nämlich die Bedeutung der Polyphonie für das Gesamtkunstwerk in den Franzschen Liedern, daß vermittelst ihrer alle Stimmen an der Gefühlslebendigkeit der Dichtung teilnehmen und von ihr durchdrungen werden. Somit dient Franz dem Wort gerade durch größeren musikalischen Reichtum, aber in intensiver Weise, und stets verbindet er die Polyphonie mit der prägnantesten Deklamation, eng anschließend an den poetischen Rhythmus (sogar oft an die altdeutsche Metrik der Hebungen und Senkungen, was schon mißverständlich gedeutet wurde). Dennoch, ja gerade deshalb gestaltet er die Melodie mit größter Schönheit des Baues und belebt sie durch die



Teilnahme der übrigen Stimmen. Bald treten diese choralartig geschlossen, bald in figurierender Begleitung hinzu, oft aber in deutlicher Gegenmelodie (sog. gleichen Kontrapunkt), wodurch die Deklamation eine entzückende Kraft und Lebendigkeit erhält, so daß Franz hierdurch nicht nur eine wunderbar kontrapunktische und polyphone Begabung bewährt, sondern überdies dem Kontrapunkt eine früher als unmöglich betrachtete Bedeutung für das Lied gegeben hat. Jene Gegenmelodien aber auch Zwischenmelodien werden überdies sehr oft als durchgehende Leitmotive behandelt, was eine weitere wirkliche Ähnlichkeit mit Wagner bildet, sowohl im polyphonen Satz als im homophonen, welchen Franz besonders mit großer rhythmischer Wirkung und in längeren Liedern verwendet, von welch letzteren wenigstens jedes Opus mehrere aufweist. Stets ist so das Ganze voll Leben und bringt in Vor-, Nach- und Zwischenspielen so viel Verschwiegenes oder nur Angedeutetes zum Ausdruck, daß durch Franz die Dichtung in ihren innersten, der Sprache unzugänglichen Intentionen interpretiert und verwirklicht wird, somit Dichtung und Musik sich zum wahren Gesamtkunstwerk ergänzen, indem jede von beiden das ihr allein Mögliche dazu leistet.

Übrigens besteht, wie schon ersichtlich, eine Hauptleistung Franzens für dieses Gesamtkunstwerk in einer Geschlossenheit und Festigkeit der Form, welche durch das von ihr erzeugte Gefühl der Sicherheit und Befriedigung es in ganz einziger Weise ermöglicht, sich dem Inhalt vollständig hinzugeben und wieder am Hervorgehen jener Form aus dem Inhalt und an ihrer daher rührenden haarscharfen Kongruenz sich zu freuen. Die zweite aber besteht in einem Reichtum an Stimmungen, Stimmungs-

nüancen und Stimmungssteigerungen mit so deutlichem Ausdruck für jede, daß sie uns ordentlich wie platonische Ideen entgegentreten. Vor allem kommen Stimmungsarten vor, wie in gar keinen andern Liedern, jene zwiespältigen zwischen Freud und Leid, die, aus ernster Natur- und Selbstbetrachtung erwachsend, stets in den zahlreichen darauf bezüglichen Gesängen von Franz zum wunderbarsten musikalischen Ausdruck gebracht sind, meistens durch ein gleichfalls der alten Tonkunst angehöriges Mittel, durch die zwischen Moll und Dur stehenden, auch von Bach, Beethoven und neuestens von Bruckner so tiefsinnig verwendeten Kirchentonarten. Somit findet sich bei Franz eine Stimmungsskala vom neckisch Schalkhaften, wo gerade die Polyphonie die größte Rolle spielt, und luftig Romantischen bis zum tief Schwermütigen und unerbittlich Tragischen. Besonders bedeutsam ist aber der pessimistische, somit echt christliche und tief ethische Zug von Resignation in so vielen Liedern und die sittliche Reinheit und Hoheit in allen; Eigenschaften, die ihnen einen weit über das Künstlerische hinausgehenden Wert verleihen, ja sie zu ethischen Denkmälern des Jahrhunderts machen. Dabei aber erfüllt Franz die Wagnerische Forderung, daß die Musik weder Kokette noch Prüde, sondern ein liebendes Weib sein solle, aufs herrlichste, denn Liebessehnsucht, Leid und Freude ist gerade von ihm mit einer Glut und Überschwenglichkeit sonder Grenzen ausgedrückt, so in dem Liede „Habt ihr sie“ (op. 36, 6), wo wieder gerade die erregteste Empfindung in polyphonen Stimmführungen sich äußert, die in ihrem Organismus wie heißes Blut durch die Adern fließend erscheinen; oder in dem Liede „Rastlose Liebe“ (op. 33, 6), wo der Schluß „Alles vergebens“ unaufhaltsam wie Lava hervorbricht, ebenso die reine Freude an der Natur mit der rührendsten naivsten Herzinnigkeit und Kraft, und endlich findet sich das Steigern der Stimmung schon in bloßen Strophenliedern mit den einfachsten Mitteln, dann vermöge halbstrophischer Behandlung und am herrlichsten in durchkomponierten Liedern (besonders „Ein Tännlein“, wo der grandiose Schluß wirkt, als würde plötzlich mit hochgehobener Fackel ein Abgrund beleuchtet). Bei allem dem ist Tonmalerei nur dann gebraucht, wenn etwas Äußeres zugleich ein für das Verständnis der Situation nötiges Empfindungselement enthält, dann aber aufs herrlichste, und infolge von allem dem enthalten viele Lieder trotz des lyrischen Grundzuges doch die herrlichsten dramatischen, selbst epischen Momente, jedoch stets mit Bevorzugung des Innerlichen vor dem Äußerlichen, was an der Vergleichung von op. 52,2 mit der Schumannschen Komposition des gleichen Gedichtes (Der Soldat) recht deutlich wird.

Bei so feiner Empfindung ist es nun kein Wunder, daß Franz ebenso wie in den einzelnen Dichtungen, so in dem einzelnen Dichter ganz aufgeht, d. h. seine Individualität musikalisch so genau reproduziert, als hätte der Dichter selbst sein Gedicht komponiert oder Franz es gedichtet; somit wird auch eine Wesenseinheit des persönlichen Charakters im Kunstwerk geschaffen, wie durch Wagner in seiner Vereinigung von dichterischem und musikalischem Genie in einer Person. Ja man kann sagen, daß bei manchen Dichtern niemand so sehr zu ihrem Verständnis verhilft, wie Franz; manche, wie Heine, hebt er sogar auf höhere Standpunkte, überhaupt bietet er aber in seinen Liedern eine der auserlesensten Sammlungen bedeutender lyrischer Gedichte und hat dadurch manchen geehrt, der sonst wenig beachtet wurde, wie z. B. den so vortrefflichen, leider kürzlich verstorbenen Osterwald.

Liegt nun in all dem genug Beweis für die Hingebung als ethischen und künstlerischen Grundzug Franzens, so wird sie auch der oberflächlichsten Betrachtung klar dadurch, daß er die alte Kunst nicht nur im neuen Sinn verwendet, sondern ihre alten Meisterwerke durch Ausarbeitung der von den Komponisten nach damaliger Sitte nicht aufgeschriebenen Einzelheiten ergänzt hat in „ebenso getreuer und pietätvoller als genialer Weise“, wie Hanns Richter einmal sich äußerte, welche Arbeiten übrigens ebenso wie seine wenigen Chöre das Hinausreichen seiner Begabung über die Liedform beweisen. Seither ist es unmöglich, auch nur bei den Arien in Bachschen, Händelschen Werken u. dgl. von Veraltung zu sprechen, weil er das Detail, dessen Abwesenheit die Steifheit und Unbeholfenheit hervorrief, so organisch aus dem Vorhandenen entwickelt hat. Und diese vom großen Publikum zwar stets durch eine früher nie dagewesene Wirkung der von ihm ergänzten Werke anerkannte, aber doch eigentlich nie als sein Verdienst erkannte Thätigkeit, die so recht zur größeren Ehre anderer stattfindet, hat er Jahrzehnte lang mit Beiseitesetzung eigener Produktion geübt. Sowie er aber mit dieser (1878) im op. 48 wieder hervortrat, wurde er von Liszt begrüßt mit einem Wort, das auch wir als den treffendsten Ausdruck für seine Bedeutung zum Schluß aussprechen wollen, als „Fixstern musikalischer Lyrik.“

Kleine Aufsätze und Recensionen.

Samuel Taylor Coleridge und die englische Romantik. Von A. Brandl. Berlin, Oppenheim 1886.

Die vergleichende Litteraturgeschichte, der es freilich zur Zeit an der scharfen Abgrenzung ihres Arbeitsgebietes ebenso wie an fester Methode gebricht, wird in Zukunft eine schöne Aufgabe zu lösen haben, wenn sie die Erscheinungen im Geistesleben der modernen Kulturvölker zusammenfassend behandelt, welche den Titel ‚Romantik‘ tragen. Dieses eine Wort birgt zunächst schon in Deutschland, England und Frankreich ganz verschiedenen Sinn. Gemeinsam ist nur die revolutionäre Wendung gegen die herrschende Litteratur. Aber selbst diese tritt in Deutschland bei dem älteren ‚Sturm und Drang‘ viel deutlicher auf als bei der romantischen Schule, wie denn überhaupt jene Bewegung, aus deren unklarem Getümmel Herder, Goethe und Schiller aufstiegen, in manchen Punkten mit den englischen Romantikern verwandt ist.

Freilich entbehren diese eines Vorläufers wie Klopstock, eines Bahnbrechers wie Lessing, denen Cowper nicht verglichen werden darf, allein sie suchten doch auch die leere Form des absterbenden Klassizismus mit neuem Gehalt zu erfüllen, schöpften die Kraft dazu aus der Erweckung der alten Volkspoesie und bildeten damit die Form selbst wieder um. Finden sich deutsche und englische Romantiker in der Begeisterung für das Mittelalter und für das Naturleben nur teilweise zusammen, so rücken sie doch näher aneinander, indem sie hier wie dort den Boden aufpflügen für die Saat der subjektiven Poesie, welche rasch in die Halme geschossen, aber noch heute nicht zu vollen Ähren ausgereift ist.

Friedrich Schlegel und Samuel Taylor Coleridge werden wohl allein etwas Ähnlichkeit haben in den Gruppen Deutscher und Engländer, zu denen sie gehören. Beide sind die Theoretiker unter den Genossen, beide regen an durch freigebig ausgestreute Gedanken, schaffen jedoch selbst wenig, vermögen sich nicht zu ausdauernder Arbeit zu bestimmen, lieben das Unvollendete und fühlen sich nur bequem in der Form des Fragmentes, welches von der augenblicklich genial aufleuchtenden Kraft inspiriert wird. Doch darf man die Parallele nicht zu weit treiben. Überwog bei Friedrich Schlegel der wissenschaftliche Sinn, wenn auch mit freier Spekulation verknüpft, so empfand sich Coleridge zuvörderst und mit Recht als Dichter. Nur als solcher hat er auch bisher Eingang in die Weltlitteratur gefunden. Sein ‚Alter Matrose‘ ist, durch Freiligraths Übersetzung in Deutschland bekannt, obzwar nicht populär geworden, daneben blieb ‚Christabel‘ sein meistgenanntes Gedicht, wogegen mehrere andere seiner schönsten Poesien unverdient zurückstehen. Coleridge hat dem widerspenstigen Englisch den ‚süßen Wohllaut‘ des Verses abgerungen und eine Melodie in den Fluß seiner Sprache gezaubert, an der nicht bloß Walter Scott, Byron und Shelley, sondern noch die jüngste Dichtergeneration sich berauschten.

Aber England schuldet ihm noch mehr, vornehmlich die Anregung zu philosophischem Denken, Vertiefung des religiösen Gefühles, ein Erfassen der lebendigen Glaubenswahrheit, das in der broad church durch werkthätiges Christentum sich offenbart. Für England ist der Denker, der Laienprediger, der Lehrer Coleridge wichtiger als der Poet, und aus dem überquellenden Reichtum seiner Konversationen, die sich eigentlich als Monologe vor einem gewählten Publikum darstellen, von denen die ‚Tischgespräche‘ eine schwache Vorstellung geben, schöpft noch die Gegenwart; der Schriftsteller, welcher das moderne geistige Leben Englands am tiefsten aufgewühlt hat, Thomas Carlyle, fand bei aller Verschiedenheit des Wesens doch ein Vorbild in Coleridge.

Daß Coleridge sich durchaus in der Schule deutscher Philosophie und Ästhetik erzogen hat, daß er häufig die Ergebnisse deutscher Geistesarbeit nur nach England übertrug, anwandte, fortbildete, kommt mit Recht für das Urteil der Engländer nicht in Betracht, denn sein so weit gehendes Aneignungsvermögen wirkte fruchtbarer auf die geistige Entwickelung der Nation ein, als dies die beste Übersetzung der schwerfälligen Originalwerke von Kant und Schelling vermocht hätte.

So versteht es sich, wenn jetzt sorgfältigere Bemühung den Schriften von Coleridge und ihrem inneren Zusammenhange gewidmet wird. Aus dem Studium weitschichtigen Materiales ist die Ausgabe seiner Werke von Ashe erwachsen, für die Amerikaner hat Shedd eine vollständige Edition in sieben sauberen Bänden veranstaltet. Und in kurzem Zwischenraum sind nun zwei biographische Arbeiten über Coleridge erschienen: 1884 eine von H. D. Traill in der trefflichen Sammlung English Men of Letters, die John Morley leitet, 1886 das stattliche Buch von Alois Brandl (Berlin, Oppenheim).

Jedes der beiden Werke hat seine eigentümlichen Vorzüge. Das Buch Traills ist schon durch die Beschränkung des Umfanges auf eine besondere Lösung der Aufgabe gewiesen. Es bietet nichts Neues, stellt aber das Bekannte sorgsam, knapp, übersichtlich zusammen, verweilt auf einer ästhetischen Würdigung der Hauptwerke, schildert Coleridges Gespräche, seine Propheten- und Orakelrolle, und schließt mit einer resümierenden Erwägung der Verdienste des Helden. Praktisch angelegt, klar geschrieben, wird es diejenigen gut unterrichten, denen Coleridge unbekannt ist, und in das genauere Studium einführen.

Die Frucht einer sehr eingehenden Beschäftigung mit Coleridge ist das Werk von Brandl. Es ist um sehr vieles breiter und tiefer angelegt als das Buch des englischen Vorgängers. Es ist eigentlich die erste wissenschaftliche Darstellung von Coleridges Leben und Wirksamkeit. Es ist aus den Quellen gearbeitet, benutzt reiches, neues Material und sucht die historischen Zusammenhänge allenthalben darzulegen. Mit den modernen philologischen Mitteln wird die Genesis jedes einzelnen Werkes aufgedeckt und dieses vor dem Leser gewissermaßen aus seinen Grundstoffen neu zusammengesetzt. Ein bißchen leidet darunter die Schärfe der Umrisse, weil man sie unwillkürlich über den Details aus dem Auge verliert. Aber dafür zeigt der Verfasser den ganzen Stammbaum der Dichtungen von Coleridge auf und folgt den Verästelungen noch weiter hinaus. Was der irrlichternde de Quincey durch seine Andeutungen vorgearbeitet hatte, ist unwesentlich, zumal er von einer Auffassung gesättigt ist, die es ermöglichte, alles Ernstes Coleridge über Goethe zu stellen, — ein rechtes Zeichen der insularen Beschränktheit, der vor fünfzig Jahren in England noch die feinsten Geister unterworfen waren. Mit de Quincey war Coleridge die verhängnisvolle Leidenschaft des Opiumessens gemeinsam. Wohl aus Schonung für die freundlich mitteilende Familie hat Brandl nur wenig darüber gesprochen, freilich wird es dem Leser dabei nicht leicht, sich die zweite Hälfte von Coleridges Leben zu erklären. Diese Zeit ist überhaupt etwas zu kurz gekommen gegen die wenigen schöpferischen Jahre des Dichters, aber vielleicht war das gar nicht anders zu machen. Jedenfalls hat sich der Verfasser eifrig bestrebt, das für ein deutsches Publikum Undankbare dieses Stoffes zu überwinden, und hat sogar durch Neuprägungen von Worten, zu denen ich vereinzelte Anglicismen nicht zähle, durch eine gewisse jugendliche Energie der Sprache das Interesse weiterer Leserkreise doch wachzuhalten gesucht, wo es sonst über den Quellenforschungen erlahmen möchte.

So gewährt Brandls Buch ein ehrenvolles Zeugnis dafür, um wie viel ernster und eindringlicher das Studium der englischen Litteratur heute denn noch vor einem Menschenalter bei uns betrieben wird. Nicht bloß wir erwerben dadurch erst ein vertiefteres, wahreres Bild von Coleridge im geschichtlichen Zusammenhange, auch die Heimatsgenossen des Dichters selbst werden aus dieser umfassenden Arbeit die genauere Erkenntnis eines Phänomens gewinnen, welches eine der Grundvoraussetzungen des geistigen Lebens in dem England der Gegenwart in sich schließt.

Graz. **Anton E. Schönbach.**

Odin und sein Reich. Die Götterwelt der Germanen von Werner Hahn. Berlin, Simion 1887.

Die versunkene Götterwelt des teutischen Stammes steigt allmählich dichterisch wieder zu uns herauf. Versunken, oder in dunkle Gespensternacht verstoßen war sie ein Jahrtausend oder länger im Bewußtsein des Volkes, kaum beachtet selbst von den Gebildetsten, die wohl in Roms und Griechenlands, in Ägyptens und neuerdings auch in Indiens Tempeln Bescheid wußten, aber wenig mehr als ein paar Namen aus dem Kreise der Götter kannten, welche einst in den Wäldern, an den Strömen, Quellen und Meeresgestaden Germaniens verehrt wurden. Und doch, man darf es kühn behaupten, ist die Ausbeute an dichterischem Genuß nicht bloß keine geringere, sondern mannigfach sogar eine größere — im Vergleich zu dem, was uns die Fremde bietet, wenn wir uns nur mit vollem Sinne dem Anblick der Gestalten zuwenden, in welche unsere heidnischen Vorfahren ihre oft tiefen Naturanschauungen zusammendrängten.

Zu den Werken, denen das Verdienst zukommt, die Kenntnis des Asen- (und sagen wir gleich: des mit ihm in früher Urzeit verschmolzenen Wanen-)Glaubens wieder allgemein zu machen, gehört das oben genannte Buch. Eine Reihe vortrefflicher Schriften — darunter die Übersetzung des Nibelungenliedes mit geschichtlich-schönwissenschaftlicher Einleitung, ferner die „deutsche Poetik“, die „Edda“ und andere — sind dieser Arbeit von demselben Fachgelehrten vorangegangen. Diesmal hat er es sich zur Aufgabe gesetzt, „die Bruchstücke der Edda nach einer Gedankenordnung zu verbinden“, in einer für die allgemeine Leserwelt angenehmen, erzählenden Form ein Gesamtbild der germanischen Religion zu entwerfen. Um diese Verbindung von Bruchstücken zu erzielen, hat Hahn zuweilen eine „Abweichung vom Wortlaute der eddischen Schrift vornehmen, zuweilen auch Lücken ausfüllen“ müssen, und zwar mittelst eigener dichterischer Erfindung. Andere Anlässe zu Veränderungen hielt er für geboten, um Widersprüche in den überlieferten Darstellungen zu heben, denn — „die bedeutendsten Gottheiten sind es, von denen der alte Bericht Widersprechendes unmittelbar nebeneinander stellt.“

Mancher, der in diese Dinge tief eingegangen ist, mag geneigt sein, die Frage aufzuwerfen, ob das eingeschlagene Verfahren keine Nachteile habe, indem der mit den Forschungen nicht Vertraute in der Ungewißheit bleibe, was der germanischen Götterlehre wirklich zukommt, und was der Hand des neueren Darstellers. Es wird sich darauf nur antworten lassen, daß das Hahnsche Werk sich offen als teilweise Umdichtung giebt. Ähnlich hat ja auch Richard Wagner aus dem Nibelungenliede, aus unserem sog. „Volksbuch", und aus den betreffenden eddischen Gesängen, in welchen nordische Dichter unser Eigenstes erhalten haben, sich seinen Stoff zum „Ring des Nibelungen" zusammengestellt und dann dies und jenes hinzu- oder umgedichtet.

Es ist selbstverständlich schwer, von irgend einer Religion, die unter einer bunten Menge von Volksstämmen geherrscht, sich aber im Lauf der Jahrhunderte wiederholt umgewandelt hat, einen einheitlichen Begriff zu geben. Die unzweifelhaft germanischen Thraker Seuths, mit welchen der griechische Heerführer Xenophon das Trinkhorn bis zur Nagelprobe am Bosporus leerte, die Mannen Ariovists, auf welche Cäsar traf, die Sachsen Wittekinds und die nordgermanischen Völker, welche teilweise bis ins zwölfte Jahrhundert hinein ihrem alten Glauben anhingen, sind selbstverständlich in ihrer religiösen Entwickelung durch allerlei Wandelungen gegangen — ebensogut wie dies bei anderen Völkern geschah. Betrachten wir die verschiedenen Religionen näher, so finden wir fast regelmäßig, daß sie nicht aus einem Gusse sind. In die einfachere, vedische Naturreligion der arischen Eroberer Indiens sind Göttergestalten unterworfener, eingeborener Stämme aufgenommen worden. Daraus entstanden jene abenteuerlichen, vielarmigen, vielköpfigen Himmelswesen. Im hellenischen Pantheon erkennt man einige Nachbildungen aus ägyptischen, thrakischen und semitischen Ideenkreisen. In die römische Götterverehrung sind etruskische Namen und Bräuche eingedrungen; später auch gallische, ägyptische, persische u. s. w. Minerva ist nach einer etruskischen „Menerv" genannt. Babylonische Einflüsse, in früherer Zeit ägyptische und kanaanitische, sind unter den Hebräern nachgewiesen oder vermutet — abgesehen davon, daß sich die Spuren einer mit der Eingötterei im Kampf liegenden Vielgötterei (Jehovistische und Elohistische Lehre), wie auch von Schlangen-, Stein- und Baumanbetung aus älterer Zeit vorfinden. Ihrerseits hat die christliche Kirche aus dem Mithrasdienste und aus den religiösen Anschauungen bekehrter Bevölkerungen sehr vieles in ihre Gebräuche und ihre Legenden aufgenommen.

Mag nun auch die lange in abgeschiedener Waldeinsamkeit lebende germanische Welt in der Urzeit weit weniger von außen her beeinflußt gewesen sein als namentlich die um das Mittelmeer wohnenden, durch Schiffahrt viel unter einander verkehrenden Völker: ganz frei von allem Fremden wird sie sich in ihrem Götterglauben kaum erhalten haben können. Uralte Handelsverbindungen zu Wasser und zu Land, der „heilige Weg", auf welchem der kostbare Bernstein durch Germanien hindurch teils nach dem adriatischen Meer, teils nach den Balkanländern verbracht wurde, und ähnliche weitreichende, obwohl seltene Beziehungen können nicht ohne alle Wirkung auf die religiöse Entwickelung der Germanen geblieben sein. In einer alten obersächsischen Sage hören wir von einem Götzentempel, worin die Bildsäule eines schönen Weibes errichtet war, einen Myrtenkranz um den Leib, mit einer Rose im Munde, stehend auf einem Wägelchen, von zwei schwarzen Schwänen gezogen. Man konnte vielleicht die Angabe bezweifeln wollen. Aber da meldet der walisische Erzdechant Giraldus de Barri im zwölften Jahrhundert von dem Tempeldienste unserer nach Britannien gekommenen, eine Liebesgöttin anbetenden niedersächsischen Vorfahren. Turner schildert sie nach Giraldus so: „Eine sächsische Venus; sie wird dargestellt als nackt auf einem Wagen sitzend, mit Myrten ums Haupt, eine brennende Fackel in der Brust und das Bild der Welt in ihrer rechten Hand".

Unsere Freia-Sagen gehören zu den schönsten. Hierher zählt auch die in Tacitus' „Germania" berichtete, teils anmutige, teils schauerliche Erzählung von der Verehrung der Nerthus (irrtümlich früher „Hertha" genannt) auf einem Meereseiland und von ihren Umzügen durch Germanien. Gerade die Ausrottung des Freia-Dienstes wurde der Kirche am schwersten. Man mußte zu dem Mittel greifen, der Jungfrau Maria viele Züge der deutschen Liebesgöttin beizulegen. Die Gestalt aber, welche uns in jener obersächsischen Sage und in der Meldung über einen Venus-Dienst der Angelsachsen in Britannien begegnet, scheint wohl auf eine Verfeinerung zu deuten, in welcher fremde Einflüsse mitgewirkt haben.

Ein anderer Punkt ist hier zu nennen, der uns abhalten sollte, alte Glaubenslehren allzu einheitlich fassen zu wollen. Blicken wir auf ein Gestein, so dünkt es uns oft aus einer einzigen Schicht gebildet. Bei näherem Zusehen erkennen wir verschiedene Lagen; ja, manchmal ergiebt sich bei genauerer Forschung eine Anhäufung kleiner, durcheinander geworfener Muschelversteinerungen, die für den nicht sorgsamer forschenden Blick ein ebenmäßiges Ganze bilden. So ist es auch bei Glaubensformen. Hinter der Asen-Lehre, und mit ihr durchmischt, finden wir die Wanen-Schicht. Feueranbetung und Verehrung des Wassers sind da mit einander verbunden. Diese Lehren aber bildeten ursprünglich Gegensätze, Widersprüche; denn die Anschauung: es sei die Welt durch die Wirkung der vulkanischen Kräfte entstanden, lag einst in heftigem Streit mit der Meinung: das Wasser, die neptunistische Kraft, habe das Weltall geboren.

Durch die Religionen fast aller Völker lassen sich ähnliche Auffassungen verfolgen. Beinahe überall wird das Wasser als das große gebärende Element betrachtet. In der Edda aber hören wir, daß Asen und Wanen sich ursprünglich in blutiger Feindschaft bekriegten, jedoch schließlich nach hartem Kampfe, während dessen die Asen (d. h. die Licht- oder Feuergötter) nahe daran waren, zu erliegen, ein Ausgleich getroffen, also die entgegengesetzten Anschauungen von der Weltschöpfung in eine Glaubenslehre verschmolzen wurden.

Die Asen gaben den Wanen einen der Ihrigen als Geisel. Die Wanen stellten drei aus ihrem Kreise den Asen zum selben Vertragszwecke, nämlich den Seegott Niörd (vielleicht ursprünglich Gemahl oder Bruder unserer gleichnamigen Nerthus) und seine Kinder: Freyr und Freyja.

Damit war der Friede geschlossen. Über den Kampf heißt es in der Edda:

Gebrochen war der Burgwall den Asen;
Schlachtkund'ge Wanen stampften das Feld.
Odin schleuderte über alles Volk den Speer:
Da wurde Mord zuerst in der Welt.

Auf dem Titelblatte von Werner Hahns Werk sehen wir Wodan oder Odin (welch letztere, nicht ausschließlich skandinavische Namensform auch in unserem „Oden-Wald" noch erhalten ist) auf bildgeschnitztem Sessel mit dem Speer, mit Schwert und Schild sitzen, seine weisen Raben neben seinem Haupte, seine Wolfshunde vor sich. Wohl durch Versehen gab der Zeichner dem Gotte zwei Augen; denn schon in Urzeiten — wie die Vorrede selbst erwähnt — verpfändete Allvater bekanntlich das eine Auge, als er sich bei dem Riesen Mimir an der Quelle einen Wissenstrunk über die Uranfänge der Dinge holte. Wie bei anderen Völkern ist das die chaotischen Naturkräfte versinnbildlichende Riesengeschlecht älter als die Götter. Insofern vermag Mimir selbst Odin zu belehren.

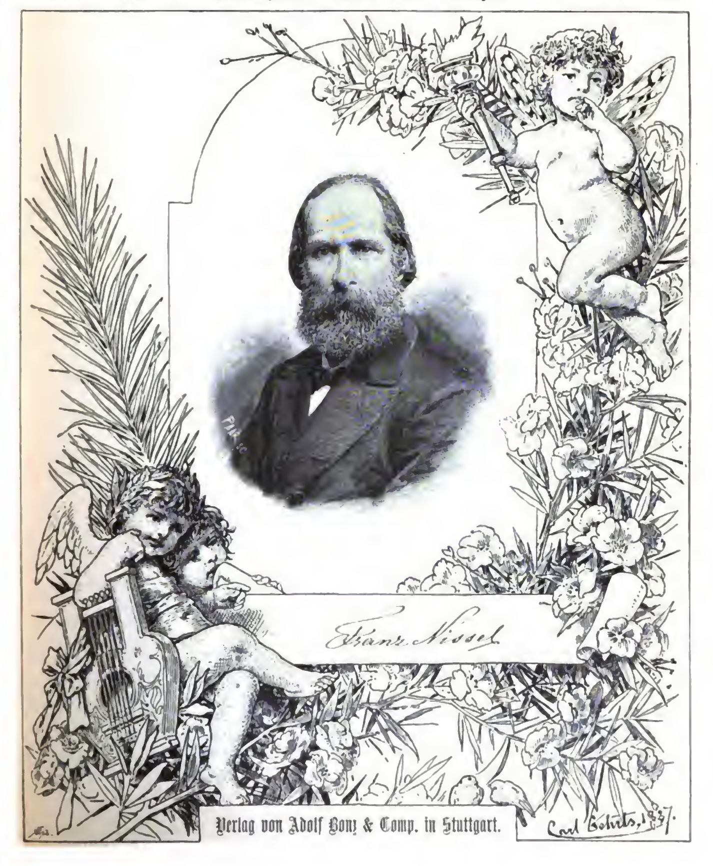
Nun zum Schluß nur noch ein Wort der besten Empfehlung dieses Buches für den größeren Leserkreis. Simrocks Übertragung der Edda, nebst ihren wertvollen Anhängen, schätzen wir nach mannigfacher Vergleichung mit dem isländischen Text weit höher, als es in der Vorrede zu „Odin und sein Reich" geschieht. Wünschen möchten wir aber, daß sich in denjenigen gebildeten Schichten, welche der Kenntnis der germanischen Götterwelt noch etwas fern stehen, ein Buch, wie das von Werner Hahn, allgemeinen Eingang verschaffen und damit die Anregung gegeben werde zu tieferem Eindringen dieser Leserkreise in die eigentlichen alt-germanischen Quellen.

London. **Karl Blind.**

Redigiert unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung. — Nachdruck, auch im Einzelnen, ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt.
Druck von A. Bonz' Erben in Stuttgart.

Deutsche Dichtung.

II. Band. 4. Heft. Herausgeber: Karl Emil Franzos. 15. Mai 1887.





Sprüche.

Von Paul Heyse.

Thu Wasser hinein
In der Dichtung Wein;
So wollen's die zahmen Gäste.
Auch Pindaros sang,
So hoch er sich schwang:
Das Wasser ist das Beste.

Die Menge genießt
Nicht unversüßt
Das Herbe, das Ideale.
Was alle beglückt,
Für alle sich schickt,
Ist ewig das Triviale.

*

„Wie magst du, statt nur Großes zu machen,
Mit kleinen, zierlichen Siebensachen,
Einahtern, deine Zeit verlieren?" —

Dünkte Cellini sich zu groß,
Nachdem er seinen Perseus goß,
Ein Salzgefäß zu ziselieren?

*

Wenn einer sich lang honett beträgt
Und plötzlich einen Purzelbaum schlägt,
Ein andrer sich stets verrückt gebart
Und gilt für weis und hochgelahrt,
Ein Backfisch noch mit Puppen spielt
Und mannstoll schon nach Freiern schielt,
Ein Fräulein, welk von Angesicht,
Verschämt vom Klapperstorche spricht,
Ein jeder lebt und liebt und haßt,
Wie's nicht zu seinem Charakter paßt,
Unglaubliches sofort geglaubt wird,
Das Unerlaubteste erlaubt wird,
Für witzig gilt ein schaler Tropf,
Kurzum, die Welt steht auf dem Kopf,
Daß man ein Tollhaus zu sehen meint,
Was sieht man? — Ein deutsches Lustspiel, Freund!

*

Ihr höhnt die Pedanten; doch bedenkt:
Nichts ist pedantischer als die Natur.
Lebt ihr nicht streng nach ihrer Schnur,
Wird's alsobald euch eingetränkt.

Mit problematischen Talenten
Hab' ich viel Zeit und Müh' verthan.
Sie fangen stets gar munter an,
Als ob sie Wunder verrichten könnten,
Wollen den Faust auf den Don Juan türmen,
Ikarus gleich zur Sonne stürmen
Und können dann, bei Licht besehn,
Nicht gehn noch stehn.

*

Ja könnte man nur endlich sehn
Hanswurst von den Toten auferstehn,
Im bunten ehrlichen Narrenkleid,
Grob und vergnügt wie in alter Zeit!
Denn da der deutsche Biedermann
Seiner doch nicht entraten kann,
Und, wenn er aus vollem Hals nicht lacht,
Das Stück nicht volle Häuser macht,
Sehn wir in hundert Masken dreist
Spuken den abgeschiednen Geist;
Ja selbst im „höheren" Lustspiel auch
Verspürst du seiner einen Hauch.
Dann schämt sich mancher im Publikum
Und raunt: 's ist doch auch gar zu dumm!
Doch morgen kann er im Blättchen lesen:
Es sei „ein Heiterkeitserfolg" gewesen.

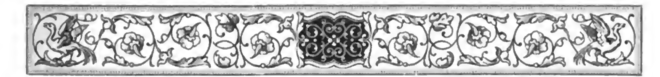
*

Irritabile genus.

Einen Hund doch zu betäuben
Pflegt man vorm Vivisecieren.
Soll sich der Poet nicht sträuben,
Dem sie prüfen Herz und Nieren?

Knurrt er oder zeigt die Zähne,
Heißt es gleich, er sei empfindlich.
Tief ins Fleisch ihm schneiden jene —
Lächeln soll er noch verbindlich.

Mögt ihr doch der Welt zum besten
Eure Diagnosen geben:
Der Patient, trotz der Gebresten,
Wird den Arzt noch überleben.



Sankt Elmsfeuer.

Novelle von Wilhelm Jensen.

(Fortsetzung und Schluß.)

Konnte es denn Wahrheit, Wirklichkeit sein? Frau von Holthof war Helene Freihold!

Konnte es denn sein, daß sie so verwandelt dastand? Und doch erkannte er sie jetzt in jedem Zuge.

Wie war es möglich gewesen, daß er es nicht mit dem ersten Blick gethan, wie ihn offenbar der ihrige erkannt?

Fragen, die ihn durchschossen, und Antworten, die gleich hinterdrein zuckten. Warum sollte denn das alles nicht wirklich sein? Er hatte sich äußerlich kaum verändert, und sie war aus dem mageren, lang aufgeschossenen Mädchen eine blühende Frau geworden. Die Naturanlage zu dieser körperlichen Entwicklung hatte offenbar als Erbteil von der Mutter in ihr geschlummert. Und der Name des Mannes, um dessentwillen sie „das Siegel des stummen Bundes gebrochen," war ihm nicht genannt worden, er hatte ihn auch nicht wissen gewollt. Irgend jemand war es, gleichgültig wer. Also Herr von Holthof hieß er. Selbstverständlich adlig und reich.

Es war alles natürlich begründet, nur die Begegnung hier ein zufälliges Geschehen. Und thöricht war's, daß ihm der besinnungslose Namensruf von den Lippen geflogen. Doch das konnte noch ungeschehen gemacht werden; er hatte alle Gewalt über sich zurückerlangt, verbeugte sich mit ruhiger Förmlichkeit und sagte: „Verzeihen Sie, gnädige Frau, ich täuschte mich und hielt Sie für eine andere."

Scheinbar gleichmütig wandte er sich ab und schritt in einen der dichtbelebten Gartengänge hinein. Das Zusammentreffen und Gegenüberverweilen hatte kaum eine halbe Minute gedauert, für die Umherbefindlichen war nichts Auffälliges darin gewesen. Und alles war im Grunde, den Thatsächlichkeiten nach, für die Vernunft unverändert wie eben zuvor.

Nur hatte Cajus Rehwoldt seine Absicht vergessen, das Gartenfest schon zu verlassen. Er mischte sich jetzt unter die in den Gängen auf und abwogenden Reihen, begrüßte da und dort Bekannte, tauschte einige Worte mit ihnen und ging wieder weiter.

Für die Vernunft war alles unverändert. Aber sie hatte keine Herrschaft über die Sinne, über die Phantasie, das Heraufströmen von Gedanken.

Vor seinen Augen blieb noch überall das wundervoll verwandelte Schönheitsbild des Mädchens, dem sein Herz sich hingegeben, als jenes noch in unscheinbaren Keimen verborgen gelegen. Dies zauberische Weib wäre jetzt seine Frau, sein Eigentum.

Die Vernunft mochte kühlen Gleichmut gebieten, doch sie besaß nicht Macht über den Herzschlag. Er drängte den Fuß dorthin zurück, wo die Augen sich nochmals mit jenem traumhaften Bild erfüllen konnten. Wie auch der besonnene Wille Widerstand leistete, in engerer Kreisbahn ward Cajus Rehwoldt wieder gegen den Tanzrundplatz hingezogen.

Nun stand er am Rande desselben, wie zuvor, und sein Blick flog über das flatternde Gedränge hin. Doch das blaue Sammtkleid befand sich nicht mehr darunter.

Hatte sie seinen vorherigen Vorsatz ausgeführt und um der unliebsamen Begegnung willen die Gesellschaft verlassen? Er suchte unter den Gruppen des Gartens umher.

Nein, da leuchtete die hohe, veilchenhaft schimmernde Gestalt doch aus einem der Wege. Ein Herr trat grade an sie heran und forderte sie offenbar zum Tanz auf. Sie lehnte ab.

Dem jungen Arzt kam das vorhin auf sie angewandte Gleichnis zurück. Er selbst war auch eine Mücke, die um eine Flamme schwirrte; er fühlte, daß er die brennende Qual der Vergangenheit in sich durch den Anblick Helene Holthofs wieder anfachte, aber er konnte nicht von ihm lassen. So wanderte er in demselben Gange mit ihr auf und ab, schritt hinter ihr und kreuzte sie beim Umwenden. Sie ging mit einer andern Dame und

schien ihn nicht zu bemerken. Ihr Gesicht hob sich während des Begegnens nie nach seiner Richtung; unfraglich mußte sie wissen, daß er ihr vorüberkomme, aber sie wollte ihn nicht sehen.

War es Scheu, einen stummen Vorhalt in seiner Miene zu treffen — oder ein Vermeiden der Kundgabe ehmaliger Bekanntschaft — oder vollste Gleichgültigkeit der Vergessenheit?

Wenn er hinter ihr drein folgte, wiegte sich über ihrem Nacken mit den Wellen eines weichen Geflechts das dunkelbraune Haar. Es war dasselbe, auf dem seine Hand einst nach der Lindenblüte getastet hatte. Ihn überlief's mit einem Schauer; vor seinen suchenden Fingern war sie fortgeschlüpft und er hatte sie unter dem lockeren Saum des Kleides aus ihrer warmen Zuflucht herausgeholt.

War das auch der nämliche Nacken, den er damals als geeignetes Modell für die topographische Anatomie erklärt hatte, um die Rückenwirbel zu zählen?

Er war Arzt und konnte den Körper vor sich genau anatomisch zergliedern. Er kannte jeden Einzelbestandteil desselben und seine Zusammenfügung, wußte, alles sei, nur vielleicht mit ein wenig abweichendem äußeren Schein, grad' ebenso wie bei tausend anderen ihres Geschlechts. Und er rief sich die dürrsten anatomischen Vorstellungen zur Hilfe, suchte, nichts als Objekte einer chirurgischen Behandlung vor sich zu sehen, doch umsonst. Seine Augen verweigerten ihre medizinisch ruhige Befähigung, wie der Herzschlag in ihm alle Wissenschaft seines Kopfes auslöschte. Nicht Krankheit, blühende Gesundheitsfülle, für die kein Arzt erfordert ward, bewegte sich vor ihm; die zaubervoll prangende Schönheit des Lebens ließ sich nicht als ein Gegenstand toter Demonstration betrachten.

Doch nun sagte die Vernunft ihm, er komme der Flamme immer näher, zu nah, er müsse von ihr fort, und alle Kraft aufbietend riß er sich los. Sein Fuß bog in einen Seitengang ab, ihr nicht mehr zu begegnen. Am Rande des großen erhellten Platzes sah er, allein, vereinzelt, zum Himmel auf, an dem da und dort Sterne aus zackigen Wolkenlücken herabflimmerten.

Dann drehte er sich einmal plötzlich um, ohne Anlaß, nur aus einem dunklen Gefühl, wie es manchmal einem Abgewendeten sonderbar kommt, als seien von rückwärts her Augen auf ihn gerichtet. Da traf er auf die schlanke Gestalt im veilchenblauen Sammet; sie hielt, von Fackellicht bestrahlt, an einer Wegbiegung an und vermochte zweifellos aus der Helligkeit um sie her ihn nicht zu sehen. Aber ihr Gesicht war mit großem, regungslosem Blick in die Richtung verwandt, wo er sich im Halbdunkel befand, und aus den Lidern hervor leuchtete ihm der nämliche sternartige Doppelstrahl entgegen, den ihre Augen in der Nacht besaßen, als die blauen Flämmchen auf ihrer Scheitelkrone sie geheimnisvoll leuchtend aus der Finsternis gehoben.

Was wollte er? Er wußte es nicht, dachte nichts. Aber er stand um eine Minute später vor ihr und fragte: „Sie tanzen nicht mehr, gnädige Frau?"

„Gewiß, wenn ich aufgefordert werde. Ich habe nur etwas ausgeruht."

Helene von Holthof antwortete es in höflichem Gesellschaftston, ohne irgend ein Anzeichen der Überraschung; aus der eilfertigen Bewegung, mit der sie ihren Arm in den seinigen legte, sprach eher, sie habe darauf gewartet. Doch sie wechselten kein Wort weiter, bis sie die Tanzstätte erreichten. Dann mischten sie sich in den kreisenden Wirbel.

Ja, was wollte er? Noch einmal im Leben mit ihr tanzen, als habe er nur schlimm geträumt und befinde sich wieder mit ihr in dem Gezelt auf der großen Vogelschießkoppel. Leicht, einer Schilfblüte gleich, schwebte sie an ihm; dicht vor seinem Gesicht hielten ihre Augen sich unablässig voll aufgeschlagen und sahen ihn fragend an. So ummaßen sie ein dutzendmal die Runde, dann rasteten sie, doch abermals ohne zu reden.

Wenn jemand acht auf sie gab, mußte Befremdliches in ihrem schweigsamen Beisammenstehn liegen. Dazu kam aus dieser Lautlosigkeit auch etwas den Atem Verschnürendes; der junge Arzt ertrug es zuletzt nicht länger und sagte:

„Ein seltsamer Zufall, daß wir uns hier wieder sehen."

„Er hatte es wohl als seine Pflicht erkannt, bei ähnlichem Festanlaß König und Königin zusammen zu führen."

„Sie haben sich sehr verändert, ich erkannte Sie kaum wieder."

„Es schien, denn Sie sagten, daß Sie mich für eine andere gehalten."

Die kurze Unterhaltung stockte von beiden Seiten. Statt solcher huben sie in stummem Einverständnis den Tanz aufs neue an; dann beendeten sie denselben wiederum und standen abermals schweigend nebeneinander. Nach einer Weile erst äußerte Rehwoldt:

„Nur in Ihrer Wortlosigkeit haben Sie sich unverändert wie damals erhalten."

„Wenn das ein Vorwurf ist, bedünkt mich, trifft er Sie gleicherweise."

„Es giebt Dinge, welche ohne Worte verständlicher gesprochen werden als mit ihnen."

„Doch sie verlieren ihre Glaubhaftigkeit, wenn das Wort sie niemals bestätigt."

„Das heißt die Wortbrüchigkeit befürworten."

„Unser Geschlecht muß auf das erste Wort warten. Wenn es nicht gesprochen wird, fällt dem Unterlassenden die Verantwortung seines Thuns zu."

Für etwaige mithörende Ohren der Nahstehenden war es im eigensten Sinne ein leichtes Wortspielgefecht, bei dem der Herr galant der Dame die letzte Erwiderung beließ. Sie unterbrachen dasselbe abermals durch einige Tanzrunden, nur dauerte es diesmal kürzer als vorher, bis sie wieder Rast hielten. Ungesprochene gegenseitige Übereinstimmung schien diese herbeizuführen, doch kehrte das Verstummen ihrer Lippen nicht mehr mit ihnen auf den Ruheplatz zurück. Die Unschlüssigkeit der Zungen war gebrochen, und Frage und Erwiderung, Wort und Gegenwort folgten sich.

„Ich fand die Krone, welche Sie damals auf dem Haar trugen, schöner. Freilich die heutige ist wertvoller, deshalb werden Sie dieselbe als Schmuck vorgezogen haben."

„Nicht mir, aber meiner Mutter gefiel er, und sie verlangte, mich mit ihm zu sehen. Sie liebt Edelsteine sehr."

„Der Tausch war allerdings zu einem Wechsel verlockend; Juwelen für ein Kinderspielzeug."

„Ich dachte, es gegen einen schlichten Goldreif einzutauschen, aber niemand bot ihn mir."

„Der Handschuh verbirgt ihn nur, Sie werden ihn von Ihrem Herrn Gemahl als Draufgabe empfangen haben. Ist er nicht mit Ihnen hier anwesend?"

„Bis jetzt nicht, vielleicht kommt er noch später; ein wichtiges Diner hielt ihn ab."

„Wichtiger als dies großartige Gartenfest?"

„Er hat seit Jahren oft ein solches besucht, und es läßt ihn gleichgültig, wie mich ein Diner."

Helene von Holthof versetzte es mit der leichten Miene einer Frau, die in der Konversation zufällig eine kleine Geschmacksverschiedenheit zwischen sich und ihrem Manne berührt. Doch während ihre Lippen es sprachen, sahen ihre Augen unbeweglich mit dem Sternglanz in diejenigen Cajus Rehwoldts. Nun wich er ihnen mit einem Wimperzucken aus und sagte rasch:

„Die Unsicherheit des Wetters ist bedauerlich. Wenn plötzlich Sturm und Regen in die bunten Lampions auslöschend herunterführe!"

„Das wäre beklagenswert, doch die Erfahrung lehrt, daß man an heißen Tagen auf einen Gewitterausbruch gefaßt sein muß."

„Vielleicht ist es eine besondere elektrische Spannung, die nur ein Sankt Elmsfeuer veranlaßt."

„Sie scheinen meine physikalischen Kenntnisse hoch zu taxieren. Doch zufällig hatte ich einen Lehrer, der mir die Bedeutung des Sankt Elmsfeuers erläutert hat."

„Auch seine Entstehung?"

„Durch elektrische Wechselwirkung."

„Und — darf ich weiter examinieren, gnädige Frau? — wodurch kennzeichnet es sich?"

„Es soll keine Wärme besitzen, nicht entzünden, schnell erlöschen."

„Soll? Das ist kein Ausdruck wissenschaftlicher Beobachtung."

„Doch der Wirklichkeit, die es einmal bewahrheitet und ihm im andern Falle widerspricht."

Die konversierenden Lippen hielten an und nur die Augen hafteten ineinander. Dann wiederholte der junge Arzt noch einmal mit halber Stimme: „Es soll keine Wärme besitzen — darf nicht, wäre nach physikalischem Gesetz wohl das richtigere Wort."

Frau von Holthof antwortete nicht mehr, sondern ohne daß er sie aufgefordert, streckte sie ihre Hand nach der seinigen und zog ihn wieder nach dem Takt der Musik fort. Doch schneller und schneller jetzt — unter dem funkelnden Diademreif hervor tanzte ihr dunkles Haargeflock mit um die Stirn, und in den Augen flimmerte und zitterte es wie von einem Rausch. Es kam Rehwoldt plötzlich zurück, daß er verwundert damals ihr Gesicht einmal so gewahrt und nicht begriffen hatte, welche sonderbare Lichttäuschung ihm das große Kind einen Moment fremd verändert erscheinen lasse. Jetzt verstand er's, daß er sich getäuscht, als er nur an eine Täuschung seiner Augen geglaubt; mit allem andern hatte auch leidenschaftliche Erregbarkeit schlummernd in der unentwickelten Mädchenknospe gelegen und war, sich selbst noch fremd, von der unbekannten stürmischen Bewegung des Körpers aufgeweckt worden, um flüchtig ihren Ausdruck über die Züge voraufzuwerfen. Nun aber verschwand dieser nicht wieder, sondern blieb als sichtbares Abbild ihres innersten Wesens, und ungestüme Leidenschaft, die nach Erschöpfung rang, riß sie zu betäubender Hast fort. So hatte er noch niemals getanzt; wie die Strahlengarben eines Feuerrades schossen ihm die heißen Blutwellen vom Herzen in alle Glieder aus. Dann war's jählings einmal, als ob mit einem Schlage alle bunten Lampions

verschwunden seien. Eine Wolke grad' über dem Garten zerriß und warf mit hundertfach stärkerer Leuchtkraft einen blendenden Flammenschein herab. Nur ein Blitzgezuck ohne Donner, alles in ein Meer von Glanzgefunkel eintauchend. Doch der junge Arzt gewahrte nichts von dem seltsamen Farbenspiel auf allen Gesichtern umher, ihm sahen aus dem blauen Lichtwunder allein die Augensterne Helene Holthofs entgegen. Von seinen Lippen flog ein Ruf: „Sankt Elmsfeuer!“ und die farbigen Lampen kehrten aus dem nichts, in das sie versunken gewesen, zurück und standen wie zuvor im Kreis um den Tanzplatz.

Die junge Frau aber hatte, als ob der Blitz sie getroffen, den Fuß angehalten und sagte: „Es ist erstickend hier, ich muß eine Weile in die kühlere Luft hinaus.“ An seinem Arm schritt sie in die belebten Gänge hinein, dann mehr dem dunkleren Rande zu. Sie gingen ohne Wort und er wußte nicht, ob er sie führe oder sie ihn; doch wer es thun mochte, jedenfalls widerstrebte ihm der andere nicht. Nur einmal kam's vom Munde Helenes: „Es regnet, wir müssen Schutz suchen.“ Er erwiderte: „Ja, Ihr Kleid würde verderben — drüben sind breitästige Bäume.“ Nirgendwo raschelte es auf den Blättern und kein Tropfen fiel vom ruhigen Gewölk. Doch sie glaubten es beide in gemeinsamer Täuschung zu vernehmen und gingen rascher der gedeuteten Richtung zu. Vor ihnen schimmerte es weiß im Gebüsch, und Helene Holthof ließ plötzlich den Arm ihres Führers fahren und lief vorauf. „Eine Schneeballe — ich will sie mir pflücken.“ Sie war verschwunden, suchend rief er: „Wo sind Sie?“ Ihre Antwort kam aus tief überschattetem Dunkel: „Es duftet hier nach Je-länger-je-lieber.“ Nun folgte er der Stimme, seine Lippen brachten mühsam hervor: „Und nach Lindenblüten, deucht mich.“ Er mußte erst nach Luft ringen, um hinzusetzen zu können: „Ich kenne den Duft, in meinem Schreibtisch liegt ein verwelktes Lindenblatt und eine verdorrte Blüte —“

Doch ehe er noch ausgesprochen, hielten in der beinah lichtlosen Gartentiefe zwei Hände die seinigen gefaßt, und aus fast atemberaubter Brust schlug es ihm entgegen: „Warum hast Du das gethan?“

Es war ein stürmisch wider ihn fliegender Vorwurf, eine Anklage. „Ich?“ antwortete er. Die Frage umwirrte ihm den Kopf; was sollte er gethan haben? Dann fügte er bitter nach: „Ich hatte an Lippen geglaubt, ohne daß sie gesprochen! Ich hatte mein Leben auf sie gebaut, denn ich war ein blinder Thor und hielt sie für wahr wie meine eignen.“

Da brach es mit leidenschaftlichem Überschwang von dem unsichtbaren Munde vor ihm: „Du klagst an? Ich habe auf Dein Kommen gewartet unter der Linde, wenn sie ihr junges Laub aufrollte und wenn sie die gelben Blätter abwarf. Immer war ich dort, und mein Herz schlug: Heut wird er kommen. Jede Frühlingslerche sang's mir, und der Herbstwind sprach's nach mit ihrer Stimme. Ich glaubte an Dich und baute mein Leben auf Dich — wenn Du das Gleiche gethan, warum kamst Du nicht?“

Ein Schauer durchrüttelte alle Glieder des Hörers. Sprach sie wahr? Er fühlte entsetzt im Innersten, sie that's. Dann trug sie nicht allein die Schuld, besaß in Wirklichkeit auch ein Recht der Anklage, sogar ein früheres als er. Was ihm natürlich, als Vernunft und Gebot erschienen, war wider die Natur, sinnlos, Versäumnis der höchsten Pflicht gewesen. Die Liebe folgte anderem Gesetz und forderte anderes Recht als die Besonnenheit sich weise dünkender Überlegung. Stotternd — denn zum erstenmal empfand er plötzlich die Blindheit seines Thuns — erwiderte er:

„Du warst ein Kind und ich ein gedankenloser Student. Was unter der Linde geschehn, ich begriff's noch kaum, wußte noch nicht, daß es fern von Dir wachsen und wachsen würde, mein Herz unlöslich an Dich zu binden. Und als ich's erkannt, stand's zugleich in mir, ich müsse noch ein anderer sein, um mich Deiner wert halten zu dürfen. In rastlosem Eifer wollte ich zu dem werden, was Du und die Welt von mir fordern mußten, ehe ich das Recht besaß, Dich an Dein stummes Gelöbnis zu mahnen. Vor meinem, vor unserm Ziel stand ich — da kam die Botschaft zu mir, daß ich es umsonst erstrebt —“

Jedes seiner Worte enthielt Wahrheit der verurteilenden Selbsterkenntnis und des heißen Trachtens, wie sie ihn damals erfaßt. Daß sie dennoch eine Verschuldung an der Liebe in sich geschlossen, durch die sie erzeugt worden, kam ihm heut erst zum Bewußtsein. Aber nun hatte er in sich den Stab über den Irrwahn seines Handelns gebrochen und fiel ihm das Recht zu, ihr die Anklage zurückzugeben:

„Warum hast Du das gethan?“

„Wußte ich denn, daß Du mich nicht vergessen, daß Du noch kommen würdest? Mußte ich nicht denken, bei Dir sei nur die Regung eines Augenblicks gewesen, was mich Dir für immer gegeben? Du konntest warten, weil Du eine sichere Stunde vor Dir sahst — zu sehen glaubtest. Aber weißt

Du, was warten heißt, wenn die warme Sonne tiefer und tiefer sinkt, wenn die Dämmerung kommt, das Dunkel, und die letzte Hoffnung in Nacht auslischt? Da wird das wunde Herz müd' und doch trotzig stolz zugleich, und der Kopf wird schwach und willenlos. Der andere kam, und meine Mutter wollte ihn. Ich war ihr zur Last und keinem Menschen auf Erden zum Glück. Doch hab' ich lang gegen ihren Willen gekämpft, nicht mehr mit Hoffnung auf Dich, nur wie ein Tier sich noch um einen Lebensrest in ihm wehrt. Aber der Tropfenfall der Tage bricht auch die Menschenkraft und macht sie zu Gleichgültigkeit und Stumpfsinn. So zahlte ich zum mindesten meiner Mutter den Dank dafür ab, daß sie mich großgezogen, um meinetwillen gedarbt hat, und auch mein Bruder segnet mich —"

Helene Holthofs Stimme schlug aus dem bitteren Ton der letzten Worte in den vorherigen zurück: „Es ist so — was streiten wir, wer die größere Schuld davon getragen?"

Ja, es war in der That so — kein Verhängnis, keine höhere Macht hatte sie auseinander getrennt, nichts als ein Mißverstehen und Verkennen auf beiden Seiten, so grundloser Art, wie es je der Alltagsgang der Dinge gebracht. Ein Wort zur rechten Zeit hätte alles nicht geschehen lassen, wie aus einer albernen Posse klang's. Und es wäre zum Auflachen gewesen, wenn es auch wie ein lustiger Schwank geendet und nicht ein doppeltes Lebensglück von ihm in Scherben zerschlagen vor beiden dagelegen hätte.

Sie saßen auf der Bank um den Stamm der Linde, von der vor einer Stunde die zu mächtig anschwellende Erinnerung den jungen Arzt fortgetrieben. Nun war alles noch ebenso — die Tanzmusik klang herüber, zwischen dem leicht bewegten Boskettlaub tauchten die bunten Lampensterne drüben auf und verschwanden, die Lindenblüten dufteten durch die schwüle Nacht. Nur pochte die Erinnerung jetzt in zwei Herzen dicht nebeneinander durch das tiefe Dunkel, und jedes wußte von dem andern, in ihm klopfe das gleiche namenlose Weh.

So saßen sie nun verstummt, doch auch während ihres gegenseitigen Anschuldigens und Rechtens hatten sie die Hände nicht voneinander gelassen. Die hielten sich fort und redeten, auch wie die Lippen schwiegen, lautlos weiter. Sie waren kühl gewesen und wurden heiß; sie hatten sich regungslos umschlungen gehabt und begannen zu zittern, in den Fingerspitzen ein Hämmern der Blutwellen anzuschwellen. Und auch das fühlten sie zusammen, wie zwei am Meeresstrande von der Flut Erreichten gemeinsam das Wasser atemraubend höher über die Brust emporsteigt. Diese stumme Sprache ward unertragbar, gleich der beängstigenden Stille vor einem Sturmausbruch. Cajus Rehwoldt brach gewaltsam das Schweigen:

„Ich glaubte, nur mein Auge allein könne Dich so gewahrt haben, und als ich's hörte, begriff ich jenen andern kaum. Doch wie ich Dich heut sah, ohne Dich zu erkennen — Du warst es nicht und bist es doch — was schuf Dich so anders an Leib und Seele —?"

„Ein Augenblick — eine Sonne, die in der Nacht auf mich fiel. Sie weckte auf in mir, was in meinem Herzen schlief, wovon es nicht wußte — die Sehnsucht — die Seligkeit der Liebe. Es war Dein Arm, der um mich lag — es war —"

Ohne Denken, übermächtig fortgerissen, zog er eine seiner Hände aus der ihrigen, und sein Arm legte sich wieder um ihren Nacken. Aber er traf nicht auf die mageren Schultern des Kindes mehr, ein siedender Strom durchschoß ihm die Finger. „Was war, Helene?" hauchte er kaum verständlich.

Sie antwortete nicht, sie rang mit der Übergewalt des Sturmes. Da floß ihm ein süßer Duft noch entgegen, von einer Je-länger-je-lieber-Blüte her, die sie vorhin gebrochen und wie einst an ihrem Kleide befestigt. Mechanisch bog sein Gesicht sich auf die Erinnerungsblume nieder, und seine Stirn streifte dabei über ein warmes, weiches Anschwellen ihrer unbedeckten Brust. So wiederholte er atemlos: „Was war, Helene —?"

Nun hemmte sie's nicht mehr. „Dein Kuß war's — meine Lippen schlossen sich vor ihm und wußten nicht, was er wolle. Aber er drang mir weiter bis zum Herzen herab, und es verstand ihn und zwang sie, ihn Dir zurückzugeben —"

Es war zu viel — keiner verlor zuerst die Beherrschung und riß den andern mit sich fort, beide thaten zugleich das nämliche. Unwiderstehliche Macht verschlang ihre Arme und schloß ihre Lippen aneinander. Doch nicht mit einem Kuß des Zagens und des scheuen Fragens wie damals; heißer Durst der Erkenntnis begegnete sich heut in ihm und suchte seine Glut zu löschen und steigerte sie nur höher. Auch wortlos wieder hielten sie sich, aber mit fieberirrem Schlag klopften beide Herzen laut vernehmbare und verständliche Sprache aus einer Brust in die andere hinüber.

Da fuhr Cajus Rehwoldt aus der Besinnungslosigkeit einer Minute oder einer Ewigkeit jäh auf. Sein Name war gerufen worden und klang im

Garten fort. Viele Stimmen tönten durcheinander: „Hilfe! Schnell! Zum Arzt! Der Doktor Rehwoldt ist mit hier! Wo ist er? Sucht! Ruft überall! Doktor Rehwoldt!“

Er sah verwirrt nach dem Lichtschein hinüber. „Es muß etwas geschehen sein — sie werden mich hier suchen. Was — Helene — was soll —?“

„Geh — und sobald Du kannst, finden wir uns hier wieder! Dann — dann wollen wir —“

Sie wußte nicht, was sie dann wollte, doch es galt keinen Aufschub, und sie selbst drängte ihn fort. Er lief taumelnd, fragte die ersten, auf die er stieß: „Was ist vorgefallen?“

Der Gärtner hatte bei dem Mähen des Rasens zur Vorbereitung des Festes irgendwo unvorsichtig seine Sense liegen lassen und einen schlimmen Unglücksfall dadurch hervorgerufen. Ein Herr — mutmaßlich vom Weingenuß ein wenig unsicheren Fußes — war darüber gestrauchelt und der Oberarm war ihm gewaltig von der scharfen Klinge durchschnitten worden. Man hatte ihn eilig aufgehoben und im Gartensaal auf einen Tisch gelegt. Das Blut überströme ihn, es scheine, Hülfe komme schon zu spät.

Vorwärts stürzend, stand der junge Arzt im nächsten Augenblick vor dem Verwundeten, den ein Halbkreis schreckerblaßter Gäste umgab. Er lag, weißgesichtig, mit geschlossenen Augen, eine kräftige Gestalt in den vierziger Jahren, die Züge um den Mund verrieten auch so noch den Lebemann. Die ersten Beihelfer hatten ihm den Rock ausgezogen und den Ärmel des Hemdes aufgeschnitten, aber ihre ärztliche Unerfahrenheit vermochte sich nicht weiter zu raten, der dringendsten Gefahr nicht zu begegnen. Die Blutfülle, die aus der breitklaffenden Wunde sprudelte, ließ zweifellos, daß die große Oberarmarterie durchschlagen sei.

Der Anblick des schwer Verletzten hatte ausgereicht, um Rehwoldt seine ganze Besinnung zurückzugeben. Im Nu hielt er mit der Rechten die Schlagader komprimiert, während die Linke seine Verbandtasche hervorzog. Der Hausherr fragte ängstlich: „Ist noch zu helfen, Herr Doktor?“

„Wenn die Unterbindung ohne weiteren Blutverlust möglich wird, hoffe ich. Es hat sich jedenfalls um Sekunden gehandelt.“

„Daß bei mir solches Unglück geschehen muß! Herr von Holthof ist erst später von einem Diner gekommen und hat wahrscheinlich nach seiner Frau gesucht —“

„Herr von Holthof —?“

Es war ein unwillkürliches Wiederholen des Namens, eine Frage der Überraschung, ein seltsames Hervorstoßen der Worte von den Lippen des jungen Arztes. Und zugleich hoben seine Augen sich auf, als suchten sie mechanisch nach etwas in der Ferne hinüber.

Da trafen sie grade vor sich, jenseits des Tisches auf einen veilchenblauen Glanz. Auch im Garten war der Name des Verwundeten erklungen und hatte Helene Holthof mit herbeieilen lassen. Selbstverständlich fiel ihr Recht und Pflicht zu, sich in die vorderste Reihe zu drängen. So hatte sie die Worte des Arztes von der drohenden Verzugsgefahr mit vernommen; sie stand lautlos, eine Je-länger-je-lieber-Blüte, die halb zerdrückt an ihrer Brust hing, hob sich von keinem Atemzug. Und nun begegnete ihr regungsloser Blick demjenigen Cajus Rehwoldts.

Nur ein paar Herzschläge lang war's, doch während derselben fiel alles Blut aus den Gesichtern beider herab, und totenbleich sahen sie sich entgegen. Ein Zittern durchlief den jungen Arzt vom Scheitel bis zur Sohle herunter, als ob ihn eine Ohnmacht zu fassen drohe; seine Hand, welche die Arterie komprimiert hielt, bewegte sich, wie von einem Fieberanfall gerüttelt. Dabei blickten die vier Augen sich noch über den wie tot zwischen ihnen Liegenden hinüber an, und wie sie sich einst auf dem Heimweg von der alten Linde, wie sich heut ihre Lippen wortlos verstanden, so sprach der stumme Gegenblick, keines Lautes bedürftig, von dem nämlichen Gedanken in beiden.

Die Stimme des Hausherrn unterbrach wieder die sekundenflüchtige Stille: „Kann ich Beihülfe leisten, Herr Doktor?“

Ein plötzlicher Schauder schlug leis hörbar die Zähne des Angeredeten aufeinander, doch der Ton der Worte hatte das ihm über die Augen heraufdrohende schwarze Schleiergespenst durchrissen, und klar, als ein wissenschaftliches Objekt lag ein Menschenkörper vor ihm, der die Kunst und Pflicht seines chirurgischen Beistandes forderte. Er erwiderte hastig: „Wenn Sie jetzt die Blutung hemmen wollen — durch festen, nicht ablassenden Druck hier — das Leben des Herrn liegt in der Festigkeit Ihrer Hand —“

Die Finger Rehwoldts zitterten nicht mehr, rasch begann er unter Assistenz eines andern Gastes mit seinen Werkzeugen die zurückgezogene Arterie zu suchen und die schwierige Unterbindung auszuführen. Doch der Erfolg bestätigte den Ruf, der ihm bereits als Wundarzt eine ungewöhnlich sichere und schnelle Hand beimaß. In überraschend kurzer

Zeit hatte er das zunächst Notwendige vollbracht; wie selbst von dem Gefühl der Erhaltung seines Lebens zur Besinnung geweckt, schlug Herr von Holthof die Lider auf und sagte schwach: „Ihre rasche Hülfe allein hat mich gerettet — ich fühl' es und werde Ihnen ewig Dank dafür wissen." Rehwoldt ordnete an, daß der Verwundete auf einer Tragbahre nach Hause geschafft werde, die allersorgfältigste Behandlung sei noch erforderlich, um einer Erneuerung der Lebensgefahr vorzubeugen. Nun sprach es neben ihm: „Und Sie werden mit uns kommen, Herr Doktor, um das weitere zu veranlassen —"

Es war die Stimme Helene Holthofs, die bis jetzt ohne Regung am Tische gestanden. Eine natürliche, fast selbstverständliche Annahme lag in der Frage, doch sie rief jählings das Zittern wieder in alle Glieder des Angesprochenen zurück. „Ich?" antwortete er tonlos, und seine Augen hafteten wie zuvor in denen der jungen Frau.

„Sie werden mich in meiner Lage nicht allein lassen — ich kenne niemanden — habe zu keinem andern Arzt Vertrauen —"

Weckte das Ineinanderschmelzen der vier Augensterne noch wieder denselben Gedanken auf, der vorhin beide Gesichter zu reinster Blutlosigkeit entfärbt hatte? Cajus Rehwoldt suchte eine ablehnende Erwiderung gegen die blühenden Lippen von den seinigen zu ringen, aber vergebens, er brachte sie nicht hervor. Eine Übermacht bog ihm den Kopf wie zu stumm einwilligender Verneigung.

Da scholl ihm eine Stimme von seitwärts entgegen: „Gottlob daß ich Sie noch finde, lieber Doktor. Sie hatten zum Glück zu Hause hinterlassen, wo Sie seien — ich bin eben mit dem Zug gekommen —"

Der junge Arzt sah auf und in das wohlbekannte Gesicht des Professors Friedrich Dedekind, der rasch fortfuhr:

„Um selbst in letzter Stunde Ihre Antwort auf meinen Brief zu holen. Es ist, wie ich es halb befürchtet hatte, ich muß schon morgen nach London aufbrechen, um dort noch Notwendiges zu beschaffen, und wenn Sie sich zu der Expedition entschlossen haben, müssen Sie mich dorthin begleiten."

Einen Augenblick starrte Cajus Rehwoldt den Sprecher noch gleich einer überirdischen Erscheinung an. Dann hob er mit plötzlichem Vorgriff die Hand nach dem Arm desselben, wie ein schon halb Versinkender krampfhaft eine im letzten Bewußtseinsmoment vor ihm auftauchende Stütze umklammert, und sein Mund stieß gewaltsam heraus:

„Auf meinem Tisch liegt ein Brief, der Ihren ehrenvollen Antrag angenommen und mich Ihnen in jeder Stunde zur Verfügung stellt."

Seine Brust rang einmal tief nach Luft, nun wendete er sich schnell gegen Helene Holthof zurück: „Sie hören, gnädige Frau, daß ich die Behandlung Ihres Herrn Gemahls nicht weiter übernehmen kann, denn ein bindendes Versprechen nötigt mich, die Stadt morgen für eine mehrjährige Reise nach Brasilien zu verlassen. Doch ich werde auf meinem Heimweg sogleich einen vertrauenswürdigeren Arzt als mich hierhersenden, unter dessen Obhut nichts mehr für Herrn von Holthof zu befürchten stehen wird."

Er vermied während des Sprechens, mit den Augen denen der jungen Frau zu begegnen; beim letzten Wort war's, als ob seine Hand sich zur Verabschiedung nach der ihrigen ausstrecken wolle. Aber wie von einer Furcht durchzuckt, hielt sie in der halben Vorbewegung inne, schlang sich statt dessen hastig fest in den Arm des Professors Dedekind, und kaum um eine Minute später trat der junge Expeditionsarzt mit dem letzteren eilig auf die nächtliche Straße hinaus.

* * *

Vor einigen Jahren im Herbst war's, daß die Eisenbahnfahrt mich wieder einmal durch die bekannte Gegend an der großen Koppel vorübertrug, auf der ich wohl um ein Vierteljahrhundert früher das mittelalterlich bunte Bild der Vogelgilde gewahrt. Sie lag völlig unverändert, doch etwas abwärts war ein Bahnhof entstanden, von dem eine kleine Anschlußbahn durch den Wald zu dem Gymnasialstädtchen hinführte; die Neuerung kam mir gelegen, da mich ein Anlaß zum Verkehren im letzteren nötigte. Nun sah ich auf den Straßen die bunten Schülermützen um mich, welche damals als farbige Pünktchen über den höher oder niedriger vom grünen Boden aufragenden Köpfen geflimmert hatten. Andere Kappen und andere Träger waren's heut, doch beide zweifellos noch die getreulichen Doppelgänger derer, die von der Zeit hier fortgelöscht worden.

Ein wundervoller Oktobertag lag über Stadt und Land, mein Geschäft in der ersteren war bald erledigt, und mir kam plötzlich der Gedanke, meiner uralten Freundin in der Gegend einen Besuch abzustatten. Es reizte mich, den Weg zu ihr ohne Beihülfe selbst zu finden, und ich schlug einen schmalen Steig in der Richtung gegen die Bahnlinie ein. Allein der Verlaß auf meine eigne Findigkeit erwies sich als etwas voreilig, ich geriet

bald in ein Geflecht hoher, alle Umsicht raubender Wallzäune und irrte ziemlich lange weg- und ziellos zwischen rotleuchtenden Pfaffenkäppchen und schwer nickenden, tiefschwarzen Brombeertrauben umher; da und dort rankte sich noch eine einzeln-letzte, übersommerliche Blüte des Geißblattes durch halb schon entlaubtes Gezweig. Dann indes gewahrte ich auf einmal über dem letzteren, beinahe mit einem Schreckgefühl, einen mächtig ragenden Wipfel dicht vor mir. Es mußte die alte Linde sein; ich schwang mich rasch auf den noch zwischen ihr und mir hingelagerten Heckenwall und zur andern Seite hinab.

Und sie war's; still, hoch und breit, nur bereits mit goldgelben Blättern, stand sie so, wie ich sie immer gesehen, in der einsamen, spätherbstlichen Feldmark. Doch es hatte sich vor mir schon ein andrer Gast unter ihrem Dach eingefunden, der bei dem von meinem Niedersprung verursachten Geräusch mechanisch den Kopf hob. Es war ein Mann, der vielleicht noch in den Vierzigern stehen mochte, aber der erste Blick ließ ihn mindestens um ein Jahrzehnt älter schätzen. Seine Gesichtsfarbe besaß das eigentümlich welke Aussehen der Leute, die viele Jahre lang in tropischen Zonen gelebt, und unter dem vollen, aschgrauen Haar lag in den hellen Augensternen doch ein schwermütigmüder Ausdruck. Er saß auf einem hochaufgebuckelten Wurzelknorren des Baumes, an den Stamm gelehnt; offenbar hatte ich ihn aus tiefem, weltvergessenem Nachdenken aufgestört, und aus seinem Blick sprach etwas, wie wenn er sich als den rechtmäßigen Eigentümer der alten Linde und mich als unbefugten Eindringling in seinen Besitz betrachtete.

So entschuldigte ich meinen plötzlichen Einbruch; er erwiderte mit ruhiger Höflichkeit kurz, daß ein Hierherkommen ja jedem frei stehe, und schwieg. Mich drängte es indes trotzdem, noch eine Begründung meines Hierseins nachzufügen, und ich sagte, daß der eigenartige Baum mit seiner ganzen Umgebung mich schon fast aus Knabenzeit her immer besonders angezogen habe. Der Fremde entgegnele sichtbar unwillkürlich: „Sie auch?“ und setzte nach einer Pause hinzu: „Und wodurch?“

Nun that ich meines häufigen Vorüberfahrens seit bald dreißig Jahren Erwähnung, wie mein Blick dabei einmal im Fluge drüben auf der großen Koppel das bunte Bild der Vogelgilde aufgefaßt, die mutmaßlich später von einem Gewittersturm überfallen worden, und wie ich in den Jahren darauf zweimal, im Frühling und Herbst eine lichtblau gekleidete Mädchengestalt hier unter der Linde gesehen, welche sich diesen Platz als Lieblingsaufenthalt erwählt zu haben geschienen, nachher indes nie wieder von mir wahrgenommen worden sei. Der Fremde zuckte bei meiner Mitteilung ein paarmal, wie von einem Kälteschauer überlaufen, zusammen, stand dann plötzlich auf und stellte sich mir unerwartet vor: „Dr. Rehwoldt“. Ich nannte ihm meinen Namen; er sah mich einige Augenblicke schweigend sonderbar an, danach frug er mit unsicherer Stimme: „Erinnern Sie sich etwa, wann es gewesen, daß Sie die Vogelgilde drüben gesehen?“

Zufällig konnte ich ihm mit Bestimmtheit das Jahr angeben, ein mir nicht verständlicher seltsamer Zug flog aus meiner Entgegnung über sein Gesicht, und er antwortete langsam: „Dann ist Ihr Blick damals auch über mich hingegangen — ja, in der Nacht kam ein Gewittersturm.“

Es liegt wohl in der Art schwermütiger Lebenserinnerungen, daß sie, durch ein sie berührendes Zusammentreffen lediglich äußerer Umstände mächtig überwältigt, unhemmbar zu einer Mitteilung, selbst einem völlig Fremden gegenüber, veranlaßt werden können. Wenigstens erzählte mir an jenem Nachmittag Dr. Cajus Rehwoldt wie einem langjährigen Freunde zuerst, was er an dem Tag des Vogelschießens unter der alten Linde und im Zusammenhange damit bis zum Antritt seiner Reise nach Südamerika erlebt. Dort war er nach dem Abschluß der Expedition bis jetzt als praktischer Arzt verblieben, erst vor wenigen Wochen nach Europa zurückgekehrt und hatte heute zum erstenmal wieder seit einem Vierteljahrhundert die Gedächtnisstätte unter der Linde aufgesucht. Er sprach das alles mehr vor sich hin, als für mein Ohr; wie er aufgehört, entschlüpfte mir unbedacht vom Mund, weshalb er gegen die ursprüngliche Absicht nach solcher Zeit erst heimgekommen sei, ob seine zoologischen Interessen, wie wohl zu vermuten stehe, sich in Brasilien noch höher gesteigert und ihn dort gefesselt hätten. Er blieb eine Weile stumm, als ob er meine Frage nicht gehört habe; dann antwortete er, mit reglosem Blick in die Feldweite hinaussehend: „Ich fürchtete mich noch vor der Lindenblüte.“

Die Sonne trat drüben jenseits des Bahndammes auf den Horizont, ein leichter Windschauer kam und rüttelte die überlebten Blätter des alten Baumes vom Gezweig; rings um uns schwebte es in dem roten Abschiedslicht des Tages langsam gelb zu Boden. Mein Gefährte streckte die Hand vor und fing eines der welken, herzförmigen Blätter auf, seine Augen betrachteten es einige Sekunden,

und kopfnickend sagte er: „Herbst und früher Abend — ich will es Helene Holthof bringen."

Mir entflog: „Lebt sie noch?"

Er sah mich an, und ein müdes Lächeln ging um seine Lippen. „Weshalb sollte sie es nicht? Ich lebe ja noch, und sie ist um fünf Jahre jünger als ich. Ein Arzt weiß, daß zum Sterben ein körperlicher Anlaß gehört; wir haben beide eine kraftvolle Naturmitgift erhalten. Aber der Herbst weiß auch, daß in dem Bringen eines welken Blattes keine Gefahr mehr liegt. — Es ist wohl Zeit, zur Stadt zurückzugehn."

Ich wollte ihm meine Begleitung nicht aufnötigen, doch er schüttelte zu meiner Mutmaßung, daß er wünschen werde, den Heimweg allein zu machen, den Kopf: „Ich war lang genug allein, und durch die Linde sind Sie mir, fast ist's mir seit unsrer Jugend, nicht fremd." Und er bat mich, ihn den Abend nicht einsam im Gasthof zubringen zu lassen.

Wir gingen; es begann rasch zu dämmern, wie er mich an den unveränderten Zaunwällen entlang führte. Er sprach nicht mehr, nur als wir durch ein Heckthor von dem Stoppelfeld abbogen, blieb er kurz stehen und legte seine Hand ein paar Augenblicke auf das alte, graue Holz. Da traten wir auf die große Koppel, über die der summende Abendwind strich. Aus dem Zwielicht hob sich von ihr etwas Schattenhaftes empor, das ich erst, wie wir nah daran vorüberkamen, als eine Vogelstange erkannte. Mein Begleiter hielt nochmals den Fuß und blickte zu ihrer Spitze hinauf; sie schimmerte um ein weniges heller als der untere Teil und ließ mutmaßen, daß sie vergoldet sei, doch undeutlich zerging sie in der dunkelnden Luft. Den Blick abwendend, sagte Cajus Rehwoldt nun: „Sankt Elmsfeuer ist selten, man sieht es höchstens einmal im Leben," und wir wanderten schweigend auf dem Weg zum Städtchen zurück. Als wir an den Waldsaum gelangten, sah er sich noch einmal kurz um; ich vermute, es war an der Stelle, wo Helene Freiholds ihm den Kuß zurückgegeben.

Auf dem Friedhofe.

Es dämmert schon, die Luft wird kalt,
Die ersten Sterne sprießen,
Des Totenwächters Glocke schallt,
Er will die Thore schließen.

Zwar eilt er nicht, er grüßt und winkt:
Nehmt euch nur Zeit, ihr Braven —
Die Glocke aber schwingt und klingt:
„Die Toten wollen schlafen!

Sie wollen keine Thränen mehr
Und keine Blumenspende,
Die Erde lastet nicht so schwer
Als Seufzer ohne Ende.

Es ruhn in ihrem letzten Haus
Die stillgewordnen Herzen
So gern, so gern in Frieden aus
Von allen Erdenschmerzen.

Des Himmels Tau fällt klar und leis,
Will ihre Hügel kühlen,
Doch Liebestropfen glühn so heiß
Und dringen ein und wühlen.

Geht heim, geht heim an euren Herd,
Nehmt hin in stillem Hafen,
Was euch das Leben noch beschert —
Die Toten möchten schlafen!"

A. Godin.

Der Frühling ist Herr.

Nun komm, mein Lieb, und küsse mich,
Der Frühling ist Herr über mich und dich!
Der milde Schein der sonnigen Welt
Hat rings in Liebe die Knospen geschwellt,
Ins Festkleid hat sich die Flur gethan,
Das Vöglein baut sich im Flieder an,
Die Veilchen duften im Wiesengrund
Und alles wird heiter und wird gesund.
Die Nacht im goldnen Sternengewand
Schicht ihre Zauber über das Land,
Auf weißem Flügel die Sehnsucht schwebt
Um jedes Herz, das in Liebe lebt,
Kein Sträuben ist mehr, nur seliges Finden,
Ein süßes Glühn, ein wonnig Empfinden,
Ein Glück, das im Glanze des Lenzes liegt,
Das über alle Gewalten siegt.
Drum komm, mein Lieb, und küsse mich,
Der Frühling ist Herr über mich und dich!

Fr. Xav. Seidl.





(Den Bühnen gegenüber Manuskript.)

Ein Nachtlager Corvins.

Lustspiel in drei Akten von Franz Nissel.

Personen:

Mathias Corvinus, König von Ungarn.
Banffy, Statthalter des Königs im Schloße zu Preßburg.
Etelka, seine Gattin.
Irma, ihre Schwester.
Ország, Zelény Gabor, Egervary, Takats, ungar. Edelleute.
Janos, ein Heiduck.
Teresi, eine Zofe.
Istvan, der Fischer.
György, der Fährmann.
Ein Husar.

Gefolge des Königs, Heiducken, Mägde, Diener, Husaren.

Zeit der Handlung: 1469. Schauplatz: das königliche Schloß zu Preßburg und eine nahe Donauinsel.

Erster Akt.

Ein kleiner Saal im Schloße zu Preßburg.

Erste Szene.

Etelka am offenen Fenster. **Irma** mit einer Arbeit beschäftigt.

Etelka. Komm, Schwester, komm und sieh, wie alles lacht
Im goldnen Schein der Sonne, wie es blitzt
Und leuchtet aus den Au'n! Die stolzen Wellen
Der Ister sind's, die solchen Zauberglanz
Ergießen ins Gefild.

Irma. Was kümmert's mich?

Etelka. So grämlich — meine übermüt'ge Irma?!

Irma. Den möcht' ich sehn, der hier nicht grämlich würde!

Etelka. Bin ich es?

Irma (ironisch, die Nase rümpfend). Du? — Nun freilich,
Du — Du schwelgst
Im Glück der jungen Ehe. Du lebst nur
Dem Gatten. Was entschädigt mich dafür,
Daß auch für mich die Welt zusammenschrumpft —
In diese Wände? — Frommt es, auszuspähen,
Wie schön sie ist — ? — (aufs Fenster deutend mit einem tiefen Seufzer) Da draußen! — Wir — wir sitzen
Ja doch, wie Vögelchen im Käfig, hier
Im hohen Schlosse von Preßburg gefangen,
Als wären wir — Du nicht die holde Gattin,
Ich nicht die kleine Schwägerin des edlen
Und mächt'gen Banffy Niklas, sondern höchst
Gefährliche Verbrecher, Staatsverräter,
Die er mit Sorge hütet.
(mit nach oben gerichteten Augen und gerungenen Händen)
Eifersucht!
O Eifersucht!

Etelka. Bist Du wohl still!

Irma. Gieb acht,
Daß Du nicht allzukühn dem Sonnengott
Zum Kuß die Stirne beutst! Weh uns, erfährt
Es Dein Gemahl. Ein dunkler Vorhang wehrt
Noch heute ihm den Weg auch zu uns Ärmsten,
Der jedem Sterblichen ja schon verwehrt.

Etelka. Du malst in grellen Farben.

Irma. Leugn' es nur,
Wenn Du vermagst, daß außer Deinen Mägden
Und einem alten, lahmen Hausheiducken,
Zu Schanden wo gehau'n im Türkenkriege,
Kein Mensch den kecken Fuß zu setzen wagt
In diesen streng verpönten Teil des Schlosses.
O hätte es Dein tapfrer Gatte nur
Geahnt, er würde noch in spätern Jahren
Ein Weibchen in die Eisenarme schließen,
Was gilt's, er hätte in der letzten Schlacht
Mit eigner Hand den Großvezier gefangen
Und sich als Preis der Lösung nur bedungen
Ein Dutzend schwarzer, häßlicher Eunuchen,
Sein künftiges Gemahl ihm zu behüten. —
Du lachst? — Ich würde weinen vor Verdruß,
Ja, zweifeln an des Mannes Liebe, der
Mir kein Vertrauen schenkte.

Etelka (mit fast heftiger Wärme). Zweifeln? Ich?
An seiner Liebe? Sagt nicht jeder Blick
Aus seinem Auge, mich verzehrend, mir,
Daß Liebe ihn verzehrt? Durchschauert es
Mich nicht, wenn mich sein Arm, sein Heldenarm
Umfängt und ich es fühle, wie er zittert?
Pocht nicht sein Herz in ungestümen Schlägen
Mir, an dem meinen ruhend, laut es zu —
Ja, kreischt nicht selbst der Geier Eifersucht,
Der es zerfrißt, dies arme Herz: „Die Lieb'
Zu dir ist's, die ihn rasend macht!“? —

Irma. Hör auf!
Besiegt schon geb' ich mich. Nur seine Liebe
Und ihre Glut hör mir zu schildern auf!
Hui! wie das lodert hell empor, daß ich
Oft fürchten muß, Euch gleich verkohlt zu sehen
Und selbst mit anzugehn in Eurer Nähe.
Dir, keusche Jungfrau, sei's geklagt! — Und wollt'
Ich auch die Augen schließen, nicht zu sehen,
Wie der gewalt'ge Mann zu Deinen Füßen
Gleich dem verliebten Tauber girrt und schnäbelt,
Der Diele Dröhnen, wirft er drauf sich nieder,
Der Sporen Klirren, dann die schweren Seufzer,
Der lauten Küsse Sturm verrieten mir
Die Gluten seiner Liebe und dies hoch
Erhabne, heldenwürd'ge Schauspiel.

Etelka. Still!
Ich duld' es nicht, daß Du des edelsten

Der Gatten spottest. Launenhaftes Mädchen!
Wie schnell warst Du bereit, mit uns zu gehen,
Als Banffy, kaum vermählt, der Heimat mich
Entführte, auf sein einsam stilles Schloß
Mich brachte tief im Lande überm Wald!
Wie drängtest Du Dich selbst den Schwestern vor,
Als sein für mich so lieb bedachter Wunsch
Mir zum Geleit die traute Freundin suchte!

Irma. Nun ja — ich that's — und hatte meine ganz
Besondern Gründe —

Etelka. Wie?

Irma. Es hat mich doch —
O nur zu bald, zu bitter nur gereut.
O Gott! wie war ich froh, als der Befehl
Des Königs kam, der Deinen Gatten nach
Preßburg berief, die Grenzwacht ihm zu halten
Und einen Teil des Heeres hier zu sammeln,
Das gegen Podiebrad nach Böhmen zieht.
Wie jubelte ich auf: „Ins Leben, in
Die Welt hinaus und unter Menschen!" — — Ja!
Schön angeführt! Aus der Verbannung nur
In enge Haft. Da war's noch lustiger,
Als hier, im Land der Bären und der Wölfe!

Etelka. Hab nur Geduld! Es wird schon besser werden.
Sind wir doch erst seit wenig Tagen hier!

Irma. Ich gebe jede Hoffnung auf — auch die,
Von ihm zu hören —

(Sie bricht, sich auf die Lippen beißend, ab.)

Etelka. Ihm? Von wem denn? — Du
Errötest — stockst? — Was hast Du?

Irma. Nun — gestanden
Muß es doch einmal sein. Wie — wenn, mit Dir
Zur Einsamkeit verurteilt, ich sie doppelt
Empfände, weil ich, selbst von Sehnsucht krank,
Dich Sehnsucht stillen sehe, während ich
Vergebens seufze?

Etelka (sehr lebhaft). Krank? — An Sehnsucht? Du?
Ist's möglich? Meine spröde Irma? — Du —
Du liebst, hast schon Dein Herz verschenkt? — Wer ist
Der Glückliche? — Ich kenn' ihn? — Nein?! — Und kenne
Die jungen Edelleute alle doch,
Die über unsres Vaterhauses Schwelle
Jemals den Fuß gesetzt!

Irma. Der mich gewann,
Hat nie sich ihr genaht. Im Edelhof
Der Tante lernte ich ihn kennen, fern
Der Heimat.

Etelka. Doch warum nicht kam er dann
Zu uns, um Dich zu frei'n?

Irma. Ach, er ist arm,
Ob auch aus edlem Blut. Du aber weißt,
Wie stolz der Vater ist, wie hoch hinaus
Er mit uns allen will.

Etelka. Und wo verweilt
Nunmehr Dein Freund?

Irma. O daß ich selbst es wüßte!
Gewiß hat er den Vorsatz ausgeführt
Und sich dem Heer des Königs angeschlossen.
Durch tapfre Thaten will er mich gewinnen.
Indessen mocht ich auch nicht müßig gehen —
Deshalb — zumeist doch — bin ich Dir gefolgt;
Denn das empfahl der Huld mich Deines Gatten,
Der über unsern Vater viel vermag.

Etelka. Ja, Du hast recht. Wenn eines Mannes Einfluß
Dir helfen kann, ist es der seine, Banffys.
Glück auf! und preise Du die günst'gen Sterne,
Die in der Schwester Arme ihn geführt!
Doch still! Er kommt.

Zweite Scene.

Vorige. **Banffy.**

Banffy (die Arme öffnend). Etelka!

Etelka (fliegt auf ihn zu und an seine Brust). Teurer Freund!

Irma (bei Seite). Nun geht das Schnäbeln wieder an!

Etelka. Du bliebst
Heut lang im Lager.

Banffy. Dir zu lang — auch Dir?

Etelka. Was schüttelst Du den Kopf?

Banffy. Ich bin ein Thor,
Daß ich noch zweifeln kann an meinem Glück.
Doch ist es mir noch immer wie ein Traum —
Und zu erwachen fürcht' ich.

Etelka. Sieh! es hängt
Am Hals Dir treu und fest.

Banffy (sie liebkosend). O wiederhol
Es mir! Es klingt so lieb von Deinen Lippen.
Ist's möglich, daß es solche Freuden giebt,
So unermeßlich hohe Lust — und ich
Es nicht geahnt bis jetzt? — O wiederhol
Es immer mir, bis ich es fassen lerne! —
Dies zarte Händchen da! wie kommt es nur
In diese hartgestählte Faust, wie mag
An dieses wetterbraune Antlitz nur
Sich diese Rosenwange legen? O
Wie weich, wie voll dies dunkle Haar, indes
Das meine zu ergrauen droht! — O wie
Vermochtest Du, in Jugend herrlich prangend,
Dich zu vermählen dem, der unter Kämpfen
Den Frühling längst versäumt und nun der Eiche,
Der halb entlaubten gleicht, der knorrigen,
Die mancher Blitz gestreift?

Etelka (eine Narbe an seiner Stirn küssend). Das läßt ihr gut,
Die stolz noch ragend jedem Sturme trotzt!

Banffy. O nur beschwicht'gen willst Du meine Sorge,
Ich danke alles Deiner Himmelsgüte —
Sie zu vergelten weiß ich nicht. O lehr
Es mich! Ich möcht' Dich auf den Händen tragen,
Dir aus den Augen lesen jeden Wunsch.
Du aber giebst nur, giebst und forderst nichts.

Etelka. Weil ich an Deiner Seite nichts vermisse.

Banffy. Nichts da! Du sollst mich lehren, Dir zu geben,
Daß ich so bettelarm mir selbst nicht scheine.
Was soll ich thun, Dir schaffen? Sinne nach!
Begehr den Mond! Ich reiß ihn Dir vom Himmel.
(fast heftig) So rede — rede doch! Ich will's.

Etelka (mit einem Blick auf Irma, die ihr hinter dem Rücken Banffys lebhafte Zeichen macht). Nun denn —
Vielleicht — das heißt, nur, wenn Du drauf bestehst —

Banffy. Gewiß.

Etelka. Laß uns hinaus.

Banffy (stutzend). Hinaus? — Wohin?

Etelka. Mit Dir zu Pferde durch die Auen jagen,
Mit Dir ins Lager, wenn Du Must'rung hältst.

Banffy. Ins Lager — Du?

Etelka. O herrlich, Dich zu sehen,
Wie an den stolzen Reihn der Krieger Du
Vorübersprengst, wie lustig flatternd Dich
Die Fähnlein der Banderien grüßen und
Ein donnernd Hoch —

Banffy (sie unterbrechend, immer heftiger). Erstickt in allen Kehlen,
Weil jeder Laut verstummt bei Deinem Anblick.
Ha! wie die Mienen, erst vor Staunen starr,
Zu einem Beifallslächeln sich verklären!
Wie jedes Auge, festgebannt, nach Dir
Nur sieht, unheimlich leuchtend Dich verzehrt!
Wie der und jener, Deinen Blick zu fesseln,
Sein feurig Rößlein sich zu bäumen zwingt!
Wie dann so mancher junge Geck, vertrauend
Auf seines Namens Klang, sich nähert, Dir
Zu huldigen begehrt — die „schöne Hand"
Zum Kuß erfleht — und ich es dulden muß!
Wie dann der ganze Schwarm sich auch ins Haus
Mir drängen will — Tod und Verderben!

Etelka. Gott!
Was hab' ich da gethan!

Banffy. O daß Du diesen —
Gerade diesen Wunsch —

Etelka. Besänft'ge Dich!
Denn schon verzicht' ich drauf.

Banffy. Es zeigt mir nur,
Daß fromme Täuschung doch Dein Wort gewesen,
Dein schmeichelnd süßes Wort.

Etelka. Was für ein Wort?

Banffy. „Daß Du an meiner Seite nichts vermissest." —
Nein! Öde ist es Dir und einsam hier —
Du bist es müd' schon, einzig mir zu leben.

Etelka (durchaus gutmütig und heiter). Wie unrecht thust Du mir! Dir zürnen sollt' ich,
Daß so gering Du schätzest Deinen Wert.

Irma (die, stummen Anteil nehmend, dem Wunsche Etelkas heimlich Beifall gezollt, bei Banffys Weigerung mit dem Füßchen gestampft und hinter seinem Rücken die Faust geballt hat, schlägt nun die Hände über dem Kopf zusammen). Gerechter Gott! Nun wird sie gleich dafür
Ihn preisen, daß er sie gekränkt!

Etelka. O Du,
Ein Mann und Held, der keinem weicht, der zu
Den besten seines Volkes zählt, den Freund
Sein großer König nennt! Du glaubst es nicht,
Daß ich, durch Deine Wahl zu Dir erhoben,
Mich stolz und glücklich fühle? Ist es doch
Mein einzig Recht auf dies, mein schönes Los:
Daß groß zu denken ich gelernt.

Irma (einfallend). Ja, glaubt
Es endlich, Schwager, doch! Ich sag' es Euch:
Auf ihre Schwärmerei für Heldentum
Und Helden könnt Ihr wie auf Felsen bauen.
O hättet Ihr daheim sie nur gesehen,
Wenn an den langen Winterabenden,
Versammelt um den großen Eichentisch,
Wir den Erzählungen des Vaters lauschten! —
— Wenn im Kamin die Glut verglomm und wir —
Wir andern, heimlich gähnend, nur mehr nach
Dem warmen Bett uns sehnten, da hing sie
Noch immer wie verklärt an seinen Lippen.
Da wanderte ihr Geist durch ferne Steppen
Mit unsern Ahnen, ihre Sehnsucht teilend:
„Nach Etzels Erbe, dem verlassnen Land
Der Hunnen, nach des Ister goldnen Fluten,
Der Tissa grünem Strand, dem Zauberkraut
Der heil'gen Heide Alpar" — und so weiter.
Da folgte sie dem Zug, da schaute sie
Mit ihnen nieder vom Karpathenkamme
Ins hochgelobte Land — und jauchzte mit,
Als sie nun Arpad auf den Schild erhoben.
Und glaubt mir, herzensgut doch sonst, sie hatte
Kein Fünkchen Mitleid mit dem armen, schönen,
Milchweißen Rößlein, das nun bluten mußte,
Vom Opferbeil getroffen dieser Heiden. —
Aus grauer Zeit trug der Begeist'rung Flügel
Sie hin zur nähern. Hunyadys Gestalt,
Des Großen, ward zum Götzen ihrer Träume.
Am feurigsten doch liebte sie zu schwärmen
Für seinen Heldensohn, für unsern König.
Von dem zu hören ward sie nimmer müde.
Ein Kampfbild doch entzückte sie vor allen —
Aus jener Mordnacht im Walachenlande.
Hu! wie es kalt sie überlief, als der
Verräterische Überfall geschah
Und mitten im Gedräng Mathias stand,
Umflackert von des Brandes rotem Schein!
Wie ihr das Herzchen klopfte, als verblutend
All die Getreuen sanken, Mann für Mann —
Und er zuletzt allein, in äußerster
Gefahr — und schon ein Säbel überm Haupt
Ihm blitzte — — — Laut aufkreischte sie. Doch schon
Durchbrach den Schwarm der tapfre Freund, der schnell
Den Hund zu Boden stieß — doch ach! — nun selbst
Getroffen fiel zu des Corviners Füßen. —
Wie wurde da ihr schönes Auge feucht!
Wie war sie dann so froh, als sie erfuhr,
Daß er am Leben blieb! — „Der brave, gute,
Der liebe Mann!" so rief sie aus — und schwur,
Daß sie ihn küssen möchte. (halb schelmisch, halb mit feinem Spott) Nun ich denke,
Sie hat ihr Wort gehalten. — Oder nicht?

Banffy (zerknirscht). Etelka!

Irma. Jene That der Rettung war's,
Die Euch zuerst ihr Herz gewann.

Etelka. Sie war's,
Die alle Herzen Dir gewann. Dein Blut,
Dein edles Blut verspritztest Du für ihn,
Der unser Glück, der unser Stolz und Hort —
Für ihn, den herrlichsten der Könige,
Den je der Ungar sah.

Banffy (warm). Bei Gott! Er ist's. —
Doch was bedeutet es, zu hören nur
Von ihm und seinen Thaten? Wer sie mit
Erlebt, nur schätzt sie ganz. Mir war's vergönnt.

Etelka. O Du Beneidenswerter!

Banffy. Staunend nahm
Ich's wahr, wie er, dem Knabenalter kaum
Entwachsen, das entweihte Scepter faßte
Mit männlich starker Hand — in einer Zeit
Des ungeheuren Sturms!

Etelka (rasch und lebhaft). Ich weiß. Der Aufruhr
Erhob sein Haupt zugleich an vielen Orten.

Banffy. Im Norden Giskra des Gebirges Herr,
Der Böhme mit den räuberischen Horden!
Etelka. Die Lehensfürsten an der Grenze treulos!
Banffy. Die heilige Krone in des Kaisers Hand!
Auch dieser dem Corviner feindlich, sie
Ihm weigernd starren Sinns!
Etelka. Im Süden der
Osmanen Heere gegen uns in Waffen!
Banffy. Da zagte auch der Mutigste. Er aber,
Kein Fältchen auf der heitern Stirn, doch auch
Mit keinem Worte prahlend, handelnd nur
Dem Blitze gleich — wirft alle in den Staub:
Nicht nur die Zwerge, die an seine Größe
Heran sich wagen, auch den Riesen, der
Die Welt erzittern macht, vor dem noch eben
Ein tausendjährig Reich zusammenbrach.
Etelka (fast jauchzend). Den stolzen Mohammed, den grimmen Moslem,
Den Stürmer von Byzanz!
Banffy. Nicht lange mehr
Verweigert nun der Kaiser ihm die Krone
Und unter ungeheurem Jubel senkt
Sie nieder sich auf sein geweihtes Haupt.
Doch nun — da alles sich in Ehrfurcht beugt,
Reicht freundlich er die Hand dem ärmsten Bettler.
Allmächtig nun, hält unantastbar heilig
Das Recht er und die Freiheit seines Volks.
Etelka. O wie Du strahlst, gedenkend sein, des Fernen!
Wie erst muß seine Gegenwart beglücken!
O daß ich selbst es fühlen lernte, selbst,
Von Angesicht zu Angesicht ihn sähe!
War's doch mein Sehnen stets! Und — o ich Thörin!
Als Du noch erst mich drängtest, einen Wunsch
Dir zu gestehen, ich begehrte, was
Dir so mißfiel, mich selbst kaum flüchtig reizte
Vergaß des einzig großen, längst genährten,
Den Du gewiß mit Freuden mir erfüllst.
Banffy. Du — meinest —
Etelka. Ist erst dieser Krieg zu Ende
Und er zurückgekehrt, — nicht wahr? Dann führst
Du mich zu ihm, daß ich ihm huldige,
Wie es der Gattin Banffys ziemt. — — Du schweigst? —
Was siehst Du mich so seltsam an?
Banffy. Weil ich
Im Geiste Dich ihm gegenüber stelle,
Die holdeste der Frauen — ihm, der gleich
Dem stolzesten der Cherubim zu schauen —
Und weil dies Bild mein Blut erstarren macht.
Etelka. Erstarren? Wie? Wär's möglich?
Banffy. Da — da ist
Sie ja, die schreckliche Gefahr, vor der
Ein dunkles Ahnen immer mich gewarnt!
Da steigt sie ja empor in grellem Licht!
Etelka. Es kann nicht sein, daß Du auch ihm mißtraust!
Banffy. Wer spricht hier von Mißtraun? Gewißheit ist's,
Daß ich verloren bin, wenn je Ihr Aug'
In Auge senkt. Die schon für ihn Du schwärmst,
Den nur im Traum Erblickten! In den Staub
Geblendet sänkst Du vor der herrlichen
Erscheinung vollem Glanz.
Etelka. Und wenn, so wär's
Gewiß aus Ehrfurcht nur.
Banffy. Schreibst Du dem Zauber,
Der von ihm ausgeht, vor, ob er Dich halb,
Ob ganz beherrschen soll? Und er — wie könnte
Er Dich zu seinen Füßen sehen, Dich —
Und müßte nicht zu sich empor Dich heben?
Etelka. Wohl aus dem Staube, nicht an seine Brust.
Banffy. Und müßte lächeln nicht berückender,
Als je zuvor, wenn Du, errötend und
Verklärt, im unbeschreiblich süßen Reiz,
Der Dich umgiebt —
Etelka. Mit Deinen Augen nicht
Wird er mich sehn.
Banffy. Unmöglich, Dich zu schauen
Und nicht nach Dir zu glühn!
Etelka. Und fiele nicht
Zugleich sein Blick auf Dich, den Gatten, dem
Ich Treue schuldig? Hast Du selbst ihn nicht
Gepriesen als den edelsten der Fürsten?
Und er — er sollte häßlichen Verrat
Begehen an dem Freund?
Banffy. Du kennst ihn nicht.
Ein Gott in allem sonst, ist er nur hier
Ein schwacher Sterblicher und seine Tugend,
Sonst hart wie Demant, Frauenschönheit schmelzt
Mit ihrem Strahle sie wie leichten Schnee.
Und Du — wie könntest ihm Du widerstehen?
Nein! nein! Du bleibst ihm ewig fern. Ich schwör's.
Etelka. Verschwör Dich nicht! denn kommen kann und wird
Die Stunde —
Banffy. Nie — nie darf sie kommen, nie!
Die letzte wär's von meinem Glück. — Wohl mir!
Ich bin gewarnt. Ist hier mein Amt erfüllt,
Dann fort mit Euch! dahin zurück, woher
Ihr kamt!
Irma (für sich.) Ins Land der Bären und der Wölfe.
Ich danke schön.
Banffy. Dort berg' ich Dich wohl auch
Vor seinem Aug'.
Etelka. O wie Du mich betrübst!
Banffy. Ein Zeichen mehr, daß ich mich wahren soll!
Die Du mich liebst, weil ich für ihn geblutet,
Mich hassen würdest Du, wenn ich ihm grollte.
Und müßt' ich nicht ihm grollen tief, wenn je —
Nein! nein! die Möglichkeit schon sei gebannt!
Kein Wort mehr! felsenfest steht mein Entschluß.

Dritte Scene.

Vorige. **Janos**, ein alter Heiduck stürzt mit Gepolter herein.

Banffy. Wer stürmt herein da? Tölpel! Du?
Janos. Verzeihe! —
Banffy. Was giebt's?
Janos. Ein Bote, Herr!
Banffy. So heiß ihn harren!
Janos. Er will nicht.
Banffy. Was?
Janos. Er hört mich gar nicht an,
Er sagt, er ist — er soll — er kann — Ich lief
Nur schnell voraus. Da kommt er schon!
Banffy. Hierher?
Soll ich Dich, Kerl, in Stücke reißen?

Ország (rasch eintretend). Thu
Es nicht, mein tapfrer Banffy!
Banffy. Ország! Du?
Ország. Dein Waffenbruder! das entschuldigt wohl
Mein rasches Thun.
Banffy. Nicht ganz —
Ország. Nun denn — so mag
Die Eile meines Auftrags Dich versöhnen
Und sein willkommner Klang: der König folgt
Mir auf dem Fuß.
Banffy (wie vom Donner gerührt). Der König!?
Wie? — So ist
Er nicht, wie er doch wollte, aufgebrochen
Mit jenem Heer, das schon im Felde steht?
Ország. Geändert hat er den Entschluß. Die Scharen,
Die hier sich sammeln, will er selbst nun führen.
Deshalb trifft er noch heute ein, Nachtlager
Zu halten hier im Schlosse von Preßburg.
Dir seine nahe Ankunft zu verkünden,
Find' ich nur knapp die Zeit; denn meine Sendung
Geht weiter noch, bis Brünn, wo Kenesey
Den Spielberg schon belagert hält, in den
Sich Podiebrads, des Böhmerkönigs Sohn,
Geworfen uns zum Trotz. Darum, weil noch
Mein Roß, schweißtriefend, meiner harrt am Thore,
Vergebt — vor allen, edle Damen, Ihr,
Daß ich so ungestüm — (Er nähert sich den Schwestern.)
Banffy (dazwischen tretend, sehr zerstreut). Es ist vergeben.
Gehab Dich wohl! Ich danke Dir.
Ország (verblüfft). So willst
Du gar nicht hören, was ich Dir zu sagen?
Banffy. Ja so! —
(zu Etelka und Irma, indem er sie zur Seitenthüre links geleiten will)
Entfernt Euch!
(zu Ország.) Du erlaubst —
Ország. Nicht doch!
Ich bitte, bleibt! Der holden Hausfrau auch,
Ja ihr zumeist gilt meines Königs Gruß.
Und dankbar bin ich seiner Huld, die mich
Gewählt, ihn zu bestellen, mir erlaubt,
Was andern streng verwehrt: den dichten Schleier,
In den uns das Geheimnis solcher Schönheit
Mein eigensücht'ger Freund verhüllt, zu lüften,
Wenn auch nur einen Augenblick.
Banffy. Ist's das,
Was mir der König sagen läßt?
Ország. So ist's
Denn wahr, daß Du des Hauses Schwelle hütest,
Dem Wolfshund gleich? Hahahaha! Wohl gar
Auf mich auch eifersüchtig? Ohne Grund!
Ein solcher Graubart ist nicht mehr gefährlich.
Banffy. Laß Du den Graubart aus dem Spiel!
Ország. Nun, nun!
Ein wenig bist Du ja wohl jünger! Nicht?
Weg mit der ernsten Miene! rat ich Dir.
Mit stattlichem Gefolge kommt der König,
Darunter mancher schmucke Mann, der doch
Als Gast auch höflich will behandelt sein.
Es soll noch ein paar festlich frohe Tage
Hier geben, eh's zum ernsten Kampfe geht.
Der König zählt auf herzliches Willkommen,
Auf seines alten Freundes gute Laune,
Wie auf der Hausfrau anmutvolles Walten,
An dem es sicherlich nicht fehlen wird.
Etelka. Wenn meine Kraft dem Willen gleich —
Ország. Ich Ärmster,
Der es nicht mit erleben kann, indes,
Kredenzt von zarter Hand, der funkelnde
Tokayer hier in heitrem Kreise geht,
Den Staub des Heerwegs schlucken muß, empor
Gewirbelt von den Hufen meines Pferdes.
Banffy. Fürwahr! Es steht ja schäumend noch am Thor
Und stampft nach Dir.
Ország. Nun jagt er gar mich fort.
Banffy. Nicht doch! Den Dienst des Königs nur hab' ich
Im Auge, der, Du sagst es, Eile heischt.
Ország (lachend, indem er sich zum Gehen wendet). Schon gut!
Ich gehe schon.
Etelka (freundlich). Auf Wiedersehen!
Ország. Aufs Jahr vielleicht, wenn nicht ein Böhme fern
Der Heimat mir auf ewig bettet. Dann
Erlaubt Euch Euer Wolfshund — Gatte, wollt
Ich sagen, wohl ein kurz Gebet für mich,
Das sicher Heil mir altem Sünder bringt.
Mit Gott! (Er eilt dem Ausgang zu.)
Banffy (der halb bereut, ihm nacheilend, warm). Nein, nein!
Du sollst nicht glauben —
Ország. Laß
Nur sein!
Banffy. Daß meine Freundschaft —
Ország (schon unter der Thüre). Gut! schon gut!
Banffy. Laß Dich geleiten doch. (Beide verschwinden.)
Irma. Gottlob! Sie gehen —
Es war die höchste Zeit — denn ich — ersticke —
(Sie bricht in lautes ausgelassenes Lachen aus.)
Etelka. Komm zu Dir selbst doch! Irma! Irma! Wenn
Er wiederkehrt und so Dich findet —
Irma. Was?
Du stimmst nicht ein? Du kannst noch ernsthaft bleiben?
O Gott! o Gott! Zu drollig war's, wie Dein
Gestrenger Herr verdonnert stand! O Gott!
Zu kostbar! Sieh! Du schmunzelst selbst.
Etelka. Was fällt
Dir ein?
Irma. Gesteh! Du bist von Herzen froh.
Etelka. Ich möcht' es sein; doch kann ich nicht. Ich glaube
Er thut mir leid.
Irma. Warum nicht gar? Ihm wird,
Was er verdient, uns, was wir lang entbehrt.
Triumph! Gebrochen ist der böse Zauber,
Zum Leben aufwacht das verwunschne Schloß.
Mit Gästen füllt es sich, die Lichter glänzen
Im reich geschmückten Saal. Die Tafel biegt
Sich unter der Gerichte Last. Man zecht,
Man plaudert, scherzt und lacht. Man macht den Hof.
Und wir des Festes Sterne, ich und Du!
Schon seh' ich den Zigeunerkhan, schon hör'
Ich seine braune Bande lustig spielen.
O Cymbalklang! o Sporngeklirr! Es fährt
Mir in die Füße, denk' ich dran. — Hoch leb'
Mathias, der Befreier! hoch Corvin!
Etelka. Um Gotteswillen, still! Er kommt.

(Der Schluß des ersten Akts sowie die weiteren Akte folgen.)

Bei Frau Ungermann.

Von **Emil Rittershaus.**

I.

Ein kleines Hüttchen bei des Vaters Haus,
Da saß ich oft bei wundersamem Schmaus.
Vor einem Milchnapf hockt' der kleine Bube,
Und an dem Eichentisch in jener Stube
Saß eine Frau, der ihr verstorbner Gatte
Die Baderkunst einmal gelehret hatte.
Den biedern Bauern sie die Bärte schnitt;
Sie zog den Zahn dem, der an Zahnweh litt;
Sie setzt' den Schröpfkopf und sie schlug die Ader
Ganz wie der sel'ge, kunstverständ'ge Bader.
Im Kriege war als Marketenderin
Gezogen sie im Lande her und hin
Und konnte deutsch, französisch, russisch fluchen. —
Dies Weiblein pflegt' als Kind ich zu besuchen,
Und mit zwei Katzen und dem alten Spitz
Hatt' ich an ihrer Tafel meinen Sitz
Bei der Frau Katharina Ungermann.

Vom reichen Schatz des Christentums entsann
Sie sich nur noch der Katechismusfragen —
Und pflegte diese auch nur herzusagen,
Wenn in der Sommerstund' am Himmelsbogen
Kam plötzlich ein Gewitter aufgezogen.
Das schlug ihr auf die starken Nerven. Flugs
Die Frömmigkeit in ihrer Seele wuchs.
Sie blies den Staub vom Bibelbuche fort
Und schlug es auf — doch meist lag Gottes Wort
Verkehrt, da niemals sie gelernt das Lesen.
„Kreuz Element! Ist das ein Blitz gewesen!
Gott sei mir gnädig! — Alle Donnerwetter!
Wie fegt der Sturm vom Lindenbaum die Blätter! —
Mein liebes Kind, wer bist Du? Bin ein Christ. —
Schwernot, was das heut für ein Donnern ist!
Der Teufel hol's! Ich glaub', auch Hagel fällt.
Sieh, Jung', ob sich's noch irgendwo erhellt!"
In solchem Tone ging's mit gefaltnen Händen,
Bis sich die Wetterwolken mochten wenden
Und Halm und Blatt sich hoben, neu erfrischt.
Dann wurde feinster Milchbrei aufgetischt,
Und dann erzählte, neu beruhigt, viel
Die alte Frau von Krieg und Waffenspiel.
Dann putzten sich die Kätzlein „Klaus" und „Hänschen,"
Dann wedelte der „Mylord" mit dem Schwänzchen,
Das Hündlein nämlich — und die Milch mit Brot,
Die freundlich mir die arme Alte bot,
Hat mir geschmeckt noch besser als das Essen,
Wenn später in Palästen ich gesessen.
So merkt' ich früh schon: Groben Sinns und rauh,
Derbkörn'gen Schlages war die alte Frau,
Doch unter ihrem wollnen Wamse schlug
Ein Herz, das zu mir treue Liebe trug,
Und Liebe zu den drei Stück Quadrupeden,
Die mit uns lebten, wie im Garten Eden
Verträglich alles froh zusammen saß,
Bevor das erste Paar den Apfel aß! —
Da hab' gelernt ich: Duldung groben Worten,
Wenn nur die Lebensbrunnen nicht verdorrten,
Der Herzensgüte reine, lautre Quellen! —

Im Traum noch hör' ich oft das heisre Bellen
Des Mylords und der Kätzlein Schnurrn am Herd.
Die Frau auch seh' ich, die in kühler Erd'
Schon lange schläft, in Wams und weißer Haube.

Daß nie am Scheine hing mein Menschheitsglaube,
Daß unbeirrt er fragte nach der That
Und mir getreu blieb auf dem Lebenspfad,
Gelernt hab' ich's mit frühgereiftem Sinn
Von jener alten Marketenderin. —

II.

Die alte Frau besaß Perücken zwei —
Die eine, schwarz, war von besondrer Weih'!
Es hatte die Pastorin sie getragen,
Die sie gepflegt in trüben Krankheitstagen,
Und als die Pfarrfrau ward zu Grab gebracht,
Ward mit dem falschen Haarschmuck sie bedacht,
Die ihr zuletzt zur Ader noch gelassen. —
Nur Sonntags sah man wandeln auf den Gassen
Mit schwarzen Flechten Frau Kathrine nun;
Am Alltag mußten's andre Flechten thun,
Tornisterblond — und das war kein Geschenk!
Mit Zorn war immerdar sie eingedenk
Der Evastochter, die bei Spitzenkragen
Und Goldschmuck dies Perücklein einst getragen.
Ein altes Jüngferlein ein ganzes Jahr
Bedient von ihr mit ihren Künsten war.
Item: Zuerst ein dickes Kräuterkissen
Geliefert, dann zwei Zähne ausgerissen,
Ganz heimlich einen Schminktopf ihr beschafft,
Und dann — hier kam ein Fluch mit voller Kraft! —
Von der Person mit den bemalten Wangen

Auch keinen Heller Honorar empfangen!
Da, eines Morgens, nahm mit kecker Hand
Ein blond' Perückhlein sich als Unterpfand
Vom Ständer, sehr erbost, Frau Katharinen. —
Das Pfand zu lösen, war kein Mensch erschienen,
Und nun trug sie den blonden Schmuck der Dirne
Am Alltag auf der runzelvollen Stirne.
Und sonderbar! Als hätt' ein Zaubersegen
In der Perücken Haaren noch gelegen,
Bei blondem Haarschmuck Frau Kathrin erhob
Die Stimm' im Baß, war oft soldatengrob,
Doch, wenn die schwarzen Flechten sie umrahmten,
In Hochdeutschfloskeln ihre Lippen kramten,
Womit die Plattdeutschrede ward verziert,
Wenn Sonntags früh die Bauern sie barbiert'!
Drob sah man alt und jung nun weidlich lachen,
Doch sah die Leut' ich's nicht viel besser machen
Und mein', ich hätt' gar manchen schon gesehen
Auch geistig oft im Sonntagsstaate gehen,
Der Alltags schlimmer sich gezeigt im Handeln,
Als jene Baderin in Wort und Wandeln.
Womit sich mancher zierte, unverhohlen
Sag' ich's, ererbt war's oder gar gestohlen!
Bei manchem, höflichst, wahrhaft auserlesen,
Ist Kopf und Herz, ist alles falsch gewesen!
Lackiert die Fläche — und der Kern gemein —
Doch! Wär' so edel wohl der Edelstein,
Wenn man ihn gleich auf jeder Straße fände? —
Und das ist des Perückenliedes Ende!

„Verdächtig!“

Von A. Fitger.

Weh dir, wenn du nicht mit den andern brüllst
Und eigne Lieder singen willst!
Weh dir, wenn du liebst, wo die andern hassen;
Weh dir, wenn du thust, was die andern lassen;
Weh dir, wenn du schiltst, wo die andern preisen;
Weh dir, wenn dich's ekelt, wo andere speisen!
Du bist verdächtig, er ist verdächtig;
Der Pöbel ist mächtig und niederträchtig.

Anno vierundneunzig war in Paris
Ein Maler, der selten sich blicken ließ,
Der weder im Café noch im Klub
Ein groß Politisieren erhub,
Nicht Nationalgardiste noch gar
Rotmütziger Sansculotte war.
Bei Nacht und Nebel spaziert er schen
Nachtwächtern und Säulen des Staats vorbei;
Auch spähte kein sterblich Auge je
In sein geheimnisvoll Atelier.
Drum macht' es den Patrioten Sorgen,
Welch Schrecknis wohl darinnen verborgen.
Du bist verdächtig, er ist verdächtig.

Und einst als er morgens nach Hause kam,
Ihn der Patriotismus gefangen nahm.
„Nun zeige, Verräter, ob Royalist
Oder Girondist hier verborgen ist;
Und öffnest du nicht, dein Schädel knallt
An die Thür und wir öffnen mit Gewalt.
Verdächtiger Schurke! Haut ihm gleich
Mit Branntweinflaschen die Knochen weich!“

Und als er blutend zu Boden sank,
Der Pöbel über die Schwelle drang —
Nun sucht doch das Opfer, ihr heulenden Rotten!
Entdeckt die Verstecken, ihr Sansculotten!
Verruchtes Geheimnis, nun komm an den Tag!

Der lächelnde Morgen durchs Fenster brach,
Und fast wie ein Tempel, in rosigem Schimmer
Verklärt, erstrahlte das ärmliche Zimmer;
Denn sieh! ein göttliches Frauenbild
Sich ihren staunenden Augen enthüllt.
Die Füße gebadet in schmeichelnder Welle,
Das Antlitz getaucht in olympische Helle,
Vom Staube der Erde so abgrundfern,
Ob ihrem Scheitel ein himmlischer Stern.
In sel'ger Vollendung steht sie da,
Die Herrscherin Venus Urania.

Die Kerle rücken verlegen den Hut,
Sie sehen an ihren Händen das Blut,
Sie sehn auf das Bild und sehn auf den Mann,
Den erschlagenen Meister, der es ersann.
„Wir waren zu rasch, wir sehen es ein;
Wie konnt' auch der Mann uns verdächtig sein?
Muß denn ein jeder sich messen lassen
Mit dem Marseillaisen-Credo der Massen?

Dort aber der Nachbar, der Poet,
Ganz sicher verräterische Wege geht;
Nicht Deputierter, nicht Sektionär,
Nicht Jakobiner, noch Militär —
Er ist verdächtig, er reimte noch nie
Einen Vers auf die Ça ira Melodie.
Er kommt nicht ins Café, er geht nicht zum Wein,
Er lächelt und schweigt, wenn begeistert wir schrein,
Er ist verdächtig — gebt kein Quartier,
Schlagt zu! Schlagt zu, er ist nicht wie wir!“





Franz Nissel.

Von Karl von Thaler.

Fünfunddreißig Jahre sind vergangen, seit auf einem Wiener Theaterzettel zum erstenmale der Name Franz Nissel erschien. Es war im Herbst 1852; das Stück, welches Nissel und Sigmund Schlesinger gemeinsam verfaßt hatten, hieß „Das Lustspiel" und ward im Theater an der Wien aufgeführt. Suppé, damals noch ein junger, ziemlich unbekannter Kapellmeister, hatte die Musik dazu geschrieben, und der Komiker und Charakterdarsteller Rott erntete großen Beifall durch den Vortrag eines Liedes „vom braven Mann". Das Volksstück war keineswegs die erste Compagnie-Arbeit der beiden jungen Leute. Sie hatten vorher zwei historische Trauerspiele geschrieben, „Die Inquisitoren" und „Narziß, der Freigelassene", die jedoch nie veröffentlicht wurden und von ihren eigenen Vätern heute vergessen sind. Ob sie dereinst ein Litterarhistoriker von dem alles durchspürenden Fleiße eines Goedeke ausgraben wird, steht dahin. Bald nachher trennten sich die beiden Genossen und jeder ging fortan seinen eigenen Weg; — Schlesinger warf sich in die Journalistik, Nissel blieb seiner ersten Liebe, dem Theater treu.

Der junge Poet hatte nicht die übliche Stufenleiter der Lyrik und der Novelle erklommen, um zu dramatischen Werken aufzusteigen, sondern gleich mit beiden Füßen den kühnen Sprung auf den festen Theaterboden gewagt. Vielleicht schöpfte er diesen kecken Mut aus seiner Abstammung. Als Sohn des Hofschauspielers Korner fühlte er sich mit der Bühne vertraut, hinter deren Coulissen der Knabe viele Jahre lang als andächtiger Zuhörer gestanden, und wollte ihr die ersten Proben seines Talentes widmen. Das Glück lächelte ihm, da gleich sein zweites selbständiges Werk „Ein Wohlthäter" im Burgtheater angenommen ward und Erfolg hatte. Das Stück ist eine dramatisierte Dorfgeschichte. Der reiche Landwirt Johann Kürbner überhäuft alle Welt mit Wohlthaten, hat aber die schreckliche Gewohnheit, jeden fortwährend an die Dienste zu erinnern, die er ihm erwiesen. So handelt er auch seinem Pflegesohn Andres gegenüber, den er als Kind von der Straße aufgelesen und in sein Haus genommen. Den jungen Mann drückt das Bewußtsein seiner Dankesschuld um so mehr, weil eine innige Liebe ihn mit der Tochter seines Wohlthäters verbindet, und er kann es nicht ertragen, daß der Alte beständig darauf anspielt, wie tief ihm Andres verpflichtet ist. Endlich kommt für den letzteren die Stunde der Abzahlung. Kürbners Hof geht in Flammen auf und Andres rettet mit eigener Lebensgefahr die Geliebte vom Tode. Nun sind wir quitt, ruft er triumphierend dem Pflegevater zu und geht in die weite Welt. Nichts, nicht einmal das Flehen der Geliebten vermag ihn zurückzuhalten; er ist zu stolz, die Tochter des reichen Kürbner zum Weibe zu nehmen. Als er nach fünf Jahren wiederkehrt, findet er den Alten verarmt, und nun wird Marie, die sich anfangs ebenso stolz zeigt, wie früher er selbst, die Seine. „Schau, du nimmst doch noch etwas von mir", sagt der Vater zum Schlusse, „mein Liebstes, Bestes". Das Stück ist einfach und kräftig durchgeführt, aber die Charakterzeichnung ein wenig unwahrscheinlich. So feine und so auf die Spitze getriebene Empfindungen, wie sie Andres und Marie erfüllen, dünken uns bei Landbewohnern nicht recht glaublich, so vornehm denkt man auf einem Maierhofe nicht. Der Idealismus und die Heugabel vertragen sich selten miteinander.

In dem nämlichen Jahre 1856, in welchem Nissels „Wohlthäter" im Burgtheater zur Aufführung kam, schrieb er seine „Dido". Dies Trauerspiel ist von großem poetischen Werte. In die Reden der Hauptpersonen sind echte dichterische Perlen eingeflochten; die Vision der sterbenden Dido, in welcher sie die Größe und den Fall Karthagos prophezeit, ist von mächtigem Pathos erfüllt, und an vielen Stellen des Dialogs blitzt und leuchtet es von sorgsam geschliffenen poetischen Edelsteinen. Aber eine Königin, die lieber Stadt und Volk zu Grunde gehen läßt, als daß sie ihre Gefühle meistert und die Werbung des Gätuliers Jarbas annimmt, ist kaum stark genug, um auf ihren Schultern eine Tragödie zu tragen. Sie wäre groß, wenn sie ihre Empfindung zum Opfer brächte, Jarbas die Hand reichte und sich dann den Tod gäbe — nicht erst dann, als durch ihren Eigensinn die Stadt zerstört, ihr Volk verblutet ist. Daß die Handlung in grauer Urzeit spielt, war keine Empfehlung bei den Theaterdirektoren und so erlebte Nissel mit „Dido" eine ziemlich schmerzliche Enttäuschung, denn sie ward nirgends aufgeführt als in Dresden und verschwand auch dort bald vom Repertoir.

Nach zwei Jahren folgte das historische Schauspiel „Heinrich der Löwe". Die Freude an den eigenen wohlklingenden Versen hat hier den jungen Dichter nicht selten zu allzubreitem Wortschwall verleitet. Er ist weniger darauf bedacht, seine Personen handeln, als sie schön sprechen zu lassen, und die Rede fließt allen, die in dem Stücke auftreten, in mächtigem Strome von den Lippen, so daß Laubes unbarmherziger Rotstift für die Aufführung lange Striche durch den Text zog, wobei manche poetisch hervorragende Stelle dem praktischen Bedürfnis des Theaters zum Opfer fiel. Einer anderen Hypertrophie des Dramas konnte der umsichtige Beherrscher des Burgtheaters allerdings nicht abhelfen. Sie besteht darin, daß es zwei

Helden hat. Neben Heinrich dem Löwen erhebt sich Friedrich der Rotbart gewaltig; Nissel zeichnet den großen Kaiser, der dem Dichter wie dem Geschichtsschreiber immer sympathischer sein wird als sein rebellischer Vasall und Nebenbuhler, mit solcher Vorliebe, daß er Heinrich in den Schatten stellt. Auch raubt letzterem der Todschlag, den er in dem Schauspiel an seinem treuesten Anhänger Johannes Truchseß begeht, das Mitgefühl der Zuschauer. Die tragische Schuld Heinrichs des Löwen ist in der Geschichte klar überliefert. Sie bestand in seiner Auflehnung wider Kaiser und Reich, und es war daher ganz unnötig, daß ihn Nissel noch eine Blutthat begehen läßt, für die es keine Entschuldigung giebt. Sein Heinrich streckt den Freund mit der Streitaxt nieder, weil dieser ihn als künftigen römischen König begrüßt — also den geheimsten Wünschen Heinrichs Worte leiht. Diese verschiedenen Schwächen des Schauspiels beeinträchtigten etwas seinen Erfolg auf dem Theater, allein das Publikum, welches „Dido" nicht kennen gelernt hatte, wußte nun, daß Nissel ein tüchtiges, aufstrebendes Talent sei, daß er den jambengestickten Dichtermantel nicht geborgt habe, um geistige Blößen zu bedecken.

Sein nächstes Stück waren die „Jakobiten". War „Dido" sehr mit Unrecht unbeachtet geblieben, so ist diesem späteren Trauerspiel dasselbe Geschick kaum ohne Grund widerfahren, denn es dürfte wohl das schwächste Stück des Dichters sein. Sicher ist es dies in sprachlicher Hinsicht. Man möchte glauben, irgend ein weiser Praktikus habe Nissel den Rat gegeben, künftig in Prosa zu schreiben, da der Vers dem modernen Publikum nicht zusage, und er hätte infolge dieses Rates, widerwillig und gegen seine eigene Absicht, die „Jakobiten" in Prosa verfaßt; — einer Prosa, die leider fast durchweg jambisch skandiert ist und darum einen gezwungenen, unnatürlichen Eindruck macht. Auch sonst leidet das Trauerspiel, in welchem übrigens Liebe und Politik geschickt verflochten sind, an einigen Gebrechen. Der Held, Graf Arthur von Seaforth, der seinem Schreiber Edgar die Geliebte wegfischt, dafür von dem unglücklichen, rachsüchtigen Sekretarius in dem Augenblick, da er Hochzeit halten will, verraten und gleichzeitig mit ihm hingerichtet wird, gewinnt uns nur wenig Teilnahme ab. Hannah ruft sehr zu ihrem Nachteile den Vergleich mit Goethes Klärchen wach, und das ganze Stück hat etwas Gewaltsames, Krampfiges, was mit Nissels sonstiger edeln und maßvollen Art in Widerspruch steht. Während er sich meist im Banne Schillers befindet, spielen hier Anklänge an Grabbe herein. Aber zwei Figuren kommen in dem Stücke vor, die ganz vortrefflich sind und auf der Bühne große Wirkung üben müßten: der Oberrichter Clerk und der jakobitische Agent Mailean. Des ersteren unbeugsamer Rechtssinn und unerschütterliche Vaterlandsliebe machen einen geradezu erhabenen Eindruck, während Mailean einen trockenen Humor von bissiger Schärfe entwickelt und in der großen Volksscene des vierten Aktes, in welcher er den loyalen Unterthan König Georgs I. spielt und die Bürger Edinburgs zu den Waffen ruft, um ihnen durch die Schilderung der rebellischen Hochländer bleichen Schrecken einzujagen, sich seiner offenkundigen Urbilder in den Shakspearschen Königsdramen würdig erweist.

Die bisher genannten Stücke kann man als die Jugendwerke Nissels bezeichnen, in denen sich mehrfach noch ein unsicherer Sturm und Drang geltend macht. Die beiden nächsten Dramen, 1862 und 1864 erschienen, bezeichnen die zweite Periode seines Schaffens. Der Dichter ist bereits reifer geworden; die Charakterzeichnung wird fester; die Handlung zeigt strammere Führung; die Sprache krystallisiert sich. Mit dem Trauerspiel „Perseus" hat Nissel seinen Ruf als Dramatiker erst fest begründet. Es stammt aus früheren Jahren, war aber ursprünglich in Prosa verfaßt und hat durch die spätere Umarbeitung wohl mehr als nur die schönere Form gewonnen. Der Verzweiflungskampf des macedonischen Königs gegen Rom wird darin in großen Zügen geschildert, und das heftige Ringen der Leidenschaften, die gleich Gewittern aufeinander stoßen, fesselt den Zuhörer trotz der entlegenen Zeit, deren Ereignisse uns vorgeführt werden. Die tragische Schuld des Helden hat Nissel etwas zu grell ausgemalt. Daß er halb aus politischen Gründen, halb aus Eifersucht den eigenen Bruder ermorden, hernach wegen eines Widerspruchs den verdienten greisen Likon töten läßt, wirft einen allzutiefen Schatten auf ihn. Sein Entschluß, sich lebend den Römern zu überliefern und die Schmach und Qual des ewigen Kerkers, der ihm droht, als Sühne auf sich zu nehmen, entspricht mehr der poetischen Gerechtigkeit als der dramatischen Wirkung. Wir wollen den Helden einer Tragödie sterben, nicht bloß gefangen nehmen sehen. Wir brauchen nicht aus der Geschichte zu wissen, was weiter mit Perseus geschah; — wir können ebenso gut nach dem Fallen des Vorhanges denken, daß der römische Senat ihn nach einiger Haft begnadigen wird. Die Kritik hat dies mehrfach hervorgehoben, im übrigen die Bedeutung des Trauerspiels und seinen vollständigen Erfolg anerkannt.

Man hätte nun glauben sollen, daß Nissel fortan auf dem Burgtheater eingebürgert sein und unter die Hausdichter dieser Bühne eingereiht werden würde, — unter jene bevorrechteten Sterblichen, von denen überhaupt jedes Stück auf Annahme rechnen durfte. Es kam aber völlig anders, — das sollte Nissel schon nach kurzer Zeit zu seiner schmerzlichen Überraschung erfahren. An den malerischen Ufern des Traunsees war ihm in einer schönen Sommernacht die seltsame Sage von der schönen, heilkundigen Wirtin zugeflogen, deren Grab noch im einsamen Thale von Weißenaurach gezeigt wird. Sie gewann in seiner Phantasie neues Leben und dramatische Gestalt — und er schrieb die „Zauberin am Stein". Sie ist in einfacher, natürlicher, kräftiger Prosa gehalten und hat, als sie endlich aufgeführt ward, einen großen und nachhaltigen Bühnenerfolg errungen. Das Stück besitzt, um einen Lieblingsausdruck Heinrich Laubes zu gebrauchen, ein starkes Rückgrat. Die Handlung verläuft mit Naturnotwendigkeit. Es kann gar nicht anders kommen, als daß das blöde Volk die schöne Margarete für eine Hexe hält und der alte Rorbachmüller sich einbildet, sie hätte das Herz seines Sohnes durch Zauberkünste gewonnen, sie trage die Schuld daran, daß ihm Haus und Hof in Flammen aufgehen. Der Ton der Zeit — das Stück spielt während des dreißigjährigen Krieges — ist gut getroffen; die Rauheit und Härte jener Tage, in denen überall eine arge Sittenverwilderung einriß, spricht aus allen Äußerungen der auftretenden Personen, und doch fällt kein rohes Wort. Nissels Bauern reden derb, aber nie gemein; bei allem Streben nach Natürlichkeit und



Franz Nissel

volkstümlicher Ausdrucksweise verliert er den ästhetischen Maßstab nicht. Die Charakterzeichnung ist in der „Zauberin am Stein“ schärfer als in den übrigen Dramen Nissels; er fühlte die Notwendigkeit, die Umrisse seiner Figuren sehr genau zu entwerfen, da er sie nicht mit dem weichen Faltenwurf wohllautender Jamben umhüllen konnte.

Trotz aller dieser Vorzüge erklärte Laube das Stück für „ganz unmöglich“ und wies es zurück, — ein Beweis, wie arg sich auch der erfahrenste Dramaturg irren kann. Wilbrandt hat gut gemacht, was Laube an Nissel verschuldet; aber es gehört doch zu den größten Wunderlichkeiten eines Dichterschicksals, daß die „Zauberin am Stein“ achtzehn Jahre lang auf die Darstellung im Burgtheater warten mußte, und daß während dieser ganzen Zeit keine andere Arbeit Nissels an dieser Bühne angenommen ward. Für die erste Hälfte der Frist läßt sich dies verstehen, denn in der Produktion des Dichters trat nach der „Zauberin“ eine große Pause ein. Junge Liebe und Ehe, welche nach vier Jahren des Glückes der frühe Tod der heißgeliebten Frau zerriß, dann die Trauer über den unersetzlen Verlust hatten Nissel von ernster Arbeit abgezogen; als er jedoch wieder zu schaffen begann, da zeigte es sich, daß sein Talent noch im Wachsen begriffen war, denn sein unbestritten bedeutendstes Werk vollendete er im Jahre 1877. Es ist das Trauerspiel „Agnes von Meran“, wohl die schönste Probe seines Könnens, die reifste Frucht, die wir von ihm besitzen. Mit ihr errang er den Schillerpreis, nicht aber die verlorene Gunst des Burgtheaters. Warum die treffliche Schöpfung Nissels dort nicht aufgeführt ward, ist uns ein Rätsel. Geschah es aus Widerspruchsgeist gegen Berlin, oder sollte etwa die hervorragende Rolle des Kardinallegaten ein Hindernis gewesen sein? Laube hat das Stück im Stadttheater gegeben, aber diesem fehlten die Kräfte, um es würdig darzustellen, und wer es nur von der Bühne her kennt, kann ihm nicht ganz gerecht werden. Es ist ebenso gelungen in seinem dramatischen Bau, als reich an poetischen Schönheiten. Der Widerwille des leidenschaftlichen Königs Philipp August gegen seine erste Gemahlin Ingeborg wird uns so einleuchtend, so selbstverständlich, daß

wir gar kein Mitleid mit der Verstoßenen empfinden und alle Teilnahme der holden, lieblichen Agnes zuwenden, die aus ihrer aufopfernden Liebe für den König die Kraft schöpft, einen heroischen Selbstmord zu begehen, um den geliebten Mann vor dem Fluche der Kirche und dem Verlust der Krone zu retten. Sie ist die vollkommenste, die reizendste Bühnengestalt, die Nissel geschaffen, und ihr Tod ruft jene tiefe Erschütterung hervor, die das echte Trauerspiel erzeugen soll. Die Möglichkeit eines glücklichen Ausganges ist ausgeschlossen; obwohl vollkommen rein und schuldlos, muß Agnes mit Notwendigkeit der Verkettung der Umstände zum Opfer fallen. Das Verhängnis, welches sie ereilt, wird in dem Kardinallegaten Pierre von Capua verkörpert. Die Herrschsucht Roms, der mittelalterliche Gedanke, daß der Papst als Statthalter Gottes über allen weltlichen Monarchen stehe, die gleichzeitig schlaue und gewaltthätige Politik des Vatikans sprechen aus dem Munde dieses geistlichen Würdenträgers in mächtigen Worten. Wie das Schicksal schreitet er durch die Tragödie, unaufhaltsam, unerbittlich, erbarmungslos den Vorteil Roms wahrend und die politischen Zwecke mit salbungsvoller Rede verhüllend. So tritt er im fünften Akt vor den König und erklärt:

> Der Kirche Herrschaft ist der Menschheit Heil!
> So hohem Ziel muß jedes andre weichen
> Und unterordnen stets dem Ganzen sich
> Der Einzelfall . . . .
> Armseliger, der du, so klein gesinnt,
> Den Gegner zu begreifen nicht vermagst,
> Mit dem den Kampf du tollkühn aufgenommen!
> Erkenne seine Weisheit, Größe, Kraft —
> Und stehe tief beschämt!

Nissel hat in diesem Kardinal eine wahrhaft historische Figur gezeichnet; — so waren und so redeten die Abgeordneten Roms in jener Zeit, als noch die Welt dem Papst zu Füßen lag und die Völker vor seinem Fluche zitterten.

Seit der „Agnes von Meran" ist kein Drama von Nissel mehr über die Bühne gegangen und das große Publikum beginnt ihn allmählich zu vergessen. Wie soll man diese seltsame Erscheinung erklären? Es würde kaum gelingen, wenn das letzte Werk, mit dem er in die Öffentlichkeit trat, durchgefallen sein würde, so aber ist er, nachdem er sein Bestes gegeben, scheinbar verstummt, weil sich das Burgtheater ihm gegenüber spröd erwiesen. Warum? Haben wir etwa in Deutschland überhaupt einen solchen Überfluß an dramatischen Dichtern ersten Ranges, daß man Nissel unbeachtet lassen darf? Sind seine früheren Stücke nicht größtenteils mit Beifall aufgenommen worden? Oder soll man die Ursache, daß er so bei Seite geschoben worden, etwa nur darin suchen, daß er ein stiller, kränklicher, bescheidener Mann ist, der keiner wechselseitigen Versicherungsgesellschaft für litterarischen Ruhm angehört, sich nicht um Reklamen in den Zeitungen bewirbt, keinen einflußreichen Autor zum Freunde hat und zu vornehm denkt, um für sich selbst die Lärmtrommel zu rühren? Fast möchte man es glauben, denn er hat weder im Fleiß des Schaffens nachgelassen, noch sind seine neuesten, leider nur in Bruchstücken veröffentlichten Arbeiten von geringerem Werte als die früheren; im Gegenteil, nach den Proben zu schließen, die er im Franzos'schen „Deutschen Dichterbuch aus Österreich", in den „Dioskuren" und anderwärts gleichsam als Lebenszeichen und Grüße an die Freunde drucken ließ, halten sich seine Dramen auf der Höhe, welche er mit „Agnes von Meran" erstiegen. Bekannt geworden sind der erste Akt einer Tragödie „Timur in Ispahan", der zweite Akt eines historischen Schauspiels „Rudolf von Erlach", der zweite des historischen Trauerspiels „Der Königsrichter". Der Held des erstgenannten Stückes ist der Sachsengraf Marcus Pempflinger, der zur Zeit Zapolyas seinem Rechtsgefühl und seiner Vaterlandsliebe zum Opfer fiel. Der zweite Akt spielt im Lager Zapolyas, der aus Ehrgeiz zum Verräter an König und Vaterland wird und so lange zögert, dem Hauptheer zu Hilfe zu kommen, bis sein Sohn die Schreckenskunde von der Niederlage bei Mohacs und den Tod des Königs überbringt. Er sucht Pempflinger für sich zu gewinnen — doch dieser hält unerschütterlich an der beschworenen Treue fest und verläßt mit seinen Sachsen das Heer Zapolyas, von dem sich auch der Sohn abwendet. Der Akt ist fast ein kleines historisches Drama für sich und erweckt die günstigste Meinung für das Ganze. Der erste Akt des „Timur" bietet eine äußerst klare und dabei spannende Exposition, und im „Rudolf von Erlach" wirkt der frische Ton und das Aufjubeln der Siegerfreude am Schlusse fast begeisternd auf den Leser.

Sollen nun alle diese und andere Dramen, die Franz Nissel noch im Schreibtische, teilweise unvollendet, liegen hat, der Öffentlichkeit entzogen bleiben oder, als Bücher gedruckt, nur von litterarischen Kreisen gewürdigt werden? Das hieße zu dem alten Unrecht, das der Dichter erfahren, ein neues und schwereres fügen. Der Dramatiker bedarf der Darstellung, der Belebung seiner Gestalten auf der Bühne, — und so ganz sind wir doch noch nicht in dem Melodieenschwall der Operette, in den die deutschen Theater überschwemmenden, oft recht schmutzigen Wasserfluten der Posse untergegangen, daß für die ernsten Arbeiten eines begabten Poeten kein Raum mehr vorhanden wäre! Wir hoffen daher, Nissel bald wieder auf der Bühne zu begegnen; es würde dies einen Lichtstrahl in das Leben eines Poeten bringen, der seiner ganzen Natur nach des Sonnenscheins des Glücks mehr bedarf als andere und sich so selten an ihm wärmen konnte!

Kleine Aufsätze und Recensionen.

Der ewige Jude. Ein dramatisches Gedicht in drei Teilen von Max Haushofer. Leipzig, A. G. Liebeskind 1886.

Die Sage von dem ewigen Juden ist in der epischen Dichtung der neueren Zeit zu wiederholtenmalen und oft meisterlich behandelt worden; auch die moderne Lyrik hat sich ihrer dann und wann bemächtigt: nun sucht sie ein ohne Zweifel sehr hoch begabter Dichter unserer Tage in dramatischer Form zu fassen. Ein gewagtes Unternehmen, das bei dem besonderen Charakter dieser Sage im besten Falle nur zum Teil gelingen kann. Zum Wesen der dramatischen Handlung gehört notwendig die Katastrophe, der vollendende Abschluß dieser Handlung, sei dies nun der Tod des Helden oder die Hochzeit eines liebenden Paares oder irgend ein anderer trauriger oder fröhlicher Erfolg, der sich aus der Handlung als ihr Ziel und Endpunkt ergiebt. Das eigentümliche Geschick Ahasvers besteht nun

aber darin, daß es nie einen Abschluß findet, daß es ewig währt, daß zwar einzelne Abschnitte seines Lebens sich zu einem Ganzen mit Anfang und Ende, mit Höhepunkt und Katastrophe abrunden lassen, daß aber sein Los im ganzen, sein ziel- und endloses Wandern durch alle Jahrhunderte fort durch keine Katastrophe auch nur im geringsten verändert werden kann. Der Dramatiker, der Ahasver zum Helden wählt, kann also nur die Geschichte seines Frevels, die mit dem Fluche des Messias abschließt, und höchstens noch Bilder aus seinem ruhelosen Wandern, nicht aber dieses ewige Wandern selbst zum Gegenstande der dichterischen Handlung machen; das letztere ist nur in epischer Form künstlerisch vollendet darzustellen. Auch Haushofer fühlt das Bedenkliche seines dramatischen Versuchs sehr wohl und bemüht sich daher an mehreren Stellen seines Werkes, allenfallsige Einwände gegen seine Dichtung seinen Beurteilern vorwegzunehmen, den etwaigen Tadel grotesk zu vergrößern und dadurch seine wirkliche Bedeutung abzuschwächen. Aber als Dramatiker hat auch er nur da mit vollem Glück gearbeitet, wo er Episoden aus dem Wanderleben Ahasvers uns anschaulich vorzuführen suchte, in den beiden ersten Teilen seines Gedichts, nicht jedoch im dritten Teil, den er selbst mit Recht unfertig nennt, obgleich er in phantastischer Kühnheit Wirklichkeit und Traum mischend, die Zukunft mitten in die Gegenwart hereinspielen läßt und so selbst die endliche Erlösung des Verfluchten beim Weltuntergang, wenngleich nebelhaft unbestimmt, anzudeuten vermag. Aber setzen wir uns sogar über die unglaublich verwegene Verschmelzung thatsächlich möglicher und phantastisch erdichteter Bestandteile, die uns mitunter den Kopf ziemlich wirblicht macht, in jenem dritten Teile des Haushoferschen Werkes hinweg, so vermissen wir doch noch immer darin eine richtige dramatische Handlung. Was von Handlung darin wahrzunehmen ist, ist blutwenig und dieses Wenige gar nicht dramatisch. Hingegen beseelt die beiden ersten Teile des Werkes, obgleich auch sie mancherlei epische Momente aufweisen, eine solche dramatische Handlung mit bedeutenden, auch künstlerisch gut ausgenützten tragischen Konflikten. Zwar unwissend, doch nicht schuldlos, lockt Ahasver im ersten Teil den späten Enkel, dessen frommer Eifer ihn vom Fluch erlösen sollte, selber vom Erlösungswerk ab, und verzweifelnd sieht er im zweiten Teil den letzten Sproß von seinem Stamme ein Opfer des Todes werden, während seine Absicht, einem Alchemisten zur Herstellung eines Lebenselixiers zu verhelfen und sich selbst so Genossen seiner Ewigkeit zu gewinnen, knapp vor dem Ziele noch vereitelt wird. In diesen ersten zwei Teilen ist auch das Gerüste der Scenen fester gefügt; die Ereignisse spielen sich klar und folgerichtig vor uns ab. Die Charakteristik der handelnden Personen ist durchweg scharf und anschaulich, soweit das bei diesen Wesen, die zur Hälfte nur dem Reiche der Phantasie angehören und nur personifizierte Abstracta sind, überhaupt möglich ist. Was aber auch in letzterer Hinsicht Haushofer durch die sinnliche Kraft seiner Darstellung zu leisten vermag, beweist unter anderm die wundervolle Schilderung der Phantasie in dem Festspiel im dritten Teil (S. 411). Die Kunst der Sprache, der Bilderreichtum, der Wohllaut der rhythmischen Rede, die tadellose Sicherheit des Verses ist außerordentlich; höchstens die Anapäste dürften bisweilen weniger leicht gebaut sein. In der Ausgestaltung des einzelnen verrät sich überall eine hervorragende dichterische Kraft.

Es ließen sich ja auch noch Mängel im einzelnen da und dort auffinden. Namentlich könnte man es fehlerhaft schelten, daß dasselbe Motiv, die verzweifelnde Bitte des zur Ewigkeit Verfluchten um den Tod, ohne wesentliche Steigerung sich so oft wiederholt. Ebenso dürfte man in mehreren Situationen und Vorgängen des Dramas nur eine (mitunter abgeschwächte) Nachahmung des Goetheschen „Faust" erkennen und am Ende gar noch Anklänge an andere Dichterwerke heraushören. Derartige Anlehnungen waren aber bei solch einem Stoffe kaum zu vermeiden und sind um so weniger zu verwerfen, als Haushofer auch bei ihnen nie seine dichterische Selbständigkeit irgendwie aufgegeben hat. Daß er nicht aus Armut an eigner Begabung den Anschluß an frühere Meister hie und da suchte, zeigt der Reichtum an bedeutenden Gedanken, wie an leidenschaftlich-innigen Empfindungen, den er überall verstreut. Ein großes, allumfassendes Bild des Lebens in den verschiedenartigen Schichten der Menschheit, in den verschiedenen Perioden der mittelalterlichen und neueren Geschichte, unter den verschiedensten glücklichen oder verderblichen Einflüssen stellt sein dramatisches Gedicht dar, ein zusammengedrängtes Bild der Weltgeschichte, durch welche der Unsterblichkeitsgedanke „als geisterhafter Greis, Erlösung suchend, verkörpert schwankt". Zu diesem Zwecke und im Sinne der wahren modernen Geistesfreiheit hat Haushofer seinem ewigen Juden jedes konfessionelle Gewand abgestreift: die Sage, welche vor einem halben Jahrhundert noch Julius Mosen zum Symbol seiner religionsphilosophischen Phantasien wählte, ist gar nicht mehr nach ihrem religiösen, sondern nur nach ihrem allgemein sittlichen Werte aufgefaßt. Hierin ist Haushofers Gedicht ein echtes Erzeugnis unsrer vom Religiösen unwillkürlich ablenkenden Zeit, zugleich aber trotz seiner Mängel ein wirklich künstlerisch bedeutendes Erzeugnis derselben, das die Beachtung der Zeitgenossen vollauf verdient.

München. **Franz Muncker.**

Neue Erzählungen.

Das erste der beiden kleinen Werke, die uns heute vorliegen — Hamburger Novellen von Ilse Frapan. (Hamburg, O. Meißner 1886) — macht uns mit einer Erzählerin bekannt, die unseres Wissens früher noch nicht vor einem größeren Leserpublikum aufgetreten ist. Es führt uns nach Hamburg, aber nicht in das rastlos brausende Leben des dortigen Welthandels, sondern in die bescheidenen Verhältnisse, die sich darum gruppieren. In jeder Großstadt giebt es Viertel, verlorne Straßen, die vom Strom des Verkehrs fast unberührt bleiben und die Heimstätte bilden für Traditionen aus aller Zeit, Lebensanschauungen und Gewohnheiten, die sich von den Voreltern her erhalten haben. Auch Hamburg hat solche entlegene Teile, und in diese werden wir von den vorliegenden Novellen eingeführt. Die kleinen Erzählungen, die eigentlich kaum mehr als Skizzen und Charakterbilder sind, offenbaren ein frisches Talent, tüchtige Beobachtungsgabe und einen gefälligen Humor. Gleich die erste Geschichte, „Die Schneehütte", ist eine heitere Idylle besonderer Art, die Geschichte von Romeo und Julia ins Hamburgische übertragen und, statt mit Leid und Klage, mit frohem Gelächter, Hochzeit und Versöhnung endend. Ein ernsterer Ton klingt schon durch die Erzählung vom Buchhändler, der seine Stelle verloren hat und, um seine Familie zu erhalten, Kondukteur bei einer Omnibusgesellschaft wird. Um seine Frau nicht zu kränken, sagt er ihr nichts davon, sondern macht sie glauben, daß er noch immer täglich in sein Geschäft gehe. Eines Tages aber trifft sie ihn in seiner Uniform auf dem Wagenbrett und wendet sich im ersten Schrecken von ihm ab. Um so herzlicher ist bald darauf die Versöhnung, der auch die Rettung aus der demütigenden Lage folgt. Weiterhin sehen wir einen alten, von Grog schweren Droschkenkutscher, der den Gassenkindern zehn Pfennige hinwirft, auf daß sie sich darum raufen. In ihrem Eifer bemerken die Kleinen nicht, daß scheugewordene Pferde mit einem Lastwagen daher rasen, und um sie zu retten, wirft sich der Alte den Tieren entgegen, wobei er selbst den Tod findet. Eigenartig, rührend und doch mit leichten humoristischen Strichen gezeichnet, tritt dem Leser in einer andern Skizze ein fremdblickender, scheuer Knabe aus den Tropenländern entgegen, der gar stolze Träume hegt, aber auf der ersten Seefahrt, die er als Matrose mitmacht, seinen Tod in den Wellen findet. Erwähnt sei auch noch der „Fleetenkieker" (Lumpensammler), eine ernste Skizze, die das ärmliche Heim und die Sorgen eines kranken Packers, sowie die plumpe aber herzenswarme Hilfe zeigt, die ihm von seiten des Fleetenkiekers zu teil wird. Man sieht, die kleine Sammlung von Bildern ist mannigfaltig genug. Möge die Verfasserin in ihrer einfach natürlichen Weise beharren und in ihren weiteren Arbeiten sich vor gesuchten Vergleichungen, gespreizten Ausdrücken hüten, zu denen sie sich, wenn auch nur selten, hier noch hat hinreißen lassen.

Das zweite Werk — Mutter und Tochter. Eine littauische Geschichte von Ernst Wichert. (Leipzig, C. Reißner 1886) — zeigt uns einen bekannten Autor innerhalb jenes Stoffgebiets, das ihm besonders vertraut ist. Ernst Wichert ist ein Sohn des ostpreußisch-littauischen

Landes und mit den Sitten und dem Charakter des Volkes daselbst wohl bekannt. Seine Schilderungen tragen das Gepräge der Wahrheit, jene sichere und scharf individualisierende Art der Zeichnung, die nur nach der Natur aufgenommen sein kann. Weniger befriedigt hat uns die psychologische Entwickelung, obwohl hervorzuheben ist, daß die Erzählung mit großer Kraft geführt ist und ohne Abschweifung gerade auf ihr Ziel losgeht. „Mutter und Tochter" ist eine furchtbar tragische Geschichte, die von der Liebeseifersucht der Bäuerin Urte auf ihre eigne Tochter Madle erzählt. Urte hat in reifen Jahren zum zweitenmale geheiratet, und zwar einen jungen, träumerischen mystisch exaltierten Mann, Namens Jons, den Madle früher geliebt hat und noch liebt. Die Leidenschaft des Mädchens bricht nach einiger Zeit in heißen Flammen empor, es gewinnt die Gegenliebe des Stiefvaters, und das unselige Verhältnis endigt mit dem Tode Madles, das von der eignen Mutter vergiftet wird. Jons entdeckt die That und verschwindet aus dem Land. An der Ostseeküste läßt er sich als Bernsteinfischer unter fremdem Namen anwerben und verbringt hier einige Jahre in der schweren und gefährlichen Taucherarbeit.

Soweit ist die finstere Erzählung mit Schärfe geführt und fesselt durch die innere Wahrheit der Darstellung. Der Schluß dagegen erweckt unser Bedenken. Frau Urte findet zu Haus keine Ruhe, sie sucht ihren flüchtigen Gatten, findet ihn endlich, fleht ihn um Verzeihung an und heischt von ihm, daß er in Liebe zu ihr wieder heimkehre und mit ihr lebe. Ist das möglich? Muß sich der Schatten der gemordeten Tochter nicht immer zwischen die beiden Gatten stellen? Urte konnte aus leidenschaftlicher Liebe morden, aber nach der That muß ihr der Anblick ihres Gatten, ja die Erinnerung an ihn furchtbar sein. Jons giebt die richtige Antwort. Er steigt noch einmal in die dunkle Tiefe des Meeres nieder und wird nach einigen Stunden als Leiche emporgezogen. Frau Urte aber kauft sich daraufhin in dem einsamen Ort an, um das Grab dessen zu hüten, der sie verraten und dadurch zum Verbrechen getrieben hat. Auch das scheint uns nicht mit der unerbittlichen Logik zu stimmen, die Wichert in den ersten Teilen seiner Erzählung hat walten lassen.

Wien. **Ferdinand Lolheißen.**

Aus Schwaben. Schilderungen in Wort und Bild von Eduard Paulus und Robert Stieler. Die Illustrationen in Holzschnitt ausgeführt von Ad. Cloß. Stuttgart, Ad. Bonz & Comp. 1887.

Das Schwabenland im Wort zu schildern, hat wohl keiner der Lebenden mehr Beruf als Eduard Paulus, der „sinnige Viator, Baumeister, Dichter, Landeskonservator", wie ihn Freiligrath in jenem Sonette nennt. Er hat das Land durchwandert nach allen Seiten, in früher Jugend schon an der Hand seines Vaters, des hauptsächlich als Erforscher römischer Altertümer bekannten älteren Paulus; er hat das Land durchforscht von Berufs wegen als einer der Hauptmitarbeiter an der bekannten württembergischen Landesbeschreibung und als Konservator der vaterländischen Altertümer in Württemberg; er hat nicht nur mit dem Auge des Forschers sondern auch mit dem des Dichters gesehen und er hat sein Auge für die Schönheit der Heimat geschärft durch mannigfache Wanderungen in andern Ländern, namentlich in Italien. Was er über seine Heimat sagt, ist nicht bloße am Äußern haftende Schilderung oder Mitteilung von dürrem Wissensstoff, sondern alles ist gesättigt von unmittelbarer Anschauung und durchtränkt von liebevoller, gemütreicher Versenkung in das Geschaute und Erforschte, und die Intuition der dichterischen Phantasie verbindet sich aufs glücklichste mit der strengen Besonnenheit des Forschers. Dies alles giebt auch seiner Prosa eine Gedrungenheit und Fülle, eine Reife und Rundung und jenen Reiz des Originalen, welcher deutlich zu erkennen giebt, daß der Verfasser nur das bietet, was ihm völlig zum inneren Eigentum, in gewissem Sinn zum Erlebnis geworden ist.

Der Text zeichnet zuerst „Land und Leute" in kurzen kräftigen Strichen, führt dann in lebendiger Darstellung durch die Schätze der „Altertümer", die der Verfasser zum guten Teil selbst gehoben hat, tritt weiter eine Wanderung an durch die Geschichte der „Kunst" in Schwaben, um sodann in vier weiteren Abschnitten auf die einzelnen Landesteile näher einzugehen: „Schwarzwald", „Schwäbische Alb", „Oberschwaben", „Neckarland".

Wie Eduard Paulus für das Wort, so war Robert Stieler der rechte Mann für das Bild. Auch hier dieselbe liebevolle Versenkung und gemütvolle Auffassung und ein Reiz landschaftlicher Stimmung, der häufig an den leider früh verstorbenen Gustav Cloß erinnert. Der Bruder des letzteren, der rühmlichst bekannte Adolf Cloß, hat die Stielerschen Zeichnungen in Holzschnitt ausgeführt, und so vereinigt sich alles, um dem Buch eine ganz eigenartige Anziehungskraft zu verleihen, wie sie kein anderes Werk über das schöne Schwabenland besitzt.

Zürich. **Carl Weitbrecht.**

Litterarhistorische Schriften.

Die beiden Schriften, die uns heute vorliegen, sind als recht tüchtige Arbeiten anzuerkennen. Die erste derselben — Gotthard Ludwig Kosegarten. Ein Lebensbild von Dr. H. Franck. (Halle a./S., Buchh. des Waisenhauses 1887) — erörtert Leben und Werke eines heute kaum mehr genannten Dichters. Aber es ist keine Frage, daß ein Dichter wie Kosegarten, obgleich kein Stern erster Größe, doch im ganzen eine freundliche Erscheinung am deutschen Dichterhimmel, eine Monographie verdient, wie sie ja schon noch unbedeutenderen deutschen Poeten zu teil geworden ist. Auch der Ausführlichkeit der vorliegenden, die mit den geschickt gewählten und anziehenden Beilagen 467 Seiten einnimmt, wollen wir uns freuen, da sie aus liebevoller Behandlung des Gegenstandes und der Verarbeitung eines reichen Materials hervorging. Denn dem Verfasser waren von den Verwandten des Dichters seine handschriftlichen Tagebücher, Predigten und eine „leider nur geringe" Anzahl von Briefen zur Benutzung anvertraut worden. Über den Zweck seiner Arbeit äußert sich der Verfasser (S. VI): „Ich habe vor allem darnach gestrebt, den Menschen in seinem Denken und Empfinden so, wie er nach meinem Urteil war, zu zeichnen, und ich glaube, daß durch gerechte Erwägung seines Charakters und seiner persönlichen Lage der Vorwurf der Franzosenfreundschaft (er hatte sich u. a. seine Professur in Greifswald 1808 durch die Franzosen verschafft) auf ein richtiges Maß zurückgeführt werden kann." Diesen Vorwurf kann man freilich jetzt leichter machen, als man ihn damals vermeiden konnte. Auffallend ist das reiche Liebesleben an ihm, dem Landgeistlichen; an diesem Leben lag es jedenfalls nicht, daß er in der Lyrik kein zweiter Goethe wurde. Übrigens lasse man sich durch den Namen auf dem Titel nicht irre machen: es ist wirklich der alte, uns aus den Lesebüchern unserer Kindheit wohlbekannte Theobul Kosegarten, der seinen eigentlichen Vornamen Gotthard in das Griechische übersetzt hatte.

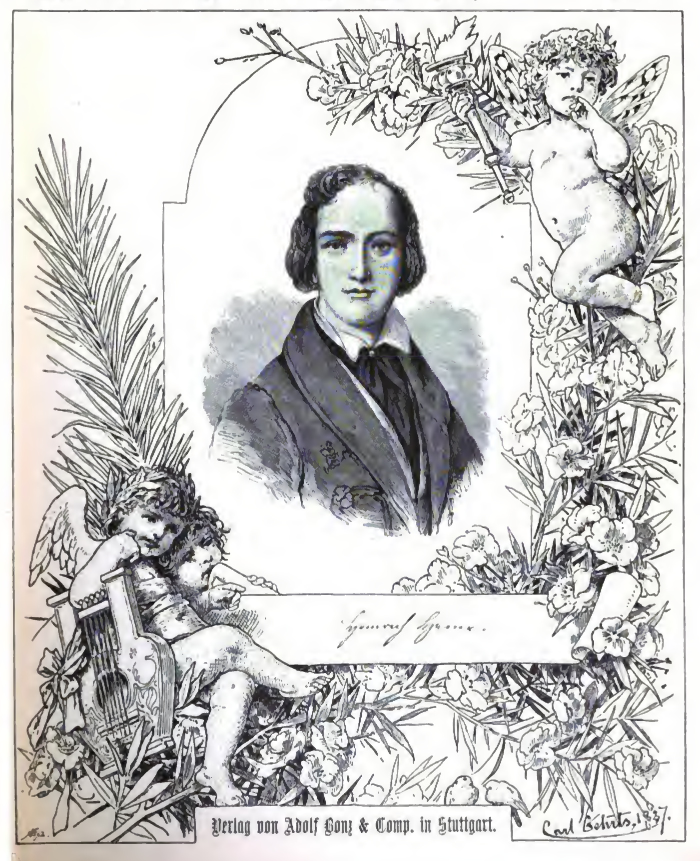
Auch die zweite, in demselben Verlag erschienene Schrift — Alceste in der modernen Litteratur. Von Georg Ellinger — ist, wie bemerkt, recht verdienstlich. Das rätselhafte Stück des Euripides mit seinen burlesken Scenen, die sich nur aus der nicht sofort erkannten Gattung des Satyrdramas erklären lassen, hat neuere Dichter vielfach zu Bearbeitungen desselben Sujets verleitet, weil sie hoffen durften, sich auf ziemlich wohlfeile Art das Verdienst einer Verbesserung des griechischen Dramatikers erwerben zu können. Besonders reizte der etwas sentimentale Gegenstand mit starken Affekten und Effekten, der freiwillige Tod der Gattin für den Gatten zur opernmäßigen Darstellung. Allbekannt ist die Alceste Wielands und die Persiflage Goethes, die, wie der Verfasser richtig bemerkt hat, weniger an das Stück selbst als an die von Wieland im „Merkur" veröffentlichten Briefe über die Alceste anknüpft. In den Briefen giebt Wieland übrigens auch von älteren italienischen Opern über diesen Text Rechenschaft. Der Verfasser beschreibt und kritisiert die Stücke, deren er bis jetzt hat habhaft werden können, und hofft dasselbe Thema später noch einmal ausführlicher aufzunehmen, wofür wir ihm dankbar sein werden.

Posen. **Robert Boxberger.**

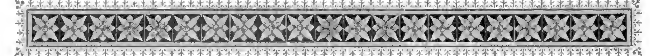
Redigiert unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung. — Nachdruck, auch im Einzelnen, ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt.
Druck von A. Bonz' Erben in Stuttgart.

Deutsche Dichtung.

II. Band. 5. Heft. Herausgeber: Karl Emil Franzos. 1. Juni 1887.



Verlag von Adolf Bonz & Comp. in Stuttgart.



Zur Geschichte des Bürgerkönigtums in Frankreich.

Drei Aufsätze von Heinrich Heine.

(Ungedruckter Nachlaß.)

Einleitung. Die nachstehend mitgeteilten, bisher ungedruckten Aufsätze von Heinrich Heine sind derselben Quelle entnommen, aus welcher wir die in den Aprilheften dieser Zeitschrift abgedruckten Berichte über die Pariser Februar-Revolution geschöpft. Auch diese Aufsätze wurden für die „Augsburger Allg. Zeitung" verfaßt und von dem Redakteur derselben, Dr. Kolb, aus äußeren Gründen, die nichts mit dem Werte derselben zu thun hatten und deren wichtigster darin bestand, daß ihm die darin geäußerten Urteile allzusehr der sonstigen Haltung seines Blattes zu widersprechen schienen, nicht zum Abdruck gebracht; auch diese Manuskript-Blätter wurden von dem Expeditionsleiter der „Augsburger Allgemeinen Zeitung", Friedrich Röth, einem eifrigen Autographensammler, aufbewahrt und kamen nach dessen Tode in den Besitz des Herrn Karl Meinert in Dessau, welcher Herrn Dr. Gustav Karpeles in Berlin die Publikation gestattete. Herr Dr. Karpeles, von dem wir das Abdrucksrecht erworben, hat den Aufsätzen einige Bemerkungen hinzugefügt, die wir hier folgen lassen:

„Eines der merkwürdigsten Aktenstücke im Lebensprozeß Heines ist sicherlich die wenig bekannte französische Vorrede zu seiner „Lutetia", in der der Dichter sich über die Tendenz seiner Pariser Briefe für die „Augsburger Allgemeine Zeitung" unumwunden ausspricht und alle Einwürfe, die gegen ihn und gegen seine politische Thätigkeit erhoben wurden, wirksam zu entkräften sucht. „Ich übernehme die volle Verantwortlichkeit", heißt es dort, „für die Wahrheit der Dinge, die ich gesagt, aber keineswegs für die Art und Weise, wie sie gesagt wurden. Wer sich nur an die Worte hält, der wird aus meinen Korrespondenzen leicht eine gute Anzahl von Widersprüchen, Nachlässigkeiten und selbst einen anscheinenden Mangel an ernsthafter Überzeugung herausklauben können. Aber wer den Geist meiner Worte erfaßt, wird darin überall die strengste Einheit des Gedankens und eine unverbrüchliche Anhänglichkeit an die Sache der Humanität, an die demokratischen Ideen der Revolution erkennen."

Man muß sich dieses Bekenntnis vor Augen halten, wenn man die Pariser Briefe Heines aufmerksam prüfen will. Und auch für die Lektüre der drei folgenden, hier zum erstenmale veröffentlichten Aufsätze wird jene offenherzige Erklärung notwendig sein. Leicht könnte es einem hochnotpeinlichen Ketzerriecher in den Sinn kommen, Äußerungen, die der Dichter hier über Louis Philipp gethan, mit jenen zu vergleichen, die er 1848, als der König gestürzt war, nach Augsburg geschrieben, oder auch seine Urteile über Guizot aus verschiedenen Perioden miteinander zu vergleichen. Wer solches versuchen wollte — und es ist ja oft genug schon versucht worden — der würde eine vollständige Unkenntnis in Sachen der politischen Journalistik und eine horrende Ungerechtigkeit gegen den Dichter begehen. Ich habe es wohl nicht nötig, dies des weiteren hier auszuführen; der einsichtige Leser wird es gewiß vorziehen, statt einer Polemik gegen die Gegner Heine selbst sprechen zu hören.

Ich beschränke mich daher nur auf wenige sachliche Bemerkungen zu den einzelnen Aufsätzen, die sich dem Buche anreihen, das Heine unter dem Titel „Lutetia" 1854 erscheinen ließ, und das jetzt den zweiten Teil der „Französischen Zustände" ausmacht. Der erste Aufsatz vom 12. Februar 1840 ist, nachdem Kolb den Druck abgelehnt, von Heine in einigen wenigen Sätzen zu jenem in der „Lutetia" 1854 veröffentlichten Berichte benützt worden, welcher dort das Datum des 25. Februar 1840 trägt. Es geschah dies wahrscheinlich auf Grund eines aufbewahrten Konzepts, welches jedoch wohl nur die Einleitung umfaßte. Die Eingangsstelle, welche, wenn auch nicht im vollen Wortlaute — und wie charakteristisch diese Variante ist, wird man erkennen, wenn man die Stelle in beiden Aufsätzen vergleicht! — mit dem in der „Lutetia" publizierten Berichte übereinstimmt, findet sich im folgenden durch eine Klammer abgegrenzt; der Brief selbst ist, wie bemerkt, bisher ungedruckt. Wie so viele der Korrespondenzberichte Heines schließt auch dieser mit einigen witzigen Zeilen an Gustav Kolb, den Redakteur und Freund. Im Anschluß an die Gedanken, daß die Menschen das am liebsten treiben, was für sie nicht paßt, was sie nicht verstehen und wobei sie sich lächerlich machen, fügt der Dichter noch in einer abgetrennten Seitenbemerkung hinzu:

„z. B. ich, mein liebster Kolb!
Guten Morgen.

H. Heine."

Einen merkwürdigen Eindruck macht auf uns unter den gegenwärtigen socialen Verhältnissen Heines zweiter Brief. Wie ein in die Ferne schauender Prophet weissagt er die drohende Machtfülle des Socialismus, er, der schon als Jüngling in seinem „Ratcliff" die große Suppenfrage der Menschheit aufgeworfen, der als Mann den Sturz der Vendome-Säule, die Greuel der Commune, die Annexion Elsaß-Lothringens, das deutsche Reich und die Einigung des Vaterlandes durch die starke Hand eines mächtigen Mannes vorausverkündet hatte.

Und in merkwürdigem Einklang steht sein Urteil über den sog. katholischen Socialismus mit den Erfahrungen, die wir in Deutschland und anderswo gemacht haben. —

Mit Lamennais wurde Heine später durch George Sand bekannt. Es gehörte zu den schönsten Lebenserinnerungen Heinrich Laubes, wenn er jenes Tages gedachte, wo bei George Sand ein großes Rededuell zwischen Lamennais und Heine in französischer Sprache stattfand, bei dem George Sand und Laube stumme Zeugen blieben, aus dem aber Heine als glänzender Sieger hervorgegangen. — Wenig bekannt ist bei uns in Deutschland der in diesem zweiten Briefe besprochene Esquiros. Henry Alphonse Esquiros (1814–1876) war ein radikaler Poet und socialistischer Schriftsteller. Er trat zuerst, mit Elogen Victor Hugos eingeführt, als Dichter der „Hirondelles" (1834) auf. Dann schrieb er zwei historische Romane. Aber erst das von Heine erwähnte Buch: „L'évangile du peuple" (1840), in welchem er einen demokratischen Kommentar zum Leben Jesu gab und Christus als Revolutionär darstellte, machte ihn bekannt, zumal als er wegen dieses Buches acht Monate Gefängnis erhielt. Von nun an galt er als Märtyrer der demokratischen Sache und die drei folgenden Schriften: „Les vierges folles", „Les vierges martyres" und „Les vierges sages" erregten in Frankreich (1841) großes Aufsehen. Später wurde Esquiros Abgeordneter und wurde nach dem Staatsstreich verbannt. Erst 1870 kehrte er wieder nach Paris zurück, zuerst als Deputierter, dann als Senator. So hatten sich die Verhältnisse innerhalb fünfundzwanzig Jahren geändert! —

Der dritte der hier folgenden Aufsätze wird ohne Zweifel nicht geringeres Interesse als die vorhergehenden erwecken. Die Sympathie Heines für den Herzog v. Nemours war stets eine lebhafte; sie dokumentiert sich in allen Pariser Briefen der ersten Jahre. Ebensogroß war seine Bewunderung Guizots; und man muß in der That sagen, daß die Worte Hegels, mit dessen Philosophie sich Heine damals gerade wieder viel beschäftigte, auf die Reden und Schriften Guizots damals wohl passen mochten. Was Heine über die ewigen Ministerkrisen in Frankreich sagt, möchte sogar heute noch als aktuell erscheinen."

I.

Paris, 12. Februar 1840.

Je näher man der Person des Königs steht und mit eignen Augen das Treiben desselben betrachtet, desto leichter wird man getäuscht über die Motive seiner Handlungen, über seine geheimen Absichten und sein Wollen und Streben. In der Schule der Revolutionsmänner hat er jene moderne Schlauheit erlernt, jenen politischen Jesuitismus, worin die Jacobiner manchmal die Jünger Loyola's übertreffen. Zu diesen Errungenschaften kömmt noch ein Schatz Verstellungskunst, die Tradition seiner Vorfahren, der französischen Könige, jener ältesten Söhne der Kirche, die immer weit mehr als die Monarchen anderer Länder durch die heilige Oelung geschmeidig wurden, immer mehr Fuchs als Löwe waren und eine mehr oder weniger priesterliche Haltung offenbarten. Zu der erlernten und überlieferten simulatio und dissimulatio (wir Deutsche haben nur ein einziges rohes Wort für Beides ‚Heuchelei'): zu dieser gesellt sich bei Ludwig Philipp noch eine natürliche Anlage, so daß es fast unmöglich ist, durch die wohlwollende dicke Hülle, durch das lächelnde Fleisch die geheimen Gedanken zu erspähen. Aber gelang es uns auch bis in die Tiefe des königlichen Herzens einen Blick zu werfen, so sind wir dadurch noch nicht sonderlich gefördert, denn am Ende ist eine Sympathie oder Antipathie gegen Personen nie der bestimmte Grund der Handlungen Ludwig Philipps, er gehorcht nur der Macht der Dinge, der Nothwendigkeit. Alle subjektiven Anregungen weist er fast grausam zurück. Er ist hart gegen seine eigenen Empfindungen, ist er auch kein Selbstherrscher, so ist er doch ein Beherrscher seiner selbst; er ist in der That ein sehr objektiver König. Es hat daher wenig politische Bedeutung, ob er Guizot mehr liebt oder weniger als Thiers; er wird sich des Einen, wie des Anderen bedienen, sobald er ihrer nöthig hat, nicht früher, nicht später.

Ich kann wirklich nicht mit Gewißheit sagen, wer von diesen zwei Männern dem Könige am angenehmsten oder unangenehmsten ist. Ich glaube, er haßt sie alle Beide und zwar aus Handwerksneid, weil er eigentlich Minister ist, in ihnen seine beständigen Nebenbuhler sieht und am Ende auch fürchtet, man könnte ihnen eine größere Capacität zutrauen, als ihm selber.

Man sagt, Guizot sei ihm weniger zuwider, als Thiers, weil jener eine gewisse Inpopularität genießt, die dem Könige gefällt. Aber der puritanische Zuschnitt, der lauernde Hochmuth, der doktrinäre Belehrungston, das steifleinen calvinistische Wesen Guizots muß abstoßend auf den König wirken. Bei Thiers stößt er auf die entgegengesetzten Eigenschaften, auf ungezügelten Leichtsinn, auf kecke Launen, auf eine Freimüthigkeit, die mit seinem eigenen versteckten, krummlinigten, eingeschachtelten Charakter fast verletzend contrastirt und ihn also ebenfalls wenig erbauen kann; dazu kömmt, daß der König gern spricht, ja sogar sich gern in ein unendliches Schwatzen verliert, was sehr merkwürdig, da verstellungssüchtige Personen gewöhnlich sehr wortkarg sind. Ganz bedeutend mißfallen muß ihm daher ein Guizot, der nie discurirt, sondern immer docirt und der, wenn er seine Thesis bewiesen hat, concise Gegenargumente verlangt, den König mit fast störender Strenge anhört und ihm manchmal Beifall nickt, wie einem Schulknaben, der sein Examen gut be-

standen hat. Bei Thiers geht es dem Könige noch weit schlimmer, er läßt ihn gar nicht zu Worte kommen, verloren in die Strömungen der eigenen Rede]. Thiers kann vom Morgen bis Mitternacht sprechen, unermüdet immer neue glänzende Gedanken, immer neue Geistesblitze hervorsprühend, den Zuhörer ergötzend, belehrend, blendend: man möchte sagen, ein gesprochenes Feuerwerk. —

Bis jetzt ist der König der eigentliche Minister, der wahre Chef des Konseils, der Lenker aller Politik, und wenn er auch die heutigen Titularminister wechselt und durch andere Strohmänner ersetzt, so wird er doch immer jene allein wichtige Stellung bewahren, bis außerordentliche Ereignisse ihn zwingen, zu Gunsten Guizots oder Thiers zu abdiciren. Zwischen diesen Beiden und nur zwischen diesen Beiden hat er die Wahl. Da er aber in diesem Falle, wie ich oben angedeutet, keineswegs seinen wirklichen Sympathien, sondern nur der Macht der Dinge Gehör schenkt, da er nur der äußeren Nothwendigkeit, den Bedürfnissen seiner Situation Gehorsam leistet, so müssen wir diese erst in's Auge fassen, wenn wir eine Antwort suchen auf jene unaufhörliche, banale, langweilige und doch so wichtige Frage: Wer von Beiden wird endlich herrschender Minister werden, Guizot oder Thiers?

In dieser Beziehung haben wir es zunächst mit der Stellung zu thun, die der König dem Auslande gegenüber, seit dem Beginn seiner Regierung, eingenommen hat und noch immer behauptet. Für seine ausländische Stellung trug er von jeher mehr Sorge, als für die inländische, die ihm jetzt ganz gesichert scheint; und er mag wohl Recht haben, daß die heimathlichen Gegner unschädlich sind, so lange nicht von außen der ungezügelte Kriegssturm die glimmenden Funken des Parteikampfs anfacht. Friede, Friede um jeden Preis, war daher sein ganzes Streben seit der Juliusrevolution, und in der Eintracht mit fremden Kabinetten, mit der hohen Oligarchie, welche Europa regiert, sah er eine Bürgschaft für die innere Ruhe Frankreichs, für die Sicherheit seiner Krone und seines Hauses.

Selbsterhaltung ist der eingeborne Trieb jedes Geschöpfes, gleichsam sein erstes Gesetz, und nur höhere Wesen überwinden den niederen Erhaltungstrieb und stürzen sich in die Abgründe der Begeisterung, wo der Leib untergeht, aber die Seele ihre unsterblichen Siege feiert. Laßt uns daher nicht ungerecht sein gegen Ludwig Philipp, er handelt seiner Natur gemäß, und am Wenigsten die Franzosen sollten einen uneigennützigen Aufschwung von ihm erwarten; denn in der That, er ist eben der Mann, wie sie ihn suchten, ist ein wahrhafter Repräsentant jener Bourgeoisie, welche 1789 die Revolution begonnen und 1830 vollendet hat und einen König wählte nach ihrem Ebenbilde: einen guten Familienvater, einen Schutzvogt des Eigenthums, von bürgerlich tugendhaften Sitten, vorurtheilsfrei in Beziehung auf Geburtsadel, aufgeklärt in Betreff der Religion, liberal, tolerant, haushälterisch, werkthätig, wohlbeleibt, wohl unterrichtet, besonders in der edlen Rechenkunst (Künste der Industrie), kurz ein braver Mann. Hätten die Franzosen den ersten besten Spezereihändler der rue saint Denis zum König gewählt, er würde unter denselben Verhältnissen nicht anders gehandelt haben, wie Ludwig Philipp und würde ebenfalls den Interessen seiner Person und seines Hauses alles Nationale und Staatsinteresse geopfert haben. Ein solcher Spezereihändler, — dem die feineren Redensarten und Manieren der Courtoisie nicht so vertraut gewesen wären, wie einem Enkel des heiligen Ludwig, — hätte die Freundschaft der ausländischen Mächte gewiß mit weit plumperer Sprache erbettelt und hätte vielleicht die hohen Potentaten kniefällig angefleht: „O schonet meiner! verzeihet mir, daß ich den sogenannten französischen Thron bestiegen, daß das tapferste und intelligenteste Volk, nein, ich will sagen, eine Handvoll von 30 Millionen Unruhstiftern und Gottesleugnern mich zu ihrem Könige gewählt hat! Verzeihet mir, daß, wenn ich wollte, alle Trajane, Antonine und Mark Aurele dieser Erde, den Großmogul mit eingerechnet, vor mir zittern müßten! Verzeihet mir, daß ich mich verleiten ließ, aus den verruchten Händen der Revolutionäre die Krone und die dazu gehörigen Kronjuwelen und Civillistengelder in Empfang zu nehmen; — ich war ein unerfahrenes Gemüt! Ich bitte euch unterthänigst, zwingt mich nicht, die für Europa, ich will sagen, für die Menschheit gefährlichsten Kriege zu führen, wie es der Korse that: — ich will euch ja Alles zu Liebe thun, was ich euch an den Augen absehen kann — —"

Nein, eine solche plumpe Sprache hat Louis Philipp, wir müssen es zu seinem Ruhme sagen, nie geführt, eine solche Taktlosigkeit hat er sich nicht zu Schulden kommen lassen! Er wußte sich auf weit anständigere Manieren und mit besserem Ton die Bundesgenossenschaft und sogar die Verschwägerung mit der europäischen Oligarchie zu erwerben. Letztere freilich empfindet für ihn keine große Liebe, aber sie hat ihn in ihren Schooß aufgenommen, aus besonders gnädiger Rücksicht. Er leistet ihr so große Dienste! Mit den 300.000 Kisten Opium, die China

höflichst ablehnt, würde England das französische Volk nicht so wirksam einschläfern und entnerven, wie Ludwig Philipp es thut durch sein Regierungssystem. Mit allen Ketten, die ihm seine nordischen Eisengruben liefern, würde der Kaiser von Rußland dennoch die Franzosen nicht so gut binden, wie Ludwig Philipp es thut durch sein schnödes, auf die schlechtesten, selbstsüchtigsten Interessen begründetes Regierungssystem! Ja, er leistet die größten Dienste und buhlt um den Beifall der europäischen Oligarchie und huldigt allen ihren Sympathien und Antipathien. Sobald wir diese kennen, werden wir auch leicht urtheilen, wie Ludwig Philipp jedesmal handeln wird, wo die Wahl ihm freisteht. —

Die allerhöchsten, wie die allerniedrigsten Mitglieder der europäischen Oligarchie, dieser erleuchteten Herrschergilde, sie werden in ihren Sympathien und Antipathien keineswegs von blinder Laune, sondern von einem geheimen Instinkte geleitet, einem Instinkte, der ihnen ganz bestimmt sagt, wer ihnen im Herzen abhold oder zugethan, wer eigentlich zu ihnen gehört, durch seine Gefühle und Denkungsweise, durch seine innere Natur, durch seine guten oder bösen Eigenschaften, aus Adlerstolz oder aus Hundetreue, aus Demuth oder aus Klugheit: kurz, hier hilft weder Verstellung, noch Diensteifer, weder die erheuchelten Reden, noch die erheuchelten Thaten, sie kennen ihre Leute durch Instinkt. Wer ist ihnen nun der Liebste? Thiers oder Guizot? Hier kommen weder Facta, noch Worte in Erwägung: und spräche Thiers wie ein Dreux-Brezé und wedelte er, wie ein ergebener Hoflakai und dekretierte er wie ein Marat (wütender Jakobiner) und handelte er wie ein Freund des Volkes: die europäische Oligarchie würde dennoch, wenn ihr Ludwig Philipp die Wahl stellte, ob er Guizot oder Thiers zum Minister machen sollte, sie würde sich dennoch für Guizot entscheiden. Ein richtiger Instinkt sagt ihr, daß Thiers der Mann der Revolution ist, daß alle Flammen derselben in seinem Herzen lodern, sein Mund mag reden, seine Hand mag unterzeichnen, was es auch sei! Und ein richtiger Instinkt sagt ihr ebenfalls, daß eine kalte Ehrfurcht für die herrschenden Thatsachen im Herzen Guizots wurzelt, daß er (schon als Gelehrter dem glänzenden Herrendienst zuneigt), daß er eine sacerdotale oder vielmehr klerikalische Natur ist, behaftet mit geistlichem Hochmuth und aristokratischen Gelüsten, daß er dem Volke nicht angehört und als ein taugliches Subjekt zu gebrauchen sei. „Wir wollen den Barnabas!“ wird man Ludwig Philipp zurufen, sobald er wählen muß zwischen Thiers und Guizot. —

Ja, aus den angeführten Gründen schließe ich, daß ein Ministerium Guizot uns weit näher steht, als ein Ministerium Thiers, aber es wird sich nicht lange halten können, wie ich ein ander Mal zeige. Der sacrificirte Thiers wird dadurch noch politisch mächtiger, als früher und gewinnt ein Uebergewicht, das ihn selbst schneller in die Höhe zwingt. Tödtet ihn heute und ich versichere euch, in dreien Tagen wird er wieder auferstehen mit der größten Glorie! Insofern ist er wahrhaft, nächst Ludwig Philipp, der bedeutungsvollste politische Charakter unter den Franzosen und wir wollen ihn daher nächstens desto umständlicher besprechen. Heute begnügen wir uns zu bemerken, daß Thiers, trotz seiner großen Beschäftigung in der Kammer an seiner Geschichte Napoleons rastlos fortarbeitet und bald den glänzendsten Abschnitt derselben, das Konsulat, vollendet hat. Einer der Höflinge seines Genius (und die Zahl derselben ist weit größer, als die der ehemaligen Höflinge seiner Macht!) sagte jüngst mit schmeichelnder Impertinenz: „Er unterstütze so viel als möglich das miserable Ministerium Soult, damit Herr Thiers nicht eher Minister werde, bis er mit seiner Geschichte Napoleons fertig sei.“ —

In dieser Beziehung wäre es uns auch gleichgiltig, ob der Herzog von Broglie das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten übernimmt, wie das Gerücht geht, ein Gerücht, woran wir übrigens sehr stark zweifeln. Wir zweifeln daran, aus dem sehr einfachen Grunde, weil es einzig und allein durch des Herrn von Broglie Ankunft hierselbst motivirt wird. Diese aber steht keineswegs, wie man fabelt, mit der Ernennung Guizots zum Gesandten in Verbindung. Denn bei der geregelten Lebensweise und Pünktlichkeit des doktrinären Herzogs, werden Tag und Datum seiner Abreise aus Italien und seiner Ankunft in Paris schon vor 2 Monaten bestimmt und er ist keine Stunde früher oder später angelangt, als man ihn eben erwartete. Dazu kommt, daß Soult keineswegs geneigt ist, das ihm angemessene Ministerium des Krieges zu übernehmen und an Broglie das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten abzutreten; wir sind alle Menschen und treiben am Liebsten, was für uns nicht paßt, was wir nicht verstehen und wobei wir uns lächerlich machen.

II.

Paris 20. November 1841.

Die Dienstbarkeit liegt in der Natur des Menschen. Laßt uns nicht darüber rechten, welche Gattung des Dienens die edlere sei: der Germane, welcher

einer Person diente, ist ebenso achtungswerth, wie der Römer, welcher dem Boden diente und die Unterthanentreue des Einen, ebenso wie die Vaterlandsliebe des Anderen steht nicht niedriger, als der Dienst, welchen man einer übersinnlichen Idee widmet z. B. der Gottes-Dienst der Hebräer. Sogar unsere radikalsten Matadore, können sich nicht von der angeborenen Dienstbarkeit losmachen, dem Dienste der Idee des abzuschüttelnden Joches, der entfesselten Ungeduld und Robespierre rief einst (die bedeutungsvollen Worte): Ich bin ein Knecht der Freiheit — (nicht jeder Diener meint es so ehrlich mit seinem Herrn, wie jener Robespierre, der mit der schauerlichsten Gewissenhaftigkeit seine Arbeit verrichtete).

Heut zu Tage giebt es in der Gesindestube der Freiheit weniger treue Knechte, aber desto mehr glänzende Dienerschaft; Haiducken von ausgezeichneter körperlicher Größe, kleine naseweise Jokey's windige Läufer, grobselige Kutscher, Leibjäger u. s. w. Diese Leute dünken sich zu gut oder sind vielleicht zu schlecht, um einer Person dienen zu können und sie vermiethen sich bei einer Idee aus Müssiggang, für Tagelohn, wo nicht gar um bei Gelegenheit zu stehlen, oder für ein gutes Trinkgeld die Hausinteressen zu verletzen. Wüßte ich nicht, daß die herrschenden Ideen unserer Tage — und ich will sie bei ihrem Namen nennen: Demokratie — im Boden Frankreich's tiefer wurzeln, als jede andere Herrschaft, so würde ich ihre Zukunft sehr gefährdet glauben; denn ich erblicke in ihrer Nähe gar zweideutige Gesichter, ich sehe, wie eine Menge Lakaien des alten Regimes sich in ihre Livrée vermummen und unter dem Tressenhut ihres Haushofmeisters bemerke ich die Tonsur. —

Daß die Idee der Demokratie in Frankreich herrschend ist, unterliegt keinem Zweifel. Der ungeheure Absatz, den die demokratischen Brochüren finden, ist der sicherste Beweis. Täglich werden dergleichen von der Regierung confiscirt. Die wichtigsten derselben waren in der letzten Zeit die Brochüren von Louis Blanc und Lamennais. Von ersterem habe ich bereits in diesen Blättern gesprochen. Er ist das gescheidteste Köpfchen seiner Partei und das bravste Wesen. Ueber des Abbé Lamennais glänzendes Talent brauche ich nicht erst zu berichten. Ich zweifle nicht, daß er es ehrlich meint, nämlich mit der katholischen Religion, die er mit der Demokratie verbinden will. Denn er glaubt, daß letzterer die Weltherrschaft anheimfällt. Die römische Kurie hat den großen Priester nicht verstanden; die Härte, womit sie seinen wohlgemeinten Eifer ablehnte, ist jedenfalls tadelnswerth. Armer Lamennais! Ich begreife seinen Kummer ob der Schonungslosigkeit, womit die Seinigen ihn behandelt. Der Kämpfer des Glaubens, der zum Heile des Glaubens sein eigenes Heil auf's Spiel gesetzt, mit der Ketzerin fraternisirte und sich der Verdammniß Preis gab! Daß er, der römisch-katholische Lamennais sich am Ende von Rom lossagen mußte, war gewiß der größte Schmerz seines Lebens und er muß daran verbluten. Wenn nicht gar ob dieser heroischen Selbstaufopferung die Kraft der Reue ihn später erfaßt! Schon jetzt kann er des Nachts nicht mehr schlafen, er sieht lauter kleine Teufel mit Lichtchen, die um sein Lager herumtänzeln und hüpfen: er sieht, wie die Bettgardine Feuer fängt und die Höllengluthen über ihn zusammenschlagen, zitternd und zähneklappernd verkriecht er sich unter der Decke, bis der Spuk vorbei ist; hernach weint er bitterlich, sein Verstand kann ihn nicht schützen vor den Schrecken seines eingewurzelten Kindheitsglaubens; so erzählen seine Freunde. Die Feinde, wie immer geschieht, geben der Stärke seines Geistes ein besseres Zeugniß.

Vor einigen Tagen confiscirte man „l'évangile du Peuple", ebenfalls eine demokratische Brochüre, worin die radikalsten Freiheits- und Gleichheitslehren aus der Bibel deduziert und der göttliche Bergprediger als ein Montaguard von 1793 dargestellt wird. Der Verfasser, Namens Esquiros, ist ein guter Mensch von etwas weiblicher Natur, schwärmerisch sanft, wie eine Predigerstochter im Mondschein, dabei aber auch erfüllt von werkthätiger Brüderlichkeit, gleich einer barmherzigen Schwester. Diese Brüderlichkeit und Gemüthlichkeit offenbart er auf's Liebenswürdigste in einer anderen Schrift, die er jüngst herausgab (Les vierges folles), unter dem Namen der thörichten Jungfrauen, bespricht er eine Classe Weibsbilder, die zwar hinlänglich thöricht, aber von zweifelhafter Jungfräulichkeit sind; ein delikates, ja sehr wichtiges Thema, das früher oder später in Frankreich mit Entschiedenheit diskutirt werden muß. —

(Schluß folgt.)

Sprüche.

Die Erbschaft heiliger Tradition
Vererbt vom Vater auf den Sohn;
Antreten aber darf er sie
Cum beneficio inventarii.

Wer's wagen darf, sich selbst zu kennen,
Den darf man hochbegnadet nennen.
Die meisten wären bestraft genug,
Würden sie je aus sich selber klug.

Paul Heyse.



Eva.

Erzählung von Heinrich Seidel.

Wenn die Linden blühn.



Es war ein schöner stiller Abend am Ende des Juni. In den zahlreichen Fabriken, welche vor dem Thore lagen, wurden die Feuer der Dampfkessel gelöscht, und hier und da stieg aus den turmhohen Schornsteinen eine schmale schwarze Rauchsäule in den reinen Himmel. Allmählich legte sich das unablässige Tagesgeräusch dieser Gegend, das helle schmetternde Tönen der mit dem Meißel bearbeiteten Schienen und Träger, das Gewehrsalven ähnliche Knattern der Nietkolonnen und das taktmäßige dumpfe Schüttern der Dampfhämmer. Dann schlug eine grell tönende Uhr irgendwo sieben und bald darauf kam von allen Seiten, aus Nähe und Ferne das Bimmeln von Glocken, welche die Feierabendstunde kündeten. Das Brummen der Ventilatoren, welches den Grundton aller Geräusche dieser lärmreichen Gegend bildete, stieg in die Tiefe und verlosch, während auf allen Dächern nach und nach die weißen stoßenden Wolken versanken, welche den Standort der Dampfmaschinen bezeichnen, und zugleich Straßen und Wege sich mit Strömen schwärzlicher Arbeiter erfüllten, die sich allmählich in fernen Gassen und Gäßchen verloren.

Auch die auf dem höchsten Punkte der Gegend gelegene chemische Fabrik der Gebrüder Scherenberg lag bereits still und verlassen da in einem Dunstkreis seltsamer Gerüche, als der technische Leiter derselben, Herr Doktor Bernhard Brunow, vor das Thor trat und von seinem erhöhten Standpunkte aus einen prüfenden Blick über die Gegend gleiten ließ. Seine einsame Junggesellenwohnung am Lindenplatz hatte heute wenig Verlockendes für ihn, denn es war ein heißer Tag gewesen und die Stadt lag in einem grau-blauen Dunst von Fabrikrauch und Straßenstaub. Auch war jetzt die Zeit, da am Lindenplatz sämtliche Klaviere bei geöffneten Fenstern losgelassen wurden und die Qualen ihres verstimmten Innern in die Welt hinauswinselten. Der Abend war so schön und still, er wollte ihn im Freien, in reiner Luft und fern von dem Gedudel zur Musik abgerichteter Haustöchter verbringen; und da er für diesen Zweck einen guten Ort wußte, so kehrte er alsbald der Stadt den Rücken, schritt eine Weile auf der von Kohlenstaub schwarz gefärbten Chaussee fort und bog sodann in einen von Gärten und grünen Hecken begrenzten Feldweg ein. Als er dort dem Bereich der Kohlen- und Ölgerüche und der chemischen Dünste glücklich entronnen war, der Duft des Grünen und der wilden Heckenrosen und der süße Hauch des frischgemähten Heues aus einem Wiesengrunde ihn lieblich umspielte, mäßigte er seine Schritte und schlenderte langsam weiter, zuweilen wohlgefällig nach einem Vogel spähend, der in den Zweigen sang und eine anmutige treffliche Musik vollführte, die jeglichem behagte und niemandem zur Last fiel. Bald sah der behagliche Spaziergänger hohe Baumwipfel vor sich ragen, welche das Ziel seiner Wanderung bezeichneten. Unter den schattigen Ulmen und Platanen saßen einige wenige Gäste, als Brunow in den Garten eintrat. Er schritt grüßend vorüber, nachdem er zuvor ein wenig zu essen, einige gezuckerte Erdbeeren und eine Flasche Rheinwein bestellt hatte. Der Garten senkte sich allmählich in Terrassen zu einem breiten Wiesenthal hinab, durch welches in sanften Bögen der Fluß dahinging. Eine Fliederlaube, die gerade auf diese Aussicht sich öffnete, fand der Doktor zu seiner Freude unbesetzt, mit Behagen streckte er sich auf die Holzbank und ließ seine Blicke in der Ferne weiden. Hier war er aus der Welt und doch mitten in ihr. Auf dem Flusse zogen hier und da mit schimmernden Segeln schwere Lastkähne langsam einher, hinten auf den Wiesen waren die Leute mit dem Heuen beschäftigt, sie nahmen sich von hier wie winzige Püppchen aus, die mit

Maulwurfshaufen zu thun hatten, und zuweilen hörte man von dort in der Abendstille ein Jauchzen oder ein fröhliches Gelächter. Jenseits des Thales stiegen wieder Hügel auf, aus deren dunklen Kieferbeständen helle sandige Flächen hervorleuchteten, während dahinter, in immer matteres Blau getaucht, noch andere Höhenzüge sich in die Ferne verloren. Auch die Stadt zeigte sich von diesem Orte aus im besten Lichte, denn zur Seite streckten sich ein Stück der alten Mauer, ein runder Ziegelturm, mit Epheu bewachsen, und einige spitzige Giebel hervor, über welche ein friedlicher Dämmer der Vergangenheit gebreitet lag.

Herr Doktor Bernhard Brunow verzehrte in Ruhe sein Abendbrot, füllte zum zweitenmale sein Glas mit dem guten Rheinwein, hielt es gegen das Licht und trank, nachdem er sich eine Weile an dem goldklaren Rheinwein erfreut hatte. Sodann lehnte er sich in seine Bank zurück, legte den rechten Fuß auf das linke Knie und genoß in aller Stille den schönen Sommerabend. Die Gedanken spielten in seinem Kopfe wie Mücken in der klaren Abendluft oder wie die Blätter eines Baumes, die ein leises Aufsteigen der Luft bewegt; er dachte an allerlei und gar nichts. Nachdem er eine Weile so gesessen hatte und mit den Augen bald dem Fluge eines Vogels, bald dem Flattern eines Schmetterlings oder dem langsamen Dahingleiten der weißen Segel durch die grüne Wiese gefolgt war, kam allmählich ein stärkerer Wind auf, der das Wasser des trägen Flusses kräuselte und den Geruch des Wiesenheues und eine süße Wolke von Lindenblütenduft zu ihm herübertrug. Nun erst ward er des unsäglichen Bienengesummes inne, das ihm bisher fast als ein Teil der friedlichen Stille erschienen war. Es kam her von einigen Lindenbäumen, welche am Rande des Gartens ihre mächtigen Kuppeln ganz in den weißlich-gelben Schimmer unendlicher Blüten gehüllt hatten. Und aus diesem Summen und mit diesem Dufte kam die Erinnerung, ein wehmütiger Ernst breitete sich über die Züge des Mannes und seine Augen starrten sinnend in die Ferne. Eine neue Wolke von Lindenblütenduft nahm seine Gedanken auf und trug sie mit sanftem Flügel über Berge, Wälder und Wiesen in das Land seiner Jugend, in eine andere Zeit, da auch die Linden blühten.

Die alte Stadt.

Die alte Ostsee-Handelsstadt hatte einst bessere Tage gesehen. Die Zeit ihres höchsten Glanzes war in jener Zeit gewesen, als der Hansabund blühte. Da hatte sie Krieg geführt mit Dänemark und den Landesfürsten, und gewaltigen Reichtum hatten die zahlreichen Schiffe und der blühende Handel den Bewohnern gebracht. Zeugen davon waren ein altertümliches Rathaus, einige schöne alte Gebäude mit reich verzierten gotischen Giebeln und eine Anzahl stattlicher Kirchen, welche stolz aus dem Gewimmel spitziger Ziegeldächer hervorragten wie mächtige Fregatten aus einer Schar von Fischerkähnen. Aber dieser alte Glanz und Reichtum war längst erloschen und verschwunden; und was sich mit einer gewissen schläfrigen Behaglichkeit jetzt von Handel und Wandel dort noch regte, war von keiner großen Bedeutung mehr.

In dieser Stadt verbrachte Bernhard Brunow die Zeit seiner Kindheit. Sein Vater, ein Kaufmann, hatte sich aus Rücksichten beständiger Kränklichkeit frühzeitig mit einem mäßigen Vermögen zurückgezogen und wohnte mit seiner Frau und dem einzigen, spät geborenen Sohne in einem kleinen Häuschen einer der winkligen Nebenstraßen, in welchem schon mehrere Generationen seines Geschlechts gelebt hatten und gestorben waren. Es war ein echtes, altes, eingewohntes Nest mit Urväter-Hausrat und viel zu viel Möbeln, alten Kupferstichen an den Wänden und hunderten von Erinnerungsdingen. Auf dem etwas finstern Flur standen zwei ungebürlich große Ungetüme von Leinenschränken mit reichem dunkelbraunen Schnitzwerk. Sie enthielten eine große Menge von zum Teil sehr kostbarer Wäsche, deren größter Teil aber niemals gebraucht, sondern nur zuweilen bewundert wurde und dann einen sanften Lavendelduft ausströmte. Es gab in diesem Hause eine Kleiderkammer, in welcher noch, außer vielen anderen Reliquien, die ehrwürdigen Staatskleider der Urgroßeltern hingen. Dergleichen kostbares, unverwüstliches Tuch und so schwere, wunderlich geblümte Seidenstoffe gab es überhaupt gar nicht mehr in der Welt. Was nun in diesen überfüllten Zimmer nicht mehr Platz fand oder schon gar zu alt oder gerümpelig erschien, das war hinaufgewandert auf den geräumigen Hausboden und führte dort in dem Lichte, das durch winzige Dachluken mit verwittertem, in allen Farben spielendem Glase in schmalen Streifen eindrang, ein staubiges und vergessnes Dasein. Ja, das Haus war ein rechtes Familienmuseum.

In diesem altväterlichen Frieden waren mit dem jungen Bernhard recht moderne Dinge eingekehrt. Er besuchte die Realschule der Stadt, um dereinst, wie es seit Menschengedenken in der Familie gebräuchlich war, ebenfalls sich dem Handelsstande zu widmen. Jedoch in den oberen Klassen übten

die naturwissenschaftlichen Fächer und darunter insbesondere Physik und Chemie solche Anziehungskraft auf ihn aus, daß er alle seine freie Zeit diesen Studien widmete. Da er ein angebornes mechanisches Geschick besaß, so richtete er bald in einem nach dem Hofe heraus gelegenen Zimmer des Oberstockes eine kleine Werkstatt und ein Laboratorium ein und brachte dort wunderliche und künstliche Dinge zustande, nicht gerade zum großen Vergnügen der Mutter, welcher diese mit allerlei häßlichem Abfall und vielerlei ihr bis dahin ganz unbekannten Arten von Schmutz verknüpften Beschäftigungen eigentlich ein Greuel waren. Aber wenn er den Eltern seine gelungenen Werke vorführte, sahen diese sich still an in der Empfindung, daß eine unheimliche Art von Genie in diesem Knaben walte, dergleichen bis jetzt in der Familie nicht gebräuchlich gewesen war. Schließlich fiel aber doch dem Vater ein entfernter Blutsverwandter ein, welcher ein Tausendkünstler gewesen war und sogar ein lenkbares Luftschiff erfunden hatte. Zwar hatte es die großen Erwartungen nicht erfüllt, welche der Erfinder und seine Freunde darauf setzten, indem es bei allen Proben ausschließlich der herrschenden Windrichtung folgte und am Ende mit einem großen Knall geplatzt war. Aber ersteres ist stets eine Eigenschaft aller lenkbaren Luftschiffe gewesen bis auf den heutigen Tag, und das zweite hatte ein Zufall herbeigeführt. Jedenfalls wußte man nun aber doch, daß auch eine Welle von Erfinderblut in den Adern der Brunows rollte, die unter günstigen Umständen zu einer Hochflut anzuschwellen vermochte.

Schließlich entstand aus diesen Beschäftigungen in der Seele des jungen Mannes ein Wunsch, dessen Äußerung den Frieden dieses altväterlichen Hauses noch mehr erschütterte, denn alles andere zuvor. Längst schon galt es als abgemacht, daß Bernhard bei dem alten Handelshause Seebohrer und Becker, dessen Leiter dem alten Brunow seit Jahren befreundet war, die Handlung erlernen sollte, und nun kam es ihm plötzlich in den Sinn, gegen alle Familienüberlieferung Chemie studieren zu wollen. Da man bald einsah, daß dies wirklicher Ernst war, suchte man ihn wenigstens zum Apotheker zu überreden, da dies ehrenvolle und einträgliche Gewerbe doch einem Kaufmannsgeschäfte näher verwandt schien und eine altersgraue Vergangenheit besaß, während das Studium der Chemie, sowie dasjenige des Maschinenbaues ein neuerfundenes und ungebräuchliches war, über welches man nur dunkle Vorstellungen besaß. Aber Bernhard war nun einmal der Einzige und setzte es durch, und nach vielen Verhandlungen, Erkundigungen und Versprechungen reiste er, wohlversehen mit Geldmitteln und guten Ratschlägen, nach München ab, wo damals gerade der Ruhm Justus Liebigs als ein heller Stern glänzte.

Andreas Boldewin.

Außer dem Lehrer für Naturwissenschaften und den Apothekern gab es nur noch einen Mann in der Stadt, von welchem die Sage ging, daß er sich mit Chemie beschäftigte, das war der sehr wohlhabende Rentier Herr Andreas Boldewin, der in einer benachbarten Straße mit seiner einzigen Tochter und einer alten Wirtschafterin in dem Hause seiner Väter wohnte. Die Hinterseite des Brunowschen Hauses grenzte an das Boldewinsche Grundstück, welches sich durch eine Seltenheit in diesem ältesten Teile der Stadt auszeichnete; es enthielt nämlich einen ziemlich großen Garten, den einzigen in der ganzen Gegend, welcher solchen Namen wirklich verdiente. Aber nur wenige konnten sich rühmen, einen Blick in diesen Garten sowie in das Innere des Boldewinschen Hauses gethan zu haben, denn der Alte war ein finstrer, eigensinniger und menschenscheuer Sonderling, der mit niemandem verkehrte und auch seine Tochter vollständig von jeglichem Umgange mit der Welt abschloß.

Brachte man eine der alten Tanten, welche in ihren lockenumzitterten Häuptern die Chronik der Stadt bewahrten, auf das Kapitel Andreas Boldewin, da wackelten sie ganz besonders mit den Köpfen, und wenn man nur die Hälfte glaubte von dem, was man erfuhr, da war es schon vollkommen genug. Die Geschichte begann mit dem Vater dieses Herrn, dem Sanitätsrat Klaus Boldewin. Der hatte als Arzt, obwohl er in keinem besonderen Rufe stand, genügend zu thun gehabt, denn er nahm es nicht sehr genau und pflegte sich in Ausstellung von wichtigen Attesten und sonstigen geheimen Angelegenheiten sehr gefällig zu erweisen. Dergleichen Dinge muß er nun wohl zu arg getrieben haben, denn einmal ist es fast zu einem großen Skandalprozeß gekommen. Da aber manche Angehörige der ersten Familien an dieser Sache beteiligt waren, so hatte man die Geschichte niedergeschlagen und im geheimen erledigt. Dem Herrn Sanitätsrat ist aber infolge dessen die Ausübung der ärztlichen Praxis verboten worden, auch soll es ihn eine bedeutende Summe gekostet haben, der Gefängnisstrafe zu entgehen. Im geheimen hat

er aber doch immer eine fortdauernde lichtscheue Kundschaft behalten, die in Dämmerung und Dunkelheit zu ihm schlich oder ihn im stillen zu sich rufen ließ. Er hatte sich ein vom Garten aus zugängliches Zimmer zu einer förmlichen Apotheke eingerichtet, wo er unter dem Anschein chemischer Studien seine verdächtigen Tränke braute. Auch fing er allmählich ein kleines Wuchergeschäft an, das sich immer weiter ausdehnte und ein schönes Stück Geld abwarf. Seine erste Frau war ohne Kinder zu hinterlassen gestorben, und er hatte dann eine noch ziemlich junge Witwe als Wirtschafterin zu sich genommen und diese nach einigen Jahren geheiratet. Der einzige Sprößling dieser Ehe, Andreas Boldewin, war spät erschienen und hatte sogleich alles, was in beiden Eltern an Liebefähigkeit vorhanden war, auf sich vereinigt, so daß sie ihn auf die unverständigste Art verzogen und sich in ihm einen grausamen Tyrannen heranzüchteten. So wuchs er auf als ein fettes, überfüttertes Kind, das in Spielzeug fast erstickte und dessen verrückteste Laune Befehl war. Als er fast erwachsen war, fand er Gefallen an des Vaters geheimer Apotheke und versuchte mit großem Eifer dort allerlei sonderbare Dinge herzustellen. Er entdeckte unter alten Scharteken auf dem Hausboden eine Reihe von Rezeptenbüchern aus dem vorigen Jahrhundert, wie zum Beispiel: „Der zu vielen Wissenschaften dienstlich-anweisende Curiose Künstler“, und dergleichen Werke mehr. Nun saß er fast den ganzen Tag und machte verschiedenfarbige Tinten, allerlei Pomaden und wohlriechende Wässer, braute Schnäpse und sonstige Getränke, verfertigte Sonnenuhren und gab sich mit den sonderbarsten Experimenten ab. Hieran fand er so viel Gefallen, daß er in der Folge bis in sein Mannesalter stets mit solchen Sachen beschäftigt war und eine gewisse Geschicklichkeit in diesen Dingen erreichte. Wirkliche chemische Kenntnisse dagegen blieben ihm ganz fremd, da seine Lehrmeister ausschließlich die vielfach mit Aberglauben und Wunderlichkeiten versetzten und oft sehr kuriosen Bücher vergangener Jahrhunderte waren, und wenn er auch von dem Vorhandensein der Chemie als Wissenschaft eine Ahnung hatte, so war er doch sehr geneigt, als ein weltfremder Autodidakt ohne jegliche Bildung und Erziehung diese Wissenschaft eher zu verachten als zu schätzen.

Sein Vater war unterdessen gestorben und hatte den Platz im Laboratorium geräumt, wo nun Herr Andreas Boldewin allein munter weiter schmierte, kochte und destillierte und die ganze Nachbarschaft gegen ein Billiges mit seinen Präparaten versorgte.

So war er über dreißig Jahre alt geworden und es erschien seiner Mutter hoch an der Zeit, ihn zu verheiraten. Eine entfernte Verwandte, ein armes aber schönes Mädchen, ward dazu ausersehen, und obwohl sie den unangenehmen und etwas schmierigen Vetter nicht mochte, ward ihr doch von allen Seiten so viel vorgeredet von dem großen Glücke, welches diese reiche Heirat für sie bedeute, daß sie wie ein Lämmlein sich fügte. Bald nach der Hochzeit, welche in aller Stille vor sich ging, erkrankte die alte Frau Boldewin an der Wassersucht und nach Verlauf eines halben Jahres war sie tot. Sie hatte aber ihre Zeit noch wohl benutzt, ihre Schwiegertochter zu ihrer Nachfolgerin, das heißt zu einer gehorsamen Sklavin ihres Sohnes zu erziehen, so daß sie beruhigt ihre Augen schließen konnte.

Die junge schöne Frau war nicht zu beneiden an der Seite dieses Mannes, der noch immer nichts weiter war als ein großes verzogenes Kind. Die Welt da draußen schien ihr noch schöner und glänzender, weil sie nie aus dem Hause kam, denn alle Einkäufe besorgte eine alte tyrannische Köchin, die schon gerade so lange im Hause diente, als Herr Andreas Boldewin Jahre zählte, weil sie damals seine Amme gewesen war. Indes Herr Boldewin im Hinterhause seine Salben und Tränke und wunderlichen Dinge kochte, saß seine junge schöne Frau am Fenster und nähte, stickte oder strickte und langweilte sich. An den Sonntagen, wenn die geputzten Familien vorüberzogen nach dem Dampfer-Landungsplatz, um den allbeliebten Hafen- und Badeort an der Mündung des Stromes zu besuchen, da blickte sie ihnen lange nach und seufzte. Es geschah dann auch bald, daß junge Männer häufiger die Straße passierten, welche dort eigentlich gar nichts zu thun hatten. Darunter befand sich einer, ein junger Rechtsgelehrter, bei dessen Anblick der Busen der jungen Frau bald tiefer zu atmen anfing, und als er eines Tages langsam vorbeiging und sie grüßte, erschrak sie sehr, aber verneigte sich tief errötend wieder. Bei diesem Ereignis hatte aber Herr Boldewin unbemerkt im Hintergrunde gestanden und durch die geöffneten Thüren einer ganzen Flucht von Zimmern dieses Bild wie in einem Rahmen betrachtet. Könnte man von Gefühlen sagen, daß sie eine Farbe hätten, so waren die seinigen bei diesem Anblick von einem gelblichen Giftgrün. Ihn überströmte eine Flut von widerlichen Gedanken, die seiner selbstbewußten Eitelkeit bis jetzt ganz fremd gewesen waren, und Aussichten eröffneten sich plötzlich, von welchen er sich nichts hatte träumen

lassen. Die arme kleine hübsche Frau mußte diesen errötenden Gruß schwer büßen. Noch an demselben Tage wurden sämtliche Läden der auf die Straße führenden Fenster fest verschlossen und niemals wieder geöffnet, und die junge Frau mußte sich in dem geräumigen Hause in Zimmern, welche auf den Hof mündeten, einrichten, wo sie einer strengen Bewachung unterlag und keine anderen Augen auf sie blicken konnten, als die der Sperlinge und Nachbarskatzen. Die jungen Männer aber wurden der ewig geschlossenen Läden mit den finstern herzförmigen Einschnitten bald müde, sie verloren ganz die Teilnahme an dieser Straße und wandten ihre Aufmerksamkeit freundlicheren Gegenden zu. Die schöne Frau führte nun das Leben einer Gefangenen, aber obwohl sie zwei so gestrenge Wächter besaß, so geht doch die Sage, daß sie den jungen Rechtsgelehrten, welcher im Hause nebenan wohnte, bei dem verhängnisvollen Gruße nicht zum letztenmale gesehen hat. Die beiden Giebelhäuser lagen dicht nebeneinander und hatten eine gemeinschaftliche Dachrinne, wie das vielfach in solchen alten Städten vorkommt. Nun war auf dem Boden des Boldewinschen Hauses eine Vorratskammer, welche ihr Licht durch ein in die schräge Dachfläche eingebautes Fenster erhielt, und gegenüber in dem anderen Hause war genau dasselbe der Fall. Will man nun denjenigen weisen Leuten in der Stadt glauben, welche alles wissen und oft noch ein klein wenig mehr, so kann man dies halten wie man will, jedoch was dort geschehen ist, hat niemand gesehen, als ebenfalls nur die Sperlinge und Nachbarskatzen, und diese haben es nicht verraten.

Nach einiger Zeit ereignete es sich, daß die junge Frau Boldewin ein kleines wunderhübsches Töchterchen bekam und bald nachher an den Folgen eines Kindbettfiebers verstarb. Das Kind aber gedieh und wuchs heran und wurde immer schöner. Sonst veränderte sich wenig in den Verhältnissen des Hauses, die Fensterläden nach der Straße zu blieben nach wie vor geschlossen, und die Insassen dieser ungastlichen Wohnung lebten ruhig weiter wie auf einer einsamen Insel im Weltmeer. Es kam überhaupt außer einer alten Lehrerin für das Kind niemand mehr ins Haus, denn seit einiger Zeit hatte Boldewin das Kochen von Salben und Tränken aufgegeben und sich ausschließlich einer Beschäftigung gewidmet, die er schon vorher mit Feuereifer angegriffen hatte. Unter den alten Büchern seines Vaters befanden sich eine Menge, welche von der Alchemie und der Herstellung des Steines der Weisen handelten und mit einem mystisch erhabenen Unsinn strotzend gefüllt waren. Bei dem Mangel jeder wissenschaftlichen Bildung kann es nicht verwundern, daß seine Phantasie sich bald mit ausschweifenden Ideen erfüllte und ihm die Erlangung der Kunst, Gold zu machen, als ein glänzendes und erreichbares Ziel vor Augen schwebte. So saß er denn eifrig Monate und Jahre lang und studierte die chymischen Schriften des Sincerus Renatus, des Ripläus, des Sendivogius und vor allem auch Kunckels „Laboratorium chymicum“ und laborierte wacker drauf los. Man kann sich vorstellen, welche Verwirrung in seinem Geiste schließlich stattfand durch das ewige Grübeln über Schriften, welche deren Verfasser zum allergrößten Teile selber nicht verstanden haben.

Unser Andreas Boldewin, der all diesen Unsinn auf guten Glauben hinnahm, ward nur immer mehr in seinem Vorhaben bestärkt und lebte der Hoffnung, daß ihm gelingen würde, den unvergleichlichen Stein zu entdecken und dadurch zu unermeßlichen Reichtümern zu gelangen. Daß er sich solchem Wahne hingab, ist am Ende nicht gerade so verwunderlich, wenn man bedenkt, daß viele Hunderte von Personen Zeit und Vermögen hinopfern, um das Perpetuum mobile zu erfinden, eine Maschine, deren Herstellung überhaupt nicht im Bereiche der Möglichkeit liegt, weil ihr Princip gegen die einfachsten Naturgesetze verstößt. Er ward zuletzt so hingenommen von solchen Gedanken, daß diese fixe Idee ihn ganz beherrschte und er mit der Sicherheit eines Fanatikers an den endlichen Erfolg seiner Bemühungen glaubte. Da sein Herz außerdem nur noch an seiner schönen Tochter hing, welche er abgöttisch liebte, so schwelgte er gern in dem Gedanken, daß diese dann bei so unermeßlichem und unbegrenztem Reichtume die Wahl haben würde unter den vornehmsten Freiern der Welt, so daß mindestens ein Fürst sie heimführen müsse. Darum hielt er sie von der Zeit ihrer Konfirmation ab, ebenso wie ehemals seine junge Frau, ganz abgeschieden von der Welt, so daß sie emporwuchs wie eine einsame Wunderblume.

Eva.

Leonhard Brunow war als ein junger Doktor von der Universität zurückgekehrt und hielt sich bis zum Herbst, wo er eine Stelle in einer chemischen Fabrik antreten sollte, bei seinen Eltern auf. Er hatte sich im ersten Stock sein Laboratorium in seinem früheren Zimmer eingerichtet und verbrachte dort einen Teil der Tageszeit mit Arbeiten und

Experimentieren; im übrigen freute er sich seiner Freiheit, die mit dem Eintritt in den neuen Beruf ein Ende nehmen sollte. Auch ihm ward mancherlei erzählt von dem wunderlichen Treiben in dem Hause des Andreas Boldewin und von der seltsamen Schönheit seiner Tochter, denn obwohl sie fast niemand zu sehen bekam war, doch ein Gerücht über dies märchenhafte Wesen in die Stadt gedrungen und alles ward natürlich außerdem fleißig übertrieben. Da der junge Mann sein Leben in halbem Müßiggang verbrachte, so hatte er Zeit, über dergleichen nachzudenken, und da schon während seiner Kindheit alles seine Teilnahme erregt hatte, was man über das merkwürdige Treiben des Herrn Andreas Boldewin und über sein schönes Töchterlein erzählte, so beschäftigte er sich viel mit solchen Gedanken und es erwuchs in ihm der brennende Wunsch, eine nähere Kenntnis dieser Verhältnisse zu gewinnen.

Aber wie sollte dies geschehen, da das Boldewinsche Haus fast schwerer zugänglich war als ein türkisches Serail? Finster und verschlossen, als sei es Jahre lang nicht bewohnt, lag das Haus da, und in den geheimnisvollen Garten konnte man von keiner Seite aus einen Blick werfen. Der junge Doktor hatte die Kühnheit, sich bei Herrn Boldewin als ein Gleichstrebender zu einem Besuche anmelden zu lassen, allein er bewirkte nichts als eine schroffe Abweisung. Und doch war er nur durch eine Wand von jenem Garten getrennt, und zwar durch diejenige seines Laboratoriums. Neben diesem lag eine kleine Kammer, in welcher allerlei altes Gerümpel und dergleichen aufbewahrt wurde, und diese war ganz finster, weil sie merkwürdigerweise gar kein Fenster hatte. Als er dort einmal zwischen alten Büchern kramte, zu welchem Geschäfte ihm die offene Thür des Laboratoriums ein spärliches Licht gab, fiel ihm dies plötzlich auf, da es doch nicht gewöhnlich ist, selbst in solchen alten Häusern, daß Räume ganz ohne Licht gelassen werden. Er fing an, die Wände zu betrachten, konnte aber nichts entdecken. Zugleich setzte sich aus irgend einem Grunde die Thür, welche stets eine Neigung hatte ins Schloß zu fallen, in Bewegung und that sich zu, so daß er plötzlich im Dunkeln war. Als er das Buch, welches er eben in Händen hielt, fortstellen wollte, um die Thür wieder zu öffnen, fiel ihm durch die Lücke, in welcher das Buch gestanden hatte, eine feine glänzende Linie in die Augen, wie ein Sonnenriß, durch welchen das Tageslicht schimmert. Er rückte schnell das Büchergestell von der Wand ab und fand dahinter eine kleine Fensteröffnung, welche mit Rahmen und Scheiben noch vollständig versehen, jedoch von außen ersichtlich mit Brettern vernagelt war. Das eine dieser Bretter ließ durch einen feinen Riß das Licht schimmern. Das Fenster öffnete sich zum guten Glück nach innen, und als er dies bewerkstelligt hatte, fand er, daß er von dem Ziele seiner Neugier, dem geheimnisvollen Garten, nur durch eine dünne und schon ziemlich morsche Bretterwand getrennt war. Zugleich dämmerte ihm plötzlich auf, daß er in seiner Kindheit viel von einem Streit hatte sprechen hören, den sein Vater mit dem alten Klaus Boldewin um ein Fenster geführt hatte, welche Angelegenheit aber, noch bevor die Sache zum Prozeß kam, gütlich geschlichtet worden war. Der junge Mann stand eine Weile und horchte, allein hinter dem Bretterverschlag war nichts vernehmlich als ein sanftes, sommerliches Summen und ein Rauschen und ein Flüstern wie von Blätterwerk, und als er das Auge an den Sonnenriß legte, bemerkte er nichts als ein grünliches Geflimmer dahinter. Er ging in sein Laboratorium, holte einen Zentrumbohrer und begann, obwohl ihm das Herz klopfte und ihm seine Handlungsweise nicht ganz in Ordnung erschien, leise und vorsichtig ein sauberes, rundes Loch in die Bretterwand zu bohren. Das Holz war ziemlich alt und nachgiebig, und von oben rieselte durch die Erschütterung reichliches Wurmmehl hernieder. Plötzlich, als er einen etwas stärkeren Druck anwendete, gab das ganze Bretterwerk, welches durch Querriegel zu einer zusammenhängenden Tafel verbunden war, nach, das morsche Holz löste sich von den Nägeln, deren Köpfe längst weggerostet waren, und die ganze Bescherung rauschte mit ziemlichem Lärm zwischen der Wand und dem Rankenwerk von wildem Wein, welcher diese dicht bedeckte, in die Tiefe. Eine Flut von grünlichem Lichte drang durch das besonnte Blätterwerk in die langjährige Finsternis der Kammer ein und beleuchtete das erschrockene Gesicht des jungen Doktors. Zugleich erfüllte ein Strom von süßem Lindenblütenduft den dumpfigen Raum mit frischem Wohlgeruch.

Da alles still blieb, bis auf ein emsiges Summen fleißiger Bienen, faßte Bernhard neuen Mut, bog vorsichtig die Ranken des wilden Weines bei Seite und steckte den Kopf hindurch, um in den fremden Garten zu blicken. Daß er dort einen blühenden Lindenbaum sah, bereitete ihm weiter keine Verwunderung, aber was unter diesem zu schauen war, jagte ihm solchen Schreck ein, daß er beinahe schnell wieder zurückgefahren wäre. Unter dem Baume standen nämlich zwei Stühle und ein Gartentisch

und auf dem Tische ein Teller mit Erdbeeren. Dies war es nun zwar auch nicht, was ihm das Blut zum Herzen trieb, aber auf dem einen dieser Stühle saß ein wunderschönes Mädchen von etwa siebzehn Jahren und sah mit großen, schwarzbraunen Augen verwundert auf ihn hin, indes die eine ihrer schlanken Hände mit einer Erdbeere auf halbem Wege inne-hielt. Indem nun diese jungen und hübschen Leute auf einander hinstarrten, erröteten sie beide sehr. Dann blickte das Mädchen ein wenig seitwärts und lachte halb verlegen und halb verwundert, sah wieder auf den jungen Mann hin und errötete noch stärker. Plötzlich, auf ein Geräusch vom Garten her, fuhr sie zusammen und erbleichte.

Ängstlich und verstohlen winkte sie Bernhard zurück, und obwohl er kaum etwas hörte, sah er doch, daß ihre Lippen Worte formten, die er zu verstehen glaubte. Sie schienen ihm seltsamerweise zu lauten: „Der Alte kommt!“

Schnell fuhr er mit dem Kopfe zurück und ließ die Ranken des wilden Weines sich wieder schließen. Auf dem Kies des Gartensteiges ward nun ein schlürfender Schritt hörbar und ein kurzes, trocknes Husten ließ sich vernehmen. Dann sprach jemand mit einer häßlich knarrenden Stimme: „Was war das eben für ein Geräusch, Eva?“

„Geräusch? ach!“ antwortete diese, „ja mir ist auch so, als hätte ich was gehört. Es war wohl die große Nachbarskatze; sie ist immer hinter den Sperlingen her.“

„So so! Nun ich gehe jetzt zur Apotheke,“ sagte Herr Boldewin, „in einer halben Stunde bin ich wieder da. Adieu mein Schatz.“ Dann entfernten sich die Schritte wieder, hallten weiterhin über das Steinpflaster des Hofes, eine Thüre ward in der Ferne zugeschlagen und dann war es wieder still bis auf ein emsiges Summen fleißiger Bienen in dem blühenden Lindenbaum.

Nach einer Weile wagte Bernhard wieder hinauszublicken. Eva stand an dem Tische und machte sich mit den Erdbeeren zu schaffen, indem sie diese fortwährend von neuem auf dem Teller ordnete. Dann sah sie flüchtig von der Seite auf den jungen Mann und sagte so vor sich hin: „Nun ist er fort.“

Bernhard wußte durchaus nicht, was er sagen sollte, das Herz schlug ihm mächtig bange, aber in seinem Kopfe war kein einziger Gedanke von klarer Form, sondern nur ein seltsames Strömen und Sieden unklarer aber holder Empfindungen. Natürlich verfiel er auf das Trivialste nnd sprach mit einem Blick auf die Erdbeeren: „Wachsen die in Ihrem Garten?“

„Ach ja, viele,“ erwiderte Eva, dann aber sah sie plötzlich auf ihn hin und fragte: „Haben Sie da schon öfter durchgeguckt?“

„Nie!“ sagte Bernhard und legte unwillkürlich die Hand aufs Herz, obwohl man das draußen gar nicht sehen konnte. Das Mädchen schwieg eine Weile und drehte eine Erdbeere am Stengel zwischen den Fingern, sah dann wieder von der Seite auf ihn hin und sprach wie als Antwort auf Bernhards Frage: „Sie sind sehr reif und süß.“

„Ich glaub' es wohl!“ antwortete Bernhard und nickte heftig mit dem Kopfe. Eva blickte suchend eine Weile um sich her und endlich blieben ihre Augen an einer leichten Leiter hangen, welche weiterhin an dem Stamme eines Frühkirschenbaumes lehnte. Bernhard war diesem Blicke gefolgt, und als sie dies bemerkte, errötete sie wieder ein wenig, sagte aber ganz tapfer: „Meinen Sie, daß sie hinaufreichen wird?“

„Gewiß!“ rief Bernhard, indem ihm das Herz zitterte über die merkwürdige und liebliche Entwicklung der Dinge. „Ich sehe es von hier, sie reicht ziemlich hinauf.“

Eva sah wieder eine Weile in den Garten hinein und zauderte. Dann zog sie ein wenig mit den weißen Schultern, lachte heimlich und verlegen vor sich hin und holte die Leiter, um sie an die grünberankte Mauerwand zu legen. Dann nahm sie den Teller mit Erdbeeren und stieg langsam die Sprossen hinauf. Als sie die genügende Höhe erreicht hatte, hielt sie den Teller, sich gerade aufrichtend, hoch empor, so daß Bernhard, wenn er den Arm lang ausstreckte, ihn eben erreichen konnte. Dieser aber faßte nun auch Mut und sagte: „So geht das nicht. Sie müssen ganz herauf kommen.“

Langsam, mit niedergeschlagenen Augen stieg Eva höher wie in einem Bann, indem sie, als die Leiterholme aufhörten, mit der Linken in das grüne Geflecht des wilden Weines faßte. Endlich waren die beiden jungen Gesichter auf einer Höhe und ganz nahe bei einander. Unwillkürlich bog sich Bernhard ein wenig zurück, als fürchte er sich vor dem leuchtenden Zauber mädchenhafter Weiblichkeit, der wie ein holdes Wunder vor ihm aufgestiegen war. Eva schlug die sammetbraunen Augen auf und eine Weile ruhten die beiden Blicke stumm ineinander. Dann gingen die langen dunklen Wimpern wie Schmetterlingsflügel einigemale hastig auf und nieder, wie um den seltsamen fremden Augenstrahl abzuwehren, das Mädchen wandte das Haupt seitwärts und hielt Bernhard stumm denn Teller hin. Dieser wollte ihn ergreifen, hielt aber zugleich die

schlanken Finger, welche ihn umspannt hielten, in den seinen, und wie vor Berührung des Feuers zuckte er zurück, um den Teller an der anderen Seite zu fassen. Darüber kam dieser ins Schwanken, und da jeder glaubte, der andere hielte ihn, fiel er hinab.

Eva wollte nach ihm greifen und verließ sich dabei zu sehr auf die Haltbarkeit der grünen Ranken, an welchen sie sich mit der Linken geklammert hatte. Diese gaben nach und sie wäre gestürzt, hätte nicht Bernhard schnell ihren Arm ergriffen und sie an sich gezogen, und so geschah es denn mit einemmale, daß er die schlanke Gestalt fest umschlungen hielt, während die eine der zarten, blühenden Wangen an der seinen lag. Der Schreck über das glücklich vermiedene Unglück mochte nun wohl sehr groß sein, denn eine Weile lang wagten beide nicht diese Stellung zu verändern, während die beiden Herzen mächtig pochten und die langen Augenwimpern des Mädchens beim Aufundniedergehen Bernhards Antlitz leise streiften. Dann glitten beide Wangen langsam und fast unmerklich aneinander hin, bis die Lippen sich begegneten, und dort geschah ein kleiner Aufenthalt, worauf beide ein wenig auseinander fuhren. Jedoch Eva schien nicht zu zürnen über das letzte kleine Ereignis, sie sah nur etwas verwundert und nachdenklich aus über eine Sache, die ebenso neu als beängstigend angenehm war. Ein leiser, kaum merklicher Druck des Armes, der sie umschlossen hielt, genügte, die mehrfache Wiederholung dieses ersten Versuches herbeizuführen, bis endlich ein unbekanntes Feuer durch ihre Adern lief, so daß sie stärker sich abdrängte und das Gesicht abwendend unter tieferen Atemzügen mit sanft erglühten Wangen seitwärts blickte.

„Ich muß nun fort!“ sagte sie leise.

„Noch nicht,“ erwiderte Bernhard, „wir sind ja Nachbarskinder und haben uns noch nie gesehen.“

Da kam es mit einmal wie Übermut in die dunklen Augen. Sie blickte Bernhard fast verschmitzt an und sagte: „O doch! Ich habe Sie schon öfter gesehen.“

„Wie ist das möglich?“ sagte dieser.

Eva lachte ein wenig und erwiderte: „Wenn ich mich sehr langweile, da schleiche ich mich manchmal in die dunklen Vorderstuben. Dann klettre ich auf einen Stuhl und gucke durch die Herzlöcher nach den Leuten, die vorübergehen. Da habe ich Sie schon zweimal gesehen. Und neulich, da Sie den Alten besuchen wollten, da habe ich durch das kleine Flurfenster gesehen, wie Sie dort standen und warteten und sich indes die alte Wanduhr besahen. Ach, der Alte hat noch eine ganze Woche gebrummt, aber jetzt sagt er doch manchmal, er möchte Sie doch wohl einmal sprechen. Das wäre wunderschön, wenn Sie zu uns ins Haus kommen dürften.“

„Ach Du!“ sagte Bernhard plötzlich und zog sie an sich.

„Ja, Du, Du!“ erwiderte Eva, schlang die Arme um seinen Hals und verbarg den Kopf an seiner Brust.

Eine Hausthürglocke läutete in der Ferne und Eva fuhr erschreckt empor. „Er kommt schon zurück!“ rief sie, stieg eilfertig die Leiter hinab und trug sie fort, so schnell sie konnte. Bernhard zog sich ebenfalls zurück und ordnete so gut es ging die arg verbogenen Ranken des wilden Weines. Dann hallten bedächtige Schritte näherkommend über das Steinpflaster des Hofes, und nach derselben Richtung hin eilten leichte Füßchen über den knirschenden Gartenkies. Abgerissene Laute eines kurzen Gespräches drangen in Bernhards Ohr, und dann ward es wieder still bis auf ein emsiges Summen fleißiger Bienen in dem blühenden Lindenbaum.

(Schluß folgt.)



Der ewige Schmerz.

Das Leiden, spurlos schon vergessen,
Das uns so schmerzlich einst versehrt,
Giebt Zeugnis nur, wie falsch wir messen
Am Augenblick des Lebens Wert.

Im Gram war uns das Sein verleidet,
Und finstre Wüste schien die Welt;
Mit Blumen ist sie jetzt umkleidet
Und hold von Himmelslicht erhellt.

So sollte, wer im Licht der Freuden
Die Schönheit dieser Welt begreift,
Nicht seine Thränen mehr vergeuden,
Weil uns der Schmerz nur flüchtig streift?

Doch Freuden, Licht und Schönheit gründen
Der Sehnsucht Weh! Daß wir nicht eins
Mit jenem Geist, den sie verkünden,
Das ist der ew'ge Schmerz des Seins.

Hieronymus Lorm.

Ein Nachtlager Corvins.

Lustspiel in drei Akten von Franz Nissel.

Erster Akt.

(Fortsetzung und Schluß.)

Vierte Szene.

Etelka. Irma. Banffy (tritt hastig ein und geht, von Unruhe getrieben, anfangs Etelkas Auge meidend, ein paarmal auf und ab. Dann bleibt er stehen und wirft einen scheuen Blick auf sie. Etelka versucht es, ihn freundlich anzulächeln, macht aber dabei ein halb verlegenes Gesicht. So sehen sie sich einen Augenblick schweigend an. — Plötzlich wirft sich Etelka mit einer heftigen Bewegung ihm an die Brust.)

Banffy (mit Schrecken). Was wirfst
Du Dich an meine Brust so ungestüm?
Was blinkt Dein Auge feucht, als kämpftest Du
Mit Thränen, als befiele selbst Dich Angst
Um unser Glück.

Etelka. O weg jetzt, weg, mein Freund,
Mit solchem Hirngespinst! Und fasse Mut!
Du siehst, ich hatte recht, als ich Dich warnte.
Was Du verschworen erst, es muß nun sein.

Banffy. Es muß? Wer sagt, es muß?

Etelka. Wie könnten wir
Uns jetzt der Pflicht entziehn, den hohen Gast
Zu ehren wie uns ziemt? O weg jetzt, weg
Mit jedem anderen Gedanken. Raube
Nicht ganz mir die Besonnenheit! Verdirb
Nicht alle Freude mir, ihm zu begegnen,
Da sie nun doch mir werden soll! Ist sie
Doch wahrlich schon getrübt — nicht nur durch Dich —
Nein, auch, weil sie so unerwartet kommt,
So plötzlich! Bin ich doch kaum weniger
Bestürzt als Du! Nie hätt' ich es gedacht,
Ich würde vor dem Augenblick, den ich
So oft ersehnt, so tötlich nun erschrecken.
O mach ihn mir nicht schwerer noch! Ich fürchte
Schon allzusehr, ich werde wie ein blöd'
Verschüchtert Kind ihm nahn. Ich schäme mich
Der Schwäche, doch mir klopft schon jetzt das Herz.

Banffy. Weil Du es fühlst, daß ein Verhängnis naht.
O knirschen machte es mich schon, zu denken:
Du würdest nun frohlockend vor mir stehn,
Triumph in Deinem Blick. Ich wollte nun,
Du wärest toll vor Lust, Du lachtest keck
Mir ins Gesicht. Es wäre minder drohend
Als dieses Bangen, die Verwirrung, die sich
In Deinen Zügen deutlich malt.

Etelka. Wie Du
Mich mißverstehst! Würd' ich es Dir gestehen,
Wär' es der Mann, nicht der gewalt'ge Herrscher,
Vor dem mir bangt?

Banffy. Du selbst verstehst Dich nicht —
Noch nicht! Gottlob! noch ist es Zeit.

Etelka. Doch was
Verweil' ich hier und tausche eitle Reden?
Die Stunde flieht. Und nichts noch vorbereitet.
Und kaum weiß ich Bescheid noch hier im Schlosse,
Bin fremd geblieben ganz noch dem Gesinde.
O wie sich das nun rächt! Komm, Irma, komm,
Daß wir uns schmücken auch.

Banffy. Nicht von der Stelle!

Etelka (nicht ohne Ungeduld). Was noch?

Banffy. Und spart die Mühe!

Etelka. Wie?

Banffy. Du bleibst
Ihm ewig fern. Ich schwur's.

Etelka. Wie wäre das
Noch möglich?

Banffy. Du bist krank.

Etelka. Wer? ich?

Banffy. Erkrankt —
In dieser Stunde — plötzlich — ja! Hinweg!
In Dein Gemach! Zu Bette! Fort!

Irma. Und ich?

Banffy. Du schließest mit Dich ein!

Irma (bei Seite). Mich trifft der Schlag.
Mein schöner Traum!

Banffy. Was zaudert Ihr?

Irma (schelmisch). Wie wär's,
Wenn ich —

Banffy. Wenn Du? Was?

Irma. Euch zu Hilfe käme,
Auf mich des Königs Blicke lenkend —

Banffy (unwirsch). O
Der eitlen Überhebung!

Irma. Nun, ich denke,
Ich bin so übel nicht.

Banffy. Wer hielte Dich
Wohl der Beachtung wert an ihrer Seite?

Irma (für sich gereizt). Ah! das ist doch zu stark. Das möchte ich
Doch wahrlich sehn.

Etelka (heftig). Unmöglich! nein! ich geb'
Es nimmer zu.

Banffy. Ich aber will es — ich
Befehl' es Dir.

Etelka. Vergieb! die Sorge auch
Um Dich verwehrt es mir; denn, was Du sinnest,
Unwürdig Deiner ist's. O blicke nicht
So wild mich an! Sei gut! Vertraue mir!
Vertraue ihm!

Banffy. Vertrau den Elementen,
Daß sie verleugnen die Natur; dem Blitz,
Daß er nicht zündend niederfährt — der Flamme,
Daß sie nicht züngelt, nicht verzehrt!

Etelka (erregter). O Du
Beleidigst mich und ihn, vergleichst Du uns

Den blinden Kräften, die kein Wille lenkt,
Die keiner Pflicht gehorchen.

Banffy (aufhorchend). Ha! Was für
Ein Lärm?

Irma (die rasch die Stufen zum Fenster hinangeeilt ist). Ein
Trupp zu Pferde naht dem Schloß.

(Rufe vor dem Schloß:) Hoch! hoch Corvin!

Irma. Dem stolzen Reiter, der
Voran da grüßend sprengt, ihm, scheint es, gilt
Der Menge Jubelruf.

Banffy (auch schon am Fenster). Er ist's.

Etelka. Der König? (Will ans Fenster.)

Banffy (sich ihr entgegenwerfend). Zurück, Unselige!
(Irma stößt einen leichten Schrei aus.)

Etelka. Was hast Du?

Irma. Nichts.
(für sich) Er ist's — mein Gabor, im Gefolg des Königs!
O welch' ein freud'ger Schreck!

Banffy (zu Irma). Vom Fenster weg
Auch Du! Herab! Und beide fort!

Etelka. Laß Dich
Beschwören!

Banffy. Fort! Zu Bett! Gehorche! Soll ich
Denn mit Gewalt —?—

Etelka. Ich weiche. Doch ich fühl's,
Ein Unrecht ist's, das wir an ihm begehen.

Banffy. Hinweg!

Etelka. O Banffy! Was ich scheinen soll,
Du bist's in Wahrheit: krank in tiefster Seele;
Gott heile Dich! Komm, Irma!

Irma (ihr widerwillig folgend). Unerträglich!
Gerade jetzt entfliehen, mich verbergen?
O Wütrich! o Tyrann! (Beide durch eine Seitenthüre ab.)

Banffy. Nun Fassung! Schon
Im Schlosse selbst vernehm' ich den Tumult.
Er ist herein. Kein Zweifel! — Ihm entgegen!
Doch Fassung erst! — Mir ist, als drehte alles
Wie toll im Kreise sich. Verdammt! Bin ich
Ein Bub, der einer Missethat bewußt?
O süßes Glück! zu teuer fast bist du
Erkauft durch diese bittre Angst um dich!

Stimme des Königs. Voran! und zeigt den Weg mir.

Banffy. Seine Stimme!
Entgegen ihm!

Fünfte Scene.

Banffy. König Mathias Corvinus mit Gefolge, darunter: **Zelény, Gabor, Egervary** und **Cakáts.**

Mathias. Wo ist er? — Banffy!

Banffy (sich aufraffend.) Sei
Willkommen — und gegrüßt — o Herr!

Mathias (warm). Mein teurer,
Mein edler, treu erprobter Freund! sei mir
Gegrüßt! So seh' ich denn nach langer Zeit
Dich wieder! Welche Freude meinem Herzen!
Was stehst Du angewurzelt, alter Knabe?
An meine Brust!

Banffy (der seine Verlegenheit nicht zu bezwingen vermag, indem er näher tritt und sich umarmen läßt). Zu viel der Gnade, mein Gebieter!

Mathias. Wie? — So kalt erwiderst Du
Die feurige Umarmung Deines Königs?

Banffy. Nicht kalt —

Mathias. Hab' ich sie doch erwartet an
Des Schlosses Pforte schon!
(Sieht ihn verwundert an.) Was hast Du? Anders
Hast Du mich sonst empfangen. Heiter strahlte
Dein biedres Angesicht. Zu Boden blickst
Du nun, wie scheu — und schwere Tropfen stehn
An Deiner Stirn. Bei Gott! Du scheinest mehr
Bestürzt, als freudig überrascht.

Banffy. Mein König!
Wann hätte Deine Nähe nicht beglückt?

Mathias. Und wo — wo ist des Hauses schöne Herrin,
Daß an des Gatten Seite nicht sie mir
Entgegenkommt, hold lächelnd nicht als erste
Mich hier begrüßt? Kam denn mein Bote nicht?

Banffy. Er kam.

Mathias. Nun denn! (Nach kurzer Pause.) Ich
will es nur gestehen:
Wie ungeduldig auch, die tapfre Hand
Zu drücken, die so oft für mich das Schwert
Geschwungen, mehr noch brannte ich darauf,
Die wundersame Zauberin zu schauen,
Die meinen Leuen sich gezähmt. Und wahrlich,
Ein mächt'ger Zauber muß es sein, der Dich
Bezwang, den nie vordem ein Weib gerührt.
Drum säume nicht —

Banffy (hastig). Vergieb — das eben ist's —

Mathias. Was ist?

Banffy. Was meine Freude trübt: — daß sie —

Mathias. Daß sie —?

Banffy. Dich nicht empfangen kann.

Mathias. Nicht kann?

Banffy. Und staune nicht, wenn ich verstört, — es liegt
Die Gattin krank zu Bette mir.

Mathias. O das
Ist tief betrübend, in der That!

Gabor (beiseite). O weh!
Wie gerne hätt' ich kennen sie gelernt
Und um die Schwester sie befragt!

Mathias. Erkrankt?
Doch wohl nicht schwer?

Banffy. Je nun — man weiß noch nicht.

Mathias. So bin ich arg enttäuscht. Die Knospe schon
Ward mir gerühmt, die zart und lieblich noch
Im väterlichen Garten kaum erblühte.
Wie hätt' ich gern, zur prächtigsten der Rosen
Entfaltet, sie gesehn an Deiner Brust!
Mich Deines Glücks erfreut und es vielleicht
Erhöht durch meine Huld! Wie hätt' ich gern
Geprüft mit königlichem Kennerauge
Das seltne Kleinod, das Du ängstlich birgst
Vor unberufnen Blicken — (von einem Gedankenblitz getroffen)
Das Du birgst! —
Ich will nicht hoffen, auch vor mir!

Banffy (erschrocken). Mein König —

Mathias. Und hab' ich es nicht funkeln schon gesehen
Wie einen Stern — von oben?

Banffy. Wie? Du hättest —
Unmöglich! Wann?

Mathias. Sieh mir ins Angesicht!
Gerad und ehrlich, wie Du es gewohnt!
Sieh nur! Du kannst es nicht.

Banffy. Weil Dein Verdacht
Mich überrascht —

Mathias (lachend). Und ich — ich sah nicht gleich,
Was diese klägliche Verwirrung doch
So deutlich mir verriet! Gesteh es nur,
Mein armer Freund! Du hast ein bös Gewissen.
Still! still! Wir wollen keine Beichte, doch
Wohl eine Buße. Ja! Denn schwer versündigt
Hast Du an unsrer Würde Dich. Ja, Du
Beleidigst Deinen König, wenn Du auch
Vor ihm erbebst, wie vor dem Bettler, der
Von Deines Edelsteines Wert geblendet
Sich leicht verwandeln könnte in den Dieb.

Banffy (schwer atmend). Du thust mir unrecht, Herr!

Mathias. Dir unrecht? So?
Und jener Frauenkopf zur Seite Dir —
An diesem Fenster, der so schelmisch auf
Uns niedersah, dann schnell verschwand?

Banffy (für sich). Verwünscht!
O Mädchenvorwitz! Falkenaug!

Mathias. Du schweigst?

Banffy. Das — Herr! — Du irrst — das war — nicht sie!

Mathias. O still!
Versuch es nicht, die Täuschung fortzusetzen,
Die Deiner offnen Seele widerstrebt.
Es läßt Dir übel und gelingt Dir schlecht.
Genug! Wir schonen Dein und wollen glauben:
Ein leichtes Unwohlsein hat Dein Gemahl
Verhindert, uns zu grüßen. Doch wir zählen
Darauf, daß es vorübergeht — und hoffen —
Wir hoffen zuversichtlich, hörst Du wohl,
Sie heute noch zu sehn. — Wir ziehen uns
Nunmehr zurück, von uns den Staub zu schütteln,
Gedenken dann zu jagen in den Auen;
Denn herrlich ist der Tag. Doch sinkt die Sonne
Und kehren wir zurück, dann mag das Mahl
Die Gegenwart der Hausfrau uns versüßen.
Dann aber — darauf sei gefaßt — und dies
Die gnäd'ge Buße Dir! — Dann wollen wir
Durch unsere besondre Huldigung
Sie ehren, dann sei sie die Königin
Des Festes, wir der Sklav nur ihr zu Füßen,
Der um der Herrin Lächeln sich bemüht.
Und weh dem eifersüchtigen Gemahl,
Der eine Miene nur verzieht, wird uns
Ein Zeichen ihrer wohlerworbnen Gunst. —
Genug denn! (zum Gehen gewendet) Sei enthoben des Geleits!
Bestell die Jagd indes — und sorge — hörst
Du wohl? — daß unser Wunsch Erfüllung finde!
(Der König und sein Gefolge entfernen sich.)

Banffy (allein im Vordergrunde, in tötlicher Bestürzung).
Besondre Huldigung! Zu ihren Füßen!
Um eines Lächelns Gunst von ihr — die schon — —
Um keine Welt! — Doch wie entgehen? — Ha!
Und weiset nicht der böse Zufall selbst,
Den ich noch erst verwünscht, den Weg mir? — Helfe,
Was helfen kann! Doch auch dem weitern Spiel
Des Ungefährs den Riegel vorgeschoben!
Hinweg! Denn rasch zu handeln gilt es. (Er stürzt hinaus.)

Sechste Scene.

(**Irma** kommt aus der Thüre links. **Etelka** folgt ihr. Beide sehr aufgeregt.)

Etelka. Irma!
So hör doch! Irma! Bist Du toll?

Irma. Ich füge
Mich diesmal der Despotenlaune nicht.
Ich will, ich muß den Liebsten sehn.

Etelka. Du quälst,
Du ängstigst mich. Wenn jemand käme, hier
Uns überraschte! O ich trüg' es nicht,
Den Gatten so beschämt zu sehn.

Irma. So thu
Nach Deinem Sinn'! Sei fromm und folgsam Du!
Ich wehr' es nicht. Geh nur zu Bett, sei krank!
Ich aber — ich will frisch und munter wie
Ein Fischlein sein.

Etelka. Dich aus den Augen lassen,
Vertrauen Deiner Unbesonnenheit?
Unmöglich! Was auch willst Du thun?

Irma. Ich hab's.
Ein göttlicher Gedanke!

Etelka. Eine Thorheit!
Ich wette drauf.

Irma. Ich treibe Mummerei.
Ich schlüpfe in die Kleider einer Magd
— Und so, mich mengend unter das Gesinde,
Umgaukl' ich den Geliebten, ohne daß
Er mich erkennt. Ein wenig sei entstellt
Auch das Gesicht, natürlich nicht zu arg!
— Ich dränge mich in seine Nähe, werfe
Ihm Blicke zu — und prüfe seine Treue.
Stellt er mir nach, dann wehe dem Verräter!

Etelka. Ich wußt' es ja: der Schelmenstreiche einer,
Wie Du sie liebst! Doch ich verbiet' ihn Dir.

Irma. Verbiete Du nur! (Sie will der Schwester entschlüpfen und hinaus eilen, stößt aber auf den eben zurückkehrenden Banffy.)

Banffy (beide erblickend). Ha!

Etelka. Da haben wir's!

Irma. O weh! Nun schlägt er uns wohl gar in Ketten

Siebente Scene.

Etelka — Irma — Banffy.

Banffy (rasch zu Etelka tretend). Was muß ich sehn? Du hier und nicht zu Bett!

Etelka. Ich wollte eben — will nun gleich —

Banffy. Nein! bleib!
Ich danke Gott, daß Du noch auf.

Etelka. So hast
Du anders Dich besonnen?

Banffy. Nein! doch er —
Der König — glaubt mir nicht und will durchaus
Dich heut noch sehn —

Etelka (fast freudig). Ist's wahr? — Ich soll —

Banffy. Das heißt,
Die Hausfrau sehn — nicht Dich! — Du bist es nicht.

Irma (sich an die Stirne klopfend). Mir scheint, er ist nicht recht —

Banffy. Hinweg von hier!
In niedre Tracht gehüllt die zarten Glieder!
Zu fliehen gilt's.

Etelka. Zu fliehn?

Banffy. Ich hab' nicht Ruhe.
So lange diese Mauern Dich und ihn
Umschließen. Keines neuen Zufalls Spiel,
Noch Deine Neugier soll auch Dich noch ihm
Verraten. Dein in der Kapelle harrt
Der treue Janos schon. Er führt Dich durch

Das Hinterpförtchen heimlich aus dem Schlosse,
Am Ufer dann der Donau fort zur Fähre.
Auf einer Insel dort, verborgen im
Gebüsch, steht eine Fischerhütte. Dort
Indessen birgst Du Dich.

Irma (jammernd). Nun gänzlich fort?

Banffy (rasch). Nicht *Du*, wofern Du mir zu Willen bist.

Irma. Zu Willen — ich? Was soll ich denn?

Banffy. Dich schmücken
Wie meiner — Gattin ziemt.

Irma (ihn groß ansehend). Ich sollte —

Etelka (aufschreiend). Banffy!

Banffy. Er hält Dich schon dafür und wird nicht staunen;
Am Fenster hat er Dich gesehn und schwört,
Du bist's. Sag Ja! Du rettest mich — und ewig
Will ich Dir dankbar sein

Irma (rasch). Und mir erfüllen,
Was ich begehre, heute oder einst?

Banffy. Was Du begehrst!

Irma. Und sag' ich Nein?

Banffy. Dann fort
Mit *Dir* auch!

Irma. Fort? Um keinen Preis!

Etelka. Du wolltest —
(rasch flüsternd) Des Liebsten denk!

Irma (ebenso). Gewiß. Eh' ich darauf
Verzichte, ihn zu sehn, eh' wag ich alles.
Und dann — was er für Augen machen wird,
Wenn er als eines andern Weib mich findet!
Was für ein köstlich toller Spaß! Wie ich
Damit ihn später necken will! — Und dann —
Was noch mich reizt — ich kann nicht sagen, wie!

Banffy (ungeduldig). Nun denn?

Irma. Ich will — und wär's auch nur, um zu
Erfahren, ob das Auge meines Königs
Mich findet der *Beachtung* wert?

Etelka. Besinnt
Euch doch und hört mich an. Es geht ja nicht.

Banffy. Muß gehen, muß! Der alte Janos giebt
Dir das Geleit. Auch Deine Mägde nimmst
Du mit und den Heiducken Pál, daß niemand
Hier bleibe, der euch kennt und unterscheidet.

Irma. Nur meine Teresi laßt mir! die ist treu
Und ist verschwiegen.

Etelka. Nein! so wahr ich lebe,
Ich weiche nicht von dieser Stelle.

Banffy. Wie?
Zu trotzen wagst Du mir?

Etelka. Ich wag' es — heut
Zum erstenmal.

Banffy. Zum ersten, weil ich *ihn*
Zu sehn Dir wehre! Und ich soll nicht beben?
Ich soll dabei mit blödem Grinsen stehn,
Wenn er — mir zum Verdruß — er will's, er ist
In bester Laune, lächelnd mich zu quälen, —
Mit Wort und Blicken wirbt um Deine Huld? —
O spielt nur mit dem Feuer, spielt und wähnt,
Ihr dürft es ungestraft! — Und alle sich
Erlustigend an meiner Pein — ein Winken,
Ein Zischeln, schadenfroher Mienen Spiel,
Verbissnes Schmunzeln um mich her — O das
Ertrag' ich nicht — ich kenne mich — es giebt
Ein Unglück, sag' ich Dir —

Etelka. Um Gottes willen!

Banffy. O lieber heut noch wagen seinen Zorn,
Mit offner Stirne trotzen dem Befehl.

Etelka. Ihm trotzend? Nein! o nein!

Banffy. Dein Sträuben läßt
Mir keine Wahl.

Etelka (mit Mühe noch das Weinen unterdrückend). O Gott!
Ich Ärmste, ich
Beklagenswerteste! (Banffy sieht ihr erschrocken ins Gesicht und fängt zu zittern an.) Thu, was Du willst!
Mir ist es gleich — ja lieber fast, Du bringst
Mich fort. Wie könnt' ich unbefangen ihn
Begrüßen, dächt' ich Deiner Pein und wüßte,
Daß jeden Blick Du ängstlich überwachst?
O fort! nur fort!

Banffy. Nicht so!

Etelka. Was noch?

Banffy. Nicht so!

Etelka (in Thränen ausbrechend). O Gott!

Banffy (in halb komischem Entsetzen). Du weinst, Du wendest grollend Dich
Von mir? — O thu es nicht! Sei gut! — Ich will
Dir ja nicht unrecht thun — nicht ihm. Doch schwebte
Auch nur ein Wölkchen über seine Stirn —
Der Trauer, daß Du mein — und zuckte schmerzlich
Nur einen Augenblick die Lippe Dir,
Weil Du nicht ihm gehören darfst — weh mir!
Ich fände keine Ruhe mehr, ich läse
Den stillen Vorwurf stets in Deinen Zügen,
Daß vorschnell ich entschieden Dein Geschick —
Und schlüge selbst vielleicht mich an die Brust,
Erkennend meine Schuld. — Du schweigst — Du hast
Kein Wort, kein freundlich Wörtchen mehr für mich?
So *ist* mir Deine Neigung schon verloren —
Und nichts zu retten mehr!!

Etelka (von Rührung ergriffen). Nein, Banffy, nein!
Ich dulde *keinen* Schatten zwischen uns.
Beweisen will ich Dir, daß Deine Ruhe
Mir über alles gilt — es Dir beweisen
Um *jeden* Preis. Vergieb und sei getrost!
Ich zürne Dir ja nicht, ich bleibe Dir
Von Herzen gut, bin Dein — *gehorsam* Weib.

Banffy (entzückt sich ihr zu Füßen werfend). Etelka! Engel!
(Jagdhörner ertönen von außen.)
(aufspringend). Horch! schon sammelt sich
Die königliche Jagd. Hinweg! (zu Irma) Du aber —

Irma. Ich schmücke mich indessen wundersam.
Ihr sollt geblendet stehen und bedauern,
Daß Euer Weibchen ich zum Scheine nur —
Sollt sehen, ob das Auge meines Königs
Mich findet der „Beachtung“ wert?

Banffy. Hinweg! (Zieht Etelka rasch hinaus.)

Irma (nach links eilend, dreht sich noch einmal um und ruft ihm nach)
Gut Heil, mein heldenmütiger Gemahl!

(Verstärktes Blasen der Hörner.)

(Der Vorhang fällt.)

(Der zweite und der dritte Akt folgen.)

Ungedruckte Briefe von Heinrich Heine.

Mitgeteilt von Karl Emil Franzos.

Es giebt wohl keinen Autor, dessen Briefstil noch mehr dem Stil seiner Werke ähnelte, als dies bei Heinrich Heine der Fall, und nur wenige, bei denen sich dieselbe Erscheinung in gleich scharfer Ausprägung beobachten läßt. Diese Ähnlichkeit resultiert ebenso sehr aus dem stark persönlichen Charakter seiner Werke, wie aus der Sorgsamkeit bezüglich der Form; er gehört zu den wenigen Schriftstellern, welche an ihren Briefen fast ebenso absichtsvoll gefeilt, wie an den zum Druck bestimmten Manuskripten. Rechnet man seine regsame Natur und den Hang hinzu, sein Ich, so oft er die Feder ansetzt, effektvoll in Scene zu setzen, erwägt man ferner, daß sich mit dieser Koketterie in der Auffassung eine seltene Wahrheitsliebe bezüglich der Thatsachen eint, so wird es begreiflich, daß die Briefe dieses genialen, seit seinem Tode ununterbrochen in der allgemeinen Wertschätzung steigenden Autors stets so eifrige und dankbare Leser gefunden haben, wie man dies nicht von vielen anderen Lieblingsdichtern unserer Nation aussprechen darf. Diesem lebhaften Interesse ist denn auch bisher reichlich entsprochen worden, wenn auch keineswegs in jenem Maße, wie dies an sich möglich und berechtigt gewesen wäre. Insbesondere wird man es nicht genug bedauern dürfen, daß jener Schatz von Briefen, welchen er an seine Familie gerichtet, bisher nicht zu erschließen war. Bis dies geschieht, wird man sich mit der Publikation einzelner ungedruckter Briefe begnügen müssen, welche über den oder jenen Abschnitt seines Lebens oder seiner litterarischen Thätigkeit klares Licht verbreiten.

Diesem Zwecke diente die Veröffentlichung der Briefe an Müllner in unserer Zeitschrift (Band I, Heft 6) und dient auch die vorliegende, welche fünf Briefe von, einen — und zwar höchst interessanten — über Heine umfaßt. Drei dieser Briefe (an die Hennesche Buchhandlung, an Kühne, sowie den ersten Brief an Kolb) verdanken wir der Mitteilung des Herrn Alexander Meyer-Cohn in Berlin, welcher die Originale in seiner prächtigen Autographen-Sammlung verwahrt, die drei anderen sind uns von Herrn Dr. Gustav Karpeles zur Verfügung gestellt worden. Der Jugendbrief Heines vom 27. Oktober 1816, den wir auf Seite 144 und 145 in autographischer Nachbildung wiedergeben, ist bereits gedruckt. H. Hüffer hat ihn in seinem wertvollen Buche „Aus dem Leben Heinrich Heines“ zuerst mitgeteilt. Wir haben gerade dieses Schreiben zur Reproduktion herausgegriffen, weil es eines der interessantesten Dokumente zur Entwicklungsgeschichte unseres Dichters ist. Es bedarf keiner Erläuterung. Dieser Brief, welcher uns den Dichter der „Jungen Leiden“ bereits in seinem ganzen Wesen enthüllt, spricht beredt genug. Er ist an Christian Sethe, den aus Düsseldorf stammenden Jugendfreund Heines gerichtet, das Original befindet sich derzeit im Besitze des Sohnes desselben, Herrn Amtsgerichtsrat Heinrich Sethe in Berlin, welcher uns die Nachbildung freundlichst gestattete. Bemerkt sei, daß wir hier nur den ersten Teil des Briefes wiedergeben. — Zwei Manuskriptblätter Heines, welche für seine Art zu produzieren sehr instruktiv sind, haben wir bereits in Band I, Heft 6, S. 156 und 157 geboten und beschränken uns daher diesmal nur darauf, eine Seite aus dem Originalmanuskripte der „Harzreise“ (das Vorspiel, später „Prolog“ überschrieben) autographisch wiederzugeben. Das Original befindet sich im Besitze der Frau Baronin E. König-Warthausen in Stuttgart, welche uns die Handschrift freundlichst zur Verfügung stellte. — Das Porträt, von E. Brandt gezeichnet, war bisher kaum gekannt. Es stammt offenbar aus dem Beginn der Zwanziger Jahre und wurde von dem Bruder des Dichters, Gustav Heine, als besonders ähnlich anerkannt.

Wir ordnen die Briefe in chronologischer Reihenfolge und geben sie durchwegs in buchstabengetreuem Abdruck wieder. Der erste derselben ist an Josef Lehmann, den nachmaligen langjährigen Herausgeber des „Magazins für Litteratur des Auslands“ gerichtet und lautet:

Lüneburg, den 3. September 1823.

Lieber Lehmann!

Sie sind wohl böse auf mich daß ich so lange geschwiegen? Ich sehne mich danach etwas von Ihnen zu hören. Wie es mir geht und wie ich lebe, wird Ihnen wohl Freund Moser dann und wann gesagt haben.

Ja, lieber Freund, ich bin seit 3 Monathen durch einen Strudel von Verhältnissen und Schmerzen fast nicht zu mir selbst gekommen. Jetzt habe ich wieder Ruhe, und arbeite. Wahrlich höchst trockene Sachen, nemlich meine Juristerey. Ich muß alles Poetische von mir zurückdrängen, um für's liebe Brot zu sorgen. Ich gedenke Neujahr auf ein Paar Augenblicke nach Berlin zu kommen. —

Wie geht es Ihnen? wie leben Sie? was thun Sie? Haben Sie über meine Tragödien nichts gehört?

Was macht Berlin und seine Spree-Literatur?

Bitte, bitte, schreiben Sie doch bald Ihrem Freunde H. Heine.

Adr. Herrn Lehmann gefälligst abzugeben.

Der kurze Brief ist biographisch nicht ganz ohne Interesse. Heine war im Mai 1823 von Berlin nach Lüneburg gegangen, wo seine Eltern in sehr bescheidenen Verhältnissen lebten. Was ihn aus Berlin vertrieben, waren schlimme Dinge: unerträgliches Kopfweh und schwere Geldnot. Beidem sollte eine Reise, die er im Juli nach Hamburg antrat, abhelfen. Er wollte bei seinem Onkel

Hamburg d. 27. October 1816.

An den Studioso Christian Sethe in Düsseldorf

Du liebst mich nicht! Mußt lieber Christian dieses letzte Wörtchen ganz leise, leise aussprechen. In dem ersten Wörtchen liegt der ewig lebendige Himmel, aber auch in dem letzten liegt die ewig lebendige Hölle. — Könntest du deinem armen Freunde nur ein bischen ins Gesicht sehen, wie er so ganz bleich aussieht aussieht und gewaltig verstört und wahnsinnig, so würde sich dein gerechter Unmuth, wegen des langen Stillschweigens sehr bald zur Ruhe legen, am besten wär es zwar wenn du einen einzigen Blick in seine innere Seele werfen könntest, — da würdest du mich erst recht liebgewinnen. — Eigentlich müßtest du wissen lieber Christian, jeder meiner Gedanken — ein Brief an dich oder wenigstens gestaltet er sich so, und ich habe dir längst schon einen Ellenbreit langwierigen Brief zusammengetragen, wo ich dir mein ganzes Innere seufzend aufschließe, von der Leda an bis Trojas Zerstörung; aber diesen Brief habe wirklich wieder vernichtet, da er doch zu nichts dienen konnte als in fremde Hände zu fallen und mir alsdann vielleicht den Garaus zu machen. Kannst mir ja so nicht helfen — Einen kleinen Spaß will ich dir erzählen. Du weißt, Christian, von demselben Augenblick an als ich dich zum ersten Male sah ward ich unwillkürlich zu dir hingezogen und ohne mir selber davon Rechenschaft geben zu können warst du mir immer ganz unendlich lieb und theuer

Jugendbrief H. H

Ich glaube Dir in dieser Hinsicht schon längst davon gesprochen zu haben: wie ich oft in deinen Gesichtszügen und vorzüglich in deinen Augen Etwas bemerkte was mich auf eine unbegreifliche Art zugleich von dir abstieß und zugleich wieder gewaltsam zu dir hinzog, so daß ich meinte im selben Augenblick liebendes Wohlwollen und auch wieder den bittersten, schneidenden, eiskalten Hohn darin zu erkennen. Und sieh! dieses nemliche räthselhafte Etwas habe ich auch in Mollys Blicken gefunden. Und eben dieses ist es was mich auch so ganz confus macht. Denn obgleich ich die unläugbarsten, urkundlichsten Beweise habe daß ich nichts weniger als von ihr geliebt werde, — Beweise die sogar Rector Schallmeyer für grundlogisch erkennen, u. kein Bedenken tragen würde seinem eignen Systeme vorzustellen, — so will doch das arme liebende Herz noch immer nicht sein Concedo geben, und sagt immer: was geht mich deine Logic an, ich habe meine eigne Logic. — Ich habe sie wiedergesehen —

„Dem Teufel meine Seele,
Dem Henker sey der Leib,
Doch ich allein erwähle
Für mich das schöne Weib.“

Hu! Schauderst du nicht Christian? Schaudre nur, ich schaudre auch. Verbrenne den Brief. Gott sey meiner armen Seele gnädig. — Ich habe diese Worte nicht geschrieben. — Da saß ein bleicher Mensch auf meinem Stuhl, der hat sie geschrieben. Das kommt weil es Mitternacht ist. — O Gott! Wahnsinn sündigt nicht — Du! Du! hauche nicht so stark, da hab ich eben ein wundersüßes Kartenhaus aufgeschichtet, und ganz oben auf steh ich und halte sie im Arm!

Heine

Salomon das Geld für eine Badekur, dann weitere Unterstützung für den Besuch der Berliner Universität erwirken. Das erstere glückte; er konnte das Seebad in Cuxhaven gebrauchen; hingegen war der Oheim zu keiner bestimmten Zusage bezüglich weiterer Unterstützung zu bewegen. Doch ist unter jenem „Strudel von Verhältnissen und Schmerzen" auch anderes gemeint: mit dem ersten Schritt auf den Boden Hamburgs war in ihm die unselige, mühsam zurückgedämmte Leidenschaft für seine Cousine Amalia Heine, die bereits seit zwei Jahren die Gattin eines anderen war, wieder wach geworden. Diesem Hamburger Aufenthalt verdanken wir einige seiner schönsten Lieder („Am fernen Horizonte"; „Ich stand in dunklen Träumen"; „Still ist die Nacht, es ruhn die Gassen" u. a.), ebenso den Wochen in Cuxhaven („Eingehüllt in graue Wolken"; „Der Wind zieht seine Hosen an" u. a.), wogegen er in Lüneburg, der „Residenz der Langeweile", wie er die Stadt in einem fast gleichzeitigen Briefe nennt (Werke XIX, S. 111), wieder mit allem Eifer seine „Juristerey" betrieb, um sich baldmöglichst von dem Oheim unabhängig zu machen, ein Vorsatz, der ihm leider sein Leben lang nicht gelungen ist. — Josef Lehmann war einer seiner besten Berliner Freunde, nächst M. Moser wohl der intimste. Die „Tragödien nebst einem lyrischen Intermezzo" waren wenige Monate zuvor, im April 1823, bei Dümmler in Berlin erschienen; Heines diesbezügliche Anfrage an Lehmann kehrt so ziemlich in allen seinen Briefen aus jener Zeit wieder.

In unseres Dichters Studentenzeit führt uns auch das nächste Schreiben zurück, welches über Heine handelt; sein Verfasser ist Ferdinand Österley, 1802 zu Göttingen geboren und 1825 daselbst als Oberbürgermeister der Stadt gestorben. In einem Briefe an seine Braut (vom 5. Oktober 1825) schreibt er das nachstehende Urteil über seinen Studienfreund nieder:

„Der Heine ist ein eigener Mensch und noch ein eigenerer Dichter; das Feld, worauf seine Blumen wachsen, gehört ihm allein, und wenn auch Lord Byron sein Grenznachbar ist und dessen Ader höher liegt, so ist's ihm dennoch nicht verstattet, jene Grenzen zu überschreiten. Wer Heine kennt, kann kaum das Lachen lassen, wann's ihm einfällt, daß der schmerzzerissene Mensch solch herzzerreißende Lieder dichten konnte; denn dem äußeren Umgange nach zu urtheilen, ist's ihm ebenso einerlei, wenn ihm ein Mädchen untreu wird, als er eine ungezügelte Angst vor Allem hatte, was körperlicher Schmerz hieß, namentlich vor Prügeln. Doch gibt's wohl wenig Menschen, wo das Innere im Stillen immer so mächtig und fürchterlich fortbrütet, als bei Heine; wenig Menschen, bei denen das Innere sich so wenig im äußeren Leben zeigt, als bei ihm. Die meisten Menschen, mit denen er umgieng, sah er nur von einer poetischen Seite an, je mehr er Jemanden gebrauchen konnte, desto lieber gieng er mit dem Menschen um, einerlei wer er war. So läßt es sich erklären, daß er ein Herz mit den schauderhaftesten Ochsen war; von ihm hatten diese Menschen nichts als seine schlechten Witze, ihn amüsirten sie durch ihre Eigenheiten bis zum Todlachen; wo etwas lächerlich war, oder wo seine Ironie Spielraum hatte, da war er am wohlsten. Freunde hatte er sehr wenige, doch die, welchen er einmal traute, hatte er sehr lieb, gegen diese war er, bis auf gewisse Stücke, sehr offen, hinreißend liebenswürdig, von dem feinsten Schicklichkeitsgefühle, grade und aufopfernd. Er prahlte sehr, und dabei hatte innerlich doch niemand eine geringere Meinung von sich als er; am liebsten scherzte er über seine juristische Unwissenheit. Bei seinen heftigsten und unausgesetzlesten Kopfschmerzen hatte er eine seltene Heiterkeit und Frische des Geistes, die sogleich durchblickte, wenn ihm etwas einfiel, was ihm lächerlich war. Niemanden habe ich über seine eigenen Witze mehr lachen hören als ihn, Niemand machte mehr Witze als er, aber auch Niemand mehr schlechte als er; die guten waren sehr gut. —

Er hatte viel hellen Kopf, aber war zum Denken zu faul. Wenn er nicht wohl war, so flüsterte er fast nur und hatte seine Augen fast immer halb geschlossen. Da er fast nie ganz wohl war, so hatte er davon eigene Züge erhalten; besonders charakteristisch war bei ihm ein sehr ironisches und kühnes Ziehen der linken Oberlippe. — Doch ein ander Mal mehr. —"

Leider scheint das Versprechen der Schlußworte nicht schriftlich eingehalten worden zu sein; wenigstens ist die obige Briefstelle die einzige, die uns zugänglich wurde. Man wird dies bedauern dürfen, denn die Charakteristik zeigt von seltenem psychologischem Scharfblick, und unser Respekt vor demselben wird um so größer, wenn wir uns erinnern, daß dieses Urteil von einem Zweiundzwanzigjährigen über einen Fünfundzwanzigjährigen niedergeschrieben worden. Österley, der bisher in keiner Biographie Heines Erwähnung gefunden, hatte mit Heine während seines letzten Göttinger Aufenthaltes (1824 bis 1825) oft und viel verkehrt; er blieb sein Leben lang ein warmer Freund der Poesie, obgleich er sich auf einem andern Gebiete, als juristischer Fachschriftsteller, einen Namen erworben.

Der nächste, 1833 geschriebene Brief Heines, von Paris an die Hennesche Buchhandlung in Stuttgart gerichtet, ist schon deshalb interessant, weil er uns mit einem litterarischen Plane Heines bekannt macht, von dem bisher nicht das Geringste bekannt gewesen.

Paris, den 14. August 1833.

Die Grippe, die mir seit einigen Tagen das Gehirn verschleimt, erlaubt mir nicht viel zu schreiben und kaum vermag ich auf Ihren werthen Brief vom 5. dieses Monaths das Nothdürftigste zu antworten: Ich bin gern bereit, auf das Titelblatt der Deutschen Geschichte, die Sie von Mebold schreiben lassen, neben dem seinigen, auch meinen Namen als Herausgeber zu stellen, dergestalt, daß der Titel etwa lautet:

„Die Deutsche Geschichte.
Herausgegeben von H. Heine und Mebold."

Ich setze hier meinen Namen zuerst, weil diese Stellung eben Ihren beabsichtigten Zwecken entspricht. Da aber alsdann die große Menge glauben wird, daß ich diese Geschichte selbst schreibe und Jeder wenigstens voraussetzt, daß ich mich in diesem Buche mittelbar ausspreche; da ich also mit meinem Namen hier nicht bloß dem Publikum eine Garantie für den Werth und die Gesinnung des Buches gebe, sondern solches auch auf's Ernsthafteste in jeder Hinsicht vertreten muß: so werden Sie billig finden, daß ich jedesmahl vor dem Druck das Mspt. sehe und mir jede mit meinen politischen, moralischen und religiösen Ansichten nicht übereinklingende Stelle zu streichen oder auszugleichen erlaube. Das wird wohl nie vorfallen: aber wir sind Menschen und ich darf hier nicht leichtsinnig handeln. Sie werden wohl Mebolden gesagt haben, daß ich ihn selber, durch Herrn Ganger, zum Schreiben der Deutschen Geschichte vorgeschlagen, er sieht also wie hochwerth ich ihn halte, wie mein Vertrauen ihn vor allen übrigen ausgezeichnet, und er wird daher selbst fühlen wie sehr obiges Verlangen mit den Pflichten die mir gegen das Publikum und gegen mich selbst obliegen und mit den Gesetzen der Billigkeit in Einklang steht. Dies Her- und Zurücksenden des Mspts. ist nicht so beschwerlich als es wohl scheint und ich würde schon ein leichtes Communicationsmittel finden. Dafür daß ich mich mit meinem Namen, in obgedachter Weise, als Herausgeber des Buches nenne, verlange ich von Ihnen die Summe von Achtzig Karolin, und zwar wünsche ich die Hälfte drey Monath dato auf Sie trassiren zu können, ehe Sie das Buch mit meinem Namen ankündigen; die andere Hälfte würde ich gern Februar nächstes Jahr ebenfalls 3 Monath dato auf Sie trassiren. — Für das was ich selber schreibe verlange ich außerdem ein Honorar von acht Karolin per Druckbogen. In diesem Augenblick glaube ich nicht, daß ich selber viel an dem Buche schreiben kann. Das ist davon abhängig, wie ich mich von meinen jetzigen Arbeiten früh oder spät entlaste.

Ich kann daher gar nichts bestimmt versprechen. Da ich sehe, daß erst Dezember gedruckt wird, so hoffe ich jedoch ein Vorwort, etwa einen Bogen betragend, schreiben zu können. Die Bilder müssen sich aus dem Texte selber erklären und nur mit wenigen Worten angedeutet werden. Indessen, wenn die späteren Bilder interessant werden, namentlich von der Reformationszeit an bis in die neueste Zeit könnte ich vielleicht unter der Form einer Bilderklärung manches in das Buch hineinschreiben, so daß Mebold in keiner Weise in seinem Texte genirt wird; wie er denn überhaupt immer mit mir zufrieden seyn soll. Ich habe große Achtung für seine Talente und seine Gesinnung und da wir in den Prinzipien einig sind, so sind wir gewiß auch derselben Ansicht in Betreff der Ergebnisse; jedenfalls weiß er, daß ich weder Serviler noch Pedant bin und daß ich von zu hohem Standpunkte die Dinge betrachte, als daß ich in Nebensachen diffizil seyn würde. Ich lasse ihn freundschaftlich grüßen.

Ihre Antwort erwartend verharre ich
hochachtungsvoll

H. Heine.

An die hochlöbliche Henne'sche Buchhandlung in Stuttgart.

Keiner der Biographen Heines erwähnt, wie bemerkt, dieses Plans auch nur nebenbei, und man weiß, daß er nie zur Ausführung gekommen. Der politische Schriftsteller Mebold war ein Bekannter Heines aus seiner Münchener Zeit (1828); er war damals insbesondere als Münchener Korrespondent der „Augsburger Allgemeinen Zeitung" thätig und erwarb sich Heines Dank und Vertrauen namentlich auch dadurch, daß er diesen in den Cottaschen Blättern gegen die Angriffe der ultramontanen Münchener Lokalpresse kräftig verteidigte. Später trat er in die Redaktion der „Allgemeinen Zeitung" ein; Heine fügt vielen Briefen an Kolb Grüße an ihn bei; das Verhältnis blieb also stets ein ungetrübtes. Trotz dieser intimen Bekanntschaft mit Mebold bleibt es sehr befremdlich, daß Heine, sonst so vorsichtig und um seinen Ruhm besorgt, bereit gewesen, sich als Mitverfasser eines Buches nennen zu lassen, welches in allem Wesentlichen aus anderer Feder stammen sollte, und findet seine Erklärung wohl nur in der schlimmen finanziellen Lage des Dichters; seine Korrespondenzen für die „Augsburger Allgem. Zeitung" hatten damals in Folge des bekannten Warnbriefes von Gentz an Cotta ihr vorläufiges Ende gefunden; ebenso hatte sich ihm durch das Eingehen der „Europe littéraire" jene Einnahmsquelle verschlossen, welche er durch seine Berichte über die deutsche Litteratur aus dem Blatte gezogen; mit Campe aber stand er momentan schlechter als je. Jedenfalls bedarf die Episode aus Heines litterarischem Leben, von welcher der vorstehende Brief die erste Kunde giebt, noch sehr der Aufklärung.

Hingegen ist über jene Fehde, von welcher der nächste Brief handelt, bereits einiges bekannt geworden; gleichwohl ist derselbe von hohem Interesse, nicht bloß für die Geschichte jener Polemik, sondern namentlich auch für die Art, wie sie auf Heine wirkte. Der Brief ist vom 19. Mai 1839 datiert und an Gustav Kühne gerichtet. Das Schriftstück bedarf einiger Erläuterungen, und dies um so mehr, als die verbreitetste Heine-Biographie, die von Strodtmann, unbegreiflicherweise nichts über diese Dinge enthält. Heine und Gutzkow waren bis in den Sommer 1838 in keinerlei persönliche Beziehungen zu einander getreten; die beiden Hauptführer des angeblichen Bundes des „Jungen Deutschland" hatten bis dahin niemals auch nur einen Brief getauscht, wohl aber hatte Gutzkow Heine abwechselnd gerühmt und angegriffen, während ihm dieser nur das Gute vergolten hatte. Als Campe (Dezember 1837) den Verlag des Gutzkowschen „Telegraphen" übernahm, schrieb Heine an Campe, das sei jedenfalls „eine nützliche Acquisition. Gutzkow", fügt er hinzu, „ist das größte Talent, das sich seit

der Julius-Revolution aufgethan“ (Werke XX, S. 158); — und zwei Freunde Gutzkows, Eduard Beurmann und Ludwig Wihl, wurden von ihm, als sie nach Paris kamen, freundlichst aufgenommen und mit herzlichen Empfehlungen an Gutzkow entlassen. Daß Beurmann die Gastfreundschaft durch ein häßliches Pamphlet vergalt, verwundete Heine tief, und vollends geriet er in schmerzliche Entrüstung, als Gutzkow einen Artikel Wihls in den „Telegraphen“ aufnahm, welcher Heine als Menschen und Poeten herabsetzte — den Hauptautor des Campeschen Verlags in der Campeschen Zeitschrift! Während Heine in einem Brief an Campe das Motiv hiezu nur in Gutzkows unglückseligem Wesen sucht, „die ganze Welt zu mergeln und überall Feindschaft zu provociren“ (Werke XX, S. 193), stellt Robert Prölß (Heinrich Heine, 1886, S. 258) mit Recht ein anderes in den Vordergrund: von den beiden bisherigen Führern der litterarischen Bewegung in Deutschland war Börne tot, Heine nach Beurmanns und Wihls Beteuerungen ein entnervter Mensch; war er entthront, so mußte die Krone an Gutzkow fallen. Es gab nur zwei Wege, Heine beizukommen: entweder ihn rücksichtslos zu bekämpfen oder ihn zur Unterwerfung unter Gutzkows Führung zu zwingen. Gutzkow versuchte es zuerst mit dem letzteren, weil ungefährlicheren Wege. Als Heine im Juli 1838 an Campe das Manuskript eines neuen Bandes Gedichte sendete, welcher u. a. einen großen Teil der neuen Gedichte, namentlich den Cyklus „Verschiedene“, und die später unter dem Titel „Der Schwabenspiegel“ erschienene Polemik gegen die schwäbische Dichterschule bieten sollte, schrieb ihm Gutzkow, welcher von dem Manuskripte Einsicht genommen, am 6. August 1838 einen Brief (wieder abgedruckt bei Prölß S. 262 ff.), welcher wohl als ein Unikum bezeichnet werden darf. In der Tonart seltsam zwischen Anerkennung und Verwerfung, Wohlwollen und schroffem Absprechen schwankend, fordert Gutzkow Heine auf, das Buch zurückzuziehen und aus Sittlichkeitsgründen die Gedichte gar nicht, die polemische Schrift jedoch im „Telegraphen“ drucken zu lassen; für den Fall, als Heine diesen Rat nicht befolgen sollte, wird ihm ganz unverhüllt mit Gutzkows Gegnerschaft gedroht. Wie berechtigt auch einzelnes in der schonungslosen Kritik, welche Gutzkow hier an Heines Gedichten auf die Boulevard-Schönen übt, sein mag, so kann doch dieser merkwürdige Brief auf jeden Unbefangenen, wie Prölß richtig bemerkt, einzig den Eindruck eines aus persönlichen Gründen gestellten Ultimatums machen, welches nur die Wahl zwischen strikter Unterwerfung oder offener Fehde freistellt. Ja diese Unterwerfung sollte dem älteren und so weitaus berühmteren und genialeren Manne so schwer als möglich gemacht werden; denn Gutzkow schlug ausdrücklich den Abdruck des „Schwabenspiegels“ im „Telegraphen“ vor, obwohl er sich ja selbst sagen konnte, daß Heine an einem Blatte, welches seine Reputation als Mensch so schwer angegriffen, nun unmöglich mitarbeiten konnte. Heine geriet über diesen Brief, wie er an Campe (Werke XX, S. 190) schreibt, „in die außerordentlichste Verlegenheit.“ „Was soll ich thun?“ ruft er aus. Aber in demselben Briefe steht auch bereits, was er zu thun gedenke. Um nicht mit Gutzkow „in die peinlichsten Mißverständnisse“ zu geraten, zieht er das Buch zurück, schlägt vor, den „Schwabenspiegel“ als Broschüre erscheinen zu lassen, und willigt sogar darein, daß derselbe im „Telegraphen“ abgedruckt werde, jedoch mit einer Note, wonach der Verleger diese Publikation in dem Blatte veranlaßt. Die gleiche unbedingte Unterwerfung in der Sache verkündet auch Heines Brief an Gutzkow, welcher sich gleichfalls bei Prölß (S. 269) wieder abgedruckt findet. Er verteidigt seine Gedichte mit dem Hinweis darauf, daß die Kunst sich selbst Zweck sei, läßt es auch an kleinen polemischen Spitzen nicht fehlen, giebt aber, wie betont, in der Sache absolut nach. Auch die folgenden Briefe an den Verleger geben von Heines gutem Willen, mit Gutzkow Frieden zu halten, die beredtesten Belege. Kurz, die ganze Affaire macht den Eindruck, daß sich der nervöse, von Krankheit und Sorge schwer heimgesuchte, durch zahllose Angriffe deprimierte Dichter diese mächtige Feindschaft um jeden Preis ersparen will. So giebt er denn auch, als Gutzkow nun die Schrift gegen die Schwaben für sein „Jahrbuch der Litteratur wünscht, sofort nach. Aber gerade diese Schrift wird nun trotzdem zum Ausgangspunkt neuer Zerwürfnisse, welche schließlich zum offenen Bruche führen, und zwar einzig durch Gutzkows Verhalten. Er, der Herausgeber des Jahrbuches, giebt im „Telegraphen“ eine vorläufige Notiz über den Inhalt dieses Beitrages zu seinem eigenen Sammelwerke, worin er die Schrift mit einem lüsternen Bilde vergleicht, welches man unter einem Vorhange bewahre und nur etwa nach der Mahlzeit im vertrautesten Kreise seinen Gästen zeige; im übrigen sei Heines Polemik immer unwahr, seine Waffe von Glas; seine Feinde hätten immer recht, mit ihm zufrieden zu sein, was leider von seinen Freunden nicht zutreffe u. s. w. Überaus hämisch, wie dieser Angriff, war auch die Art, wie Gutzkow nun selbst oder durch Wihl den Aufsatz verstümmeln ließ, während die Schuld daran offiziell dem Censor in die Schuhe geschoben wurde. Heine hatte vollsten Grund, dies letztere nicht zu glauben. Denn derselbe Censor hatte in seinem im andern Verlage fast gleichzeitig erschienenen Werke über die Shakespeareschen Frauengestalten viel schärfere Stellen nicht angetastet, auch war vieles weggeblieben, woran kein Censor, wohl aber jemand Anstoß nehmen mußte, welcher mit der schwäbischen Dichterschule Fühlung behalten wollte. Nun war aber auch Heines Geduld erschöpft. „Bei Gott!“ schreibt er am 19. Dezember 1838 (Werke XX, S. 202) an Campe, „dergleichen habe ich zum letztenmale erduldet,“ und der offene Kampf brach aus. Eingeleitet wurde derselbe durch eine Erklärung Heines vom 21. Januar 1839, in welcher er die Verantwortung für den „Schwabenspiegel“ ablehnte, weil der Aufsatz „im Interesse der darin besprochenen Personagen durch die heimliche Betriebsamkeit ihrer Wahlverwandten verstümmelt worden sei.“ Um dieser Erklärung in Deutschland Verbreitung zu verschaffen, wandte er sich am 30. Januar 1839 (Werke XX, S. 207) zuerst an Gustav Kühne als dem Nachfolger Laubes in der Redaktion der „Zeitung für die elegante Welt“; Kühne druckte die Erklärung ab und erbot sich zu allen weiteren litterarischen Diensten. Die Gelegenheit dazu fand sich bald. Am 15. Februar 1839 brachte der „Telegraph“ eine Gegenerklärung von Hoffmann und Campe, worin dieselben betonten, daß lediglich die Censur die Verstümmelungen verschuldet. Es war eine, wenn auch höchst wahrscheinlich unwahre, so doch in der Form inoffensive Erklärung, und Heines ferneres Verhalten, sowie der Brief, den wir hier mitteilen, wird überhaupt nur dadurch erklärlich, wenn man

Vorspiel.

Schwarze Röcke, seidne Strümpfe,
Weiße höfliche Manschetten,
Sanfte Reden, Embrassiren —
Ach! wenn sie nur Herzen hätten!

Herzen in der Brust, und Liebe,
Warme Liebe in dem Herzen. —
Ach, mich tödtet ihr Gesinge
Von erlognen Liebesschmerzen!

Auf die Berge will ich steigen,
~~Wo die dunkeln Tannen ragen,~~
~~Bäche rauschen, Vögel singen~~
Wo die frommen Hütten stehen
Wo die Brust sich frey erschließet,
Wo die freyen Lüfte wehen.

Auf die Berge will ich steigen,
Wo die dunkeln Tannen ragen,
Bäche rauschen, Vögel singen,
Und die stolzen Wolken jagen.

Lebet wohl, Ihr glatten Säale!
Glatte Herren, glatte Frauen!
Auf die Berge will ich steigen,
Lachend auf Euch niederschauen.

Aus dem Manuskripte von Heines „Harzreise“.

die Vorgeschichte kennt und erwägt, daß diese Erklärung eben nur der Tropfen war, der den Becher überfließen machte. Heine griff nun zu einem höchst gewaltsamen, kaum durch die äußerste Notwehr zu rechtfertigenden Mittel. Er schrieb den Aufsatz: „Schriftstellernöte. Offener Brief des Doktor Heine an Herrn Julius Campe,“ welcher gleichfalls zuerst in der „Zeitung für die elegante Welt“ publiziert wurde und sich nun in den Werken (XX, S. 211—34) wieder abgedruckt findet. Das Schriftstück erbringt auf Grund der Privatbriefe Campes, welche darin schonungslos mitgeteilt werden, allerdings bis zur höchsten Wahrscheinlichkeit den Beweis, daß die Verstümmelungen nicht der Censur zur Last fallen, stellt Wihl, über welchen geradezu vernichtende Privatäußerungen Campes aus seinen Briefen an Heine mitgeteilt werden, auf das äußerste bloß und schont in der Sache auch Gutzkow nicht, obwohl derselbe in der Form überaus glimpflich behandelt wird. Die Wirkung dieser durch die Censur etwas verstümmelten Erklärung läßt sich leicht ermessen. Gutzkow und Wihl mußten über Campe in gleicher Weise entrüstet sein wie über Heine. Campe selbst geriet zwischen zwei Feuer und mußte schweigen. Hingegen veröffentlichte nun Gutzkow im „Telegraphen“, Wihl im „Hamburger Korrespondenten“ überaus heftige Angriffe. Der folgende Brief nun ist eine Antwort auf ein Schreiben Kühnes, in welchem er Heine von diesen Angriffen Mitteilung macht. Das Schreiben lautet:

Paris den 19. May 1839.

Verehrter Freund!

Ich danke Ihnen für die Besorgung meiner Interessen und den Eifer, der sich in Ihrem letzten Briefe aussprach. Die Sachen gehen ganz vortrefflich. Die Hamburger Clique ist gewiß bald gesprengt, die Kerls sind hinter einander gehetzt und ich warte ab, was Campe thun wird. Daß Gutzkow und sein Schildknappe ihn beleidigen ist schon Gewinn. Daß ersterer gegen mich die ganze Maske fallen ließ, ist ebenfalls Gewinn, und ich denke, auch für Andre werde ich diesen Zögling Menzels unschädlich machen. Daß Gutzkow seinen Wihl avouiren mußte (letzterer hat ihn in Händen) ist ebenfalls ein Gewinn; dieser neuere Schütz wird dem neueren Müllner (freylich ein Müllner ohne seine Schuld) die Leichenrede halten. Was ich verdrießliches vorausgesehn ist eingetroffen. Der miserable Wihl, nachdem ihm der Versuch, sich öffentlich als mein Freund geltend zu machen, verunglückt ist, sucht jetzt sich bey dem Publikum als mein Feind zu präsentiren und exploitirt dazu meinen Brief an Campe, wie Sie es aus seiner Erklärung im Hamburger Correspondenten sehen können. Es ist mir verdrießlich daß die Leser dieser politischen Zeitung, die meinen Artikel in der Eleganten nicht gelesen, leicht auf die Idee kommen könnten, ich hätte wirklich mit großer Wichtigkeit von Martinus Wihl gesprochen und gegen ihn polemisirt. Liebster, bester Kühne, da müssen Sie mir einen Dienst leisten, der für mich von der größten Wichtigkeit und wofür ich Ihnen zeitlebens dankbar seyn werde. (Ich habe nie einen Dienst vergessen.) Sie sagten mir neulich, daß Sie wegen der Censurauslassungen in meinem Aufsatz sich durch eine Anzeige im Correspondenten oder in der Allg. Zeitung verwahren wollten. Das ist gar nicht nöthig, wo ich guten Willen sehe, tröste ich mich leicht über solche Fatalitäten. Aber es ist mir die Idee aufgestiegen: die Redakzion der Eleganten Welt könnte gegen Wihls Erklärung im Hamburger Correspondenten eine Anzeige machen und darin andeuten, daß eine Menge Eigennahmen in meinem Artikel ganz ausgelassen, andere bloß mit Anfangs-Buchstaben angegeben werden mußten, daß dadurch Herr Wihls Name mehr als ihm gebührt hervorgetreten, daß man aber durchaus nicht glauben möge, Heinrich Heine citire diesen Namen in privatpolemischer oder gar literarischer Absicht; sondern nur um seinem Verleger zu zeigen, wie unzuverlässig die Personen seyen, denen derselbe sein Mspt. anvertraut, habe Heine eine Stelle aus den eignen Briefen von Julius Campe mitgetheilt, worin letzterer sich über Herrn Wihl ausspricht; diese Briefmittheilung sey aber provozirt worden durch Herrn Campe selbst, dessen Dementi widerlegt werden mußte — kurz, Liebster, suchen Sie indirekt dem Publiko zu insinuiren, daß ich mich nicht wie ein Kampfstier gegen das arme Insekt Wihl gebehrdet habe. Schicken Sie diese Anzeige, ich bitte Sie, an Kolb zur Allg. Zeitung und an Runkel für den Hamburger Correspondenten. Da ist wohl Chance daß sie gedruckt wird. Werde an beide schreiben; Kolb ist mein Freund, Runkel ist mein Feind, ich glaube aber, daß er mich zu sehr fürchtet um etwas abzuschlagen. Sie müssen mir da beystehen, denn direkt kann ich dem Wihl nicht antworten — lieber Gott! ich müßte sagen: daß ihm hier öffentlich Ohrfeigen angeboten wurden, daß er mich um 200 Francs g e p r e l l t (ich garantirte nemlich diese Summe für ihn, getäuscht durch sein Ehrenwort; ich mußte zuletzt die Schuld zahlen, und habe bis diesen Augenblick noch keinen Heller zurückerhalten). Ja gegen den Wihl kann ich nicht selbst auftreten, er ist eine Wanze, die ich nicht mit den Fingern anrühren kann, ohne mich widerwärtig zu beschmutzen, die ich nicht zertreten darf, wenn ich mich nicht dem Mißduft seiner Stinkereyen, die er verübt aussetzen will. Und doch mußte sein Treiben signalirt werden, da er das Organ Gutzkows, in dessen Interesse er jetzt eine Literaturgeschichte schreibt, die gegen alle unsere Freunde gerichtet. Sobald sie erscheint, werde ich wieder Gelegenheit finden von Campeschen Briefen, zum Nutzen der Menschheit, Mißbrauch zu machen und die Stellen drucken lassen, worin er mir über dieses Projekt die spaßhaftesten Umtriebe gesteht, z. B. daß Wihl jede Seite, sobald sie geschrieben,

an Gutzkow geben muß, damit dieser die Benediktion darüber spricht. — Gutzkows Treiben muß dem Publikum deutlich gemacht werden, und in dieser Absicht werde ich auf seine Angriffe, obgleich sie mich nicht im geringsten verletzen, ganz bestimmt antworten. Hab nur leider viel zu thun, und kann Ihnen die Abfertigung Gutzkows, welche die 2te Nummer der Schriftstellernöthen bilden soll, erst in 14 Tagen schicken. — Ich werde Ihnen unterdessen, hoffentlich in einigen Tagen, eine Reihe meiner neusten Gedichte für die Elegante Welt schicken, damit man sieht, daß ich Ihre Zeitschrift nicht bloß für polemische Abwehr zum Organ erwähle. Ich wäre längst schon in's Bad gereist, wenn ich nicht Laube täglich hier erwartete; aber er ist noch immer nicht angelangt; ich werde aber nur bis zum letzten dieses Monaths auf ihn warten.

Gestern ward ich hier unterbrochen durch den Besuch des Herrn Weill, der mir sagte, daß eine Notiz über Wihl in der Eleganten stehe. Ich habe diese nun gelesen. Wahrscheinlich wollte er die Erklärung, die er bereits im Hamburger Correspondenten drucken ließ, auch in der Eleganten eingerückt sehen. Ich bitte Sie, thun Sie das, und drucken Sie gleich darunter die figurirte (sic!!) Erklärung, die ich Ihnen hierbei sende, und worinn ich den Hund Hektor, der sich ebenfalls als Nachfolger von Sarras durch mich beleidigt glauben darf, ganz mit den Wihl'schen Redensarten sprechen lasse. Diese Erklärung muß unmittelbar unter die Wihl'sche gesetzt werden und durch Aufnahme der letzteren erfüllt die Redakzion der Eleganten ein Begehr des Wihl, der dazu auch einiges Recht hat. Von den gedruckten Exemplaren schicken Sie, ich bitte Sie, einige an meine Mutter nach Hamburg. — Ich denke, die Ihnen von Wihl eingesandte Erklärung ist gleich bedeutend mit der bereits gedruckten, widrigenfalls drucken Sie letztere, welche ich zu diesem Zwecke beylege. Ich lege auch hierbey einen Schmähartikel aus dem Hamburger Klatschblatt Argus, welches man mir anonym geschickt. Der Umstand, daß in meinem Aufsatz nur Wihls Name mit vollen Buchstaben ausgedrückt, wird hier hervorgehoben. — In der oben besprochenen Erklärung welche Sie, lieber Kühne, für die Allgemeine Ztg. und für den Correspondenten schreiben werden (ich bitte es bey Leibe nicht zu unterlassen) können Sie sehr gut insinuiren, daß jene Namen, die nur mit Anfangsbuchstaben oder Sternchen gedruckt wurden, bekannten Personen gehörten. Hiedurch erfährt der Bursche, daß die Censur seinen Namen ganz zu drucken erlaubte, weil er obscur. — Leben Sie wohl und bleiben Sie freundschaftlich gewogen, Ihrem

Heinrich Heine.

Daß der Brief in höchster Erregung geschrieben ist, bedarf nicht erst der Hervorhebung; außer dem Inhalt beweist dies auch die Form. Stellenweise wird sogar der Satz nicht zu Ende geführt. Es liegt Heine offenbar zunächst daran, dem Publikum die Ansicht zu benehmen, als ob er Wihl für einen ebenbürtigen Gegner hielte. Über die Zweckmäßigkeit, aber auch über die Würdigkeit der Mittel, welche er hiezu wählt, wird sich der Leser leicht selbst sein Urteil bilden. Vergessen darf jedoch hiebei nicht werden, daß es ein Krieg war, in den Heine nur durch unausgesetztes Provocieren hineingezerrt worden. Interessant ist die Mitteilung, daß er Gutzkow öffentlich in einer Fortsetzung der „Schriftstellernöthe" entgegenzutreten gedenke. Auch ein Brief an Laube läßt darauf schließen. Doch ist der Artikel, sofern er überhaupt zu Ende geschrieben worden, sicherlich nie erschienen.

Wohl aber ward der schwächere und ungefährlichere seiner Gegner nun sofort grausam abgethan. Der Schlußteil des obigen Briefes inscenierte diese übermütige und unwürdige Justifikation. Als Heine von Weill auf Kühnes Notiz an Wihl aufmerksam gemacht wird — dieselbe stellte Wihl den Abdruck seiner Erklärung für später in Aussicht, offenbar weil Kühne gleichzeitig auch Heine zu Worte kommen lassen wollte — vermutet er mit Recht, daß sie mit der im „Hamburger Korrespondenten" publizierten Erklärung gleichbedeutend sei, verfaßt seine Parodie und fordert von Kühne die gleichzeitige Publikation beider „Erklärungen". In Nr. 102 der „Zeitung für die elegante Welt" vom 28. Februar 1839 entsprach Kühne thatsächlich diesem Wunsche. „Wir glauben es," schrieb er, „nicht auf unser Gewissen nehmen zu dürfen, diese Erklärung des Herrn Wihl länger dem Publikum vorzuenthalten, wie wir denn auch die andere uns ebenfalls eingesendete wörtlich wiederzugeben uns anigelegt fühlen. Es ist einmal eine Zeit der Erklärungen, und keinem lebenden Wesen sollte das Recht entzogen werden, sich zu erklären." Dann folgten die beiden Erklärungen, die durch den Wiederabdruck in der von Strodtmann redigierten Ausgabe von Heines Werken (XX, S. 240–44) allgemein bekannt geworden und auch seither an verschiedenen Orten abgedruckt worden sind. Wir glauben sie daher nicht wiederholen zu sollen und begnügen uns zu bemerken, daß Heines Parodie zu dem Schärfsten und Schonungslosesten, freilich auch Witzigsten gehört, was er je geschrieben. Damit war zunächst die Fehde zu Ende und ist erst später anläßlich der Publikationen Heines und Gutzkows über Börne wieder entbrannt. Doch spielte Wihl hiebei weiter keine oder doch nur eine sehr untergeordnete Rolle. Als er später nach Paris kam, fand auch zwischen Heine und diesem eitlen, aber gutmütigen Manne, der nur durch Gutzkow zu den Angriffen auf Heine verleitet worden, eine gänzliche Aussöhnung statt.

Die beiden letzten Briefe sind an Kolb, den Redakteur der „Augsburger Allgemeinen Zeitung" gerichtet. Der erstere lautet:

Paris, den 12. April 1844.

Liebster Kolb!

Ich sehe, daß Sie meinen ersten Artikel über die musikalische Saison nicht gedruckt haben, was mir um so verdrießlicher, da ein 2ter Artikel (über die Oper) zur Absendung bereit lag. Da ich nicht reich genug bin Arbeiten ganz zu verlieren und vielleicht noch im Stande bin den ersten Artikel zu benutzen, so bitte ich Sie, mir denselben umgehend

zurückzuschicken, (Faubourg Poissonière No. 46). Ich will mir nicht lange darüber den Kopf brechen, warum der Artikel nicht gedruckt ward. Vielleicht ist es auch nicht mehr in Dland erlaubt über Virtuosen sich frey auszusprechen, obgleich jedermann sich darüber freute, daß ich dergl. alljährlich that. Oder schreckt sie meine plötzlich renovirte Tribunatsreputazion (ich komme dazu wie die Magd zum Kind) — ich bin plötzlich aus einem verschrienen Renegaten wieder ein Vaterlandsretter geworden. Durch die Bemühung der preußischen Agentatur, der Herren Bornstädt, Rochau und Consorten. Unsere ehemaligen Patrioten sind die gehorsamsten Pudel geworden, die mich jetzt anbellen wegen meines Mangels an Pietät für deutsche gekrönte Häupter. Es wäre zum Lachen, wenn es nicht ein Zeichen betrübter Zustände wäre.

Können Sie mir, liebster Freund, mit zwey Worten die Wahrheit sagen, so bitte ich thun Sie es, damit ich nicht einen Mißgriff begehe aus Mißverständniß. Sie wissen ich habe viel Geduld, trage immer gern mit den Freunden die Zeitbedrückung aber ich muß sicher seyn, daß nur diese dran Schuld wenn irgend eine Art von mir nicht gedruckt wird. Gott weiß, Eitelkeit ist hier nicht im Spiel und alte Zeitungsrumpelkasten (deutsche Constitutionels) würden mir auch Geld genug bewilligen, wenn ich sie durch Feuilletons auffrischen wollte; es wäre mir höchst verdrießlich, wenn ich gezwungen wäre, alte Misère mit neuer zu verlauschen.

Ich bitte, bitte, liebster Freund, schicken Sie mir meinen Artikel umgehend zurück, im Fall er unterdessen nicht gedruckt ward. Leben Sie wohl. Ich bereite mich in diesem Augenblick wieder zum Reisen, weiß aber noch nicht, ob ich nach London oder Madrid gehe. Am liebsten ginge ich wieder auf ein Paar Monath nach Deutschland.

Mit getreustem Vertrauen Ihr Freund

H. Heine.

N. S. In diesem Augenblick bringt mir mein Abschreiber einen Nekrolog über Marcus, einen der größten und besten Aufsätze, den ich für die Allg. Zeitung geschrieben und auch auf dessen Einsendung ich mich freute — denken Sie wie angenehm das mir jetzt, wie verstimmend —

Der Artikel, den Heine hier für abgelehnt hält, und dessen Manuskript er zurückfordert, ist, ebenso wie der zweite über die Oper, kurz darauf in der „Allgemeinen Zeitung" erschienen (ersterer 25. April, letzterer 1. Mai datiert), beide sind auch in der Strodtmannschen Ausgabe der Werke (XI, S. 396 ff.) wieder abgedruckt worden. Ebenso erschien der Nekrolog über Markus kurz darauf in derselben Zeitung (Nr. 123 und 124 vom 2. und 3. Mai 1844). Ob der Abdruck der musikalischen Artikel ohnehin beabsichtigt gewesen und sich nur wegen Raummangels verzögert, oder ob auf Kolb die Drohung mit einem Konkurrenzblatt gewirkt, mag dahingestellt bleiben; wahrscheinlicher ist nach dem ganzen Verhältnisse das erstere. — Wie Heine nach dem Erscheinen des „Atta Troll" seine Reputation als politischer Tribun thatsächlich als „plötzlich renoviert" auffassen konnte, ist übrigens nicht recht verständlich; selten hatte er schärfere Angriffe auf seine angebliche Gesinnungslosigkeit zu ertragen, als damals.

Das letzte Schreiben eröffnet uns wieder einmal den Einblick in jene Nöten, welche der damalige Mangel einer litterarischen Konvention zwischen Deutschland und Frankreich für Heine bis in seine letzten Lebenstage im Gefolge hatte. Veröffentlichte er eine Arbeit zuerst im deutschen Original, so wurde sie widerrechtlich in Paris übersetzt, veröffentlichte er zuerst die französische Übersetzung, so war er vor unbefugten Übersetzern ins Deutsche nicht sicher. Wie er nun dieser Gefahr zu begegnen suchte, zeigt u. a. der hier mitgeteilte Brief:

Paris, 22. März 1853.

Liebster Kolb!

Die Veranlassung meines heutigen Briefes ist folgende: Ich habe für die Revue des deux Mondes eine Arbeit übernommen, wovon den 1. April schon ein Theil gedruckt erscheint; sie heißt „Les dieux en exil", und ich verfolge darin ein altes Lieblingsthema. Einen Theil dieser ersten Parthie gab ich schon vor vielen Jahren in Deutschland heraus in meinem Salon, zwei Drittel dieses Artikels hingegen sind ganz neu, und ich bin der Gefahr ausgesetzt, daß ein deutscher Übersetzer darüber herfällt, sobald die „Revue des deux Mondes" erscheint. Ich muß daher nothwendiger Weise eine deutsche Version dessen, was ich neu geschrieben habe, zugleich in Deutschland erscheinen lassen. Da bin ich nun in einer anderen Verlegenheit. Schicke ich Ihnen für die Allgemeine Zeitung mein deutsches Manuskript zu, mit der Anfrage, ob Sie davon Gebrauch machen können: so käme ich in große Noth, wenn Sie nicht darauf eingingen, und die Zeit verflöße, wo meine Arbeit in Deutschland gedruckt sein müßte. Schicke ich die Arbeit aber einer deutschen Zeitung, namentlich einer rheinischen, die mich so oft um Feuilletons angegangen hat: so könnte es sich wohl ereignen, liebster Kolb! daß Sie, sobald Sie meine Arbeit in solch einer fremden Zeitung abgedruckt sehen, den Gedanken hegen möchten, als ob dieselbe doch auch in der „Allgemeinen" hätte erscheinen können, mit einer accommodirenden Einleitung.

Sie würden alsdann ein Recht zu haben glauben, mir einen Vorwurf zu machen, während es mir selber zu gleicher Zeit fatal wäre, daß man im Publikum, wo man meine Beweggründe nicht errathen kann, die Meinung hegen dürfte, als ob zwischen mir und der „Allgemeinen" ein Zerwürfniß stattfände, was man doch bis jetzt nicht annehmen konnte, so lang mein Name in keiner anderen Zeitung als Mitarbeiter genannt wurde.

In diesem Dilemma, liebster Kolb! will ich

mich keines Versäumnisses schuldig machen, und ich schicke Ihnen anbei die mir soeben zugekommenen vollständigen Correcturbogen meines besagten Artikels, die ich Sie bitte, niemanden zu zeigen, sondern nur flüchtig zu durchlesen und mir unverzüglich Antwort zu schreiben, ob Sie den neuern Theil dieser Arbeit, welcher drei Feuilletons ausmachen würde, sofort in der „Allgemeinen" aufnehmen wollen. Einen Theil des Artikels, der ebenfalls neu ist, worin meine Betrachtungen über das Tannhäuserlied, würde ich Ihnen nicht im deutschen Manuskript schicken, sondern meine Einsendung da beginnen, wo ich ein Kreuz gemacht (page 15 des épreuves françaises). Ich überließe Ihnen selbst, ein einleitendes Wort zu schreiben, wobei Sie vielleicht überhaupt auf die Revue des deux Mondes Bezug nehmen können; jedenfalls bin ich überzeugt, daß Ihnen Ihr Publikum dafür dankbar sein wird, welches wirklich einer Aufheiterung bedarf. — Ich erwarte also mit umgehender Post Antwort von Ihnen. Sie sehen ein, daß ich keinen Tag warten kann, da mein Aufsatz den ersten April hier ausgegeben wird. —

Politisches schreibe ich Ihnen nicht, da die Dinge zu betrübt sind. Trotz meiner Ihnen bekannten Gesinnung würde ich überhaupt jetzt nicht wagen, in der Allgemeinen meine jetzigen Ansichten zu veröffentlichen. Ich befinde mich übrigens noch immer in demselben elenden Zustande, und bitte Gott täglich, mir meine endliche Erlösung zu gönnen. Leben Sie wohl und behalten Sie lieb

Ihren getreuen Freund

Heinrich Heine.
50, rue d'Amsterdam.

Die „Allgemeine Zeitung" lehnte ab; ein deutscher Nachdrucker (Hempel in Berlin) war rasch zur Hand, doch erschien Heines Originalarbeit dann im Sommer 1853 in den „Blättern für litterarische Unterhaltung" unter dem Titel: „Die Götter im Elend".



Aus Heines Leben.

Mitteilungen von Gustav Karpeles.

Ein berühmter Historiker stellt die Forderung auf, daß man ein großes Geschichtsgebiet nicht früher durchforschen dürfe, bis daß die Generationen, welche von den Anschauungen jenes Zeitalters beherrscht waren, ausgestorben seien. Genau so könnte man verlangen, daß man einen Dichter nicht beurteile, bis die Generation, welche ihn geliebt und gehaßt, dahingegangen. Die Beurteilung Heines würde dann ganz anders ausgefallen sein, als dies in den letzten dreißig Jahren der Fall war. Zu dem Bilde aber, welches die neue Generation sich von dem Dichter zu entwerfen haben wird, gehören auch die kleinsten, feinsten und intimsten Züge seines Lebens. Die nachfolgenden Einzelheiten, aus den vertrauenswürdigsten Quellen geschöpft, werden einem objektiven Beurteiler manchen Zug im Leben Heines sympathischer und verständlicher machen.

Die dunkelste dieser Lebensepochen ist die Leidenszeit in Hamburg, wo er das „Jugendkreuz geschleppt und seine Dornenkronen", besonders jene Jahre von 1817–19, wo er erst als Lehrling, dann als Buchhalter, ferner als Compagnon und schließlich als Chef eines Manufakturgeschäftes seine kaufmännischen Leidensjahre abdiente. Mancherlei ergötzliche Geschichten, die leider nicht alle zu erzählen sind, kursieren noch heute in kaufmännischen Kreisen Hamburgs über jene Periode. Nur zwei von denselben, die ich Herrn W. Koppel, der Heine noch persönlich gekannt hat, verdanke, seien hier als besonders charakteristisch mitgeteilt. Ein gewisser Unna, Commis eines bedeutenden Kleidergeschäfts von Bonfort, war von seinem Prinzipal beauftragt, eine Schuld in dem Manufakturgeschäft von Harry Heine & Comp., Graskeller Nr. 139, einzukassieren. Zufällig traf er es recht glücklich, indem er den Chef des Geschäftes selbst anwesend fand, was sonst bei den meisten Gläubigern nicht der Fall war. Dieser war gerade bei guter Laune und gab ihm 2 Louisdor auf die Schuld, welche jener in der offenen Hand hielt. Darauf fragte ihn Heine: „Junger Mann, Sie sind Kaufmann, nicht wahr?" — „Allerdings", war die Antwort. „Dann rate ich Ihnen, immer nehmen, nehmen, nehmen!" — „Ja", war die Antwort, „ich nehme ja; ich will aber gern noch mehr nehmen." — „Sehr gut, sehr gut", erwiderte Heine, „aus Ihnen kann noch etwas werden, aber ich habe nicht mehr", und drängte ihn sanft zur Thür hinaus. Der alte Unna hat diese Reminiscenz niemals vergessen können.

Aufsehen erregte in Hamburger Bankierskreisen der folgende Witz von Heine, den er gelegentlich bei einem Diner äußerte: „Meine Mutter hat schönwissenschaftliche Werke gelesen und ich bin ein Dichter geworden, meines Onkels Mutter dagegen hat den Cartouche gelesen und Onkel Salomon ist Banquier geworden!"

Auch die Liebesgeschichte Heinrich Heines ist noch nicht ganz aufgeklärt und mancherlei abenteuerliche Vorstellungen sind darüber im Schwange. Man kann sich noch immer nicht entschließen, daran zu glauben, daß das bekannte Gedicht:

> Ein Jüngling liebt ein Mädchen,
> Die hat einen andern erwählt,
> Der andere liebt eine andre
> Und hat sich mit dieser vermählt —

wortwörtlich die Geschichte seiner eigenen unglücklichen Liebe enthält. Amalie Heine, die dritte Tochter Salomon Heines, damals ein 17jähriges und sehr schönes Mädchen,

war die Erkorene des jungen Poeten. Sie behandelte ihn sehr freundlich; im Grunde ihres Herzens aber liebte sie einen anderen. Dieser andere liebte eine andere und vermählte sich mit ihr, gerade zu jener Zeit. Als er bei Salomon Heine mit seiner jungen Gattin die Verlobungsvisite machte, bemerkte Salomon Heine mit der ihm eigenen gutmütigen Derbheit zu der jungen Dame: er habe von ihrem Bräutigam eigentlich einen Heiratsantrag für seine eigene Tochter erwartet! Die Hoffnungen Heines aber waren hiermit zerstört, und es ist nur poetische Fiktion, wenn er in einem anderen Gedicht andeutet, daß er sich noch drei Jahre später Hoffnungen gemacht hätte. Allerdings mag ihn die Nachricht von der erfolgten Vermählung der Geliebten, die am 15. August 1821 einem reichen Bewerber, dem Gutsbesitzer John Friedländer aus Königsberg i. Pr. die Hand reichte, von neuem erschüttert haben. Man kann also nur von einer getäuschten, aber nimmer von einer verratenen Jugendliebe des Dichters sprechen, die ihre bitteren Nachwirkungen auf seine spätere poetische Entwicklung ausgeübt habe.

Im „Romanzero" finden sich zwei Gedichte, welche wohl allgemein bekannt, aber nach ihrer tieferen Beziehung noch nicht genügend gewürdigt sind. Das eine nennt sich „Böses Geträume" und befindet sich in den Lazarusliedern, das andere führt den Titel „Affrontenburg" und gehört zu den letzten Gedichten. In beiden faßt der Dichter all die schmerzvollen Erinnerungen an das „verdammte Hamburg" seiner Jugendzeit in einem „martervollen" Bilde zusammen. Er schildert darin mit größter Genauigkeit das Terrain, auf dem sich sein Liebesroman und seine kaufmännischen Lehrjahre abspielten. Er schildert ein Landhaus hoch an Bergesrand, wo er mit seinem Mühmchen wettlaufend die Pfade hinunter zum Wasser jagte. Im Garten stand ein sphinxgezierter Marmorbrunnen, und am Ende der langen Allee erhob sich eine Terrasse, an der die „Wellen der Nordsee zur Zeit der Flut tief unten am Gestein zerschellen." In beiden Gedichten schildert Heine das Landhaus bei Rainville, das seinem Oheim Salomon Heine gehörte, an einer der lieblichen Höhen an der Elbe, nahe von Ottensen, wo eine alte Linde das Grab beschattet, welches Klopstock und seine Geliebte vereinigt. Es ist interessant, daß dieses dieselbe Villa ist, bezüglich deren die spätere Besitzerin, die Witwe Karl Heines, Frau Cäcilie Heine-Fourtado, (nachdem sie im September 1870 beim Herannahen der Preußen ihre Eigenschaft als Deutsche geltend gemacht hatte, um ihr Schloß Rocancour bei Versailles dem Schutze der siegreichen Armee zu empfehlen) plötzlich im Frühling 1872 den Befehl gab, Landhaus und Park zu einer wüsten Einöde zu zerstören, die kein deutscher Fuß mehr betreten solle. Wenn Heinrich Heine das erlebt hätte!

Von dem zerstörten Affrontenburg kehren wir zu dem Dichter zurück. Es ist bekannt, daß Heine im Herbste 1819 die neu errichtete Universität Bonn bezog. Weniger bekannt ist es, daß er dort mit besonderem Eifer die Schriften Byrons studierte. Die Übersetzungen aus Byron, die Heine in seinen ersten Gedichten mitteilte, wurden meist auf dem Rheine selbst zutage gefördert, indem der junge Student im Sommer des Jahres 1820 häufig sich den Strom hinauf im Kahn am Ufer bis nach Godesberg — dem eine Stunde von Bonn gelegenen Dorfe — fahren ließ, wo er dann, ein Bändchen von Byrons Schriften in der kleinen Zwickauer Ausgabe in der Hand, im Kahn ausgestreckt zu arbeiten pflegte.

Von Bonn kam Heine nach Berlin und dort machte er die Bekanntschaft des jungen Grafen Eugen von Breza, der ein Sohn des früheren polnischen Ministers von Breza war und mehrere Güter in der Provinz Posen besaß. Ich habe bereits an einem anderen Orte ausführlich von der Reise Heines nach Posen erzählt. Nicht ganz klar ist dagegen das spätere Verhältnis Brezas zu Heine, zumal eine Erzählung Gutzkows in seinem „Leben Börnes" diese Beziehungen noch mehr verwirrt hat. Nach dem Falle Warschaus im Jahre 1831 wanderte Graf Eugen Breza mit den anderen polnischen Emigranten nach Paris aus, wo er etwa fünf Jahre mit Heine in treuester Freundschaft lebte. Erst in der letzten Zeit vor seiner Abreise von Paris entzweite sich der „moderne Pylades", wie ihn Heine in einem Briefe aus jenen Tagen nennt, mit dem Dichter, und dies hatte folgenden Grund: Eugen von Breza, der ein wahrhaft humaner und edeldenkender Mann war, hatte schon als Landbote im polnischen Reichstage von 1831 für die Emancipation der Juden mit besonderem Eifer gekämpft. In Paris vereinigte er sich mit einem dortigen deutschen Schriftsteller, Dr. Richard Otto Spazier, der von Geburt ein Pole, zugleich aber auch ein Neffe Jean Pauls war, zur Herausgabe eines Sammelwerkes unter dem Titel „Galerie ausgezeichneter Israeliten aller Jahrhunderte". Den Verlag hatte die Brodhagische Verlagshandlung in Stuttgart übernommen. In diesem Werk wollte Breza für die Emancipation der Israeliten in wärmster Weise eintreten. Wie die vorliegenden Hefte — es erschienen deren drei — beweisen, geschah dies auch in wirksamster Weise. Wie sich Heine zu dem Unternehmen stellte, beweist eine Notiz, welche dem zweiten Hefte, das die Biographie des Kriminalrats Hitzig und des Professors Eduard Gans enthält, die beide gleichfalls intime Freunde Heines waren, vorausgeht. In dieser Notiz wird von den getauften Juden gesprochen und hinzugefügt, daß auch diese in eine „Galerie ausgezeichneter Israeliten" gehören, dann heißt es: „Das nächste Heft wird bei Gelegenheit einer der merkwürdigsten Erscheinungen dieser Art, die, auf viele andere Weise berühmt, sich auch hierüber an ihrem Platze offen bekennen will, einen ausführlichen Artikel über diese Art von Notabilitäten der neueren Zeit bringen. Wir bemerken dabei, daß wir genauere Angaben der Zeit und der Motive des Übertritts der Familien Hitzig und Gans zum Christentum nachbringen werden." Dieses dritte Heft nun enthielt neben einer Biographie Benedikt Spinozas auch einen Artikel mit der Überschrift: „Heinrich Heine. Über die israelitische Poesie seit der Zerstreuung des Volkes bis auf die neueste Zeit", von Spazier geschrieben, der, wie ich gleich hinzufügen will, ein erklärter Gegner Heines war und jenen Aufsatz in einem keineswegs freundlichen Tone für den Dichter gehalten hat.

Der Zusammenhang der Notiz in dem zweiten mit dem Inhalte des dritten Heftes wird nun durch folgende authentische Mitteilungen klar. Heine hatte dem Grafen Breza in einer mutwilligen Stunde versprochen, er werde für das dritte Heft seine Biographie selbst schreiben und dabei die merkwürdigsten und interessantesten Mitteilungen über seine alten Freunde Gans und Hitzig machen. Wahrscheinlich schwebte ihm schon damals die Schlemihlepisode

seines Freundes Hitzig (Itzig) vor, die er später im „Romanzero" so geschickt verwertet hat. Der seriöse Breza nahm dies Geständnis für ernst und der gute Spazier kolportierte es in deutschen Flüchtlingskreisen weiter. Als nun das dritte Heft erscheinen sollte, weigerte sich Heine aufs entschiedenste, sein Versprechen zu erfüllen, indem er erklärte, es sei nur ein Scherz gewesen. Dies verdroß die beiden Herausgeber; Breza entzweite sich deshalb mit Heine, und Spazier oder irgend ein anderer Genosse brachte die Nachricht in die deutsche Flüchtlingskolonie von Paris: „Da Heine sich geweigert habe, seine Biographie selbst zu schreiben, so werde Ludwig Börne dieselbe schreiben und sie erscheine nun doch im nächsten Hefte der Galerie." Natürlich wurde dies brühwarm Heine hinterbracht, und dieser geriet nun in hellen Zorn; er ließ wieder an diejenige Adresse, von der jene Nachricht ausging, zurücksagen: „Wenn Börne das thäte, und wenn er ihn überhaupt in eine Galerie von Juden brächte, so würde er sich in einer Schrift gegen Börne und seine Freunde furchtbar rächen." Darüber entstanden nun neue Reibungen. Die Biographie erschien endlich mit einem Porträt in eben jenem dritten Hefte, welches aber zugleich das letzte des Unternehmens war, da Breza die Leitung aufgab und von Paris wegging.

Die Spannung mit Breza dauerte mehrere Jahre. Dann kam wieder eine Einigung zwischen beiden Freunden zustande, und als im Jahre 1855 ein intimer Freund Brezas nach Paris ging, gab ihm Breza einen wahrhaft herzlichen Brief an den Dichter mit, der leider aber nicht an den Adressaten gelangen konnte, denn an dem Tage, an dem er in Paris eintraf, war Heinrich Heine tot.

Kleine Aufsätze und Recensionen.

Neue Heine-Ausgaben.

„Der Börne kostet Ihnen zu viel," sagte Heine eines Tages zu Campe, „und er will noch immer nicht ziehen". — „Aber Börne wird ziehen, wenn Sie lange vergessen sind," gab Campe zurück. Wenn dieses Bruchstück eines Zwiegespräches zwischen Heine und seinem Verleger, welches uns Strodtmann überliefert, wahr ist, dann hat sich selten eine Prophezeiung so schlecht erfüllt wie jene des sonst so klugen und scharfsichtigen Hamburger Buchhändlers. Börne, dessen Verdienste durch diese Anführung wahrlich nicht geschmälert werden sollen, ist heute fast lediglich Schriftsteller von historischem Werte, während Heine noch immer lebt und „zieht" wie kaum ein Lebendiger. Ein äußerer Beleg hiefür ist das Schicksal der Werke der beiden Schriftsteller, nachdem die gesetzliche Schutzfrist erloschen und dieselben Gemeingut geworden. Von Börnes Werken ist 1868 eine einzige Ausgabe erschienen und angesichts der traurigen Erfahrungen, welche der Veranstalter derselben damit gemacht, auch bis heute die einzige geblieben, während das Erlöschen der Schutzfrist an Heines Werken eine ganze Reihe von längst vorbereiteten und für die verschiedensten Bedürfnisse bestimmten Heine-Editionen hervorgerufen hat, die sicherlich allesamt ihr Publikum finden werden.

Unter diesen, wie natürlich, an Preis und Ausstattung sehr verschiedenen neuen Ausgaben verdienen vor allem zwei hervorgehoben zu werden. Beide basieren auf der trefflichen Ausgabe, welche Strodtmann 1861—1873 in 22 Bänden herausgegeben hat, und machen sich dieselbe naturgemäß in vielen Richtungen, namentlich auch bezüglich der Textkritik, zu Nutzen. Beide aber übertreffen diese Edition insoferne, als sie alles berücksichtigen, was seit 1869 bis heute an neuen Werken, sowie an einzelnen Gedichten, Briefen, Aufsätzen u. s. w. bekannt geworden ist. Die erste dieser Ausgaben ist von dem verdienstvollen Heine-Kenner Gustav Karpeles (Berlin G. Grote) redigiert; die andere giebt ein junger, bisher nicht erprobter, aber offenbar tüchtiger Schriftsteller, Ernst Elster (Leipzig, Bibliographisches Institut) heraus. Als gemeinsame Vorzüge beider Ausgaben sind neben dem Streben nach möglichster Vollständigkeit und Korrektheit des Textes die Hinzufügung von Lesarten, erläuternden Anmerkungen und Einleitungen, sowie endlich die Beigabe einer Biographie hervorzuheben. Doch ist jeder der beiden Herausgeber verschiedene Wege gewandelt und hat thatsächlich auch ein verschiedenes Stück Arbeit zustande gebracht. Derzeit ist von der Karpelesschen Edition bloß der erste und zweite, von der Elsterschen nur der erste Band erschienen. Doch sind sie genügend, um zum mindesten über die Methode, welche beide einhalten, zu orientieren.

Was zunächst die Anordnung des Stoffes betrifft, so bildet sie gerade bei den Heineschen Schriften ein wohl zu erwägendes Problem. Eine streng chronologische Reihenfolge ist unmöglich, weil sich sonst der bunteste Wechsel zwischen Prosa und Vers, zwischen dichterischen, litterarhistorischen und politischen Arbeiten ergeben würde, und ebensowenig eine strenge Scheidung nach den Gattungen, was im Hinblick auf die Eigenart der Heineschen Werke nicht erst weiterer Ausführung bedarf. Wohl aber fehlt jene Direktive nicht, welche als die maßgebendste erscheinen muß: der Wille des Dichters selbst. Zweimal, in den Jahren 1846 und 1848, hat Heine seinem Verleger briefliche Dispositionen über die Anordnung seiner Werke zugehen lassen (Werke XXI, S. 105—110 und S. 264—271), und endlich hat er seinen Willen auch praktisch durch die Art dokumentiert, wie er die bei Michel Lévy Frères in Paris 1855—59 in 7 Bänden erschienene Auswahl aus seinen Schriften in französischer Übersetzung in den Jahren 1854 und 55 selbst redigierte. Diesen Anordnungen zufolge sollten die „Reisebilder" den Beginn machen, hierauf die Schriften über England, die novellistischen Fragmente, die litterarhistorischen und politischen Schriften folgen, die Dichtungen aber den Schluß bilden. An diese Reihenfolge hat sich denn auch Strodtmann gehalten. Die beiden neuen Herausgeber brechen mit diesem Princip und beginnen mit den Dichtungen, speziell mit dem „Buch der Lieder". Beide motivieren diese Anordnung nicht, und es liegt auf der Hand, daß sie hiezu auch sicherlich durch kein litterarhistorisches Moment gedrängt wurden, welches sie hätten anführen können, sondern eben durch den praktischen Grund, dem Publikum zunächst das populärste Werk Heines zu bieten. Was nun ferner die Anordnung der Gedichte im einzelnen betrifft, so läßt Karpeles zwar die von dem Dichter selbst aufgestellte Gruppierung samt den Originaltiteln im allgemeinen bestehen, fügt aber jedem Abschnitte chronologisch alles ein, was seit dem Ableben Heines an bis dahin unveröffentlichten Gedichten hinzugekommen, oder was dieser selbst nur in Zeitungen, nicht aber in Sammlungen veröffentlicht, endlich dasjenige, was er aus den Sammlungen bei späteren Auflagen wieder ausgeschieden, während Elster sich strikte an die jedesmalige letzte Ausgabe hält, welche Heine selbst von seinen verschiedenen Gedichtsammlungen veranstaltet, und alles andere in eine Nachlese verweist. Beide Methoden haben ihre Vorzüge und Nachteile; jene von Elster ist sicherlich die wissenschaftlich korrektere, jene von Karpeles die weitaus praktischere. Bei ihm finden wir alles beisammen, was uns an Heineschen Gedichten aus jeder Phase seiner Entwickelung überhaupt bekannt ist; bei Elster müssen wir es aus den verschiedenen Bänden und der Nachlese

mühsam zusammensuchen. Freilich hat Karpeles damit auch die Schattenseiten dieser Vorzüge mit in Kauf nehmen müssen: mitten zwischen vollwertigen Gedichten begegnet uns zuweilen eines, welches den Genuß störend unterbricht. So z. B. gehört die zuerst von H. Hüffer mitgeteilte Schulhumoreske „Wünnebergiade" entschieden nicht unter die „Romanzen" der „Jungen Leiden". Kurz, man gerät in Verlegenheit, welcher Methode der Vorzug zu geben wäre; aber wir glauben kaum zu irren, wenn wir aussprechen, daß es Elster mehr dem Litterarhistoriker, Karpeles mehr dem allgemein gebildeten Leser zu Danke gemacht haben dürfte. Dies letztere gilt auch von den Anmerkungen. Elster beschränkt sich mehr auf bibliographische Nachweise und giebt nur wenig sachliche Erläuterungen, während Karpeles jede Stelle, die irgend einer sachlichen Aufklärung bedarf, mit einem Kommentar versieht. Eine Parallele zwischen den beiden Biographien dieser Editionen ist nicht möglich, weil jene von Elster erst mit dem Schlußbande erscheinen soll. Die in der Karpelesschen Edition enthaltene ist kurz, klar und warm geschrieben; sie rührt von Professor C. A. Buchheim in London her. In der Beibringung und Anführung von Varianten, deren es ja bei diesem rastlos feilenden Dichter so unzählige giebt, haben beide Herausgeber vielen Fleiß entwickelt, doch ist das Verzeichnis von Elster als das weitaus inhaltreichere und besser gruppierte entschieden vorzuziehen. Was endlich die Einleitungen zu den einzelnen Werken betrifft, so gilt von ihnen dasselbe wie von den Anmerkungen. Jene von Elster beschränken sich auf das bibliographische Material und fügen die ersten Kritiken bei, sind also streng litterarhistorischen Inhalts, während Karpeles einen ästhetischen Kommentar giebt, welcher dem Publikum, da er von einem geschmackvollen und mit unserem Dichter genau vertrauten Autor herrührt, recht willkommen sein wird.

Während diese mit einem großen kritischen Apparat und aller Sorgfalt ausgestatteten Ausgaben nur erst, wie erwähnt, in den Eingangsbänden vorliegen, legt ein anderer Verlag, Hermann Dürselen in Leipzig, bereits die sämtlichen Werke in sechs Großoktav-Bänden vor. Sie enthalten lediglich einen Wiederabdruck der letzten bei Hoffmann & Campe erschienenen Originalausgabe mit teilweiser Einfügung des Inhalts des Memoirenbandes. Auf absolute Vollständigkeit ist dabei ebensowenig Bedacht genommen worden wie auf eine genaue Durchsicht des Textes, und die Anordnung ist eine recht kuriose. So enthält z. B. der zweite Band die beiden Tragödien, die Schrift über Shakespeares Mädchen und Frauen, den Romanzero und die letzten Gedichte. Offenbar war hiebei kein anderer Einteilungsgrund maßgebend, als die Rücksicht, die 6 Bände möglichst gleichmäßig im Umfang zu gestalten. Stets gerne bereit anzuerkennen, wo wir dies irgend vermögen, konstatieren wir, daß das angestrebte Ziel gelungen ist. Auch eine Biographie und Einleitungen zu den einzelnen Werken begleiten diese Ausgabe. Sie stammen aus der Feder eines jungen Schriftstellers, Wilhelm Bölsche in Köln, und bringen kurz und schlicht die Thatsachen, sowie einige kritische Bemerkungen.

Gleichfalls nahezu vollständig erschienen ist die seit mehreren Jahren im Verlage von Sigmund Bensinger in Wien in Lieferungen publizierte illustrierte Ausgabe, herausgegeben von Heinrich Laube. (Bisher 73 Lieferungen.) Sie bietet bezüglich des Textes als bloßer Abdruck der Strodtmannschen Ausgabe zu keiner Bemerkung Anlaß und schwerlich hat sich die Mitwirkung Laubes über das Darleihen seines Namens für das Titelblatt erstreckt. Das Urteil über die Illustrationen jedoch ist nicht leicht in kurzen Worten abzugeben. Wer überhaupt ein principieller Freund illustrierter Ausgaben ist, — und deren giebt es ja heute, mehr der Mode als ästhetischen Erwägungen folgend, unzählige — wird sicherlich auch damit einverstanden sein, daß Heinrich Heine derselben nicht immer ganz zweifellosen und unbedenklichen Auszeichnung gewürdigt wird, wie vor ihm Goethe, Schiller, Lessing, Körner, Lenau und viele andere geringeren Ranges. Auch daran haben wir uns gewöhnt, derlei Aufgaben nicht von einem Künstler, sondern von einer ganzen Schar ausgeführt zu sehen, obwohl sich aus diesem äußeren Umstande selbstverständlich weitere und schwerwiegende Bedenken gegen die ästhetische Berechtigung solcher Prachtwerke ableiten ließen, und endlich ist es gleichfalls nachgerade üblich geworden, sämtliche Werke eines Autors zu illustrieren, ohne Rücksicht darauf, ob sie hiezu geeignet sind oder nicht. Stellt man sich auf diesen milden Standpunkt, so wird man auch an dieser Ausgabe vieles zu loben finden. Zunächst die sorgliche, wenn auch nicht ganz gleichmäßige Ausführung der Holzschnitte, dann aber auch viele der Zeichnungen, welche von jungen Wiener Künstlern (die Namen derselben finden sich nicht genannt) herrühren. An Talent fehlt es den allermeisten nicht, wohl aber einzelnen noch an der technischen Fertigkeit, und mehreren von ihnen auch an dem rechten Verständnis des Dichters. Wer z. B. Nr. 42 des lyrischen Intermezzos („Mein Liebchen, wir saßen beisammen") dadurch illustriert, daß er uns in einem Kahn zwei Liebende und einen Fährmann dazu, der sie rüstig vorwärts rudert, zeichnet, hat sicherlich das schöne Gedicht nicht verstanden. Ähnlicher Beispiele könnten wir noch viele aufführen. Es wäre aber ungerecht, darüber die Summe von künstlerischem Talent zu übersehen, welche sich in den stattlichen Bänden aufgesammelt findet, und so kann diese Ausgabe Freunden derartiger illustrierter Editionen überhaupt gleichfalls empfohlen werden.

Fast überflüssig ist diese unsere Empfehlung bei einem andern illustrierten Prachtwerke, welches gleichfalls in den Rahmen dieser Anzeige fällt. Denn die bei Adolf Titze in Leipzig erschienene Ausgabe des „Buch der Lieder" mit Illustrationen von Paul Thumann hat sich ja längst eine Verbreitung erworben, wie sie wenigen Werken solcher Art beschieden ist. Sie liegt derzeit bereits in fünfter Auflage vor. Der treffliche Ruf, dessen sich Thumann als einer unserer besten Illustratoren erfreut, hat durch keine der hier vorliegenden Zeichnungen eine Einbuße, durch viele mit Recht eine Vermehrung erfahren. Das Weiche und Idyllenhafte an diesem unvergänglichen Buche hat in ihm einen ausgezeichneten Interpreten gefunden, in geringerem Maße natürlich — denn kein Vogel fliegt über sich selbst hinaus — das wildromantische und ironische Element. Einzelne Blätter, wie z. B. gerade die Illustration zu jener Nummer des lyrischen Intermezzo, die wir in der Bensingerschen Ausgabe tadelnd erwähnen mußten, oder jene zu Nr. 28 der „Heimkehr" („Der bleiche, herbstliche Vollmond") beweisen sogar, daß er diesmal die Grenzen seines Talents mit vielem Glück zu erweitern beflissen gewesen.

Von diesen Luxusausgaben wenden wir uns nun zu jenen, welche dem minder bemittelten Publikum und dem eigentlichen Volke die Kenntnis unseres Dichters vermitteln. Besondere Anerkennung verdient hiebei die Reclamsche Ausgabe; Papier und Druck sind so gut, als sie es bei solchem Preis irgend sein können; beigegeben ist eine aus Adolf Strodtmanns Nachlaß herrührende Variantensammlung, die dem Heine-Forscher gute Dienste leisten wird. Die Redaktion hat ein junger Schriftsteller, Otto F. Lachmann besorgt; er hat sich behufs Erzielung möglichster Vollständigkeit anerkennenswerte Mühe gegeben, doch ist leider seine Edition auch die einzige, welche teils offenkundige Falsifikate (so den Cyklus: „Auf dem Harze", als dessen Verfasser sich ja Th. Gaßmann, der Dichter der „Schwabenstreiche", längst bekannt hat), teils sehr zweifelhafte Gedichte enthält. Auch der Unternehmer einer ähnlichen Bibliothek für das Volk, Otto Hendel in Halle, hat die Werke Heines in seine „Bibliothek der Gesamtlitteratur des In- und Auslandes" aufgenommen. Leider sind die beigefügten Einleitungen in den wenigen selbständigen Urteilen, die sie bieten, recht kleinlich und zeigen, gelinde gesprochen, von keinem zureichenden Verständnis für unseres Dichters Wesen.

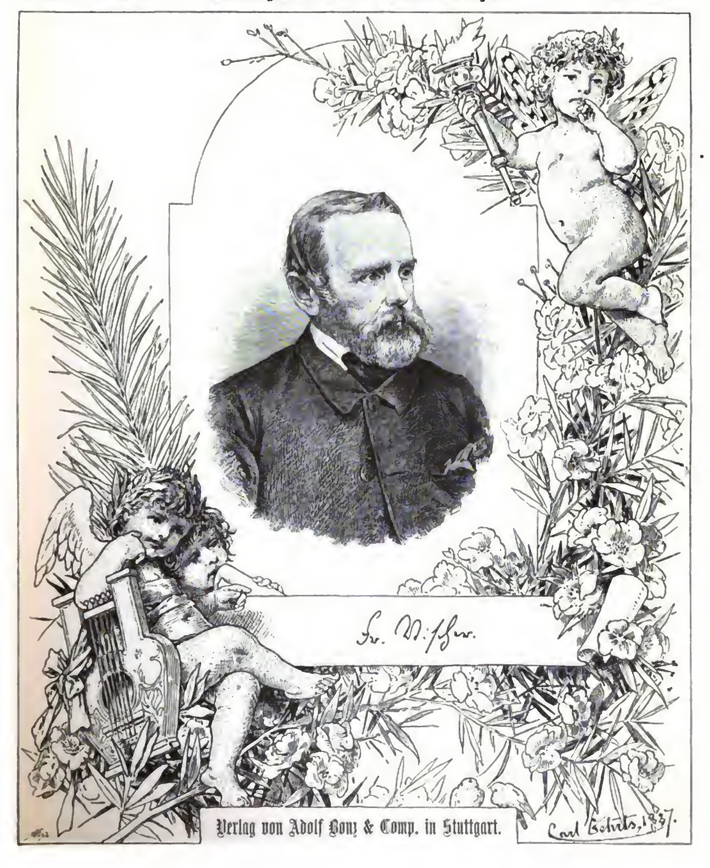
Schließlich sei noch einer Einzelausgabe des „Buch der Lieder" erwähnt, welche soeben im Verlage von Krabbe in Stuttgart erschienen ist. Sie zeichnet sich durch hübsche und elegante Ausstattung aus.

Wien. **Otto Hartung.**

Redigiert unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung. — Nachdruck, auch im Einzelnen, ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt.
Druck von A. Bonz' Erben in Stuttgart.

Deutsche Dichtung.

II. Band. 6. Heft. Herausgeber: Karl Emil Franzos. 15. Juni 1887.





Gesellschaft.

An einem Tische ganz allein
Saß ich im Wirtshaus bei meinem Wein.
In der Nebenstube war's nicht so leer,
Laut und lustig ging es da her.
Es schienen Männer in jüngeren Jahren,
Die wohl alle doch schon erfahren,
Was Leben heißt im Philistergeleis,
Und die sich verbunden zu fröhlichem Kreis,
Verschwundene Tage sich zu erneuen,
Der schönen Burschenzeit sich zu erfreuen.
Sie sangen die alten Studentenlieder —
Nach manchen Jahren hört' ich sie wieder —
Trinklieder, heiße, durstige,
Rauschige, tolle, hanswurstige,
Aber auch ernste, festlich hohe,
Lieder voll heiliger Glut und Lohe,
Wie sie erbrausten mit Sturmeskraft
Einst in der Halle der Burschenschaft.
Seltsam, als wäre mir's angethan,
Kam mich ein junges Gelüsten an,
Zu den muntern Zechern hineinzudringen
Und ohne viel Vorwort mitzusingen;
Doch schien es mir ein zu kecker Schritt,
Ich ließ es und summte nur leise mit.

Auf einmal war ich nicht mehr allein,
Auch nicht zu zweien und nicht zu drei'n.
Mein Tisch war voll,
Besetzt bis zum letzten Zoll.
Wohlbekannte junge Gesichter
Lachten mich an beim Schein der Lichter,
Augen blitzten, Wangen glühten,
Stirnen glänzten, Lippen blühten,
Locken wallten,
Rufe schallten,
Gefülltes Trinkhorn machte die Runde,
Scherze flogen von Mund zu Munde,
Und begann dort drinnen ein neuer Sang,
So begann er auch hier, und mit hellerem Klang,
Ja es schien, als bleibe der andre Chor
Zurück und der unsrige singe vor.

Jetzt wurde das Lied noch angestimmt
Vom bemoosten Burschen, der Abschied nimmt,
Dem die Brüder noch geben das Geleit,
Da zu Ende der Jugend goldne Zeit;
Hat's mancher mit nassen Augen gesungen,
Wenn es im trauten Kreis erklungen.
Weicher und weicher klang die Weise,
Und von den Lippen nur noch leise
Flossen die Worte am Liedesschluß:
„Das letzte Glas, den letzten Kuß!
Ade, ade, ade!
Ja Scheiden und Meiden thut weh!"

Nun ward's still im Nebengemach,
Es verstummte der Lieder rauschender Bach.
Die Lichter drinnen löschte man aus,
Die Nachbarn Zecher gingen nach Haus.
Und wie es so still geworden war,
Verlor sich auch meiner Gesellen Schar.
Es war Mitternacht. Sie schwanden dahin,
Wie Nebelgebilde sich verziehn,
Wie ein Wölkchen verschwimmt im Monden-
schein,
Und am Tische saß ich wieder allein.

Da brach ich auf und ging gelassen
Langsam heim durch die stillen Gassen
Und nannte mir zählend so im Gehen
Die Namen der Brüder, die ich gesehen,
Der guten Kameraden,
Die der Gesang zu mir geladen,
Der braven, der heitern, so frisch und rot —
Lebt keiner mehr, sind alle tot.

April 1887.

Friedrich Theodor Vischer.



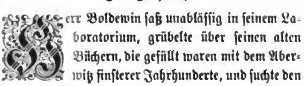


Eva.

Erzählung von Heinrich Seidel.

(Schluß.)

Der Alchemist.



Herr Boldewin saß unablässig in seinem Laboratorium, grübelte über seinen alten Büchern, die gefüllt waren mit dem Aberwitz finsterer Jahrhunderte, und suchte den Stein der Weisen. In seinen Tiegeln häufte er die sonderbarsten Dinge zusammen, und sein Schmelzofen, den er sich nach alten Vorschriften erbaut hatte, war oft Tag und Nacht im Gange. Zuweilen schien ihm eine Klarheit in den Unsinn zu kommen, welchen er aus den alten Schmökern schöpfte, und dann ward seine Thätigkeit eine fieberhafte, daß er Essen und Trinken und Schlaf darüber vergaß. Aber alles zerrann ihm wieder in Rauch und Schlacke. Ach, er wußte nicht, daß die wahre Goldmacherkunst längst erfunden war, wenn auch in anderem Sinne, als die alten Laboranten meinten, und daß ein einziger vielseitig verwendbarer Stoff, wie zum Beispiel die Salicylsäure, dem Erfinder unendlichen Reichtum zu schaffen im stande war. Zuweilen jedoch stiegen Zweifel in ihm auf und erzeugten den Wunsch, mit irgend einem Eingeweihten über diese Dinge zu sprechen. Da er aber gewohnt war, in diesem Falle bei dem Apotheker, an den er sich zu wenden pflegte, nur Achselzucken oder ihm unverständliche Ausdrücke zu finden, so ging er schon seit der Zeit, als Bernhard ihn vergeblich hatte besuchen wollen, mit dem Gedanken um, sich an diesen zu wenden, denn auch in diese Abgeschlossenheit waren Gerüchte über die Gelehrsamkeit des jungen Chemikers gedrungen. Als er nun einmal bei Tisch diesen Gedanken wieder vorbrachte, verstand es Eva in listiger Weise, ihn in diesem Vorhaben zu bestärken, und nachdem er noch einige Tage geschwankt hatte, kam dieser Entschluß wirklich zur Reife. Bernhard Brunow war nicht verwundert, als die alte Köchin den Zettel mit einer Entschuldigung wegen der einstigen Abweisung und der Bitte um einen Besuch überbrachte, denn er war darauf schon durch das kleine Fenster in dem wilden Wein vorbereitet worden. Als er nun zum zweitenmale sich in das geheimnisvolle Haus begab, ward er von der Alten über den Hof in den Garten geführt und trat dann ein wenig pochenden Herzens bei dem Goldmacher ein. Dieser befand sich in seinem Arbeitszimmer, welches er als ein richtiger Laborant überhaupt selten verließ, da er sich in dem schmutzigen verräucherten Raume, in welchem ein stumpfer Geruch von Chemikalien und Kohlendunst herrschte, jeder Zeit am wohlsten fühlte. Ursprünglich war dies ein wohlgeschmücktes Gartenzimmer gewesen, und unter dem Ruß, Staub und Schmutz, welcher die Wände und die Decke gleichmäßig überzog, daß sie einem wohlangerauchten Meerschaumpfeifenkopf zu vergleichen waren, bemerkte man noch die geschweiften Muscheln und Rahmen üppiger Rokoko-Verzierungen und die Spuren reichlicher Vergoldung. In den früher offenen Kamin war nun ein Schmelzofen von sonderbarer Konstruktion hineingebaut, in welchem auch heute ein Feuer glühte, und auf dem Sims dieses Kamins, sowie auf verschiedenen schmutzigen, von Säuren zerfressenen und von den mannigfaltigsten Flüssigkeiten gefärbten Tischen und Geräten stand und lag ein wahrer Wust von Gefäßen, Tiegeln und anderen Gegenständen, darunter sich besonders eine Anzahl von Flaschen bemerklich machte, deren farbiger Inhalt in dem sonst so verräucherten Zimmer auf das leuchtendste in der Sonne schimmerte. Im Grunde sah es in dieser Werkstatt eigentlich nicht viel anders aus als in einem allerdings besonders verschmutzten und unordentlichen chemischen Laboratorium gewöhnlicher Art.

Herr Boldewin, mit einem alten Schlafrock angethan, der vielfach fettig, von Säuren zerfressen und mit Brandflecken ausgestattet war, kam Bernhard etwas verlegen entgegen. Er war ein mittelgroßer Mann mit dünnem strähnigem Haar und einem fetten grauen Gesichte, welchem ein Paar runde Augen von fast gelber Farbe etwas Eulen-

haftes verliehen. Er hatte die Gewohnheit, den Leuten, mit welchen er sprach, über die linke Schulter hinweg zu sehen und von Zeit zu Zeit das vielfach um den Hals geschlungene schwarzseidene Tuch, welches ihm als Binde diente, im Nacken mit dem Zeigefinger zu lockern. Nachdem er etwas wie eine verworrene Entschuldigung hervorgestottert und Bernhard ersucht hatte, auf einem alten Sopha Platz zu nehmen, während er sich in einen Lehnstuhl mit Ohrenklappen setzte, begann er unablässig die Hände umeinander zu drehen und zu reiben, bis er endlich hervorschoß: „Sie sind nun wohl ein großes Licht in der chemischen Wissenschaft, Herr Doktor?" Als Bernhard bescheiden ablehnend erwiderte, daß er sich nach Kräften bemüht habe, in die Geheimnisse dieser ausgedehnten, täglich wachsenden und fortschreitenden Wissenschaft einzudringen, aber noch weit entfernt sei, wirklich etwas zu leisten wie seine großen Lehrer und Meister, da fiel der Alte mit hämischem Kichern, das in der Gegend des Kehlkopfes seinen Wohnsitz hatte, ein: „Ja die Herren Professoren sollen ja ungeheuer klug sein und meinen, daß sie allein was können und daß die alten Alchemisten dumme Leute gewesen sind."

Bernhard versuchte nun Herrn Boldewin einen Begriff zu geben von den ungeheuren Fortschritten, welche die Chemie als Wissenschaft in den letzten hundert Jahren gemacht hat, wie die Chemiker früherer Jahrhunderte nur im Dunkeln tappten gleich jemandem, der in finsteren weitverzweigten Kellergewölben tastend etwas sucht, dessen Ort ihm nicht bekannt ist. Das war nun bei dem Herrn Boldewin wohl übel angebracht, denn sein erdiges Gesicht rötete sich und der Zeigefinger seiner rechten Hand lockerte heftig an der Halsbinde, während die Linke eifrig das blanke abgescheuerte Knie seiner alten schwarzen Hosen rieb.

„Oh, oh, oh!" sagte er, „das geht zu weit, junger Herr Doktor. Und wenn Ihre Professoren Ihnen das gesagt haben, so sage ich Ihnen, daß die alten Gelehrten viel gewußt haben, davon man jetzt keine Ahnung mehr hat. Der Beweis ist doch der, daß man ihre Bücher nicht mehr versteht. Unter den alten Alchemisten waren welche, die zu den größten Gelehrten ihrer Zeit gehörten, glauben Sie denn, daß solche Leute Bücher schrieben, welche sie selber nicht verstanden? Nein, sie wußten, was man nicht mehr weiß und was verloren gegangen ist. Und haben sie nichts geleistet? Brandt entdeckte so nebenher die Herstellung des Phosphors, Böttcher die des Porzellans, das ist wohl gar nichts, he? Haben Sie nichts von dem berühmten Kunckelglas gehört. Nun, Kunckel war auch ein Alchemist und kein schlechter!"

Bernhard sah wohl ein, daß er mit dem verbohrten alten Herrn auf diese Art nicht weit kommen würde, und gedachte sich nicht weiter auf Streitigkeiten mit ihm einzulassen. Ihm war schon einige Zeit eine Inschrift aufgefallen, welche neben dem Kamin an die rauchgeschwärzte Wand gekritzelt war. Sie lautete: „Diamand, Weinstein, Federweiss, nuzzen Gold, vierfach Feuer bereitet, der Feind findet den Stein."

Er fragte, was das zu bedeuten habe.

„Ach damit," sagte Herr Boldewin, „habe ich viel Zeit verloren. Ein ganzes Jahr habe ich darüber gegrübelt und laboriert. Es giebt ein altes Buch, welches betitelt ist: „Wunderliche Fata einiger Seefahrer, absonderlich Alberti Julii u. s. w.", für gewöhnlich nennt man es aber die „Insel Felsenburg." Das Buch hat ein sehr kluger und erfahrener Mann geschrieben, der auch von der Alchemie nicht geringe Kenntnisse besaß. Es enthält viel Lebensgeschichten, darunter auch diejenige des Monsieur Plager, der ein tüchtiger Laborant war. Darin findet sich nun eine Beschreibung, wie der berühmte Daniel Artista in Gegenwart des Herrn Plager vermöge einer Messerspitze voll rubinroten Pulvers zwei Pfund Blei in das feinste Gold verwandelt und später bei seiner plötzlichen Abreise dem Lehrmeister des Herrn Plager 6 Gran des köstlichen Pulvers und die Nachricht hinterläßt, daß aus dem 3. Verse des 28. Kapitels im Buche Hiob durch ein reines Anagramm der richtige Prozeß zu finden sei, den Stein der Weisen zu erlangen. Dieser Vers lautet: „Es wird ja des Finstern etwa ein Ende, und jemand findet ja zuletzt den Schiefer tief verborgen." Daraus haben nun die beiden Laboranten durch Buchstabenversetzung in achtmonatlicher Arbeit dasjenige herausgebracht, was dort an der Wand angeschrieben steht. Im Anfang, als ich erst begann zu arbeiten, habe ich darüber viel Zeit verloren, aber jetzt habe ich es schon lange aufgegeben. Ich arbeite jetzt fast nur mit Quecksilber als Merkur, wie die alten Schriftsteller sagen, denn ich bin der Meinung des Sendivogius, der in der Beschlußrede seiner „Chymischen Schriften" sagt: „Der Merkur ist des Goldes Haus!" "

In Bernhards Kopfe begann es sich wunderlich zu drehen, als er dieses sonderbare Zeug mit soviel Überzeugung und Eifer vortragen hörte, er glaubte sich einem Irrsinnigen gegenüber zu befinden, obwohl die gelben Augen des Herrn Boldewin gerade besonders pfiffig blickten.

Dieser war nun einmal im Zuge und fing an, von seinen Experimenten zu erzählen, bei welcher Gelegenheit er so sonderbare veraltete Ausdrücke und alchemistisches Kauderwelsch brauchte, daß Bernhard ihm kaum zu folgen vermochte. Aber ein wahres Angstgefühl ergriff ihn, als ihm plötzlich die Gefahr klar ward, in welcher der Alte bei seinen mangelnden chemischen Kenntnissen täglich schwebte, zumal er so viel von dessen Darstellungen verstand, daß die Furcht gerechtfertigt war, Herr Boldewin möge sich durch sein stetes Arbeiten mit Quecksilber gründlich vergiften oder auch einmal gelegentlich durch Knallquecksilber in die Luft sprengen. Denn er glaubte zu verstehen, daß die Experimente, welche der fanatische Alchemist für die nächste Zeit vorhatte, in der Behandlung von Quecksilber mit Salpetersäure und Alkohol bestehen würden, wodurch unfehlbar sich das äußerst explosive Knallquecksilber bildet. Bernhard versuchte dem Goldmacher dies klar zu machen, allein dieser grinste nur überlegen, zwinkerte pfiffig mit den Augen und sagte: „Was denken Sie, junger Herr Doktor. Ich bin ein alter Laborant, habe hier in diesem Raum schon destilliert und digeriert und sublimiert, als Sie noch gar nicht geboren waren, und bin, wie Sie sehen, noch niemals in die Luft geflogen." Dann kicherte er wieder so recht von Herzen, daß er ganz rot im Gesicht wurde.

Bernhard wollte es aus guten Gründen mit dem Alten nicht verderben und schwieg auf diese Antwort. Sie unterhielten sich dann von einigen gleichgültigen Dingen, und zuletzt empfahl er sich in der Hoffnung, daß er, da ihm nun einmal der Eingang dieses Hauses geöffnet gewesen, noch öfter dort zugelassen werden würde.

Heimlichkeiten.

Von Eva war in all dieser Zeit keine erfindliche Spur zu sehen oder zu hören gewesen. Zwar waren Bernhards Blicke immerfort durch die verwitterten Scheiben in den Garten geschweift, aber nichts hatte sich dort gezeigt, als ein sanftes Wiegen grüner besonnter Zweige, und nichts war vernehmlich gewesen, als der laute, schwatzende Gesang eines Gartenlaubvogels. Als er nun aber den weiten, dunklen Vorflur betrat, wo die riesigen Leinenschränke standen und die alte englische Wanduhr in der Einsamkeit tickte, da huschte plötzlich eine helle Gestalt hinter der Treppe hervor und umschlang ihn unter listigem Lachen. „Martha ist aus auf den Markt", flüsterte Eva dann, „und der Alte kommt um diese Zeit niemals in diese Gegend. Komm, komm!"

Damit zog sie ihn an der Hand einen Gang entlang, öffnete die Thür zu einem niedlichen, sonnigen Zimmer und schob ihn hinein. Dann lachte sie noch einmal fast lautlos und freute sich wie ein Kind über ihren Einfall. Als sie nun beide auf dem alten geblümten, schnörkelbeinigen Sofa saßen, rief Eva: „Angeboten hat er Dir natürlich nichts, daran denkt er nicht, aber ich!" Damit sprang sie auf, holte einen Teller mit gezuckerten Erdbeeren, eine Flasche süßen spanischen Weines und zwei Gläser herbei, alles in einer zierlichen Eilfertigkeit und doch ein wenig unbeholfen, so daß man sah, Gäste zu bewirten, gehörte nicht zu den Übungen dieses Hauses. Sie war offenbar sehr stolz auf diese Idee und sah Bernhard leuchtend an. „Es sind die letzten aus dem Garten", sagte sie, „ganz überreife, dunkelrote, für Dich sind sie aufgespart."

Sie schenkte ein und dann stießen beide an, aber ganz leise, daß nur ein zarter Ton von den alten, mit eingeschliffenen Anfangsbuchstaben verzierten Spitzgläsern ausging, und dann tranken sie auf ihr heimliches Glück. „Soll ich nicht zu Deinem Vater gehen und ihm sagen, daß wir uns lieben?" sagte Bernhard plötzlich. Sie sah ihn erschrocken an.

„Nein, das darfst Du nicht!" sprach sie dann schnell, „denn der Alte wirft Dich ganz gewiß hinaus! Du glaubst es gar nicht, wie fest das in ihm sitzt, daß ich einen Fürsten oder doch wenigstens einen Grafen heiraten soll, wenn er erst das Goldmachen erfunden hat." Hier fügte sie ein kleines, etwas unehrerbietiges Gelächter ein und fuhr dann fort: „Wenn wir bei Tische sitzen, oder wenn er sonst mit mir zusammen ist, so spricht er fast nur davon und malt mir vor, was ich dann alles haben werde: die herrlichen Schlösser und Landgüter, die kostbarsten Pferde, die vergoldeten Kutschen und die gestickten Seidenkleider und unzählige Bedienten."

„Er wird und kann das ja nie erfinden," sagte Bernhard, „und sollen wir darauf warten? Es muß doch etwas geschehen oder wenigstens ein Versuch gemacht werden!"

Eva hielt eine Erdbeere am Stengel, welche so rot war wie ihre schwellenden Lippen. Sie drehte dieselbe eine Weile im Zucker herum und verzehrte sie dann nachdenklich. Dann sagte sie plötzlich:

„Das ist ja aber so einfach! Du mußt mich entführen!"

Bernhard sah sie ganz verblüfft an, denn sie machte diesen Vorschlag scheinbar im vollsten Ernst und ohne daß sie etwas Auffälliges darin zu finden schien. Sie aber fuhr eifrig fort: „Du mußt nicht

denken, daß ich nicht weiß, wie es in der Welt hergeht. Erstens erzählt Martha mir alle Geschichten, die in der Stadt passieren; die sind oft wunderlich genug. Und dann bringt sie mir Bücher mit aus der Leihbibliothek — viele hundert habe ich wohl schon durchgelesen. In den Büchern ist es doch immer so — wenn es gar nicht anders geht, dann kommt eine Entführung. Ich denke mir das wunderschön, so süß und so graulich um Mitternacht, wenn wir in einer mit vier schnellen Pferden bespannten Kutsche über die Haide jagen!"

Dies alles sagte sie, als handele es sich um die natürlichsten Dinge von der Welt, und sah dazu aus wie ein Märchen. Es ging eine Frische und ein Duft süßer junger Weiblichkeit von ihr aus, wie sie so da saß mit dem knappen Kleidchen aus einem veralteten, wunderlich geblümten Stoff, aus dessen zarten Spitzenbesatz der schimmernde Nacken und die hold gerundeten Schultern sich emporwölbten, um auf dem schönsten Halse die Wunderblume des anmutigen Köpfchens zu tragen. Als Bernhard sie nun eine Weile ganz nachdenklich anblickte und sich in die schwarzen Augen vertiefte, die zu denjenigen gehörten, in welchen immer etwas wie Wunder und Geheimnis schwimmt, da ging es wieder wie ein Lächeln über ihr Gesicht und sie sagte: „Ach Du, küsse mich doch lieber!"

Sie sank hingebend in seinen Arm und bot ihm die vollen Lippen dar. Nun genossen sie die Stunde und gedachten einstweilen der Zukunft nicht mehr. Draußen vor dem halboffenen Fenster summten die Fliegen, die Schwalben schossen zwitschernd vorüber, und aus dem Garten tönte der unablässige Gesang des Laubvogels. Zuweilen brachte von den Lindenbäumen ein stärkerer Lufthauch eine Wolke süßen Duftes, welche das Zimmer mit Wohlgeruch füllte. —

Eva trug um den Hals eine feine goldene Kette, deren Enden sich zwischen die Hügel des zarten, jugendlichen Busens verloren. Bernhard zog daran und brachte eine glatte goldene Kapsel zum Vorschein, ganz warm von ihrem lieblichen Versteck. Eva nahm ihm das Medaillon aus der Hand und öffnete es durch den Druck auf eine Feder. Es zeigte sich darin ein schönes, aber etwas schwermütig blickendes Frauenbildnis. Über Evas Antlitz ging ein ernster Zug, sie küßte das Bildnis und sagte: „Meine süße Mutter! Sie war nicht glücklich, sie liebte einen anderen!"

„Aber woher weißt Du das," fragte Bernhard peinlich berührt, „Du hast sie ja gar nicht gekannt."

„O, ich weiß alles," sagte Eva, „ich habe die alte Martha im Gespräch mit ihrer Freundin belauscht, da habe ich alles erfahren. Sie glaubten, ich sei in meinem Zimmer, ich war aber in der Kammer nebenan, wo die alten Kleider hängen."

Plötzlich umschlang sie mit ihren weißen Armen ganz fest seinen Hals, legte den Mund dicht an sein Ohr und flüsterte leise, aber eindringlich: „Ich weiß noch mehr! Ich weiß, daß ich gar nicht das Kind meines Vaters bin. Darum sage ich auch immer „der Alte", wenn ich von ihm spreche. Meinen wirklichen Vater kenne ich wohl, das ist ein schöner Mann und wohnt hier nebenan. Früher, da ging er jeden Morgen zu einer bestimmten Stunde aufs Amt und da habe ich oft in der Vorderstube gestanden und ihm durch das Herzloch im Laden zugenickt; er konnte mich ja aber nicht sehen." Dann löste sie wieder die liebliche Schlinge, in welcher Bernhard gefangen war, lehnte sich ein wenig seufzend zurück und sagte: „Ach, könnt' ich ihm nur einmal die Hand küssen!"

Der wohlerzogene Bernhard war wieder ganz bestürzt über die Harmlosigkeit, mit welcher Eva alle diese Dinge vorbrachte, und sagte nichts weiter als: „Aber mein liebes Kind, das ist doch wohl nur Geschwätz von alten Weibern."

Sie sah ihn triumphierend an und rief: „Aber ich sehe ihm ja so ähnlich wie ein Ei dem andern!"

Es durchzuckte Bernhard wie ein Schlag. Fürwahr, das war nicht zu leugnen. Er sah plötzlich den auch ihm wohlbekannten Amtsrichter im Geiste vor sich. Da waren dieselben schwarzbraunen Augen, dieselbe feine gerade Nase, dieselben ein klein wenig zu vollen Lippen, welche zu dem sonstigen Eindruck des Antlitzes etwas Genußbegehrendes hinzufügten, da waren sogar einzelne kleine Bewegungen und eine eigentümliche Art zu lächeln, welche beiden gemeinsam angehörte. Bernhard fuhr sich mit der Hand über die Stirne, als wolle er dort etwas fortscheuchen, das ihm peinlich und qualvoll war, aber Eva nickte befriedigt vor sich hin, als wollte sie sagen: „Ich weiß, was ich weiß, und was ich weiß, das weiß ich sicher!"

Sie füllte die Gläser wieder mit dem süßen, feurigen Spanierwein, hob das ihre empor und sagte: „Wir wollen anstoßen auf das, was uns teuer ist." Die Gläser klangen sanft zusammen und dann bemerkte Bernhard fast mit Schrecken, daß Eva auf einen Zug das ziemlich große Spitzglas leerte, und sah zugleich, daß schon die Glut des vorher genossenen aus ihren Augen leuchtete und ihre Wangen von seinem ungewohnten Feuer sanft gerötet waren. „Liebe Eva," sagte Bernhard, indem er die

Flasche beiseite schob, „der Wein ist süß, aber stark, Du kennst seine Tücke nicht.“

Sie lachte übermüthig: „Ach, ein rechter Schulmeister bist Du doch, ein rechter alter Schulmeister! Ich glaube, Du bist furchtbar brav!“ Dann sank sie wieder an ihm hin und zog ihn in die weichen Arme und küßte ihn leidenschaftlich, so daß in beiden eine stärkere Glut sich entfachte. Dann drängte sie ihn plötzlich von sich, stieß mit der Hand gegen seine Brust und bog den schlanken Leib zurück. Doch um so zärtlicher umschlang sie dann wieder seinen Hals und flüsterte: „Du lieber Mann, Du lieber Mann!“

Bernhard bezwang männlich die Glut, welche in ihm aufstieg, und drängte sanft mit beiden Händen das schöne Mädchen von sich. Sie beachtete es anfangs nicht, dann aber löste sie fast verwundert die weißen Arme und ordnete in verwirrtem Erröten die krausen Haare, welche, hell im Lichte schimmernd, wie ein Schein sich über der lieblichen Stirn erhoben. Sie warf die Lippen ein wenig auf und etwas wie Unmut ging über ihre Züge.

In diesem Augenblick klang die Hausthürglocke und in demselben Moment schon huschte Eva hinaus, und Bernhard vernahm, wie sie die Thür von außen verschloß und den Schlüssel abzog. Eine Weile darauf hörte er sie mit der alten Köchin sprechen und kurz dahinter diese mit schlürfenden Schritten über den Hof nach der Küche gehen. Eva kam wieder zurück, ergriff Bernhard an der Hand und zog ihn hinter sich her. „Nun ist der alte Spion wieder im Hause,“ sagte sie, „nun sind wir keinen Augenblick mehr sicher.“

Sie verabschiedete sich hastig auf dem Hausflur, doch als Bernhard die Thür öffnen wollte, hielt sie ihn zurück und rief ängstlich: „Nein, so geht das nicht!“ holte schnell eine kleine leichte Trittleiter herbei, stieg empor und hielt die Hausthürglocke fest, daß sie nicht läuten konnte, und so wie ein Dieb schlich sich Bernhard davon.

$C_2\ Hg\ N_2\ O_2$.

Der junge Chemiker, lebhaft angeregt durch sein Gespräch mit dem sonderbaren Goldmacher, konnte in der Folge seine Gedanken kaum abwenden von den wunderlichen Experimenten und Anschauungen, von welchen er dort gehört hatte. Er quälte sich vergeblich ab, Gründe und Beweise zu erfinden, den Alten von der Nutzlosigkeit und Thorheit seiner Arbeiten zu überzeugen, allein immer sah er wieder ein, daß dies ein vergebliches Bemühen sein werde, ebenso wie es unmöglich ist, jemanden wieder zur Vernunft zu bringen, der sich einmal auf die Quadratur des Zirkels, das Perpetuum mobile oder auf das lenkbare Luftschiff verbissen hat. Zugleich war Bernhard von einer steten Unruhe gequält, wenn er an die neueren Experimente des Alten dachte; er konnte den Gedanken an die Gefahren, mit welchen dieser in seiner Unwissenheit spielte, nicht los werden, der Gedanke an die furchtbaren explosiven Wirkungen des Knallquecksilbers verließ ihn gar nicht mehr, und dies gedieh bald so weit, daß ihn jedes laute Geräusch zusammenfahren ließ und er zuweilen des Nachts aus dem Schlafe emporschreckte, in der Meinung, einen lauten Knall vernommen zu haben.

Schließlich in seiner Unruhe verfiel er darauf, eine geringe Menge des gefährlichen Stoffes, an dem er eine so plötzliche Teilnahme gewonnen hatte, selber herzustellen, und obwohl diese so klein war, daß von einer zufälligen Explosion keine wesentliche Gefahr zu befürchten war, so ging er doch sonderbarerweise mit Zittern und Herzklopfen an diese Arbeit. Er bereitete sich eine Kältemischung, indem er salpetersaures Ammoniak mit Wasser mischte, setzte ein weites Glasgefäß hinein und löste darin drei Gramm Quecksilber in sechsunddreißig Gramm Salpetersäure auf. Sodann fügte er siebzehn Gramm Alkohol hinzu, schüttelte diese Mischung tüchtig um und dämpfte die alsbald entstehende heftige Reaktion durch einen weiteren Zusatz von siebzehn Gramm desselben Stoffes. Nachdem nun nach einer Weile das Knallquecksilber aus dieser Mischung in farblosen Kristallen sich abgeschieden hatte, nahm er mit einem Holzspan einen Teil desselben hervor, trocknete ihn auf Fließpapier und ging nun unter einem, ihm als gewiegtem Chemiker selbst unerklärlichen Bangen daran, sich von den explodierenden Eigenschaften des soeben hergestellten Stoffes zu überzeugen. Ihm war, als beginge er eine verwerfliche That, die besser unterbliebe, und jedes Geräusch, das sich draußen in der schwülen Stille des heißen Sommertages hervorthat, erschreckte ihn. Er legte das Knallquecksilber auf einen langen Kienspahn, klemmte diesen in eine Ritze der Tischschublade, entzündete das Holz am äußersten Ende und beobachtete dann den Verlauf der Sache aus gesicherter Entfernung. Ein leichter Rauch stieg von dem knisternden Spane auf und verbreitete einen harzigen Duft im Zimmer, und während das kleine Flämmchen aufflackerte und allmählich dem Orte näher brannte, wo der Explosionsstoff niedergelegt war, empfand Bernhard ein Herzklopfen und eine peinliche Spannung, daß er fast anfing, sich dessen

zu schämen, da er doch sonst gar nicht zu den Leuten gehörte, welchen das angespannte Warten auf einen Schuß oder Knall unangenehme Empfindungen bereitet. In dem Augenblick nun, wo die Flamme des harzigen Holzes schon ganz in der Nähe jenes Stoffes flackerte und in weniger als einer Minute die Wirkung vorauszusehen war, geschah plötzlich ein so furchtbarer Knall, daß die Grundfesten des Hauses erschüttert wurden, die Fenster klirrten, die Thüren aufsprangen und Bernhard fast vor Schreck vom Stuhle fiel. Ein knisterndes Krachen und ein Rieseln des Kalkes von den Wänden folgte hinterher, dann war es totenstill. Von einer schrecklichen Ahnung erfüllt, stürzte Bernhard in das kleine Nebenzimmer. Dort lagen die Scheiben des kleinen Fensters zum Nebengarten eingedrückt und zersplittert am Boden. Er riß es auf und schaute durch den wilden Wein in den Garten des Goldmachers. Zur Seite, wo hinter dem Grün des Buschwerks das Laboratorium gelegen war, quoll eine schwere goldgraue Wolke von Staub und Rauch hervor und verlor sich langsam in die stille Sommerluft. Nun hörte er die kreischende Stimme der alten Martha in der Ferne und eilte so schnell er konnte auf die Straße. Hier waren die Leute zusammengelaufen oder schauten mit angstvollen Gesichtern aus den geöffneten Fenstern und thaten ratlose Fragen an einander. Ohne sich aufhalten zu lassen, eilte Bernhard an ihnen vorüber durch die schmale Quergasse und kam noch rechtzeitig vor dem Boldewinschen Hause an, bevor die arg erschrockenen Umwohner mit ihren Vermutungen zu einem richtigen Resultat gekommen waren, denn die erste Meinung der Leute ging dahin, die Explosion sei in der Werkstatt eines benachbarten Feuerwerkers passiert, und dorthin lief einstweilen die Menge zusammen. Als Bernhard in dem Garten anlangte, fand er die alte Martha dort, welche jammernd vor den Trümmern des zerstörten Laboratoriums stand, und Eva, welche starr und geisterbleich ihn mit großen Augen verwirrt anblickte. Die Thür des ehemaligen Gartenzimmers hing zersplittert in ihren Angeln, die Fenster waren zerstört und große Stücke aus den geborstenen Mauern nach außen geworfen. Die Decke war zum Teil eingestürzt, die größte Menge der Dachziegel herabgeworfen, und die zersplitterten Sparren des Dachgebälkes ragten in die Luft empor. Seltsam war es, daß ein Schwalbennest unter dem Dachvorsprung ganz unversehrt geblieben war und die Alten, als sei nichts geschehen, zwitschernd ihre Jungen fütterten. Als Bernhard in den zerstörten Raum eindringen wollte, fühlte er plötzlich seine Hand festgehalten. „Geh nicht hinein!“ flüsterte Eva.

Er entwand ihr die Hand. „Laß mich,“ sagte er, „vielleicht ist noch Hilfe möglich.“ Sie schüttelte den Kopf. Als er zurückkehrte, las man den Schauder auf seinem Gesicht. Halb bedeckt von den Trümmern der eingestürzten Decke, hatte er den alten Goldmacher gefunden mit zerschmettertem Kopfe. Unterdessen waren Leute forschend in das Haus eingedrungen, und der Garten füllte sich mit Menschen, welche mit bangem Flüstern die Stätte des Unheils umstanden und die Beete zertraten. Die Nachricht verbreitete sich mit geheimnisvoller Schnelligkeit in der Stadt, und immer mehr Leute drangen in den sonst so ängstlich verschlossenen Garten. Dann kamen die Gerichtspersonen, um den Thatbestand aufzunehmen, unter der Leitung des benachbarten Amtsrichters. Als dieser einige Worte der Teilnahme an Eva richtete, sah er sie mit einem Ausdrucke erinnernder Verwunderung an, während sie mit einem seltsamen Blicke zu ihm aufsah. Er blickte nachher noch einmal scharf und heimlich nach ihr hin, fuhr hierauf mit der Hand über die Stirn, als wolle er etwas hinweglöschen, und wandte sich dann seinem traurigen Geschäfte zu. Als er später in einem der nach dem Garten gelegenen Zimmer am Tische saß und dem Schreiber das Protokoll diktierte und aller Aufmerksamkeit gerade auf Bernhard gerichtet war, welcher seine Mutmaßungen über die Entstehung des Unglückes auseinandersetzte, da fühlte der Amtsrichter plötzlich eine weiche, warme Berührung auf seiner Hand, welche er über die Stuhllehne hinabhängen ließ. Als er sich verwundert umsah, erblickte er Eva, die errötend zur Thür hinausglitt. Bernhard sprach unterdes weiter, aber nach einer kurzen Zeit unterbrach ihn der durch seine schnelle Auffassungsgabe berühmte Amtsrichter und bat ihn fast ein wenig verwirrt, er möge doch die Güte haben, die letzten Sätze noch einmal zu wiederholen.

Wie es weiter kam.

Der einzige Bruder von Evas Mutter war Landmann. Er hatte durch Fleiß und Geschick sich ausgezeichnet und schließlich durch eine Heirat die zur Bewirtschaftung eines großen Gutes so notwendigen Geldmittel in die Hand bekommen. Jetzt war der noch junge Mann bereits in dem glücklichen Besitz des sehr großen Gutes Wiesenthal nicht weit von der Stadt und sah sich schon nach andern Erwerbungen um. Sofort nachdem die Nachricht von dem Unglück und dem schrecklichen Tode des alten Goldmachers

zu ihm gedrungen war, hatte er anspannen lassen und seine schöne junge Nichte zu sich geholt. Diese hatte in einer heimlichen Stunde stürmischen Abschied von Bernhard genommen, und nun war es zu Ende mit den verstohlenen Zusammenkünften an dem verborgenen Fenster, und nur noch Briefe gingen zwischen ihnen hin und wider. So verrann die Zeit und ein Monat ging ins Land. Zu Anfang des August kam ein Brief von Eva, welcher Bernhard, trotzdem er fortwährend gegen dies Gefühl anzukämpfen versuchte, in eine sonderbare Unruhe versetzte. Er lautete:

„Mein geliebter Bernhard!

Gestern habe ich im Park eine Stelle entdeckt, die ist wunderschön, und ich möchte wohl dort mit Dir zusammen sein. Denke Dir, ganz am Ende, wo der Park in den Wald übergeht, da zweigt ein Weg ab, fast ganz verwachsen, daß man die Büsche von einander biegen muß, wenn man dort gehn will. Dieser führt zu einem kleinen Platz am Wiesenrand, wo ein kleines Wasser entspringt, in Stein gefaßt, und darüber breitet eine alte mächtige Linde ihre Zweige aus, und ringsum erhebt sich dichtes Gebüsch, so daß man von der alten bemoosten Steinbank aus, welche dort sich befindet, nur durch eine Lücke die weite Wiese sehen kann und den fernen Wald, welcher sie umgiebt. Hinter der Bank ist eine Bildsäule, ein kleiner nackter Junge aus Stein mit Flügeln, der schießt mit einem Bogen und zielt auf mich, wenn ich dort sitze. Dort ist es so heimlich und man ist ganz aus der Welt. Mir gefällt es hier in Wiesenthal noch immer sehr gut, nur daß Du nicht bei mir bist, das ist nicht schön. Onkel und Tante sind stets so freundlich gegen mich und auch die Kinder. Ich weiß nicht, ob ich Dir geschrieben habe, daß wir jetzt Besuch haben. Es ist der jüngste Bruder von meiner Tante und heißt Albert Brinkmann. Er studiert Medizin schon über fünf Jahre; Medizin soll das schwerste Studium sein, aber nun wird er bald sein Examen machen, das soll auch sehr schwer sein, sie werden so oft examiniert, ich glaube wohl sechsmal. Ich sage immer Onkel Albert zu ihm, und darüber müssen wir viel lachen. Denke Dir, vor acht Tagen war große Gesellschaft hier zu meiner Tante Geburtstag, und aus der Umgegend waren alle Bekannten geladen, solche, die Onkel und Tante gern haben, aber auch solche, die sie nicht gern haben, denn das geht nicht anders. Am Abend wurde viel getanzt, nur ich tanzte nicht mit, weil ich es nicht gelernt habe, und dann habe ich ja auch Trauer. Sonst haben alle Damen getanzt, selbst die alte dicke Madame Beselin, welche dreihundert Pfund wiegt. Ihr Tänzer sagte aber nachher, lieber wolle er eine ganze Last Korn zu Boden tragen, als die noch einmal um den Saal bringen. Er schwitzte aber auch ordentlich und sie auch. Ich würde nicht mehr tanzen, wenn ich so dick wäre. Albert sagte nachher, es sei doch eine Schande, daß ich nicht tanzen könne, und nun habe ich alle Tage Stunde bei ihm. Er tanzt himmlisch, das sagen alle Damen, und ich lerne es furchtbar schnell, die gewöhnlichen Rundtänze kann ich alle schon recht gut; „wie Öl“, sagt Albert. Du sagtest einmal, Du hättest nicht tanzen gelernt; wenn wir einmal wieder zusammen sind, da sollst Du es bald lernen, das will ich Dir schon ein, zwei, drei beibringen. Onkel Albert spielt auch sehr schön Klavier, und denke Dir, wenn man ein Handtuch über die Tasten deckt, so ist ihm das vollständig egal, er spielt doch alles ganz richtig. Da habe ich nun wirklich „Onkel“ geschrieben, es ist doch zu komisch. Nun aber muß ich schließen, denn ich muß in den Park zum Schießstand. Pistolenschießen lerne ich nämlich auch bei „Onkel“ Albert. Zuerst habe ich recht vorbeigeknallt, denn ich machte beim Abdrücken immer die Augen zu, jetzt treffe ich aber schon manchmal die Scheibe, und einmal habe ich sogar ins Zentrum geschossen, aber nur aus Versehen, denn es war in der ersten Zeit, als ich noch die Augen zumachte. Er aber schießt ganz famos und war in Heidelberg der beste Pistolenschütze. Denke Dir, er hat schon siebenzehn Duelle gehabt, aber nicht mit Pistolen, sondern mit Schlägern. In Heidelberg nannten sie ihn das Notenblatt, weil er auf der linken Backe fünf Horizontale übereinander hatte; die sind aber sehr gut geheilt und nicht mehr viel zu sehen. Doch nun muß ich wirklich schließen.

Es grüßt und küßt Dich tausendmal

Deine Dich innig liebende

Eva.“

Es ist nicht zu verwundern, daß Bernhard diesen Brief mit ein wenig gemischten Empfindungen las und daß er ihm ein Gefühl des Unbehagens und der Unruhe hinterließ. Er war der erste junge Mann, welcher mit dem schönen Kinde in Berührung gekommen war — hatte nicht vielleicht ein bloßer sinnlicher Instinkt das junge und feurige Mädchen so schnell in seine Arme geführt? Ihr hatte nie eine Mutter zur Seite gestanden, und Klatsch-

geschichten, die nicht für ein reines Ohr bestimmt waren, nebst unpassenden Romanen waren die geistige Nahrung ihrer frühen Mädchenjahre gewesen. Nun ward sie plötzlich aus ihrer Einsamkeit mitten in die unbekannte Welt versetzt, die mit tausend neuen Reizen auf sie einstürmte, und alle Verlockung, die für Mädchen, welche von Kind auf unter Menschen leben, durch Erziehung oder Gewöhnung sich abstumpft, drang doppelt ein auf ein unerfahrenes Herz, das keine Vorsicht kannte.

Diese Unruhe wuchs und ward zur Qual, als ein weiterer Brief von Eva zur gewohnten Zeit nicht eintraf. Nun litt es ihn nicht länger in der Stadt, die widerlichsten Gedanken bestürmten ihn und ließen ihm keine Ruhe — er mußte sich Gewißheit verschaffen. Das Gut und dessen Umgebung war ihm bekannt, denn mit dem Sohne eines benachbarten Besitzers befreundet, hatte er einmal die Sommerferienzeit in der Gegend verbracht, jedoch den jetzigen Inhaber kannte er nicht. Es war aber eine gute Krugwirtschaft in dem Dorfe, wo er einzukehren gedachte, um dann weiter seinen Zweck zu verfolgen. An einem heißen Augusttage brach er auf und gelangte nach dreistündigem Marsche in eine große Waldung, die zum Teil jenem Gute zugehörig war. Es war ein friedlicher und stiller Sonnentag, in welchen die wilde Unruhe seines Herzens wenig hineinpaßte. An den Grabenufern zur Seite des Weges blühten ungezählte Blumen und schauten alle wie mit stillen kleinen Gesichtern nach ihm hin. An lichteren Stellen summte ein mannigfaches Geschlecht von Fliegen, und Libellen aller Art tanzten an den sandigen Abhängen dahin oder standen schwirrend in der Luft, während auf den kleinen Waldwiesen Kaisermäntel und Perlmutterfalter sich lautlos im Sonnenschein wiegten. Und alle die so leicht beweglichen Wipfel standen wie versteinert da, als lauschten sie mit allen Blättern auf die große sommerliche Stille. Dieser feierliche Frieden ward ihm fast zur Pein. Endlich trat er aus dem Walde und sah eine mächtige Wiese vor sich liegen, an deren Rande der Weg entlang führte. Gegenüber erhoben sich die stattlichen Baumwipfel des Parkes von Wiesenthal. Als er nun zwischen Wiese und Wald hinschreitend bis dorthin gelangt war, fand er zur Seite eine kleine unverschlossene Heckenpforte, welche in den Park hineinführte, und nun beschloß er, anstatt auf dem breiten Fahrwege fortzuschreiten, der zum Dorfe führte, seinen Weg durch den Park zu nehmen, zumal er nicht fürchten durfte, in dieser heißen Nachmittagsstunde, wo man auf dem Lande die Kühle des Hauses aufzusuchen pflegt, dort jemandem zu begegnen. Auch verlockte es ihn stark, jenen verborgenen Ort an der Quelle aufzufinden, welchen Eva in ihrem Briefe erwähnt hatte.

Nichts störte an diesem Sommernachmittage die feierliche Stille der Natur. Bernhard schritt auf einem Wege dahin, der sich am Rande der Wiese entlang zog und zur Seite von einem jener fast lautlos dahinfließenden Bäche des Tieflandes begrenzt war. Um die Stämme der alten Weiden flogen schon jene schönen Schmetterlinge, die den Herbst verkündigen: der bunte Admiral und der sammetbraune Trauermantel, dessen Flügel wie mit Gold eingefaßt sind. So schritt Bernhard eine Weile fort, bis aus dem Park eine mit Haselbüschen, wilden Rosen, Weißdorn und anderen Gesträuchen bewachsene Halbinsel in die Wiese vorsprang. Zwischen dem mannigfaltigen Gebüsch hatte sich wilder Hopfen mächtig emporgerankt und dadurch waren an manchen Stellen fast undurchdringliche Dickichte gebildet. Vor diesem Orte bog der Weg ab und führte tiefer in den Park hinein. Als Bernhard dieser neuen Richtung eine kurze Strecke gefolgt war, stutzte er plötzlich, denn er sah einen schmalen, etwas verwahrlosten Weg, welcher in das Dickicht der Halbinsel hineinführte. Offenbar war seit lange für diesen Steig nichts gethan worden, denn er war mit Gras und Kraut hoch bewachsen und die umliegenden Büsche hatten ihn stellenweise mit ihren Wurzelschossen erfüllt. Es durchzuckte Bernhard wie ein Schlag, als er bemerkte, daß der Weg offenbar vor kurzem begangen war, denn die hohen Gräser waren wie von menschlichen Fußtritten niedergebogen und richteten sich zum Teil mit leisem Knistern wieder empor. Eine plötzliche Hoffnung erfüllte ihn; vielleicht war dies der Weg, der zu Evas Lieblingssitze führte, und er traf sie dort allein. So leise wie möglich verfolgte er den schmalen und etwas gewundenen Weg, der auf die gegenüberliegende Wiesenbucht zuzuführen schien, und bald erkannte er, daß dort ein mächtiger Lindenbaum seine rundliche Kuppel wölbte. Als er so pochenden Herzens weiter schritt, erschien dort plötzlich unter dem Dämmer der Lindenzweige durch eine Lücke im hopfenberankten Gebüsch wie in einem Rahmen das Steinbild eines geflügelten Amors, der mit Pfeil und Bogen in die Welt hineinzielte. Nun schlug ihm das Herz fast bis zum Zerspringen. Als er eine Weile still stand, um sich zu beruhigen, hörte er ein sanftes, tönendes Rieseln wie von fließendem Wasser und nun, was war das? Das war kein klingendes Quellengeplätscher mehr, ob-

gleich es ihm ähnlich erschien, das war ein leises, kurzes Mädchenlachen, und so lachte auf der Welt nur eine. Aber wenn sie lachte, war sie nicht allein. —

Bernhard stand an einer Biegung des Weges, und die Aussicht ward ihm verdeckt durch ein dichtes, hopfenberanktes Gebüsch von Nußbaum und wilden Rosen, durch dessen Lücke er nur den grauen steinernen Amor sehen konnte. Leise trat er einige Schritte vor, nun ward das Gebüsch, das ihm die Aussicht versperrte, lichter und bot eine andere kleine Lücke dar, und durch diese sah der unglückliche Bernhard noch mehr, als er gefürchtet hatte. Dort sah er Eva zärtlich hingeschmiegt an einen jungen, hübschen Mann in heller Kleidung, der ihren schlanken Leib umschlungen hielt, während sie, mit beiden Armen seinen Hals umfassend, zurückgebogenen Hauptes in seinen Küssen aufging. Noch konnte es ein Irrtum sein, obwohl die ihm so wohlbekannte schlanke, zärtliche Gestalt sich in ihrem schwarzen Kleide deutlich von dem hellen Anzuge des jungen Mannes abhob, doch plötzlich fuhren alle drei Teilnehmer dieser Begebenheit in jähem Schreck zusammen, denn eine Schwarzamsel, welche in der Gegend ihren Geschäften nachging, hatte Bernhard bemerkt und erhob nun jenes zeternde Warnungsgeschrei, das dem pürschenden Jäger so verhaßt ist, weil es dem klugen Wilde seine Anwesenheit verrät. Die jungen Leute unter dem Lindenbaum schreckten auseinander und wandten ihre Gesichter jenem Orte zu, woher der plötzliche Lärm kam, und nun sah Bernhard — es war kein Zweifel mehr, sein Geschick war entschieden.

Das junge Paar beruhigte sich bald, Eva lachte darüber, daß sie sich so hatten erschrecken lassen, jenes entzückende kleine, kurze, silberne Lachen, und dann wandten sich beide ihrer verliebten Beschäftigung wieder zu.

Bernhard hatte, als er sich zur Seite bog, um nicht gesehen zu werden, in den dornigen Zweig einer wilden Rose gegriffen. Die spitzigen Haken drangen in sein Fleisch ein, allein er ließ die Ranke nicht los, sondern packte nur noch fester zu, der Schmerz that ihm wohl. So stand er eine Weile, während es ihm dunkel vor den Augen ward, und rang nach Fassung.

Dann löste sich langsam seine Hand von dem dornigen Zweige und lautlos, wie er gekommen, ging er davon, hinter sich lassend den schönsten Traum seiner Jugend.

In der Dämmerung.

Es dunkelte schon, als der Doktor Bernhard Brunow in jener Fliederlaube des Gartens vor der Stadt aus seinen Träumereien dadurch erweckt wurde, daß ein Mädchen der Wirtsleute kam, den Tisch abzuräumen, weil unterdes der Himmel sich bezogen hatte und schon einige Regentropfen fielen. Er stand auf mit einem kleinen Seufzer, zugleich war aber um seinen Mund das stille Lächeln dessen, der überwunden hat. Er machte sich auf den Heimweg. Unter den Ulmen und Platanen war es schon dunkel, leer und still, nur der Regen trommelte auf den Blättern. Der Doktor wanderte nun in der Dämmerung langsam seinen Weg, während die Tropfen leise auf ihn hernieder rieselten. Noch stärker und würziger kam in der Kühle des Abends der Heuduft aus dem Wiesengrunde, die Blätter der wilden Rosen am Wegesrande hauchten ihren apfelartigen Geruch aus, und in dem dunklen Gebüsch schlug zuweilen abgebrochen wie aus einem Traume heraus eine Nachtigall. Dann kamen zur Seite die Gärten der Landhäuser und füllten rings die Luft mit einem Hauch von blühenden Rosen und Jasmin, und dann war wieder die schwarze Chaussee da und der stumpfe und dem Doktor doch so heimische chemische Dunst. Er wanderte vorüber an den zahlreichen Fabrikgebäuden, die am Tage so lärmreich und geräuschvoll waren, doch nun so still und tot dalagen und mit mannigfachen dunklen Giebeln und Schornsteinen in die dunstige Regenluft emporragten. Dann tönte das Brausen des Wehres am Mühlenthore vor ihm; er stand eine Weile und blickte nachdenklich in das stürzende Wasser und den fließenden Schaum, ging dann nach der andern Seite, wo das Wasser glatt war und jeder Regentropfen einen kleinen Kreis um sich machte, in dessen Mitte das Wasser zierlich aufhüpfte, und diesem Spiele sah er lange zu. In den sonst so frischen und thätigen Doktor war wohl heute ein ganz besonders träumerischer Geist gefahren. Dann schlenderte er langsam durch das altertümliche Mühlenthor und die wegen des Regens fast leeren Straßen seiner Wohnung zu. Als er in sein Zimmer trat, dessen Fenster geöffnet waren, fand er es ganz erfüllt von frischem Lindenblütenduft und der Kühle des Regens. Er zündete kein Licht an, sondern nahm eine Zigarre und setzte sich in einen Lehnstuhl ans geöffnete Fenster. Dort saß er noch lange, während draußen die Linden blühten und der feine Regen unablässig auf sie niederrieselte.





Der Sperber.

Altfranzösische Novelle aus dem Anfang des dreizehnten Jahrhunderts.

Von Wilhelm Hertz.

Da ein Geschichtlein ich vernahm,
Das euch wohl kaum zu Ohren kam,
So möcht' ich's gerne weitersagen,
Wie sich's in Wahrheit zugetragen.
Nicht alles, was die Zeiten bringen,
Läßt sich beschreiben und besingen;
Doch vieles, was die Welt erfährt,
Ist weisen Angedenkens wert:
Denn wem ein feines Herz verliehn,
Der kann draus gute Lehren ziehn.

Es war einmal vor manchem Jahr
Ein ritterliches Freundespaar.
Neidlos einander hingegeben,
Genossen sie ein herrlich Leben.
Sie fuhren täglich frohgesellt
Auf Ritterschaft durch Wald und Feld;
Sie teilten redlich Lust und Pein
Und hatten Hab' und Gut gemein.
Da kam's dem einen Herrn zu Sinne,
Wie er ein edles Weib gewinne.
Der Freund beriet ihn bei der Wahl,
Und er erkor ein jung Gemahl,
Von Stand und Schönheit auserlesen,
Ein kluges, lachend muntres Wesen,
An deren Scherz und Freudentand
Doch niemand einen Makel fand.
Denn wißt, den still verschlossnen Fraun
Dürft ihr mit Recht viel minder traun
Als denen, welche mit Behagen
Das Herz auf lust'gen Lippen tragen.

Der Gatte war dem schönen Kind
Nach ihrem Werte holdgesinnt.
Der Freund auch war ihr allezeit
Mit freud'gem Antlitz dienstbereit.
Von ganzem Herzen liebt' er sie,
Doch sonder Arg, so daß er nie,
Wie oft er plaudernd bei ihr saß,
Des Freundes Weib in ihr vergaß.
Dem Hausherrn war trotz alledem
Sein häufig Kommen ungenehm;
Er sah in dieser Freundesliebe
Ein Ding, das besser unterbliebe.
Von Argwohn ward sein Herz vergällt.
Und ach, so ist der Lauf der Welt!
Wie manche Frau kommt ins Geschrei,
Die doch von allem Tadel frei.
Sie zeigt sich hold in Wort und Mienen,
Um Lob und Ehren zu verdienen,
Sinnt nicht im Traum auf falsches Spiel:
Doch böser Zungen sind zuviel.

Die Sorge nahm dem Herrn den Schlaf,
Und als er einst sie wieder traf,
Wie sie nach Brauch zusammen lachten
Und schwatzend an nichts Übles dachten,
Da brach er los in seinem Grimme.
„Wißt," hub er an mit strenger Stimme,
„Daß dieser Spaß mir nicht behagt!
Herr, Ihr reviert auf meiner Jagd
Und macht mich vor der Welt zum Spott!" —
„„Was sagt Ihr, teurer Freund? Bei Gott!
Mein Leben geb' ich lieber her!"" —
„Schweigt nur! Ich glaub' Euch nimmermehr,
Und schwört Ihr auch im höchsten Ton." —
„„So seh' ich wohl, zu lange schon
Währt unser inniger Verein:
Er soll fortan geschieden sein."" —
Mit diesem Wort ging er von hinnen.
Von Stund an hing sein ganzes Sinnen
An ihr, und sie auch dachte sein,
Und Lieb' entbrannte bei den zwein. —
Vielleicht wär's nie soweit gekommen:
Da seht ihr, was Verbote frommen.
Ja, wer verbietet, der verführt;
Wer so zu löschen meint, der schürt.
Das ist ja meist der Menschen Art:
Sie thun just, was verboten ward,
Selbst solches, was sie niemals thäten,
Hätt' alle Welt sie drum gebeten. —
Die beiden kannten Hehl und Schlich:
So kam es, — denn sie wohnten sich
Auf eine kurze Weile nah' —

Daß oft das Paar sich heimlich sah
Und süßer Wechselreden pflag.

Einst ritt an einem schönen Tag
Der Herr — es ward mir nicht gesagt,
War's auf die Beize, war's zur Jagd.
Der Freund nahm seines Vorteils acht
Und sandte seinen Pagen sacht
Zur Liebsten hin, daß er erfrage,
Ob sein Besuch ihr heut behage.
Der junge Bursch kam unverweilt
Zum Schloß der schönen Frau geeilt;
Er ging zur Kammer, wo er wußte,
Daß er die Herrin finden mußte,
Und trug ihr seine Botschaft vor.
Die Dame sprang vom Bett empor,
Worauf sie nach dem Bad geruht,
Und schmückte sich mit heitrem Mut.
Sie ordnet' ihren Putz behende
Und flocht sich flink das Haargebände. —
„Komm," sprach sie, „junger Herr, steh hier!
Nimm diesen Spiegel! Halt ihn mir
Vors Haupt, wenn ich den Schleier schlinge,
Daß mir das Kunstwerk nicht mißlinge." —
Er nahm den Spiegel, sank aufs Knie
Und schaute: — sie war schön wie nie.
Ihm pocht das Herz; ihm glühn die Wangen:
Mit jedem Blick wächst sein Verlangen.
Er schmiegt sich näher halbbewußt
Und drückt sie kühn an seine Brust. —
„Weg, Thor! Hinweg mit deinen Armen!
Du rasest." — „„Herrin, habt Erbarmen!
Vergönnet mir dies kurze Glück!"" —
Sie drängt vergebens ihn zurück,
Da er, je mehr sie mit ihm ringt,
Nur immer heißer sie umschlingt.
Da — wie er kühnsten Muts entbrannt —
Da kam sein Herr, der Ritter, an.
„Fort," raunt sie, „toller Bursch! Nun geh!
Ich höre deinen Herrn." — „„O weh!
Welch leid'ger Teufel führt ihn her?
Wir haben sein doch kein Begehr."" —
„Hinweg," sprach sie, „geschwind! Versteck
Dich hinters Bett in jener Ecke! —
Er kauert, ohne sich zu regen.
Sie aber ging dem Freund entgegen,
Schon stand er in der Thür und trat
Nichts ahnend in die Kemenat.
Mit Lachen und mit süßem Scherz
Schließt er das schöne Weib ans Herz
Und schwelgt in Wonne ohne Maß.
Doch wie er kosend bei ihr saß, —
Da plötzlich ritt ihr Herr ins Thor.
Der Ritter fuhr verwirrt empor:
„Was thun wir, Lieb?" sprach er voll Bangen,
„Kein Ausweg ist. Wir sind gefangen.
Ich stehe ratlos — nicht um mich!
Beim Himmel, mir ist's nur um dich!"
„„Um mich, Freund, brauchst du nicht zu sorgen;
Nichts fürcht' ich, bist nur du geborgen.
Ich schlüpfe durch, so gut ich kann.
Doch, was du thun mußt, hör mich an!
Mit bloßem Schwert geh durch die Pforte
Und sprich im Zorn nur diese Worte:
‚Der Wicht! Fiel' er in meine Hände,
Bei Gottes Tod, es wär' sein Ende!'
Und damit stürmst du aus dem Haus,
Ich helf, so Gott will, mir heraus.
Sei unbesorgt! Doch, was ich bitte,
Sprich sonst kein Wort!"" — Mit wildem Schritte
Läuft er hinaus, das Schwert gezückt,
Und ruft: „Gut, daß er sich gedrückt!
Bei Gott und unsrer lieben Fraun!
Den Kopf hätt' ich ihm abgehaun." —
Im Gang begegnet er dem Gatten;
Der tritt in eines Pfeilers Schatten,
Da er ihn so bedrohlich sieht,
Läßt ihn vorbei und rührt kein Glied.
Doch als er fort war, stürzte jach
Der Herr in seiner Frau Gemach;
Er zog sein Schwert von Zorne rot:
Bei Christi Leib! Das ist dein Tod! —
„O heil'ges Kreuz! Mein lieber Mann,
Was habt Ihr nur? Was kommt Euch an?" —
Fragst du? Du weißt es sicherlich!
Verkauft, verraten hast du mich! —
„Verraten, Herr? Beim Himmelslicht,
Um Gottes willen sagt das nicht!" —
Soll ich nicht sagen, was ich sah?
War dein Galan nicht eben da?
Und hätt' er mir nicht wutentbrannt
Sein Schwert gern in den Leib gerannt? —
„Gott steh' mir bei zu aller Stund!
Ihr zürnt mir wahrlich ohne Grund.
Doch weil Ihr mir so gerne grollt,
So redet weiter, was Ihr wollt!
Käm' ich nur freilich erst zum Wort,
Die Wahrheit hörtet Ihr sofort." —
Die Wahrheit? Ei, die thut dir not.
So sprich! — „Gern leist' ich dies Gebot
Und künde treulich, was geschehn.
Wißt, daß der Herr, den Ihr gesehn,
Heut auf die Reiherbeize ritt.
Er nahm den besten Sperber mit
Und ließ ihn von dem Knappen tragen.
Der warf ihn, ohne lang zu fragen:
Er stieß auf allerlei Gefieder,
Verflog sich bald und kam nicht wieder.
Darüber zürnt der Ritter so,
Daß schnell der Knappe vor ihm floh.
Doch er begann, ihm nachzujagen,
Und zog das Schwert, ihn zu erschlagen.
Der flüchtet' unter unser Dach,
Lief gradeswegs in dies Gemach

Und kroch dort hinters Beltgestelle,
He", rief sie, „zeige dich, Geselle!
Das Feld ist rein; du bist entkommen." —
Der Bursch, der alles wohl vernommen,
Verließ erleichtert sein Versteck:
„„Ja, edle Frau, das war ein Schreck!
Gott lohn' es Euch mit reichster Gabe!
Denn, daß ich noch das Leben habe,
Das dank' ich Eurer milden Hut.
Wie war mein Herr in blinder Wut,
Daß er den Tod mir zugeschworen,
Weil ich sein Federspiel verloren!
Was wär' damit geholfen, traun,
Hätt' er in Stücke mich gehaun?"" —

Der Herr vernimmt's und lacht erstaunt.
Gott schütz uns! spricht er wohlgelaunt,
Seht den verwünschten Hitzkopf an!
Hier ist mein Sperber, junger Mann:
Wenn der Verlust ihn so erbost,
Da nimm und bring ihm den zum Trost! —
Mit heitrem Blick und Dankeswort
Trug der Gesell den Sperber fort
Und lief zu seinem Herrn behende.
Das war des Abenteuers Ende.

Die Mär', ihr könnt es selbst ermessen:
Wär' es nicht schad, sie zu vergessen?
Drum macht sie dies Gedicht bekannt:
Das Lied vom Sperber ist's genannt.

Siegfriedsborn.

Im Odenwalde fließt ein Quell,
Von schatt'gem Grün umsponnen,
Sein Wasser, kühl und silberhell,
Rauscht nicht wie andre Bronnen.
Dort hat um bösen Weiberzank
Der haßerfüllte Hagen
Herrn Siegfried, als er kniet' und trank,
Einst hinterrücks erschlagen.

Dort lag der Held, der klug verstand,
Was zwitschert, singt und flötet,
Der kühn den Lindwurm überwand
Und starken Arms getötet,
Mit Todesblässe überdeckt
Die jugendblühnden Wangen,
Durch raschen Speerwurf hingestreckt,
Da Horn und Jagdruf klangen.

Doch als er lag in seinem Blut,
Ins Kraut und Moos gesunken,
Da hat des Quells krystallne Flut
Heiß Reckenblut getrunken.

Zornmutig Blut, das hoch entschoß
Aus breiter Todeswunde
Und racheforderne niederfloß
Zum tiefen Quellengrunde.

Und von der Stund' an ließ der Born
Sein hell und munter Rauschen,
Um's für ein Murmeln wie im Zorn
Und dumpfen Groll zu tauschen.
Hoch wuchs Gesträuch um ihn heran
Zur Wehr der Himmelslichter,
Und rief ein Jägerhorn im Tann,
So schloß sich's dicht und dichter.

Im Odenwald da fließt ein Quell,
Doch weiß ihn aufzufinden
Kein Wandrer mehr, kein Waidgesell,
Kein Hirsch mit seinen Hinden.
Kein Pfad zu ihm führt durchs Geheg,
Wie man auch forsch' und frage,
Nur eine kennt dahin den Weg:
Die Nibelungensage.

Feodor Löwe.

Die Tanzbuche.

Es steht im Feld ein Baum allein,
Der spärlich Schatten streut;
Dort soll es nicht geheuer sein
In öder Einsamkeit.
Nicht Frucht noch Halm gedeiht,
Zumal wenn in die Zeit es fällt,
Wo Trud' und Hexe Sabbath hält.

Schon mancher, der sich's unterfing,
Hat es mit angesehn,
Wie sie im wüt'gen Wirbelring
Bis zu der Hähne Krähn
Sich um die Buche drehn;
Doch wer sie einmal dort belauscht,
Der bebt, wenn es im Laub nur rauscht.

Am tollsten aber geht es zu,
Wenn sie ein Mordwerk weihn:
Die Hunde heulen ohne Ruh',
Im Wald die Käuze schrei'n
Zum wüsten Ringelreihn.
Den ganzen Grund erfüllt ein Graus,
Vom Dorf wagt niemand sich heraus.

Martin Greif.

Freue dich an Formen, Tönen,
Lausche, wenn ein Dichter spricht,
Liebe deinen Geist am Schönen,
Aber Schöngeist werde nicht.

—

Weichheit ist gut an ihrem Ort,
Aber sie ist kein Losungswort,
Kein Schild, keine Klinge u. kein Griff,
Kein Panzer, kein Steuer für dein Schiff,
Du ruderst mit ihr vergebens.
Kraft ist die Parole des Lebens:
Kraft im Zuge des Strebens,
Kraft im Wagen,
Kraft im Schlagen,
Kraft im Behagen,
Kraft im Entsagen,
Kraft im Ertragen,
Kraft bei der Brüder Noth u. Leid
Im stillen Werke der Menschlichkeit.

—

Fr. Vischer.

Ein Nachtlager Corvins.

Lustspiel in drei Akten von Franz Nissel.

Zweiter Akt.

(Einsame Donauinsel. Im Hintergrunde sieht man den Strom vorüberfließen. Nicht weit vom Ufer links steht eine Fischerhütte. Rechts hohe Bäume und dichtes Gebüsch. Jagdhörnerklänge in weiter Ferne verhallend.

Erste Scene.

György, der Fährmann, liegt unter einem Baum und schläft. **Istvan**, der Fischer, kommt eilends gelaufen und rüttelt ihn auf. — Später **Etelka** und ihre Begleiter.

Istvan. He! Fährmann! Aufgewacht! Sind Leute da!
György (auffahrend). Daß Dich der Donner — — Wo?
Istvan. Am Ufer, bei
Der Fähre drüben. Mach Dein Fahrzeug los!
Sie suchen Dich.
György. Ich will nur sehen. (Er geht.)
Istvan (ihm nachrufend). Hurtig,
Freund György! Der Heiduck dort stampft schon mit
Dem Fuß vor Ungeduld. — — Und ist das nicht
Der alte Janos vom Preßburger Schloß?
Was will denn der? — Wohl Fische für die Tafel.
Es geht heut sicher hoch dort her. Man sagt,
Der König sei gekommen. — — Was? ein zweiter
Heiduck noch? — Mir wird schwül zu Mut. Hab' doch
Nichts angestellt, daß die vielleicht —
(Er macht die Pantomime des Prügelns.) Zum Teufel!
Man weiß oft nicht, warum es Hiebe setzt.
Verflucht! Doch nein! Was sollte dabei denn
Das Weibervolk, das sie da mit sich führen?
Geduld! Sie landen schon. Nun zeigt sich gleich,
Was los?
Janos (noch hinter der Scene). Wo ist der Fischer Istvan?
Istvan. Hier,
Freund Janos, hier!
Janos (auftretend). Komm her! Ich hab' mit Dir
Ein Wort zu reden und ein ernstes, Freund!
Istvan. Huist! Pfeift es durch die Luft doch immer wie
Ein Stock, sobald sich wer von denen zeigt!
(Janos und Istvan treten bei Seite und flüstern. Etella, ein zweiter Heiduck, zwei Mägde und György, der Fährmann, kommen, Janos folgend, vom Strome her aus dem Hintergrund. Etella ist wie ihre Mägde gekleidet.)
Etelka (allein in den Vordergrund kommend, umherblickend). Hier
also mein Verbannungsort! — — Recht lieb
Und freundlich — aber ach! — zum Sterben einsam.
Beklag' ich es? — Und war doch sonst entzückt,
Entdeckte ich ein Plätzchen, lauschig still
Wie dies! — doch heut — doch jetzt — — verdrießt es mich,
Daß diese Wipfel sich so sinnend wiegen,
Als lüden sie mich ein zu süßem Schlummer,
Indessen ich voll Unruh' bin. Und gar
Das ewig gleiche Rauschen dieser Wellen,
Es wird mir, fürcht' ich, unerträglich sein. —
So tief verstimmt? — Etelka! Pfui! Du hast
Ihm ja verziehn. — — Wie ich es auch bekämpfe,
Ein immer wiederkehrend, ungewohnt
Gefühl von Unmut regt sich mir im Busen.

Janos (zu Istvan). Sag Du dem Fährmann auch: nicht eine Seele
Darf er mehr übersetzen.
Istvan. Wie?
Janos. Solang
Wir da.
Istvan. Warum das alles?
Janos (grimmig). Fragst Du, Kerl,
Wenn da befohlen wird? Wer nicht gehorcht —
Istvan (sich duckend). Ich weiß schon, weiß —
Etelka (sich plötzlich umwendend). Ihr Leute, sagt, habt Ihr
Nicht auch das Horn gehört?
Istvan (einen Schritt vortretend). Das Jagdhorn, ja!
Weit drüben in den Au'n, am andern Ufer.
Es tönte schwach nur und verhallte schnell.
Etelka (für sich). Mir klingt es noch im Ohr — — —
So nah — und doch
So fern! — O Banffy, böser Mann! Du hast
Mich um den schönsten Augenblick gebracht,
Der mir vielleicht gewinkt im Leben: den,
Zu sehen dich an deines Königs Brust,
Durch seinen Kuß erhoben über alle! —
Hast mir mißgönnt der Gattin höchsten Stolz —
Vermieden, was in der Erinnrung selbst
Vor ihrem Auge dich verklären sollte —
Und ihr zugleich verwehrt, dir zu beweisen,
Daß ihre Treue jede Probe hält.
Denn jenen Zauber, gegen den sie nicht
Mich feien würde, wahrlich, möcht' ich kennen.
Ja — tiefer nur hast du den Stachel mir
Gebohrt des Wunsches, ihn zu sehen — ihn,
Vor dem du bebst, — und ewig wird er quälen,
Weil er sich nie erfüllen soll.
György (der sich wieder am Ufer hin gekauert hat, springt plötzlich auf). Da seht!
Janos. Ein stattlich Tier!
Etelka. Was ist? —
Janos. Ein Hirsch bricht aus
Dem Dickicht drüben.
Istvan. Ja, und jagt wie toll
Dem Fluße zu, als wäre hinter ihm
Die Meute her.
Janos. Er wird wohl auch gehetzt. —
Seht Ihr? Ein Reiter sprengt schon aus den Auen.
Istvan. Ein zweiter folgt. Verhängten Zügels geht's
Dem Burschen nach.
Janos. Den hat die Flut, nicht Ihr! —
Er stürzt sich schon hinein. (György lacht auf.)
Der erste der
Verfolger hält am Ufer stutzend an.
Istvan. Ich glaub's. Die Strömung ist dort reißender
Als hier. Ich möcht' es ihm nicht raten —

Janos. Wie
Der andere „Zurück!" ihm ängstlich winkt!

Istvan. Umsonst! Er setzt dem Pferd die Sporen ein,
So scheint's; denn wild aufbäumt es sich.

Etelka (die immer lebhafteren Anteil an dem Schauspiel genommen). Wie stolz
Und sicher doch der edle Reiter sich
Im Sattel hält! Im Winde wallt sein Haar.
Wie schön! Den Zügel in der einen Hand,
Den Jagdspieß in der andern hoch erhoben,
Gleicht er dem heil'gen Georg, der den Drachen
Im Kampfe überwindet.

György. Plauz! da plumst
Er schon ins Wasser. Wohl bekomm's!

Istvan. Und ohne
Besinnen jetzt der andre auch ins Bad.

Janos. Sie ringen hart.

Istvan. Der Hirsch ist weit voraus.
Der trachtet, unsre Insel zu gewinnen.

Janos. Da ist er schon!

Istvan. Und wirft den Kopf empor,
Blickt rückwärts und — greift wieder aus.

Janos. Doch setzen
Aus Land auch schon die Pferde.

Istvan. Wackre Schwimmer!

György. Das nenn' ich Glück!

Etelka. Sag Mut und Kraft!

Janos. Nun wird
Die Hatz' im Trocknen fortgesetzt.

Istvan. Schon saust
Der Speer.

Janos. Das war ein Wurf!

Istvan. Zusammenbricht
Der Hirsch.

Janos. Der Reiter ab und auf ihn zu!

Etelka. Um Gott! Das Tier ist aufgesprungen.

Janos. Ja,
Und zeigt ihm die Geweihe.

(Die beiden Mägde kreischen gleichzeitig auf:) Aaah!

Janos. Getrost!
Schon fährt des Jägers Stahl ihm in die Seite —
Es hat genug.

Istvan. Doch auch der Waghals hat
Was abgefangen, glaub' ich; denn der andre,
Der jetzt den Ort erreicht, ist wie in Sorge
Um ihn bemüht. Er späht umher.

Janos. Und zeigt
Auf Deine Hütte.

Istvan. Ja, und kommt in Hast
Nun auf uns zu.

Etelka (unruhig). Seid ihm zu Willen, wie
Ihr könnt! — Gern möcht' ich selbst —
(mehr für sich selbst) — Doch nein! Ich will
Doch lieber nicht mich zeigen — mindestens
Erst sehn. (laut) Ich muß hinein. Doch meldet mir —
Und wenn Ihr mein bedürft — — — — Hinweg! Er naht.

(Sie eilt der Hütte zu, bleibt aber, in der Thüre halb verborgen, neugierig stehen.)

Zweite Scene.

Vorige. Gabor (tritt links aus dem Vordergrunde. Später) **König Mathias.**

Gabor. He! hallo! Leute! kommt und steht mir bei!

Istvan. Was giebt's!

Gabor. Ihr wißt es ja! Wart doch nicht faul,
Uns anzugaffen! Frisches Wasser und
Verbandzeug hergeschafft!

Istvan. Nun, Wasser giebt's
Genug hier, aber —

Gabor. Schnell nur! schnell! — Und seht
Auf unsre Pferde auch!

(Janos und der andere Heiduck rasch ab.)

Gabor (vor sich). Verwünschter Eifer,
Der uns so weit entfernt von den Gefährten! (zu Istvan heftig)
Nun, wird es?

Istvan (verlegen). Herr, man giebt nur, was man hat.

Gabor. Ihr Hunde! soll ich Euch —

König Mathias (auftretend). Gemach, Freund Gabor!
Und keinen tollen Lärm geschlagen!

Gabor. Herr!
Mir bebt das Herz im Leib.

Mathias (lächelnd). Man sieht es: erst
Entgegen gehst Du Deiner ersten Schlacht.
Weshalb die große Angst?

Gabor. O sieh nur, sieh,
Wie reichlich Dir das Blut vom Arme fließt!

Mathias. Ein Mückenstich! Nur etwas reiner Linnen
Und ein paar Stückchen Bast genügen wohl —

Istvan (sich hinterm Ohre kratzend, zu György). Hast Du vielleicht?

György. Wer? ich? Was ich?

Istvan (zum König). Jenun,
Der Bast wär' allenfalls zu finden, doch
Die Linnen — (seinen bauschigen Ärmel aufhebend)
Das ist wohl zu grob. Und ob
Es rein?

Gabor (den Säbel aus der Scheide reißend). Ich glaub', Du höhnst uns —

Mathias. Halt! Geduld!
Was für ein Hitzkopf!

Istvan. Gott beschütz' mich!

(Etelka hat, schon ganz vor die Schwelle der Hütte heraustretend, ihr Taschentuch gezeigt und damit gewinkt. Eine der Mägde hat es bemerkt, ist zu ihr gelaufen, kommt nunmehr schnell zurück und reicht es hin.)

Mathias. Nun,
Da wär' ja Rat!

Gabor. Gebt her!

(Er zerreißt das Tuch in zwei Teile und bemüht sich, die Wunde des Königs zu verbinden, will schnell sein und geberdet sich ungeschickt.)

Mathias. Geduld!

Gabor. Verzeih!
Mir bebt die Hand. (zu den Mägden) Ihr blöden Dirnen auch!
So rührt Euch doch und helft! Es ist der König!

Mathias (unwillig). Was thust Du? Unbesonnener!

Beide Mägde, Istvan und **György** (fallen ihm mit dem Rufe:) Der König!
Erbarmen! (zu Füßen.)

Gabor. Ja, nun rutscht Ihr auf den Knieen!
Das nützt! Empor! und Hand ans Werk!

(Die Mägde wollen sich um den König bemühen. In diesem Augenblick stürzt Etelka vor und tritt dazwischen.)

Etelka. Zurück!
Und räumet mir den Platz, der mir gebührt,
Wohin mich ruft die heiligste der Pflichten!

Mathias (in hohem Grade überrascht, halb lachend). Wohin
Dich ruft die Pflicht? Der Dir gebührt?

Ei seht mir doch! Warum denn Dir? Warum
Vor allem Dir?

Etelka. Ich weiß es wohl: nicht würdig,
Dich zu berühren, ist auch diese Hand;
Doch wehret sie der rohern gern den Dienst,
Der zarte Sorge heischt. O gönne mir
Das Glück, Dir beizustehn.

Mathias (der ihr den Arm, den sie nun mit Sorgfalt verbindet, ohne Widerstreben überläßt). Das Glück?! — Das ist's!
Den mächt'gen König sich zu Dank verpflichten,
Gilt fast wie ein entdeckter Schatz — und drängst
Du Dich den andern vor, bedeutet's wohl,
Daß Du vor allen nach dem Lohne lüstern,
Dem goldnen, den Du Dir erwartest. Nicht?

Etelka. Du irrst. Ich kenne keinen höhern Lohn,
Als einen freundlich mild zufriednen Blick
Aus meines Königs Auge.

Mathias. Ja, bei Gott!
Du willst betrachtet sein. Dein reizend Bild
Verdoppelt Dein Verdienst. Das weißt Du wohl —
Und rechnest klug. — Doch wahrlich nein! Denn so
Errötet nicht ertappter Eigennutz.
Zu edel schön sind diese Züge — und
Wie mit der Elfe duft'gem Rosenfinger
Berührt mich diese kleine, weiße Hand.
Wie Balsam strömt es aus von ihr, der bis
Ins Herz hinein die holde Wirkung übt.
Doch zieht es auch magnetisch an die Lippen —
(Er beugt sich rasch auf ihre Hand herab, um sie zu küssen, indem er sie mit dem andern Arm umschlingen will.)

Etelka (erschrocken und verwirrt ausweichend). Was thust Du,
Herr? Du schädigst Dich —
(auf den durch diese Bewegungen wieder verschobenen Verband deutend)
Sieh nur,
Die Mühe ist umsonst und wieder fließt
Dein kostbar Blut.

Mathias. Ei, laß es fließen, Kind!

Etelka. Nein! scherze nicht! Vergeude nicht die Kraft,
Die Deinem Volk gehört!

Mathias. Das Dich wohl hat
Gewählt, an meine Pflichten mich zu mahnen?

Etelka. Ist das nicht eines jeden Recht, da an
Dem Deinen unser aller Schicksal hängt?
Noch erst, als Du so kühn Dich stürztest in
Die Flut — hätt' ich gewußt, Du seist der König,
O nimmer hätt' es mir entrissen der
Bewund'rung Ruf.

Mathias. Es hat?

Etelka. Denn es hieß Gott
Versuchen.

Mathias. Welche Sprache? Ist mir doch,
Als wär' ich eines Märchens Held geworden!

Etelka. Denn zu dem Größten hat er Dich bestimmt.

Mathias. Wie lieb Du tadeln kannst! Sei unbesorgt!
Der Gott, der eine Sendung mir gegeben,
Beschützt mich auch.

Etelka. Du frevelst.

Mathias. Nein! Was wäre
Der Mann auch, der berufen, auf den Höhen
Im Sturm zu stehen, ohne das Vertrauen
Auf seinen guten Stern? doch sei versichert —
Da auf des Landes Wohl Du so bedacht —
Ich kann auch kühl besonnen sein — im Staatsrat
Und vor der Schlacht — doch nicht auf lust'ger Jagd,
Noch minder schönen Augen gegenüber,
Die blitzen — wie der Diamant hier Dir
Am Busen!

Etelka. Gott! mein Kreuz!

Mathias. Der nur verrät,
Was ich schon längst geahnt. Du bist nicht, was
Du scheinst — vielmehr, Du scheinest eine Göttin,
Doch bist Du nicht, was Dein Gewand mir sagt.
Wer bist Du? Sprich!

Etelka (sich emsiger mit dem Verband beschäftigend, ausweichend rasch). O still! halt still! ich bitte —
Du siehst, es ist ja gleich geschehen. So!
Nun ist mein Werk vollbracht.
(rasch von ihm zurücktretend) Und nun entlaß
In Gnaden mich!

Mathias. So schnell? Und ohne Antwort?
Und meinen Dank verschmähend? Nimmermehr!

Etelka (für sich). Ich Unbesonnene! Was that ich? Und
Ich mußte doch! Was nun beginnen? Mich
Ihm nennen, den Gemahl verraten? Nein!
Es darf nicht sein, (laut) vergieb; doch eine Pflicht
Verschließt die Lippen mir. Und wenn ich Dank
Verdiene, so gewähre mir die Bitte:
Verzichte, zu erforschen, wer ich sei.

Mathias. Du forderst viel — bei Gott! zu viel!

Etelka. Nichts als
Ein Königswort, zu ehren ein Geheimnis,
Das ich Dir nicht enthüllen darf.

Mathias. Das zu
Ergründen doch mich reizt wie keines noch.

Etelka (warm). Nein! nein! Du kannst nicht mein Vertrauen täuschen
Auf Deinen ritterlichen Sinn — und nicht
Vergebens wend' ich mich an Deine Großmut.

Mathias (betroffen). An meine Großmut?

Etelka. Sieh, ich konnte Dir
Verborgen bleiben; doch ich stellte selbst
Mich Deinem Blick; denn ich vergaß der Vorsicht,
Die mir so streng geboten, nur zu schnell,
Als ich Dich sah: verwundet, Hilfe heischend
Den teuren Herrn!

Mathias. Dir teuer?

Etelka. Keine Macht
Der Erde hätte mich zurückgehalten,
Dir beizustehn. Und nun — nun willst Du, daß
Ich diese Regung büßen soll?

Mathias. Nein! nein!
Das will ich nicht. Du treibst mich in die Enge.
Doch ich entgehe Dir. Unritterlich,
So meinst Du, wär' es, durch verbotne Neugier
Dir zu vergelten Deinen Liebesdienst?
Ich aber sage Dir: was Du begehrst,
Vernichtet Dein Verdienst um mich und löst
Mich los von jedem Danke.

Etelka. Wie?

Mathias. Ich sehe,
Wohin Du zielst. Mir jede Forschung wehrend,
Willst Du — in Reue, daß Du mir erschienst —
Nun ohne Spur verschwinden, gleich der Nixe,
Die — um zu necken nur, der Flut entstiegen,
Hohnlachend wieder untertaucht. Nein! hoffe

Von meiner Großmut nichts, solang Du selbst
So grausam bist, die leichtre Wunde heilend
Die tiefre schlägst und keinen Balsam beutst!

Etelka. Du scherzest — und Du thust mir weh damit.
Du ahnst es nicht, wie ernst und schön zugleich,
Wie feierlich mir diese Stunde ist.
Gedenken möcht' ich ihrer — ach! so gern
Als der erhebendsten, die ich gelebt!
Du aber wehrst es mir. Denn zwingst Du mich
Zu reden, ist's geschehn um ihren Zauber.
Doch nein! denn das vermagst Du nicht. Wie Du
Auch drängst, ich werde schweigen wie das Grab.
Du aber wirst mir zürnen dann, von mir
In Unmut scheiden — und — wenn vor den Geist
Dein edles Bild mir tritt — und das, das wird
Es oft! — Dann werd' ich schmerzlich lächeln müssen.
O spare mir dies unverdiente Leid!
Vergönne mir ein freundlich Lebewohl!

Mathias. Dir zu versagen, lern' ich, ist nicht leicht.
Mit diesem zitternd weichen Ton der Stimme,
Mit diesem Aufschlag Deines Auges lähmst
Du wahrlich jeden Widerstand. — — Und wenn
Ich wollte — Deinen Dank mir zu gewinnen —
Geloben wollte, weiter nicht zu forschen. —

Etelka (rasch und freudig). Dein Wort?!

Mathias. Noch nicht! nicht allzuschnell — und nur
Um einen hohen Preis.

Etelka (wieder verzagter). Um welchen? Sprich.

Mathias. Soll ich ein freundlich Lebewohl Dir sagen,
Darf es kein Lebewohl auf immer sein.
Nicht ohne süße Hoffnung will ich scheiden.
Ich darf Dich wiedersehn? — Du schweigst und sinnst?
Ich darf? — Gieb Antwort mir!

Etelka (nach einigem Zögern). Du darfst.

Mathias. Ein Pfand!
Dies Kreuz hier, das Dich mir verraten!

Etelka. Nimm
Es hin — und lebe wohl, mein König. (Sie will fort.)

Mathias. Halt!
Das Siegel fehlt noch dem Vertrag — ein Kuß
Auf diese Lippen! (Er will sie umschlingen und sie küssen.)

Etelka (entzieht sich ihm mit einer raschen Bewegung und flieht der Hütte zu. Schon in der Thüre, kehrt sie sich noch einmal um). Zürne mir nicht — und
Leb wohl!

Mathias. Auf morgen denn!
(Etelka verschwindet.)

Dritte Scene.

Mathias. Gabor.

Die Mägde Etelkas, Istvan und György haben sich gleich nach Etelkas Hervortreten ganz in den Hintergrund zurückgezogen. Der Letztgenannte liegt wieder faul am Ufer hingestreckt.

Mathias. Ein himmlisch Wesen!
So lieblich und so edel stolz zugleich!

Gabor (sich ihm nähernd). Es dämmert schon, mein König, und man wird
Um Dich in Sorge sein.

Mathias. Ich komme gleich.
(für sich) Vielmehr, ich fühle mich wie angefesselt.
Mir ist, als müßte, wie auf einen Wink
Der launenhaften Glücksgöttin, Hütte
Und Insel über Nacht im Strom versinken,
Wenn ich nicht wache, wehrend jedem Spuk! —
Nun — Insel wohl und Hütte sicher nicht!
Doch sie? — Wer bürgt, daß ich sie wiederfinde?
Dies Kreuz? — Ein schwaches Pfand! — Wie, wenn ihr lieb
Gestatten eine List nur war, mich zu
Entfernen? — Nein! nein! nein! Es ist kein Falsch
In diesen reinen Zügen. Wenn auch, wenn! —
Entflieht sie nicht, kann man sie nicht entführen?

Gabor (der ängstlich hin und hergegangen ist). Du hörst mich nicht.

Mathias (ärgerlich). Schon wieder ungeduldig?
Gewöhne Dir das ab und lerne harren. (Wieder sinnend.)
Umgiebt sie nicht geheimnisvolles Dunkel,
Das ich nicht lichten darf? — O Thor, der ich
Versprach! — Und was denn? — Nicht nach ihr zu forschen,
Doch wahrlich nicht, sie frei zu geben, nicht,
Auch der Gedanken leichten Flug zu hemmen.
Wohl frommt es wenig mir, sie auszusenden —
Sie finden keine Spur — —
(Mit einem plötzlichen Gedanken.) Ha! Banffy! — — O
Des tollen Einfalls! — — Toll? — Erzählt man nicht
Unglaubliches von seiner Eifersucht?
Hat er nicht mich zu täuschen schon versucht?
Und seine tötliche Bestürzung, als
Die Lüge nicht verfing und ich darauf
Beharrte, sie zu sehen — wäre sie
Nicht so erklärt? — Gemach! — So hitzig nicht
Gefolgert! — Jenes Frauenkopfes auch
Gedacht, der sich am Fenster mir gezeigt,
Dann plötzlich schnell verschwand — und das, ich sah's,
Auf Banffys Wink! — —
(halb getröstet) Ja wohl, ja wohl! Ich war
Auf falscher Fährte und — erschrak umsonst. —
Erschrak? — Und müßt' ich denn nicht lachen? — — Tod
Und Teufel! Nein! — Es wär' ein schnödes Spiel —
Und eines wundervollen Traums Zerstörung.
Nein! nein! Es ist ja nicht. Doch wenn es wäre —
Dann — soll er seiner Strafe nicht entgehen,
Dann fang' ich ihn im eignen Netze. — Gabor!

Gabor. Befiehl!

Mathias. Sahst Du die Kriegerschar, die jenseits
Am Donauufer lagert, keinen Pfeilschuß
Von hier entfernt?
(Da Gabor nickt.) Im Fluge hin und sag
Dem Führer — Nein! Das will ich selbst. Du aber —
Du überwachst mir des Befehls Vollziehung.
Indessen eil' ich Dir ins Schloß voraus.
Du folgst. (Will gehen und besinnt sich.)
Doch halt! Ein Wort noch! Du bist jung
Im Dienste, doch mir warm empfohlen. Nun,
Ich hoffe, Du bist treu. Ob auch verschwiegen?

Gabor. Stell auf die Probe mich.

Mathias. Kaum wag' ich es;
Denn unbesonnen hast Du Dich gezeigt
Und ohne Selbstbeherrschung. Hätte nicht
Dein unbedachter Ruf: „Es ist der König!"
Aus dem Verstecke sie hervorgelockt,
Ich würde nun vielleicht Dir ernstlich zürnen —
Wer weiß auch, ob ich es Dir danken soll?
(vor sich) O welch ein häßlich böser Zweifel! Ihn
Verscheuchen muß ich — oder in Gewißheit
Ihn wandeln — und noch eh' die Stunde flieht!
(Er eilt in den Hintergrund.)

Gabor (ihm folgend ruft). Die Pferde an die Fähre! Fährmann auf!
(György springt auf. Alle drei gehen ab.)

Vierte Scene.

Etelka kommt vorsichtig aus der Hütte und späht umher. Es ist völlig Abend geworden.

Etelka. Ja, er ist fort. Gottlob! — Geht es nicht ganz
Von Herzen, dies Gottlob? — Und sollte doch!
Aus großer Not bin ich befreit und kann
Dabei befriedigt lächeln auch: Mir ward,
Was ich gewünscht. Ich hab ihn doch gesehen
Und ihn gefunden, wie ich ihn geahnt —
Ein wenig auch, wie Banffy ihn geschildert.
Mein armer, teurer Mann! Ich zürnte Dir —
Ja, ja! Ich muß es mir gestehn: ich zürnte,
Wenn auch nicht arg. Nun fühl' ich fast Beschämung.
Du hattest gar so unrecht nicht, zu beben;
Denn er ist über alle Ahnung herrlich! —
Und hattest unrecht doch. Je größer die
Gefahr, nur um so stärker fühl' ich mich,
Sie zu bestehn — — und fast — fast reizt es mich,
Dir den Beweis zu geben — Dir und mir. —
Er will ja wieder kommen — und ich selbst
Versprach, es nicht zu wehren, — freilich nur
In meiner Angst, im Drang des Augenblicks.
— Welch ein Triumph, vor Banffy hinzutreten
Mit stolz erhobnem Haupt' — vor ihn, der mir
Mißtraute unter seinen Augen, im
Belebten Schlosse! — lächelnd ihm zu sagen:
Die Prüfung ist bestanden, hier bestanden,
In stiller Abgeschiedenheit, wo frei
Die Liebesgötter walteten und den
Verrat begünstigten — — — Doch nein! nein! nein! —
Es wär' ein zu gewagtes Spiel. Nie würde
Mir Banffy glauben, daß ich es gewann.
(Nach kurzem Sinnen.)
Mein Wort, ich will es halten: nicht entfliehen,
Noch auch die Wiederkehr dem König wehren.
Des eignen Willens nur begab ich mich
Und leg' in Banffys Hand, was kommen soll.
So wahr' ich mein Gewissen.
(Janos erblickend, der mit dem andern Heiducken wieder im Hintergrunde erschienen ist und sich zu Istvan gesellt hat, ruft sie ihm zu:) Janos!
Janos (vorkommend, nur halb laut). Herrin!
Etelka. Zurück ins Schloß! und sage meinem Gatten —
Was nur? — — Erzähl ihm, was sich hier ereignet:
Daß ich den König sah und sprach. Nur fort!
Nur schnell!
Janos. Ich laufe, was ich laufen kann. (Er eilt ab.)
Etelka. So ist's geschehen — und erleichtert atm'
Ich auf. (zusammenfahrend) Was für ein Lärm?
Istvan. Ein Trupp von Reitern
Hält an der Fähre drüben. Seht, ein Teil
Ist abgesessen und bemächtigt sich
Des Fahrzeugs, ob der Fährmann auch sich sträubt.
Sie packen ihn und werfen ihn zu Boden.
Etelka. Gott! Was bedeutet das?
Istvan. Die andern sprengen
Am Ufer hin — sie stellen Posten aus.
Janos (bestürzt zurückkommend). Vergieb mir, daß ich —
Etelka. Du noch hier?
Janos. Ich kann
Nicht fort. Das Schiff ist in des Stromes Mitte
Und voll von Kriegern, die zurück mir winken,
Auf mich zu schießen drohn.
Istvan. Sie landen und
Besetzen auch die Insel.
Janos. Ja, wir zappeln
Wie Deine Fische, Freund, im Netz.
Etelka (sich fassend). Nun denn!
So nimmt das Schicksal mich beim Wort und stellt
Mich auf die Probe, läßt mir keine Wahl —
Zu kämpfen gilt es nun und mich zu wehren.
Du aber, Banffy, büße deine Schuld!
(Sie zieht sich rasch in die Hütte zurück. Die andern eilen neugierig dem Ufer zu.)

Verwandlung.

Erleuchteter Prunksaal im Schlosse zu Preßburg. Nicht ganz im Vordergrund die reich gedeckte Tafel. Links und rechts Seiteneingänge, die nur durch Vorhänge geschlossen sind.

Fünfte Scene.

Irma, (festlich geschmückt, kommt mit) **Tercsi** (ihrer jungen Zofe, rasch aus dem Hintergrund).

Irma. Sie kommen, sagst Du, Tercsi?
Tercsi. Ja! Man hat
Schon wiederholt des Hornes Ruf gehört,
Der immer näher klingt.
Irma. Gottlob! Denn mich
Verzehrte schon die Ungeduld. Verflogen
Schien alle gute Laune mir. Nun kehrt
Sie wieder — und noch toller als zuvor.
(sich musternd zu Tercsi) Ich bin in Ordnung doch? Wie seh ich aus?
Tercsi. Wie eine junge Königin.
Irma. Nicht wahr?
Man kann sich sehen lassen. Doch nicht stolzer
Als reizend, will ich hoffen.
Tercsi. Keine Rose
Kann prächtiger zugleich und hübscher blühen.
Irma (mit einem leichten Schlag auf ihre Wange). Schelm, der
Du bist! Du schmeichelst gut. Doch nun
Hinab! und melde mir, wenn sie herein.
(Tercsi eilt durch die Mitte hinaus.)
O Gott! wie ich mich freue auf den Spuk! —
Freund Gabor, Herzensfreund! nun gilt es, dich
Zu panzern. Böse Stunden drohen dir.
— O, ihn zu sehen sprachlos vor Entsetzen
Und über alle Maßen unglückselig —
Und so die Tiefe seiner Leidenschaft
Zu mir ergründen! — — Erst gemessen kalt
Und streng — unnahbar, Banffys stolze Gattin!
Dann plötzlich, wenn sein Herz erstarren will,
Mit einem Feuerblick es ihm durchbohren.
Dann wie verwirrt das Auge senken — ach!
Und seufzen bang aus tiefster Brust, als ob
Ich ungeheuren Zwang erduldete —
Doch, wird er keck, gleich wieder kalt und streng!
Zuletzt, wenn endlich wir allein — um die
Gelegenheit ist mir nicht bang — und er
Mich finster ansieht, ins Gesicht ihm lachen —
Und, schäumt er dann vor Wut, mich an den Hals
Ihm werfen und das Rätsel endlich lösen.
Wie er da springen wird vor Freuden, jauchzen
Zugleich und weinen, ab mich herzen, mir
Zu Füßen danken noch für all die Pein
Um solchen Augenblicks! — Das Spiel noch mehr
Zu würzen, diene mir die Huldigung
Des Königs. — Auch an der soll es nicht fehlen —

Dem groben Schwager zur Beschämung! — ja!
Ich widerstehe der Versuchung nicht,
Auch hier zu prüfen meiner Reize Macht. —
Wie aber, wenn mein hoher Herr nun gar
Zu heftig Feuer finge, sterblich sich
In mich verliebte? — So unmöglich wär'
Das eben nicht. Gäb' das nicht ernstliche
Gefahr für mich und meinen armen Jungen? —
— Jenun! — Wer weiß? — Ein Diadem! — Das ließe
Mir gar nicht übel. — Um so besser dann!
— Und Gabor? — — Der — der dürfte auch sich nicht
Beklagen — ja, wenn ich es recht bedenke,
Gewänn' er noch bei solchem Tausch: für die
Noch ungewisse Braut die huldvoll ihm
Gesinnte Königin! — Man kommt. Mein Schwager! —
Mit nichten! mein Gemahl.

Sechste Scene.

Irma. Banffy (der hastig eingetreten ist).

Irma (ihm entgegen). Allein?

Banffy. Der Jagd
Voraus — ja! Dir zu sagen, daß es nichts —

Irma. Was nichts?

Banffy. Nur fort mit all dem Putz! Nicht sein
Bedarf es mehr.

Irma. Was soll das heißen?

Banffy. Daß
Ich überlegt, daß mir der Mut entsinket.
Es geht doch nicht, es geht nicht, ihn so keck
Zu hintergehn.

Irma. Ich falle aus den Wolken.

Banffy. Zieh Dich nur gleich zurück und geh zu Bett!
Am besten wahrst Du so den Schein.

Irma. Zu Bett —
Nun ich?

Banffy (mehr zu sich selbst). Hat er es doch nur halb im Scherz
Begehrt! Gewiß — er wird nicht drauf bestehn.
Bleib' ich nur fest bei meinem ersten Wort.

Irma (sehr aufgeregt und spitz). So? — und — ihn anzu-
lügen, das — das heißt
Wohl nicht ihn hintergehn?

Banffy. Nicht so! Das ist
Geschehn und leider nicht zu ändern mehr.

Irma. Ich aber — (stampft mit dem Fuße) will nicht.

Banffy. Was?

Irma. Die Rolle, die
Mir zugedacht, ich will sie nun auch spielen.

Banffy. Und wagen, was ich selbst nicht wage mehr?
Du bist ein Kind, ein launenhaftes Kind.

Irma (fast weinend vor Verdruß). So launenhaft nicht wie
gewisse Helden!

Banffy (in Zorn geratend). Ha! mir das, mir? Ich will
Dir zeigen — (Er faßt sie heftig an.)

Irma. Au!

Banffy. Wer hier befiehlt.

Irma. Packt mich nicht wie ein Bär!

Banffy. Hörst Du? Schon kehrt die Jagd zurück.
Hinweg!
Ich rat' es Dir im guten —

Irma. Laßt mich los!
Ich gehe schon, ich gehe —
(widerwillig für sich) Aber nicht
Zu Bette, auf mein Wort!

Banffy (da sie sich nach dem Hintergrunde wendet, woher die Stimmen Kommender schon vernehmbar werden, bestürzt). Nicht da hinaus!
Hier durch den Gang!

Irma (sich dahin wendend, für sich). Ich bleibe in der Nähe
Und lausche, ob sich mir kein Vorteil zeigt,
Ob ich nicht Gabor doch mich nähern kann?
(Sie verschwindet hinter dem Vorhang im Seitengange links.)

Banffy (allein). Nun fest geblieben, fest bei meinem Wort!

Siebente Scene.

Banffy. (Das Gefolge des Königs erfüllt tumultuarisch den Hintergrund. Darunter) **Egervary** und **Takats.**

Egervary (rasch auf Banffy zueilend). Wo ist der König?

Banffy. Nicht mit Euch?

Egervary. Mit Euch,
So dachten wir.

Banffy. Ich bin voraus, noch dies
Und jenes anzuordnen.

Takats. Ohne ihn?

Egervary. Wo dann zum Teufel steckt der König?

Banffy. Hat
Er den gefehlt beim Stelldichein?

Egervary. Wir harrten
Auf ihn wohl ewig lang. Vergebens rief
Nach ihm das Horn, auch auf der Heimkehr noch.
Kein Zeichen, keine Antwort!

Takats. Freunde, mir
Wird tötlich angst um ihn.

Egervary. Du meinst?

Takats. Wenn ihm
Ein Unglück zugestoßen wäre —

Banffy (erschrocken). Unglück?
Wie sollte das?

Takats. Hat er der Feinde nicht
Genug? Muß ihn nicht jeder Schurke hassen?
Kann nicht der Böhme eine Mörderhand —

Banffy (aufschreiend). Mein König! — Pah! — Ge-
spensterfurcht! — Und doch —
Wer kann es wissen? — Auf denn! auf! Hinaus
Noch einmal ohne Säumen, ihn zu suchen!

Alle. Hinaus.

Banffy. Wir alle!

Takats. Alle!

Egervary. Fackeln her!

Banffy. Auch das Gesinde aufgeboten! Reiter
Ins Lager mit dem Lärmruf! Jeden Busch
Durchstöbert in den Auen! Fackeln!

Alle. Fackeln!

(Sie stürzen, Banffy voran, dem Ausgang zu. In diesem Augenblick
tritt König Mathias ein.)

Achte Scene.

Vorige. Mathias. (Der Vorhang vor dem Seitengange links wird vorsichtig ein wenig gelüftet und die dahinter horchende) **Irma** (sichtbar).

Irma. Was nur der Lärm bedeuten mag?

Takats (den König erblickend). Er selbst!

Egervary. Er ist's.

Banffy. Mein König! mein geliebter König!

Mathias. Was soll der Aufruhr hier im Schloß?

Alle. Heil! Heil
Mathias, Heil!

Irma. Der König ist's, den sie
Begrüßen. Könnt' ich Gabor nur erspähen —
Doch still! sie kommen näher.

Mathias. Seid Ihr toll,
Daß Ihr mich so umdrängt? — Laßt ab! Ich bin
Zu Späßen wahrlich nicht gelaunt.

Banffy. O laß
Mich küssen Deine Hand! — Verwundet?

Mathias. Es —
Ist nichts. Ein leichter Unfall nur!

Takats. Um Gott!

Mathias. Ich sage, es ist nichts. — Freund Banffy, sieh!
Es freut mich doch, daß Du mich so empfängst;
Denn hoffen läßt es mich, daß auch mein Wunsch
Befehl Dir war.

Banffy (für sich). Verwünschter Wunsch! So doch
Nach ihr die erste Frage wieder! Fest,
Nur fest!

Mathias. Laß mich des Hauses Wirtin sehen!
Warum noch immer birgt sie sich?
(Irma giebt in ihrem Versteck lebhafte Zeichen der Neugierde.)

Banffy. Du siehst
Untröstlich mich, daß ich es wieder Dir
Versagen muß — Du weißt ja schon, weshalb —

Mathias (in dem es zu kochen anfängt). Versagen! Ha! zum zweitenmal hast Du
Die kecke Stirn?

Banffy (bestürzt). Mein Gott! was für ein Ton?

Mathias. Versuche keine neue Ausflucht mehr!
Ich will, ich muß sie sehn.

Banffy. Unmöglich ist's.

Mathias (ausbrechend). Schaff sie zur Stelle mir — bei meinem Zorn!

Irma (nicht ohne Schadenfreude). O weh! nun ist Held Banffy in der Klemme!

Egervary (zu den andern). Begreift Ihr das?

Banffy (dessen Blut auch in Wallung geraten ist). So hast Du niemals noch
Zu mir gesprochen, nie zu einem noch,
Der nicht ein Schuldbeladner vor Dir stand —
So darf zu mir auch nicht mein König sprechen —

Mathias. Du wagst? Vermessner, der Du bist!

Irma (mit einem plötzlichen Gedanken rasch und lebhaft). Komm ich
Zu Hilfe ihm?

Banffy (der schwer atmend nach Worten ringt). Verzeih mir! Sieh, es brennt
Das Wort, das Dich gekränkt, mir auf den Lippen.
Gedenken will ich Deiner Huld und Güte,
Die in vergangnen Tagen mich beglückt,
Und schweigend dulden —

Mathias. Dulden? Seht mir doch!
Gehorchen sollst Du mir.

Banffy (mit neu erwachendem Trotz). Ich aber sage
Noch einmal Dir: unmöglich ist's, unmöglich
In diesem Augenblick.

Mathias (heftig mit dem Fuße stampfend, vor sich hin). Doch also, doch!

Irma. So ging es doch nach meinem Kopf und ich
Verdiente mir damit noch keinen Dank!

Mathias (zu Banffy). Ich aber sage Dir: Ein Wink von mir —
Und sie erscheint vor meinem Angesicht.
Soll ich ihn geben — soll ich?

Banffy. Wie? Du könntest —
Daran auch denken nur, mein Weib durch diese —
O schon die Drohung kränkt die Ehre mir,
Ob Du auch machtlos bist, sie zu erfüllen!

Mathias. So? Glaubst Du? Nun, wir wollen sehn.

Banffy (außer sich). Denn hier —
Hier endet Dein, beginnt des Gatten Recht.
Kein Edler dieses Landes ist ein Knecht.

Mathias. Mahn mich noch an die goldne Bulle gar,
Die Eure Freiheit Euch verbürgt! O der
Gerühmten Treue und Ergebenheit,
Die Dir erlaubt, mich zu beleidigen
Mit schnödem Mißtraun, schändlichem Verdacht!
O fort! (Er wendet ihm grollend den Rücken und thut ein paar Schritte nach dem Hintergrund).

Banffy (wieder von Reue erfaßt). Was that ich? Kann er jemals mir
Vergeben?

Irma. Frisch gewagt ist halb gewonnen!

Banffy. Hund, der ich bin!
(Mathias nacheilend.) Mein König! höre mich!

Mathias. Mir aus den Augen!
(Indem er bei diesen Worten einen zornigen Blick auf Banffy zurückwirft, sieht er Irma, die eben jetzt entschlossen den Vorhang zurückschlägt und in den Saal heraustritt. Betroffen und verwirrt). Doch — was seh' ich? Ist
Sie das nicht dort?

Banffy. Wer?

Mathias. Deine Gattin.

Banffy (mit ungeheurem Schreck). Was
Sie wäre — — all ihr Heiligen!
(Indem er sich umwendet Irma gewahrend in sich hinein). Ja so!
Dort — jene — ist gemeint.

Irma (vor den König hintretend). Sie selbst, die, ob
Auch leidend noch, es nicht ertragen kann,
Sich zu entziehen ihrer Pflicht — entgegen
Dem Willen des Gemahls, mein König, hier
Vor Dir erscheint, sich Dir zu Füßen wirft
Und fleht: Vergieb dem allzu Zärtlichen
Die Sorge für mein Heil!
(Banffy nickt, halb verblüfft, halb froh, blöd lächelnd mit dem Kopf und deutet mit der Hand auf sie, als ob er sagen wollte: Da hast Du sie! — .)

Mathias (strahlend, für sich). O glückliche,
Willkommne Wendung! Ah! mir ist, als fiele
Ein Alp weg von der Brust — als nickte ein
„Glück auf!“ mir meine Donaunixe zu.

Irma (deren Auge rasch über die Versammelten hingeflogen ist).
Mein Gabor fehlt. Wo ist er nur?

Mathias (zu Irma). Bei Gott!
Ich bin beschämt und froh bewegt zugleich.
Nicht schöner konnte Banffys edle Gattin,
Zu beßrer Stunde nicht vor mir erscheinen,
Als nun, da ihre holde Gegenwart
Versöhnung häßlich tollem Zwiste bringt —
Und so ihr Bild sich mir verklärt.

Irma (bei Seite). Er strahlt.
Ich mache Eindruck.

Mathias. Und wie soll ich danken
Für solchen Opfermut, der mir zu lieb
Des eignen Heils vergaß?

Irma (mit herausfordernder Koketterie). Nicht überschätze
Mein König mein gering Verdienst! Es galt
Nicht allzu große Überwindung. Wenn
Es mir nicht Ruhe ließ, hierher mich trieb,
So war es — mehr vielleicht, als schuldiger
Gehorsam, der geheime eigne Wunsch,
Mir zu gewinnen Deine Huld.

Mathias. Nein, nein!
Ich schulde Dank und geb' ihm Ausdruck so.
(Er küßt ihr galant die Hand).

Banffy (für sich, indem er sie verwundert ansieht).
Gefiele sie ihm wirklich — und ich hätte
Ganz ohne Not — — —

Neunte Szene.

Vorige. Gabor tritt durch die Mitte ein.

Gabor (rasch auf den König zuschreitend). Mein König.
(Irma erblickend prallt er zurück). Ah!

Mathias (sich zu ihm wendend). Verzeiht —
Nur einen Augenblick! (Er tritt mit Gabor bei Seite.)

Irma (für sich). Jetzt kommt der Spaß.

Mathias (zu Gabor, der scheue Blicke auf Irma zurückwirft).
Zusammenhängender und deutlicher!
Was hast Du denn?

Irma. Das könnte ich ihm sagen.

Gabor. Es ist geschehen, Herr, wie Du befahlest.

Mathias. Dann ist es gut. (wieder zu Irma tretend)
Noch einmal, edle Frau!
Entschuldiget die Störung —

Gabor (erschrocken). Frau!?

Irma (für sich vergnügt). Das traf.

Mathias. Ein wichtiger, höchst wichtiger Bericht!

Gabor (der die Besinnung ganz verloren hat, zu den Umstehenden).
Ihr Herrn! ich bitt' Euch, sagt mir: Wessen Frau
Ist jene dort?

Mathias (der es gehört, die Stirne runzelnd).
Wie? Jene dort? — Mehr Achtung
Vor meines tapfern Freundes, dieses Helden —
Vor Banffys würd'ger Gattin!

Gabor. Sie? Unmöglich!

Mathias. Ich glaube, Du bist toll.

Irma (für sich). Mein Gott! Wie plump
Und fassungslos! Und doch — wie drollig auch
In seinem Schreck!

Gabor (der Haltung zu gewinnen sucht).
Vergieb! Ich hörte wohl,
Der Schwestern eine habe sich vermählt —
Doch, daß es diese — eben diese —

Banffy (für sich). Gott
Beschütz mich! Wenn er wüßte —

Mathias (zu Gabor). Nun, daran
Ist doch wohl nichts zu staunen.

Gabor. Nein! o nein!
Gewiß nicht — nur — es hat mich überrascht!
Denn eine andre wurde mir genannt.

Irma (mit vornehmer Ruhe, ihn messend).
Wer ist der junge Mann? Ich kann mich nicht
Entsinnen, daß ich jemals ihn gesehen.

Gabor (für sich). O Heuchlerin!
(zu Irma) Dann besser dienet mein
Gedächtnis mir.

Irma. Mag sein! Es kommen in
Den Edelhof des Vaters viele Gäste —
So viele, groß und klein, daß man wohl den
Und jenen — von den kleinen übersicht.

Gabor (zwischen den Zähnen). Die treulos Falsche! Sie
verhöhnt mich noch!

Irma (für sich). Er knirscht vor Wut

Mathias. Genug! Man hat ihn falsch
Berichtet. Ist's doch kaum der Rede wert!
Zu Tische nun! (Irma die Hand bietend) Erlaubt mir —

Irma (indem sie sich vom König zur Tafel führen läßt, Gabor mit einem schadenfrohen Blicke streifend). Zapple nur!

Egervary (zu Takats und einem andern Edelmann, die noch zurückgeblieben sind). So hatte doch der König recht! — Die Frau?
Die Wangen blühend, rund und voll wie frisch
Gepflückte Äpfel!

Takats. Und das Auge erst!
Wie das von übermüt'ger Laune funkelt!
Freund Banffy, scheint es, hielt nicht ohne Grund
Sie hinter Schloß und Riegel.

Egervary (lachend). Der sieht auch
Darein, als wäre auf die Folter er
Gespannt! (Sie gesellen sich den andern zu, die sich alle schon an die Tafel gesetzt haben: obenan der König; neben ihn Irma; nicht weit von ihr Gabor; Banffy hat am andern Ende des Tisches, dem König gegenüber Platz genommen.)

Mathias. Vor allem einen Labetrunk,
Nach dem ich lechze schon!

Banffy (für sich). Ich auch! Mir ist
Gewaltig heiß geworden.

Irma (die rasch einen Becher gefüllt hat, ihn dem König anbietend).
Gönne mir,
Daß ich den ersten Becher Dir kredenze!

Mathias. Trinkt ihn mir zu, auf daß er doppelt munde!

Irma (indem sie von dem Weine nippt).
So, wie nun meine Lippen ihn berühren,
So mag mit ihrem Kuß des Glückes Göttin
Die Stirne meines Königs weihn — zum Sieg!
In jedem Kampf — auch über zarte Herzen!

Mathias. O Dank für solchen Wunsch, der mehr, als Ihr
Es ahnt, die rechte Stunde trifft.

Irma. Ach nein!
Armselig ist er, fürcht' ich, der so arg
Verspätet kommt. Ward er nicht längst erhört?
Bringt nicht Erfüllung neu ihm jede Stunde?

Banffy (der sich gewaltsam in eine andre Stimmung bringen will).
Ei was! Der schönen Worte Kunst versteh'
Ich nicht. Ich rufe nur aus voller Brust:
Der König hoch!

Alle (freudig einstimmend). Hoch! hoch der König!

Mathias. Dank,
Ihr Freunde, Dank! Ich weiß, Ihr meint es gut.
Ich aber hebe fröhlich diesen Becher
Und trinke auf der schönen Wirtin Heil.
Gebt mir Bescheid! (Alle erheben die Becher. Nur Gabor, der den seinen auch schon gefaßt hat, stößt ihn rasch wieder auf den Tisch zurück, indem er ihn krampfhaft umklammert hält. Irma bemerkt es gleich.)
Zugleich doch ehre ich
Ihr ganz Geschlecht, als dessen Zierde sie
Uns hier begrüßt. Ein Hochruf allen Frauen!
Der Schönheit, die das Leben uns verklärt!
Der Anmut, die die Sorge weg uns lächelt!
Der Liebe, die den Himmel schafft auf Erden
Und ihn mit tausend goldnen Sternen schmückt!
Stoßt an! stoßt alle an! und jeder denke
Dabei auch jener, die sein Herz erfüllt! (Er stößt mit Irma, dann mit Banffy, der zu ihm hinübereilt, und anderen an. Allgemeines Anklingen und fröhlicher Tumult, der sich allmählich legt.)

Irma (nachdem es still geworden mit feinem Lächeln zu Gabor hinüber).
Und Ihr berührt den Becher diesmal nicht?
Was hat denn Euch mein arm Geschlecht gethan,
Daß gar so finster Euer Auge blickt?

Gabor (heftig ausbrechend, indem er den Becher von sich stößt, der umstürzend den Tisch übergießt).
Verdammt sei Euer ganz Geschlecht!

(Irma fährt mit einem leichten Schrei zurück.)

Mathias (aufspringend, zornig). Gabor!
Irma (für sich). Der Feuerkopf!
Mathias (ein paar Schritt vortretend). Ein unerhört Betragen!
Irma (sehr ärgerlich). Der mir den Spaß verdirbt.
Takats (halblaut zu Egervary). Ei sieh doch, Bauffy
Macht große Augen nur — und duldet es,
Daß man die Gattin ihm beleidigt!
Bauffy (der es gehört, sich zu komisch erzwungner Hitze aufraffend).
Dulden?
Wer sagt das? Tod und Teufel!
Mathias. Still! denn mir
Geziemt es, hier zu zürnen und zu strafen.
Irma (unruhig werdend). Er wird doch nicht zu streng —
Gabor (der die Tafel verlassen hat, sich zu des Königs Füßen werfend). Mein König!
Mathias. Fort
Aus meinem Angesicht! Du bist des Diensts
Entlassen, Menschen edler Art und Sitte,
Nicht rohe Bauern will ich um mich her.
Hinweg! und wenn der Morgen graut — zum Heer!
Irma (der nun der Mut mit einem sinkt.) Ich bin des Todes.
Mathias. Fort! ich will von Dir
Nichts hören mehr, es sei denn eine That,
Die mir beweist: Dein tolles Ungestüm
Sei irgend nütz.
Irma. O nicht um meinetwillen
Erzürne so mein König sich!
Mathias (abweisend). Ich weiß,
Was Euch, was Eurem Gatten, was mir selbst
Ich schuldig bin.
Irma. Doch wenn, die er beleidigt,
Ihm gern verzeiht, für ihn zu bitten wagt —
Gabor. Erspart die Großmut Euch!
Irma (für sich). Abscheulich!
Gabor. Denn
Ich scheide gern von hier. Ich tauge nicht
Zu Hof, ich seh's. Bin aufgewachsen auf
Der Haide frei, dem Hirten gleich, und kenne
Des Wortes Zügel nicht, weiß nicht zu bergen,
Was in mir tobt. So hab' ich Deinen Zorn
Verdient, o Herr! Doch wüßtest Du, was ich
Erfahren jüngst durch das Geschlecht, auf das
Ein Hoch Du ausgebracht, Du zürntest milder.
Doch bist Du gütig selbst noch, wenn Du straist;
Du weisest auf den Weg, Dich zu versöhnen.
Und ob auch stets bereit, mein Leben Dir,
Mein Blut zu weihen, doppelt freudig heut
Befolg' ich Dein Gebot und stürze mich
In Kampf und — Tod! (Er eilt hinaus.)

(Der Schluß des zweiten Akts und der dritte Akt folgen.)

Reisesegen.

Selig, welchem das Ohr die Götter mit Taubheit geschlagen.
Ungestört am Steuer des Schiffs
Brauchst du den festen Blick aufwärts zum himmlischen Wagen.

Heulen möge der Sturm, und des Oceans schäumender Rachen
Hungrig brülle nach Raub;
Fürchte dich nimmer und laß nicht ab, am Ruder zu wachen.

Achte nicht der Charybde Gebell, noch höre den grimmen
Hundertzüngigen Tadel der Scylla,
Noch des Sirenengezüchts einschmeichelnde lobende Stimmen;

Auch das alte Gespenst, Tiresias schwatzender Schemen,
Hilft orakelnd dir nie ans Ziel,
Ängstigen wird es das Herz und den nervigen Arm dir lähmen.

Steure den eigenen Weg; ob du am glücklichen Strande
Endlich ankerst, am Felsen zerschellst,
Oder versinkst ruhmlos, lautlos in saugendem Sande,

Endigen wird sie gewiß die Fahrt! ein gastlicher Hafen
Winkt, ein elysisches, sel'ges Gefild;
Und wenn das Winken dir lügt, — im Grabe wirst du's verschlafen.

A. Fitger.

Waldbachsang.

Dem Fels entquell' ich munter
Am Berg, mit lichtem Strahl,
Und spring voll Lust hinunter
Ins tiefe grüne Thal.

Ich hört' dort im Entquellen
Gar manch Geheimnis leis,
Ich trag's in meinen Wellen —
Ihr wißt nicht, was ich weiß!

Ein wunderbares Singen
Hab' ich im Berg erlauscht,
In meines Strömens Klingen
Bei Nacht es leise rauscht.

Es ward des Berggeists Weben
Mir kund im Felsengrund,
Der Bergfee heimlich Leben
Und Lieben ward mir kund.

In meiner Wellen Rauschen
Erzähl' ich's allen still,
Und jeder kann's erlauschen,
Der's schweigend hören will.

Hermann Rollett.

Zur Geschichte des Bürgerkönigtums in Frankreich.

Drei Aufsätze von Heinrich Heine.

(Ungedruckter Nachlaß.)

(Schluß.)

Die „Revue democratique“, die ebenfalls vor einigen Tagen confiscirt wurde, gehört zu den wildesten Produkten des Radikalismus und gewährt eine Lektüre, wobei Jedem, der einen Kopf hat, die Haare zu Berge steigen. Sie ist zunächst gegen das Eigenthum gerichtet und bespricht im gleichmüthigsten Tone die letzten Consequenzen der herrschenden Idee. Hier sehen wir nicht die geputzten Kammerdiener dieser Idee, sondern die Stallknechte, in zäher Lederjacke, mit Striegel und Heubündeln und riechend nach Mist. Unheimlich ward mir, als ich sah, daß auch hier religiöser Fanatismus mit dem politischem Brüderschaft trank. In besagter „Revue democratique“ fand ich — denken Sie sich! — die extravagantesten Auslegungen der Apokalypse. Der Titel dieses Aufsatzes lautet: Kataclysma. Le prochain accomplissement des Prophéties de Jean l' Évangéliste apôtre du Peuple par Jésus. Als Probe des Unsinns, citire ich Ihnen folgende Stelle und zwar im französischen Original; denn das Merkwürdigste ist eben, daß solche Dinge jetzt auf Französisch geschrieben werden — in deutscher Sprache klingt dergleichen nicht so befremdlich. Hören Sie: In Capiteln VIII—XVI der Apokalypse findet der Verfasser: Septième, sceau, ou revolution française. Les sept périodes de cette révolution ou les sept anges avec les sept coupes amères et les sept trompettes. Les années 1789, 1792, 1795, 1799 et 1804 sont les sept premières coupes, versées au son des cinq premières trompettes. En 1792, tombe du ciel l'étoile absinte, Rope-apsintos ou Robespierre et en 1804 vole l'aigle de la guerre. In den Capiteln IX—XVI findet der Verfasser: Armes impériales françaises, commandées par Apoleon, l'exterminateur, ou Napoléon. Coalition des rois contre la France. Bataille des nations dans les plaines d'Armagdon ou l' Allemagne. La sixième coupe ou trompette est le signal des malheurs de 1812 à 1814. Lachen Sie nicht über die heutigen Jacobiner; ihre Thorheit ist weit entsetzlicher, wie die ihrer Väter, auch furchtbarer. Wenn der Père Duchéne auch noch so bougrement patriotique zürnte, war sein Zorn doch noch lange nicht so gefährlich, wie jene Mischung von irdischem und himmlischem Wahnsinn, von Sansculottismus und Apokalypse, den die „Revue democratique“ bietet. Mir graut vor der Möglichkeit eines Umsturzes der Dinge in Frankreich. In einem heutigen comité du salut public würden Männer sitzen, die weit schrecklicher als Robespierre, als der bittere Rope-apsintos. Dieser war doch am Ende nur ein gewaltiger Zungendrescher, ein Advokat. Aber denkt euch einen Torquemada, bekleidet mit der dreifarbigen Schärpe und dem Federhut eines Repräsentanten du peuple! — „Ich will euch zeigen, was ein Priester ist,“ sagte einst der Abbé de Lamennais — ich kann diese Worte nimmermehr vergessen, sie sind wichtiger, als Alles, was gestern in der Pairskammer gesprochen wurde, wo nicht gar, als die Rede des Herrn Guizot.

Wie sehr über letztere alle Gemüther in Aufruhr sind, wird Ihnen die Tagespresse zur Genüge berichten. Ich enthalte mich überhaupt aller Besprechung der Kammerdebatten, die Ihrer eigenen Beurtheilung gedruckt vorliegen. Wie ich vorausgesagt, sind sie ausgegangen von der Untersuchung, ob Frankreich von England beleidigt worden. Herr Guizot sagt: Nein. Ich möchte ihn fragen: Wie viel Ohrfeigen gehören denn zu einer Injurie? Die Debatten über die Adresse waren in der Deputirtenkammer bis zur äußersten Heftigkeit gestiegen. Die Nationalpartei, welche an der Stelle der gestürzten Parlamentarier-Partei auftaucht, wird eine schuldige Antrittsrede halten.

III.

Paris, 21. März 1843.

Es herrscht jetzt eine schauerliche Stille. Alle Dämonen, alle Götter und Teufel der Parteisucht,

alle Leidenschaft der Revolution und Contrerevolution haben sich ein Rendezvous gegeben am Sarge Ludwig Philipp's und da beginnt wieder der alte Todestanz. Ist der Herzog von Nemours stark und klug genug, um den Gefahren, die seiner harren, Trotz zu bieten? Die Feinde der Dynastie, Republikaner und Legitimisten, setzen Himmel und Erde in Bewegung und lassen es auch nicht an Verleumdungen fehlen, um im Publikum die entgegengesetzte Meinung zu verbreiten. Der Eifer und die Betriebsamkeit, womit sie dem jungen Prinzen Geist und Charakter absprechen, ist vielleicht der beste Beweis, daß sie ihn für überlegener halten, als sie gestehen möchten. Wozu in Voraus so viel Kraftanstrengung gegen einen Schwächling, der ja doch später keinen Widerstand leisten könnte; vielleicht geht hier Irrthum und Täuschung Hand in Hand, die Einsicht Ludwig Philipps, der jedenfalls bessere Gelegenheit hatte, den Prinzen zu beurtheilen, als Andere, die ihm ferner stehen oder nur in offiziellen Momenten nahen konnten, bürgt mir für die Fähigkeit des künftigen Regenten; er würde die ungeheuerste Last, das Heil seiner ganzen Familie nicht so unzuverlässigen Schultern anvertraut haben. Denn Ludwig Philipp selbst hat man ja auch im Anfang nicht für einen Adler gehalten und nur allmählich sahen wir, wie er die Riesenschwingen seiner Superiorität entfaltete. Es dürfte leicht der Fall sein, daß der duc de Nemours den Feinden des Bestehenden eine ähnliche Surprise bereitet. —

Das Ministerium Guizot scheint auf lange Zeit befestigt zu sein, in Folge des großen Sieges, den dieser außerordentliche Mann ganz der Allgewalt seiner Worte verdankte. Die Rede, worin er den edlen Lamartine und mit ihm die ganze Opposition zu Boden sprach, wird ewig denkwürdig bleiben in den Annalen des menschlichen Geistes, ja sie gehört zu den hervorragendsten Begebenheiten der Geschichte. Das war eine von jenen Rede-Thaten, von welchen Hegel sagte: „Reden sind Handlungen unter Menschen und zwar sehr wesentliche, wirksame Handlungen. Freilich sagen die Menschen oft, es seien nur Reden gewesen und wollen insofern die Unschuld derselben darthun. Solches Reden ist lediglich Geschwätz und Geschwätz hat den wichtigen Vortheil, unschuldig zu sein. Aber Reden von Völkern zu Völkern oder an Völker und Fürsten sind integrirende Bestandtheile der Geschichte." Einige Tage vorher erinnerte mich Guizot ganz besonders an den großen Meister, an Hegel, als er nämlich mit fast Hegel'schen Worten in der Kammer von der Begründung eines geregelten ruhigen Friedenszustandes sprach, dessen man jetzt bedürfe, damit die Errungenschaften der Revolution auch vertheidigt würden, damit die abstrakten Ideen auf die concreten Verhältnisse gegründet werden, damit die Freiheit sich einbürgere in den Massen. Diese Huldigung der Freiheit, die nur in geregeltem Ruhezustand möglich, ist gewiß nicht minder wichtig, wie die Promulgation der Idee, welche letztere jedenfalls eine leichtere Arbeit. Mit den liberalen Sätzen ist noch nicht viel geholfen und würden sie auch unter Pauken- und Trompetenschall proklamirt, eingegraben in Tafeln von Erz. Das ist aber der leidige Wahn unserer Tribunen, die es für die Hauptsache halten, wenn ein Fetzen Freiheit mehr oder weniger abgerissen wird von dem Purpurmantel der Gewalt; sie sind zufrieden, sobald die Ordonnanz, die irgend ein demokratisches Grundgesetz sanktionirt, recht hübsch, schwarz auf weiß im Moniteur steht. Dies bedruckte Papier ist ihnen Alles.

Bei dieser Gelegenheit erinnere ich mich: Als ich vor 10 Jahren den alten Lafayette besuchte, drückte mir derselbe beim Fortgehen einen Zettel in die Hand — er hatte dabei ganz die geheimnißvolle Miene eines Wunderdoktors, der ein geheimes Universal-Elixir dem Gläubigen zusteckt — und dieser Zettel enthielt „die Erklärung der Menschenrechte," die der Alte schon vor 60 Jahren aus Amerika mitgebracht und noch immer als Universalpanacee betrachtete, womit man die ganze Welt radikal kuriren könnte. Nein, mit dem bloßen Recept ist dem Kranken noch nicht geholfen, obgleich jenes unerläßlich ist: er bedarf auch der Tausendmischerei des Apothekers, der getreuen Sorgfalt einer guten Wärterin und der ruhigen Wirkung der Zeit. — Guizot wird sich noch geraume Zeit halten und — das ist auch aus vielen anderen Gründen ein Glück für Frankreich. Dieser ewige Ministerwechsel ist ein sehr großes Uebel für das Land, das mehr als jedes andere der Stille bedürftig ist. Wegen ihrer precären Stellung können die Minister sich in keine weitausgreifenden, gemeinnützigen Pläne einlassen und der nackte Erhaltungstrieb absorbirt alle ihre Kräfte. Ihr schlimmstes Mißgeschick ist nicht sowohl ihre Abhängigkeit vom königlichen Willen, der sich ganz allein geltend macht, als vielmehr ihre Abhängigkeit von den sogenannten Wilden, jenen konstitutionellen Janitscharen, die nach Laune die Minister absetzen und einsetzen. Erregt einer derselben ihre Ungnade, so pauken sie gleich los auf ihre Suppenkessel, versammeln sich in ihrer respektiven Orta und seciren und stranguliren das gegenwärtige Ministerium. Die Ungnade dieser

Leute entspringt ganz aus wirklichen Suppenkessel-interessen! sie sind es, welche in Frankreich eigentlich regieren, indem kein Minister ihnen etwas verweigern darf, keinerlei Amt und Vergünstigung, weder ein Konsulat für ihren Herrn Schwager, noch ein Tabaksprivilegium für die Wittwe des Portiers. — Jenes beständige Ministerwechselfieber ist eine chronische Krankheit, die zunächst der Heilung bedarf — oder ist diese unaufhörliche Umwandlung der höchsten Staatsbehörden bei den veränderungssüchtigen Franzosen vielleicht ein Surrogat für den öfteren Dynastieenwechsel, ein noch größeres Uebel, woran sie sich schon zu gewöhnen schienen?

Menschenseele.

Unaufhörlich wehn im Wind,
Wo er rührt die Wipfelzungen,
Alt, so alt nur Zeiten sind,
Heilige Erinnerungen.

Die Unendlichkeit im Raum
Wird durchatmet, wird beseelet,
Wenn er hüllend Halm und Baum
All in Einen Hauch vermählet.

Menschenseele, wann einmal
Fühlst auch du dich Teil vom Ganzen
Und vergißt im Weltchoral
Deine armen Dissonanzen?

Georg von Oertzen.

Um deine Stirne.

Um deine Stirne webt ein Dämmerschein,
Wie wenn im Wald durch Buchenzweige rinnt
Gedämpftes Sonnengold und zitternd spinnt
Um hohen Farn und zartbemoost Gestein.

Es schweigt der Mittag. An ein Blatt geschmiegt
Der Falter kaum die samtnen Flügel regt,
Die blauen Glocken hängen unbewegt,
Mit leisem Summen nur die Biene fliegt.

Am Felsen singt der Bach sich selber ein
In leichten Schlaf — nur manchmal klingt's empor
Sehnsüchtig schluchzend an des Waldes Ohr,
Der lauschend ruht im goldnen Dämmerschein.

Carl Weitbrecht.

Mitternacht.

Mitternacht, das ist die Stunde,
Da die Toten auferstehn,
Liebevoll, mit blassem Munde
Still durch unsre Herzen gehn —

Und in mitternächt'gen Stunden
Steigen andre uns herauf;
Nahn sie, brechen alle Wunden,
Längst geschlossen, wieder auf.

Abgefallen und verdorben,
Ruhn sie nicht im Erdenschoß;
Uns, nur uns sind sie gestorben,
Freveln weiter ruhelos.

Denk' ich jener, die geschieden,
Wird zu Wonne fast die Pein;
Liege ruhig, schlaf' in Frieden
Unter warmen Thränen ein.

Starr ich denen, die noch leben,
Ins verzerrte Angesicht —
Thränenlos, mit kaltem Beben
Wach' ich bis zum Morgenlicht.

Mia Holm.

Matthäus 14.

Auf den Wellen meines Lebens
Ziehet Liebe leis einher;
Also wandelte einst Christus
Lichtumglänzt auf weitem Meer.

Und sie ruft mich, und ich trete
Ehrfurchtschauernd zu ihr hin —
Und es tragen mich die Fluten,
Weil ich gläubigen Herzens bin.

H. Jank.

Handwerksregel.

Schreib früh in dein Diarium:
Nominativ, das Publikum!
Spielst du die Lieblingsmelodie
Im Genitiv, des Publici,
Empfiehlst du stets, im Dativ, so
Dich deinem werten Publico.
Zu schelten wage niemals dumm
Accusativ, das Publikum,
Du weckst den Tiger! Lächle drum
Im Vocativ, o Publikum!
Mein Herz, im Ablativ, ist froh
Abhängig von dem Publico!
Verfährst du so, wirst du zum Schluß
Ein wohlbestellter Publicus
Und klopfst den vollen Sack so wie
Die auserwählten Publici.

Otto Roquette.

Friedrich Theodor Vischer.

Zum 80. Geburtstage (30. Juni 1887).

Von **Wilhelm Lang.**

Wenn von den Schwaben in der Litteratur die Rede ist, so denkt man gerne an ein verbündetes Häuflein. Sie erscheinen gruppenweise, man sieht sie gesellig ausschwärmen. Das mag mit den Bildungsanstalten zusammenhängen. In ihnen erzeugt sich ein kameradschaftlicher Geist. Gemeinsam haben die Jünglinge gelernt und gemeinsam thun sie die ersten Flüge in die Welt. Dann aber sondert sich die eigene Art eines jeden. Weitab führt Geschick und eigener Trieb die ehemals Verbundenen, und wenn es überrascht, in mäßigen Zwischenräumen gleichzeitig eine Fülle verwandter Talente hervorbrechen zu sehen, so überrascht noch mehr die Mannigfaltigkeit der selbständigen Charaktere, die aus gemeinsamem Boden sich herausgestaltet haben.

Als gegen Ende des vorigen Jahrhunderts Schwaben endlich gleichfalls teilnimmt an dem neu erwachten geistigen Leben, sammeln sich um eine poetische Blumenlese die jungen Talente; neben ihnen schießt dann freilich der eine Schiller so gewaltig in die Höhe, daß er die Genossen und Rivalen gänzlich in den Schatten der Vergessenheit drückt. Kaum ein Menschenalter später, und es steigt aus dem Tübinger Stift das Dreigestirn Hölderlin, Hegel, Schelling auf, in neue Ideale der deutschen Gedankenwelt voranleuchtend. Hier ging der Anstoß von der Philosophie aus, doch schon hat sich indessen ein anderer Kreis zu bilden begonnen, der sich zur Pflege edler Dichtkunst um den Meister Ludwig Uhland schart. Ein friedliches, idyllisches Geschlecht, dem dann wieder ein streitbares und — als ob ein Gesetz in dem Wechsel wäre — wieder von philosophischen Ideen bewegtes folgt: die mit ungewöhnlichem Reichtum an Talenten ausgestattete Schar der Blaubeurer. Glänzende Waffenthaten sind von diesem Kreise ausgegangen: die einschneidendste das Leben Jesu von Strauß.

Strauß ist es auch, der uns ein Bild von den geistigen Anfängen der in der berühmten Blaubeurer Promotion Verbundenen hinterlassen hat. Wenige sind mehr am Leben von denen, die am 21. Oktober 1821 als Vierzehnjährige die Klosterschule in dem stillen, romantischen Albthale aufgenommen hat.

> Wo sind sie hin? Zersprengt, verweht,
> Wie Gras des Feldes hingemäht!
> Nur wenige Greise sind noch übrig blieben,
> Zu zählen, wer noch lebt von all den Lieben.

Von den klangvollen Namen nur Vischer und Gustav Pfizer. An dem letzteren hat Mit- und Nachwelt noch ein Unrecht gut zu machen. Man würdigt diesen einsamen Dichter und Denker nicht nach Verdienst, wenn man ihn als Anhang zur sogenannten schwäbischen Schule behandelt. „Eine feine und im besten Sinne vornehme Natur," so schildert Strauß den Mitschüler, „von dem nicht immer feinen Treiben der Mehrzahl sich reinlich und ironisch zurückziehend, nur einem gewählten Kreise von Fähigern und Gebildetern die Schätze seines Inneren erschließend." Schon damals teilte er einzelnen Vertrauten „ausgezeichnete Proben" seines Dichtertalentes mit. Seine markigsten Klänge hat dieses Dichtertalent erst gefunden, als es von der Erfüllung des deutschen Einheitstraums zu singen galt und von dem eisernen Manne, der

> — das versunkne Reich neu aufgerichtet,
> Den feigen Wahn von Deutschlands Fluch vernichtet.

Von dem jungen Vischer aber weiß Strauß zweierlei zu rühmen. Einmal „eine Fülle von Originalität, Witz und Humor. Er war die Seele jeder heitern Gesellschaft oder komischen Darstellung, ein geschickter Zeichner besonders in Karikaturen." Damals konnte man freilich kaum ahnen, daß der witzige, stets zu guten Streichen aufgelegte Kamerad dereinst ein tiefer Denker über das Wesen des Komischen werden und daß er als Dichter noch in späten Jahren humoristische Kunstwerke von ganz eigener Art und Größe schaffen werde. Und doch konnte man es vielleicht ahnen, wenn schon damals die Genossen fanden, daß hinter der humoristischen Außenseite bei Vischer sich „ein höchst energischer Charakter" barg. Strauß hat damit eine Eigenschaft seines Freundes bezeichnet, die geradezu einen Grundzug seines Wesens bildet. Wenn wir in diesen Tagen den Geburtstag des Achtzigjährigen feiern, wenn wir dabei nicht uns besinnen müssen — wie wohl in solchem Falle erklärlich wäre — auf halbvergessene Thaten seiner Jugend und blühenden Manneszeit, wenn wir vielmehr eben erst Zeugen gewesen sind seiner reifsten und eigentümlichsten Hervorbringungen, wenn er, in strenger Zucht seine Kräfte aufsparend, übend, erweiternd bis in ein hohes Alter, ja in diesem nur immer reichlicher, den geistigen Schatz seines Volkes mehrt, wenn er heute als ein Lebendigwirkender unter uns erscheint, so ist das nur einer ganz ungewöhnlichen Stärke und Energie des Charakters zu danken, für welche der einsinkende Lebensabend verstärkter Antrieb zum Schaffen ist, nicht Einladung zu bequemer Ruhe.

Diese Energie nun giebt recht eigentlich den Grundton an in dem, was Vischer ist und was er hervorgebracht hat. Man erkennt sie schon in der Sprache, in der Gewalt, mit der er dieses Werkzeug in den Dienst des Gedankens zwingt; man erkennt sie in dem kunstvoll bis in die letzten Tiefen und in die äußersten Spitzen aufgeführten Bau der Wissenschaft vom Schönen, wie in den einzelnen, überall aufs Zentrum gerichteten Untersuchungen, mag deren

Gegenstand ein Werk der Dichtung, ein metaphysisches Problem, eine flüchtige Zeiterscheinung sein. Man erkennt sie in der Art, wie er die ästhetischen Grundforderungen stellt, denn überall dringt er auf Leben, Handlung, Dialektik der Leidenschaft; Shakespeare ist ihm mehr als Goethe, und bei Goethe selbst der lebensfrische Naturstil des Jünglings mehr als das marmorisierte Kunstgefühl des Greises. Man erkennt sie in dem Streitzorn, der seit den ersten Gängen in den Hallischen Jahrbüchern so manches Opfer unbarmherzig sich ersah, in der Lust, mit welcher er hageldicht die Hiebe herabfallen läßt über alles Schein- und Unwesen der Zeit, in dem durchweg männlichen Charakter seiner Dichtungen, in der heißen Liebe zum Vaterland. Und man erkennt diese Energie noch heute in der ungebrochenen Persönlichkeit des Mannes, wie er mit seinen achtzig Jahren unter uns wandelt, in dem straffen elastischen Gang, in der sicheren ungebeugten Haltung, mit der heute wie vor fünfzig Jahren der akademische Lehrer vor seinen Zuhörern steht.

Auf das akademische Lehramt hat Vischer stets den Hauptnachdruck seiner Wirksamkeit gelegt. Hier hat er bis auf diesen Tag seine ganze Persönlichkeit eingesetzt. Das lebendige Wort an empfängliche Geister, das hielt er für seinen wahren Beruf. Nicht in dem Sinne war er Lehrer, daß er Schule gemacht hätte. Hier giebt es keine Methode zu überliefern, keine Kunstgriffe zu erlernen. Sondern der Vortrag ist selber ein Kunstwerk, das als solches zu wirken bestimmt ist, und eine Folge von Geschlechtern hat in diesem Sinne Fülle von Anregung im weiten Reiche der Formen durch ihn empfangen, Ahnung der Grundgesetze des Schönen in Natur und Kunst, Verständnis der großen Dichtungen unserer und fremder Völker. Wer ihn nicht auf dem Katheder hat stehen sehen und reden hören, der kennt ihn nur zur Hälfte. Die aber zu seinen Füßen gesessen sind, denen wird auch der Genuß seiner Schriften erhöht: die ganze Persönlichkeit wird ihnen gegenwärtig durch die Erinnerung an das gesprochene Wort.

Vischers Schriften gehören teils der Wissenschaft an, teils sind es Erfindungen der Einbildungskraft. Beide Gebiete sind aber nicht streng abgegrenzt; das eigentümliche ist vielmehr, daß die beiden Kräfte, die des Denkens und die der Phantasie, stets zusammen in Thätigkeit sind: ihre Mischung bildet das besondere Gepräge der Schöpfungen Vischers und deren besonderen Reiz. Denn die Werke, in welchen strenge Denkarbeit herrscht — durch den Zusatz von Phantasie gewinnen sie Farbe, Anschaulichkeit, dramatische Bewegung. Die Dichtungen aber, obwohl reich an dem, was man poetische Schönheiten nennt, gewähren doch noch größeren Genuß, wenn man sich in die verwickelten Gedankenprozesse vertieft, welche in ihnen durchscheinen. Was ihnen von der einen Seite abgeht, am Maßstab der naiven Kunst gemessen, das gewinnen sie nach der anderen Seite durch die Verknüpfung mit Ideen.

An den Früchten dieser eigentümlichen Mischung erfreuen wir uns, als ob sie nicht anders hätten wachsen können, sie haben etwas Überzeugendes, eine innere Notwendigkeit. Vischer selbst aber hat das Gleichmaß beider Kräfte zugleich als Hemmung empfinden müssen, jede schien der anderen Raum wegzunehmen, ihr im Wege zu stehen: nicht ohne Schwankungen und nicht ohne ein starkes Übergewicht nach der einen Seite hat er seinen Weg gemacht. Daß er ein „Geteilter“ geworden ist, ein halbes Glück in der Kunst, ein halbes in der Wissenschaft gefunden hat, das spricht er selbst in den schönen Strophen an das Ahnenbild Peter Vischers aus. Am frühsten regte sich in ihm der künstlerische Trieb. Alles Bild entzückte ihn, bereites Werkzeng war ihm ein scharfes sicheres Auge, er wollte Maler werden. Doch des Lebens Wendung trieb ihn „in der Denker stirngefurchte Reihn, in die gestrengste aller Geisteswelten, weitab vom heitern Sinnenschein.“ Philosophie und Theologie nehmen das Denken in Zucht. Ganz läßt sich doch auch der Zug zum Phantasieleben nicht verdrängen, die Erstlinge der Muse fallen in diese Zeit. Während des Studiums aber vollzieht sich die allmähliche innere Befreiung von der Theologie durch Schelling, Schleiermacher, Hegel. Das Ergebnis des Studiums ist, daß er der Theologie hinter die Coulissen, dem Dogma und der Kirche in die Karten sehen lernt. Doch das tritt erst später ganz und unerbittlich in das Bewußtsein. Zunächst beschwichtigt auch er sich mit der bekannten Hegelschen Auskunft: Warum nicht der Gemeinde in ihrer Sprache vortragen, was der Wissende in seinem Sinne versteht? Nach einer kurzen Dienstzeit in Kirche und Schule unternimmt der Fünfundzwanzigjährige seine wissenschaftliche Reise durch Deutschland. Noch immer ist die Losung Philosophie. Doch geht ihm jetzt in Shakespeare eine neue Welt auf, die Museen in Berlin, Dresden, Wien geben der Anschauung begierig eingesogene Nahrung, ihm ist wohlig zu Mut in der alten behaglichen Kaiserstadt, im Hochgebirge lernt er Bergvolk, das noch Rasse hat, malerische Trachten, naive Volksart kennen. In München aber, inmitten der dortigen Kunstschätze, entscheidet sich die innere Wendung zu der Welt der reinen Formen als seiner eigenen Heimat. Es dämmert ihm auf, daß er hier oder nirgends seinen Lebenszweck finden werde; an die Betrachtung schließen sich die Anfänge des Studiums.

Nach der Rückkehr in die Heimat beginnt die Repetentenzeit und in ihr ein „unberechenbares inneres Wachstum“. Zwar geht es zur Philosophie zurück, aber jetzt in freierem Sinne, in geisterfülltem Austausch mit den Genossen, unter welchen Strauß eben jetzt seine Entdeckungen auf dem Feld der neutestamentlichen Kritik machte. Als Vischer im Herbst 1834 zu einem Kirchenamt berufen werden soll, fühlt er die innere Unmöglichkeit: der Prozeß der inneren Lösung von Theologie und Kirche hat still in ihm gegraben und war vollzogen, ehe er sich davon Rechenschaft geben konnte. Als Repetent besaß er das Recht, Vorlesungen zu halten; er hatte mit Goethes Faust begonnen, der Erfolg war ein glänzender, und jetzt, nachdem er die Schiffe hinter sich verbrannt hat, arbeitet er eine zweite Vorlesung aus über Ästhetik, er schreibt die grundlegende Abhandlung über das Erhabene und Komische und habilitiert sich 1836 in Tübingen als Privatdozent der deutschen Litteratur und Ästhetik. Schon im folgenden Jahre wird er zum außerordentlichen Professor ernannt. Die Reise nach Italien und Griechenland 1838—1840 vollendet die Lehrjahre.

Der außerordentliche Erfolg, den Vischer auf dem Lehrstuhl hatte — freier Vortrag, nach gründlicher Vorbereitung frisch in der Stunde erzeugt, lebhaft, bewegt, witzig, die jugendlichen Hörer mit hinreißender Gewalt ergreifend — dieser Erfolg machte die gewaltsame Unterbrechung um so empfindlicher, die seine Lehrthätigkeit mitten

im schönsten Laufe erlitt. Vischer wurde im Jahre 1844 zum Ordinarius ernannt, doch die Antrittsrede mit ihrem feurigen Bekenntnis zur Freiheit und Immanenz, mit der Ankündigung „offenen Hasses“ gegen die schleichenden Dunkelmänner entfesselte einen Sturm der angegriffenen Partei, und die Regierung glaubte zur Beschwichtigung des Ärgernisses einschreiten zu müssen, indem sie ihn für zwei Jahre von seinem Amt entfernte. Vischer hat die Kränkung schwer empfunden, aber sie spornte ihn zugleich zu angestrengter Thätigkeit, sie steigerte den Antrieb zur wissenschaftlichen Produktion. Er machte sich jetzt an die systematische Bearbeitung der Wissenschaft vom Schönen und schuf in seiner Ästhetik ein Werk, das, wenn er auch die Methode, ja gewisse Fundamente späterhin selbst Preis gegeben hat, seinen Platz in der Wissenschaft behaupten wird, durch die dialektische Gedankenarbeit nicht weniger, als durch das, was in dem Werke reine Anschauung, eigener Fund des Auges ist. Mit Recht durfte er später sagen, daß, wer nicht nur auf die Knochen, sondern auch auf das Fleisch des Buches sieht, finden wird, daß er schon damals angefangen hatte, sich von Hegel zu befreien. Eine Unterbrechung dieser Arbeit brachte das „Märzjahr“ 1848, Vischer war als Abgeordneter für Tübingen-Reutlingen Mitglied der Frankfurter Nationalversammlung; dann ist sie in den Jahren der Reaktion, da stille Arbeit die Zuflucht war nach dem Schiffbruch der nationalen Hoffnungen, zu Ende geführt worden.

Im Jahre 1855 folgte er, noch immer nicht sicher vor Späherblicken und Angebereien, einem Rufe nach Zürich. Elf Jahre verlebte er in der anregenden Limmatstadt, und auch hier schuf er sich einen glänzenden Wirkungskreis, der aber doch die Sehnsucht nach der Heimat nicht austilgen konnte. Die Dinge, die sich im Vaterland eben in jenen Jahren vorbereiteten, hatten sie mächtig genährt. Denn Vischer verfolgte mit leidenschaftlichem Anteil den politischen Meinungskampf, der damals in Deutschland die Wendung der vaterländischen Geschicke einleitete. Als er im Jahre 1866 durch den Minister Golther nach Tübingen zurückberufen wurde, konnte er den Ruf um so weniger ausschlagen, als er in der ehrenvollsten Weise erfolgte: es war ihm die endliche Genugthuung für erlittenes Unrecht. Vischer ist der Heimat fortan treu geblieben, auch als ein Ruf nach München lockte, hat aber, nachdem der Versuch, seine Lehrthätigkeit zwischen Tübingen und Stuttgart zu teilen, sich nicht durchführbar erwies, schon nach wenigen Jahren ganz für Stuttgart entschieden, wo seine Vorträge nicht bloß von Studierenden des Polytechnikums besucht sind, sondern auch ein Kreis von reiferen Männern und Frauen dankbaren Anteil an ihnen nimmt. Den Lieblingstraum, daß die schwäbische Hauptstadt dereinst ein süddeutscher Kulturmittelpunkt sein werde, wo die höchsten Lehranstalten, Universität und technische Hochschule vereinigt wären, hat er wenigstens in seinem Teile vorausgreifend verwirklichen wollen.

Der feste Boden, den er mit der Rückkehr in die Heimat fand, und der feste Boden, den bald darauf jeder Deutsche mit der Gründung des Reiches gewann, hat ihm die Schaffensfreude mächtig erhöht und in nachhaltigem Fluß erhalten. Die Abhandlung, der Essay, war ihm seit den Hallischen Jahrbüchern und den Tübinger Jahrbüchern der Gegenwart eine vertraute Form, oder besser eine vertraute Waffe. Unter den Beiträgen der Verbündeten ragten diejenigen Vischers durch ihre witzige Schärfe hervor. Mit Recht nennt er seine Aufsätze „Kritische Gänge“. Es ist ihm ein grimmiges Behagen, aus dem Vorrat seines mit alten und neuen Wertstücken überreich gefüllten Sprachschatzes seine Gegner mit Pfeilen des Witzes zu überschütten. Doch das ist nicht die einzige Eigentümlichkeit seiner Abhandlungen. Der Umkreis, in welchem die letzteren sich bewegen, ist weit: ästhetische Fragen, Kunst und Litteratur, Sitten- und Zeitgeschichtliches. Sie alle tragen das Gepräge ernster Denkarbeit, der Forschung. Mag ein Gegenstand scheinbar noch so sehr auf der Oberfläche liegen, Vischer weiß ihm eine Vertiefung zu geben, weiß ihn in Beziehung zu ernsthaften Problemen zu setzen. Kein Motiv ist so fragwürdig und unbedeutend, daß es nicht, mit bohrender Denkkraft verfolgt, auf kürzerem oder längerem Wege geradezu bis zu den Welträtseln führte. Auf diese Weise kommt ein philosophisches Element auch in die Behandlung rein litterarischer Vorwürfe. Vischer ist ein Meister in der Charakteristik dichterischer Persönlichkeiten, aber er leistet dabei immer noch ein Übriges: es muß auch für die Wissenschaft ein Gewinn abfallen, sei es, daß Stilgesetze erörtert, ästhetische Grundbegriffe aufgehellt oder Blicke in die geheimnisvolle Werkstätte bewußter und unbewußter Geisteskräfte eröffnet werden. Auch eigentlich philosophische Probleme reizen ihn aufs neue. Er verzichtet auf systematische Darstellung — weiß er doch, daß die Philosophie überhaupt sich bescheiden muß, „einzelne Blicke in das Zentrum zu thun,“ doch eben dieses Eindringen ins Zentrum unternimmt er von den verschiedensten Punkten aus, angeregt durch Zeitfragen oder einzelne Erscheinungen der Bücherwelt. Er zwingt den Leser, mit ihm in die Tiefe, zum Grund der Dinge hinabzusteigen. An keiner Schwierigkeit geht er vorbei, vielmehr das Schwerste sucht er sich gerade heraus. Niemals ist er auf breitgetretenen Pfaden zu finden, er bahnt sich seinen Weg selber, am liebsten durch das dichteste Dickicht. Wie bei seiner Kritik des Faustgedichtes macht er sich mit Vorliebe an die „Knotenpunkte“, wo die Probleme zusammengeballt liegen, bohrt sich in diese Gedankenknäuel ein und sucht die Fäden bloßzulegen, die in ihnen eingewickelt sind. Da ist es eine Arbeit, aber auch eine Lust, ihm zu folgen, wenn er in die dunkle Einheit von Geist und Natur hineinleuchtet und dem Monismus der Materialisten das angemaßte Recht abstreitet, wenn er das Wesen des Traums untersucht und dabei gleichfalls auf das Grundproblem der Spaltung des Ewigen in Geist und Natur stößt, wenn er dem Pessimismus die scheinphilosophische Grundlage wegzieht oder Hauptbegriffe der Kunstlehre, wie Symbol und Allegorie, erläutert. Das alles ist von einer tiefgründigen Denkkraft heraufgeholt, aber zugleich anschaulich vor das innere Auge gestellt. Edelgestein, das in allen Farben funkelt. Denn wiederum steht die Phantasie ihrer Schwester zur Seite und legt ihr das glänzende Gewand um: eine Sprache, welche so eigenwüchsig wie der Gedanke, zugleich mit ihm geboren, die überzeugende Deutlichkeit des Bildes hinzufügt, im Bilde den treffendsten Ausdruck findet.

Zuletzt ist die philosophische Lebensarbeit Vischers der Untergrund, auf dem sich auch die Phantasiegestalten des Dichters bewegen; nur so sind sie völlig verständlich und können völlig genossen werden. Wiederum das Bündnis von Denken und Phantasie, jetzt aber in einer Folge von

eigentümlichen Dichtungen, in denen der lange aufgesparte künstlerische Trieb sich sein Recht nimmt und im vollen Flusse der Schöpfungskraft sich bethätigt; knorrige und krummgewachsene Gebilde, aber vollsaftig und vollblütig; Dichtungen, die, mit souveräner Keckheit schaltend im eigenen Gebiet, zugleich stets auf einen in der Welt des Gedankens erzogenen und einheimischen Geist zurückweisen. Als die reifen Früchte des Herbstes folgen sich jetzt: das komische Heldengedicht „Der deutsche Krieg" (1873), „Auch Einer" (1879), die Sammlung der „lyrischen Gänge" (1882), „Faust, der Tragödie dritter Teil" (zweite Ausarbeitung 1886).

Wie der Vogel in den Zweigen singt, so singt ja wohl der echte Dichter. Es kommt über ihn, die Stunde trägt es ihm zu, und er entläßt das empfangene Bild, als ob es von selber geworden sei. Es fehlt unter Vischers Gedichten nicht an solchen, in denen reine Empfindung den zutreffenden Ausdruck scheinbar mühelos gefunden hat. Die Gänge sind reich an echtem lyrischem Gold: Drang und Pein der Jugend, Liebesglück und Leid, idyllisches, traumspinnendes Behagen, Bilder aus großer südlicher Natur, Scherz und gereifte Spruchweisheit, alle diese Töne weiß der Dichter anzuschlagen. Doch überwiegend trägt seine Muse ein strenges Antlitz, dem die Gewohnheit der Denkarbeit aufgedrückt ist, und das eigenste Gepräge tragen erst jene Dichtungen, bei denen der aus philosophischen Klüften herausleuchtende Humor zu Gevatter gestanden ist. Sucht man den Faden, der die bunte, Bizarres und Wunderliches nicht ausschließende Sammlung verbindet, so stößt man auf eine dichterische Persönlichkeit, welche durch die größten Gegensätze wirkt und anzieht, jetzt den Flug zu den Ideen nimmt, im nächsten Augenblick im Element des Närrischen sich bewegt, grübelnd die Tiefen des menschlichen Lebens durchmißt und gleichwohl einen Schatz echter poetischer Empfindung sich bewahrt, die von den schreienden Mißklängen des Weltganzen im Innersten bewegt ist, doch aus dem Zwiespalt sich befreit durch einen Humor, in welchem die volle Hingabe an die objektiven Ordnungen des Geistes in Kunst, Staat und Sitte durchscheint. Die Ganzheit dieser Dichternatur spiegelt keines der Stücke treuer wieder, als das Heldengedicht „Jochias", das drollig und bizarr, sprudelnd von Laune und Erfindung, tiefer und tiefer in den Ernst hineingerät und zuletzt in der Beichte, welche die Natur, als ein derbes, dämonisches Weib vorgestellt, unerbittlich dem Dichter abnimmt, zu ergreifender Großartigkeit sich steigert.

Im deutschen Krieg hat Vischer zum Bänkelsängerton zurückgegriffen, dem der Jugendliche einst seine erste Berühmtheit verdankte. Aber im launigen, behaglichen Spiele liegt ein tiefer Ernst. Die ehrliche Philisterseele, die sich anstrengt, die gewaltigen Ereignisse des Völkerkrieges in ihre Sprache zu übersetzen, die mit rührender Anspruchslosigkeit in ihrem Gedankenkreis verharrend das mächtig hereinbrechende Schicksal sich zurechtlegt, in die Kategorien ihres hausbackenen Verstandes bringt und wohlmeinende Betrachtungen daran knüpft, sie ist zugleich die ehrliche deutsche Volksseele, und aus ihr spricht nicht nur ein mit komischer Würde sich aufrichtendes Selbstgefühl, sondern auch edle Trauer und bitterer Zorn über ein Geschlecht, dem die sittliche Kraft versagt blieb, sich zur Größe seiner Geschicke aufzuschwingen.

Noch verwickelter sind die Fäden im Faustgedicht ineinander gewoben. Die zunächst auf den zweiten Teil von Goethes Faust gemünzte Satire wird einmal zur Satire auf die Goethe-Ausleger und Bewunderer, welche sich wieder in zwei Klassen teilen: die Exakten, welche die Knöpfe an Goethes Rock zählen, die Lumpensammler, die feierlichen Schrittes zum Heiligtume der addierten Bröselkrume wallen, und andererseits die Sinnhuber, die Übergeistigen, welche ihren Witz anstrengen, der Rätsel philosophischen Sinn zu ergründen. Doch in der zweiten Bearbeitung wird daraus zugleich ein satirisches Zeitgedicht. Vischer macht in seiner Weise mit der alten Forderung Ernst, daß Faust vom Dichter auf das weltgeschichtliche Theater gebracht werden müsse. Im Helden verkörpert sich das deutsche Volk, er wird in den Kampf um die nationale Existenz hineingestellt und in den Kampf um die geistige Freiheit, welche jesuitische Umgarnung dem deutschen Volke zu rauben droht. Das Ganze ein Feuerwerk mit prasselnden Witzgarben, die Handlung in einem drolligen, pudelnärrischen Humor erfunden, dazu eine Sprache, die sich in ungeheuerlichen Wortbildungen und Reimspielen überbietet — das alles zwingt auch diejenigen mitzulachen, die sowohl über den zweiten Teil des Goetheschen Faust, als über den Wert der Goethe-Philologie die starke Empfindung des Satirikers nicht zu teilen vermögen. Ganz aber muß sie das Nachspiel versöhnen, worin der Dichter für seinen Frevel an Goethe sich schuldig bekennt und eine Art Selbstbeichte ablegt, und welche in einer schwungvollen Anrede an den alten Herren selbst gipfelt: eine Scene voll hoher und hinreißender Schönheiten, in denen der Quell echter Dichtung so hell als kräftig dahinströmt.

Vischer hat sich dagegen verwahrt, daß er im „Auch Einer" sich selbst, sein Alter Ego habe abschildern wollen. Doch er gesteht zugleich, daß das Bild des sonderbaren Kauzes lange vorbereitet in seinen Gedankengängen war. Alle seine Dichtungen könnten ebensogut wie die Pfahldorfgeschichte und die eingestreuten Lieder hinterlassene Werke des Albert Einhart sein. Gewiß ist, daß das Verständnis seiner dichterischen Gesamtpersönlichkeit dadurch bedeutend erleichtert ist, daß er alle einzelnen Züge, die wir aus seinen Schöpfungen herauslesen, vereinigt und verkörpert hat in der Erfindung des Helden dieser Geschichte. Diesen „schiefgewickelten Menschen" hat der Dichter wie mit seinen Schrullen und Einfällen so mit seinen tiefsten Empfindungen und reifsten Gedanken ausgestattet. Eine edle Natur, die mit einer unglückseligen Empfindlichkeit für die kleinen Leiden und Tücken des Erdenlebens behaftet ist, schutzlos gegen die Unbilden, die dem Arglosesten unversehens aus jedem Winkel drohen. „Er ist Prometheus im kleinen, nicht vom Geier, sondern von Spatzen zerhackt." Er weiß, daß die tückischen Dämonen es ganz besonders auf ihn abgesehen haben; mit grausamer Lust wühlt er in den Tiefen seiner Leiden, steigert sich in seiner Wut über sie zu aberwitzigen Ausbrüchen, bildet sich eine förmliche Mythologie aus den ihm auflauernden Koboldon. Doch dieses Phantasiespiel ist schon ein Anfang der Selbstbefreiung. Der Mann, den wir zuerst abwechselnd bedauerten und lächerlich fanden, wird uns interessant, allmählich sympathisch: der Unglückliche empfindet die Widersprüche des Lebens deshalb so tief, weil das Gefühl der Zweckmäßigkeit in ihm von ungewöhnlicher Schärfe ist. Ihn empört der Widerstand der

unbotmäßigen toten Dinge; unerträglich ist ihm, daß der Kampf mit dem Kleinen beständig den Kampf um das Große hemmt und durchkreuzt. In allen Lagen des Lebens, als Liebhaber und Beamten, als Soldaten und als Mann des öffentlichen Lebens verfolgt ihn sein unwandelbarer Unstern bis zu tragischen Katastrophen, aber wir gewinnen zugleich den Eindruck einer tüchtigen, in sich geschlossenen, edlen und idealen Natur: er ist echter Dichter und echter Denker. Im oberen Stockwerk ist es bei ihm aufs beste bestellt, wie grausam es auch die kleinen Geister des unteren auf ihn abgesehen haben. „Die Canaillen haben mich doch nicht untergekriegt, ich habe nie am oberen Stockwerk gezweifelt und treulich daran gebaut, was ich konnte." Eben diesen Eindruck vollenden die Auszüge aus seinem Tagebuch. Und auch hier wieder der bunteste Inhalt: Sätze der Lebensweisheit wechseln mit schnurrigen Einfällen, groß empfundene Naturbilder, lyrische Ergüsse, Kunsturteile von wunderbarer Feinheit mit Strafreden und satirischen Ausfällen. Was der Verfasser über Vaterland, Glauben und Wissen, über Lebenszweck und Weltordnung gedacht hat, das erscheint hier, nicht in geordneter Form auseinandergelegt, aber so, daß die Bruchstücke auf eine ausgereifte, aus den Tiefen geholte Weltanschauung zurückdeuten.

Alle diese Dichtungen münden zuletzt ins Ethische. Die Moral ist stets: Wirken, Wirken für den Weltzweck, für die objektiven Ordnungen des Geistes, für Staat, Sitte, Kunst. Jener Zwiespalt von Denken und Phantasie erschöpft noch nicht die geistige Persönlichkeit Vischers, es kommt dazu noch als verbindende Kraft ein starker Trieb, in dieser Welt thätig zu sein. Ihm ist nicht wohl in dumpfer Faustküche: hinaus ins volle Menschenleben, zu Kampf und Massenbewegung! Seine Leidenschaft ist, handelnd einzugreifen, die Welt vernünftiger zu gestalten, aufzuräumen mit dem Schlechten und Verkehrten, mit Modethorheiten wie mit geistigen Wahngebilden, mit Lüge und Schwindelgeist in allen Formen. Es ist Temperament, edler, heißer Zorn in diesem Ansturme. Mit vollem Herzschlag nimmt der Dichter teil an dem, was die Zeit bewegt, an den Schicksalen des Vaterlandes. Mit Leidenschaft ist er einst Großdeutscher gewesen, und manches unmutige, ungerecht bittere Wort ist ihm damals aus der Seele gekommen. Doch das sah auch der Gegner, daß hier die lauterste Wahrhaftigkeit sprach. Und mit edler Wahrhaftigkeit hat er dann nach dem Jahre 1870 „sein Denken korrigiert" und frei sich zu dem Entschlusse bekannt, „zu retten aus Irrsal die Vernunft". Dennoch ist er derselbe geblieben: unbestochen durch den Glanz der Thaten, immer in streitbarer Stellung, die Klinge so schneidig wie je, jetzt gegen die innern Feinde des mächtig erstandenen Vaterlands gezückt. So steht der Achtzigjährige heute unter uns, in jugendlicher Kraft zu lieben und zu zürnen, als ein treuer Eckart in Stahl und Waffen, zu hüten die geistigen Güter seines Volkes. Die Kraft, „die unerschlafft bis über siebzig Jahr geblieben war," sie ist ihm bis heute treu geblieben. Auch die Muse achtet der Jahre nicht: erst vor wenigen Wochen hat seine Dichtung der Uhlandfeier im Stuttgarter Hoftheater die huldigende Weihe gegeben. Und noch ist er seinem Lehrberuf treu geblieben. „Spricht man vom Charakter eines Mannes, so ist es vor allem die Temperatur der Thätigkeit im angewiesenen Felde des Berufs, wonach man zu blicken hat." Das Wort ist von ihm selbst, und es kennzeichnet ihn, der mit seltener Anhänglichkeit und Strenge gegen sich selbst seines Amtes stets gewaltet hat und noch waltet. In den Jugendjahren hat er Freund und Feind gelobt, sie sollen sich überzeugen, „daß ich lebe, was ich schreibe." Doch halt — noch ist es nicht an der Zeit, die Summe seines Lebens zu ziehen. Noch darf ihn Aug' ins Auge grüßen, und ein jüngeres Geschlecht umgiebt ihn mit Dank und Verehrung. Möge der Tag, da er den verhallenden Amselruf zum letztenmal vernimmt, und da man der alten, treuen Schwarzwalduhr den Pendel zur Ruhe stellen soll, noch ferne sein.

Fuß über Grüften,
Fest auf dem Festen,
Haupt in den Lüften,
So ist's am besten.

Kleine Aufsätze und Recensionen.

Ein ästhetischer Kommentar zu den lyrischen Dichtungen des Horaz. Essays von Walther Gebhardi. Paderborn und Münster, Schöningh 1885.

Die Erklärung des Horaz kann auf doppelte Weise verfehlt werden und ist mehrfach auf diese beiden Arten verfehlt worden. Entweder nimmt man keine Rücksicht auf den poetischen Gehalt seiner Dichtungen und behandelt ihn wie irgend einen antiken Geschichtsschreiber, als Substrat, um den Schülern eine Reihe antiquarischer Kenntnisse neben den notwendigen grammatischen und metrischen Regeln beizubringen, oder man geht allzusehr auf die heitere Lebensweisheit des liebenswürdigen Dichters ein, die den Jünglingen schon ohnedem genug einleuchtet, und denkt nicht an die Warnung Schillers, der für den schrecklichsten der Schrecken den „Pedanten" erklärt hat, „den's juckt locker und lose zu sein". Und in letzterem Sinne haben nicht bloß unsere Schulmonarchen gesündigt, sondern auch unsere deutsche Lyrik des vorigen Jahrhunderts hat sich von dieser Richtung zum guten Teil beherrschen lassen, und jene Pedanten, die Gleim und Genossen, die Wein sangen und Wasser tranken, haben von Horaz freilich nicht die Leckerheit der Gesinnung, aber doch die Frivolität des Ausdrucks gelernt. Dadurch haben sie einen Zwiespalt zwischen Leben und Dichtung hineingetragen, der notwendig nur einen frostigen Genuß ihrer Dichtungen gestattet. Horaz dagegen lebte, was er dichtete, und dies eben macht ihn zum liebenswürdigen, wenn auch nicht zum bewunderungswerten Dichter. Die Essays von Gebhardi nun stellen sich in eine glückliche Mitte zwischen beide oben berührten Extreme; sie sind mit einem warmen Herzen geschrieben und deshalb mit gutem Gewissen zu empfehlen. Die Bezeichnung „Essays" schließt schon von vorn herein die Erwartung einer pedantischen Methodik aus; Winke über den technischen Aufbau der Oden, über die Kunst, womit Horaz alle Künstlichkeit meist oder wenigstens zu verstecken sucht, erwartet man vergeblich von ihnen; sie wollen zunächst das Herz des Lesers für den Inhalt der Horazischen Dichtungen gewinnen, und diesen Zweck erreichen sie. Es ist sehr nach unserem Geschmack, daß Gebhardi, allerdings meist entlehnte Übersetzungen in recht wohlklingenden gereimten Versen bringt, denn auch die Nachahmung der Horazischen Strophen hat unserer deutschen Litteratur, trotz Hölderlin und Platen, viel geschadet. Einmal hat er eine unmögliche Wortform durchschlüpfen lassen: „gebeun" statt gebieten (S. 59).

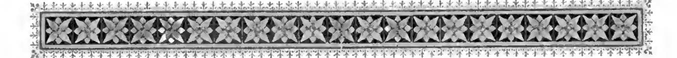
Posen. **Robert Boxberger.**

Redigiert unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung. — Nachdruck, auch im Einzelnen, ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt.
Druck von A. Bonz' Erben in Stuttgart.

Deutsche Dichtung.

II. Band. 7. Heft. Herausgeber: Karl Emil Franzos. 1. Juli 1887.





Gedichte

von

Hermann Lingg.

Im Ölwald.

Gieb, Ölwald, uns, den Sorgenmüden,
Was du schon lang versprochen hast,
Was du versprochen hast vom Süden:
Erholung, Ruhe, Friedensrast.
Sind wir, da wir zu dir geflohen,
Bei dir nicht näher allem Hohen,
Entrückter jeder Erdenlast? —

Zerklüftet, wie die Felsenplatten,
Und grau, wie sie, so stehst du da,
Dein zartes Laub, dein sanfter Schatten
Gemahnt an göttlich Leiden ja.
Gesenkte Zweige, Himmel oben,
Das Blatt von Asche wie bestoben,
Wer denkt da nicht an Golgatha?

Es schwebt mir stets auf deinen Wegen
Zugleich mit Dantes hohem Bild
Aus seiner Dichtung mir entgegen
Ein Zug Gestalten, ernst und mild;
Aus Klüften grinst die Macht des Bösen,
Und Klagen scheinen sich zu lösen
Aus Seegeflut zum Lichtgefild.

Ach, ein Verhängnis abzuwenden,
Ob je ein Opfer dies vermocht?
Wie viel wir Hoffnung noch verschwenden,
Wenn schon das Herz verzagend pocht!
Mir ist, als ob ein Dämon fluchend
Euch, alte Stämme, Gott versuchend
Aus Menschenweh zusammenflocht.

Die Spalten sind die Herzenswunden,
In alle Zweige schreit ein Ach,
In jedem Ast ein Schmerz gewunden,
Sie grünen und sind altersschwach.
Grufsteine sind die Felsen, starrend —
Drin ruhest, auf Erlösung harrend,
Weltseele du, gesargt und wach!

Das Wrack der Galeere.

(Nach einem Bilde.)

Was widerstand dem Donner ihrer Suada,
Wenn sie aus ihren Feuerschlünden sprach
Und mit dem Admiralschiff der Armada
Ins feindliche Geschwader brach
Und wie ein Schwertfisch alles niederstach?

Auf ihrem Deck war alles Trotz und Stärke,
In ihrem Innern lauter Pracht und Glanz,
Die Masten waren und die Takelwerke
So riesig als voll Eleganz,
Die Wellen hüpften um sie her im Tanz.

In lauen Nächten, wenn die Winde ruhten,
Erscholl auf ihr Gesang und Saitenspiel,
Delphine tauchten munter aus den Fluten
Und jagten sich um ihren Kiel.
Sie war ein Stern, ein Meteor und — fiel.

Sie hatte Chinas Mauern, die Gestade
Der neuen Welt gesehn, sie kam und trug,
Ein Schrecken der Korsaren, zur Blockade
Vor Tunis ihrer Banner Flug —
Wer war's, der ihren Stolz in Trümmer schlug?

Man weiß es nicht. Sie liegt, gespießt an Klippen,
Ein hilflos Ungetüm, sich selbst zur Last,
Ein Leichnam, Tang und Muscheln in den Rippen,
Ein ausgestorbner Meerpalast;
Die Brandung schlägt jetzt bis empor zum Mast.

Vorüber ziehn die andern Segel alle,
Nicht eines wagt sich ihr zu nahn, sie fliehn. —
Das ist der Größe Los nach ihrem Falle,
Die Furcht, wenn schon die Macht dahin,
Umgiebt sie wie ein Fluch noch im Ruin.

Am Ufer.

Von sonnig hellen Uferbäumen
Der Morgenduft am Meere
Da flimmert's mir von Apfelbäumen [illegible]
Wie von der Heimath [illegible].

Das winkt aus jener Felsengrotte
In der die Nymphe singt,
Die einem Fremdling, einem Gotte,
Aus ihrem Garten Früchte bringt.

Wie [illegible] sagt mir, der ich so lange
Entfernt von Hause bin,
So lass beim Sonnenuntergange
Zur frühsten (?) Heimath mich ziehn (?):
Mich fasst der [illegible] dieser [illegible],
[illegible]
Ich [illegible]
Ein Morgen [illegible]

April 1887

Hermann Lingg.

„Wann, stürmisch Herz . . .?“

Wann wirst du ruhen, stürmisch Herz?
So bald nicht, wie die Feinde wähnen!
Solang noch Trotz besiegt den Schmerz,
Solang noch Stolz besiegt die Thränen,
Ein Tropfen Blut ihm noch gehört,
Der gegen Unrecht sich empört,
Solang noch — weißt Du was?

Solang noch klingt ein Glas
Und perlt im Glas der Wein,
Solang Dein Herz noch mein,
Solang mein Herz für dich noch schlägt
Und Leid und Freud mit dir erträgt,
So lang wird ungebrochen
Dies Herz noch stürmisch pochen.

Der Rhein.

Es gab eine Zeit, o wie liegt sie so weit, —
Als die Humpen voll funkelnden Weines
Wir gehoben mit Macht in der schweigenden Nacht,
An den herrlichen Ufern des Rheines.

Als die Nixe uns sang mit verlockendem Klang
Und uns rief auf die Burgen und Berge;
Als uns über den Strom, unterm blitzenden Dom,
Gerudert der rüstige Ferge.

Wie flüsterten sacht in der mondhellen Nacht
Die Wellen des herrlichen Stromes,
Auf dem sich dann mild gespiegelt das Bild
So manchen hochragenden Domes.

Doch es flossen vorbei an der Loreley
Die Wellen und kehrten nicht wieder,
So verscholl auch der Sang und der jubelnde Klang
Unsrer himmelaufjauchzenden Lieder.

Heut gedenk' ich im Leid jener seligen Zeit,
Jener Stunden, die rauschend verflossen,
Als durch Berge und Thal ich im sonnigen Strahl
Geschweift mit den Jugendgenossen.

Doch es tönet noch heut der Dome Geläut,
Und es fahren viel frohe Gesellen
Bei Humpen voll Weins des gesegneten Rheins
Hinunter die rauschenden Wellen.

Die Lust und das Leid, bis in ferneste Zeit,
Wird stets an den Ufern erschallen,
Und der Glocken Klang und der Mädchen Gesang
Wird am Rheinstrom nimmer verhallen.

Seine Welle wird fliehn und zum Meere ziehn,
Und der Wein wird gedeihn auf den Hügeln,
Und in Lüften klar mög' sich Deutschlands Aar
Stets wiegen auf rauschenden Flügeln!

Heinrich Zeise.

Dein Bild.

Es wächst eine Wunderblume
Tief unten im Meeresschoß.
Steht sie in voller Blüte,
So trennt sich die Blume los.

Sie schwimmt herauf zum Lichte
Und bringt dem Schiffer Glück.
Sobald ihr Duft zerronnen,
Sinkt wieder sie zurück.

So taucht vom Herzensgrunde
Dein rettend Bild empor,
Wenn ich in wilder Strömung
Den letzten Halt verlor.

Heinrich v. Reder.

Brautlied.

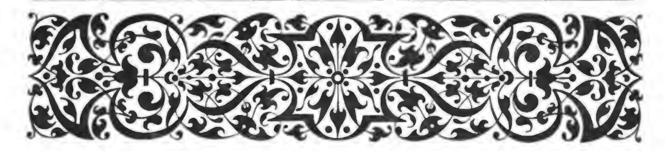
Küsse mich — küß mich lang und heiß,
Bis dies Herz, dies wild erregte,
Dies von Sorgen dumpf bewegte,
Wie von Lethes Fluten trunken
Tief in deinen Schoß gesunken,
Nichts von Qual und Sorgen weiß —
Küß mich lang — küß mich heiß!

Küsse mich — küß mich lang und süß;
Aus der Ruh', die du gegeben,
Wecke wieder mich zum Leben,
Daß ich wachend, Stund' auf Stunde,
Leben trinke dir vom Munde,
Du mein Erden-Paradies —
Küß mich lang — küß mich süß!

Küsse mich — küß mich immerdar,
Daß, wie Lipp' auf Lippe schließet,
Dasein ganz in Dasein fließet,
Ewigkeit den Bund uns segne,
Kein Verlieren uns begegne —
Nimmer Trennung — nimmerdar —
Küß mich immerdar.

Ernst v. Wildenbruch.





Trilas Freier.

Novelle von Marie von Olfers.

I.

O Jugend, fröhliche Jugendzeit,
Die Augen so frisch und das Herz so weit.

Auf dem behaglichen Schloß eines vornehmen Geschlechts lebte die jetzige Besitzerin, eine siebzigjährige Frau. Alt den Jahren nach trug sie als Krone edelster Schönheit im silbernen Haar Grazie und jugendliche Anmut; es war, als hätte eine gütige Fee von den Ahnenbildern, die sie umgaben, das Beste genommen, um es auf diesem liebenswürdigen Haupt zu vereinen.

Angebetet im Alter, wie in der Jugend, zog sie in ihren Zauberkreis das Höchste und Feinste an Geist, Gemüt und Talent. Ihre vergnügliche Tafelrunde war weit berühmt, aber seit der Tod wie ein Schnitter fast alle Blüten ihres Stammes geerntet, hatte sie sich in diese Waldeinsamkeit geflüchtet mit der letzten kleinen Knospe, die ihr geblieben war.

Alle schweren Gewitter waren über ihre feine Seele hinweggezogen, um sie, wie blauen Himmels Äther, nur desto klarer zurückzulassen.

Vor etwa fünfzehn Jahren erschien sie in tiefer Trauer auf dem Gut und brachte ein Kindchen in Windeln mit. Im Hausflur standen die Häupter der großen Dienerschaft, Jungfer Bonnelise und Herr Bertrand.

Wer die Herrschaft kannte, kannte auch dies berühmte Paar. Bonnelise, das Rätsel mit den zusammengewachsenen Brauen, halb süß, halb sauer, scheltend, brummend und doch der Born aller Behaglichkeit und aller kleinen Freuden des Hauses; Kammerjungfer, Kinderfrau, Krankenpflegerin, was man wollte, überall am Platz, überall notwendig. Herr Bertrand, ihr Seitenstück für die männliche Seite der Familie. Zwei Wappenhalter, ohne welche das gräfliche Schloß nicht denkbar war.

Beide sahen voll Anbetung auf dies kleine Wesen, den Rest dieser stolzen Familie, den Erben aller herrlichen Schlösser und Ländereien.

Als gälte es die Besitznahme einer Festung, entriß Bonnelise das schreiende Bündelchen seiner Wärterin. Der sollte noch kommen, der sich erkühnte, in ihrer Gegenwart ein Kind derer von Heldern zu pflegen.

Das Kleine schien ganz einverstanden, es krähte und zappelte und griff nach der goldnen Münze, die Bonnelise als Lohn für treue Dienste erhalten.

Die alte Gräfin lächelte unter Thränen. „Grad, als ob sie Dich kennt; wenn ich Euch beide seh', könnt' ich denken, es wär' Angela. Das Kind hat ihre Augen, Bonnelise, ihre lieben, blauen Augen."

Aber Bonnelise konnte nicht antworten; ihre Gesichtszüge verzogen sich auf die grimmigste Weise.

Die Kleine nahm alles für Spaß und krähte weiter; da sagte sie giftig: „Lach Du nur, als ob's hübsch auf der Welt wär', wirst es schon merken."

Je mehr sie schalt, desto lauter jauchzte das Kind.

Herr Bertrand aber errötete bis unter seine rote Perücke vor unterwürfigem Schrecken über die Freiheit, die sich Jungfrau Bonnelise mit einer aus dem gräflichen Geschlecht derer von Heldern herausnahm, sei sie auch in den Windeln. Da hatte er eine andre Ansicht von seinem hohen Stand und dem Ton einer Dienerschaft, die etwas auf sich und auf ihre Herrschaft hält. Mit scheuer Rührung sah er auf den letzten Zweig eines mächtigen Geschlechts, von dem er mit Freuden abhängig gewesen, seit dem Augenblick, als der Ahnherr der Kleinen zu ihm, dem Waisenknaben, gesagt: „Den Bertrand übernehme ich, der soll bei meinem Haus bleiben."

Für beide war es zum Segen geworden. Ein guter Herr, ein treuer Diener. Befehlen nützt wenig, wo der Wille zu gehorchen fehlt. Dienstbare

Geister finden immer noch ihr Loch zum entschlüpfen. Bertrand wollte dienen; so wurde er die Stütze der Familie und war stolzer darauf, als wär' er ihr Haupt geworden.

... Da war nun das kleine Ding, ein rosiges, jauchzendes, zierliches Etwas, die Seele von allem. Die Gräfin umgab das Kind mit einer Sorgfalt und hohen Liebe, wie sie edlem Alter der Kindheit gegenüber oft eigen: Ehrfurcht vor der Unberührtheit einer Existenz, die durch Dornen und Disteln aus dunkler Erde zum Himmel aufsprossen soll und deren zarten Kelch man vor jedem Hauch hüten möchte.

Bonnelise schalt und zankte, machte brummige Gesichter; Leilas glückliche Kindernatur blieb dabei, es für Scherz zu halten und sich immer fester um diese eckige Säule zu schlingen. Zwischen Großmutter und Enkelin zeigte sich eine große Ähnlichkeit im Talent zu leben. Wo sich andre auf der Weltstraße die Kleider bis an die Knöchel bespritzt hätten, wanderten sie leichten Fußes ohne Fleck hindurch.

So herrlich es ging, eine Heldern konnte nur im Kloster, wie es alle Sprößlinge gethan, ihre Erziehung vollenden. Mit dreizehn Jahren mußte die Gräfin sie hergeben. Bonnelise verwünschte sich und alle, die sich verleiten ließen, ein Kind lieb zu gewinnen, es sei im besten Fall unnütze Arbeit. Sie kenne nichts Treuloseres als solch ein Wesen, wenn es einen nicht mehr brauche. Leila möchte ihrethalb Nonne werden, gar nicht wiederkommen, und was sie ihr alles für böse Wünsche im Zorn ihrer Liebe mitgab. Herrn Bertrand standen die Haare zu Berge, obgleich es eine Perücke war.

Wie schwer es der Großmutter wurde, merkte niemand; ihre Opfer hatten nie einen Brandgeruch. Sie sagte: „Es ist besser, das Kind kommt erst nach Hause, wenn die Zeit um ist; die Reise ist weit, es könnte ihr schaden. In einem Fall nur: ich möchte doch nicht ohne Abschied von ihr aus dem Leben."

Darauf hatte Bonnelise geheult ohne Aufhören. „Sie werden es ja sehn, Herr Bertrand, in den Jahren verträgt man keinen Kummer. Unsere Gräfin erlebt nicht, daß Komtesse Leila wiederkommt!"

Und nun hatte sie es doch erlebt.

Heut waren die drei Jahre um, heute kam Komtesse Leila zurück. Es gab eine Freude im Schloß, daß die Mauern hätten tanzen müssen, hätten sie irgend ein Gefühl gehabt.

Herr Bertrand hatte wohl zwanzigmal mit Hintansetzung seines tadellosen Anzugs die Landstraße hinabgesehn, jedesmal von einem Donnerwetter Bonnelisens empfangen, weil er durch die offne Thüre eisige Winterluft einließ. Ostern hielt dieses Jahr mit Frost und Schnee seinen Einzug. Alle Keime waren erwürgt, die Veilchenknospen erfroren, in allen Kaminen brannte Feuer. Bonnelise schrie und zeterte über die Grausamkeit des Himmels, solch ein Wetter über die Heimreise eines Kindes verhängt zu haben.

„Kind!" wiederholte strafend Herr Bertrand. „Unsre Komtesse ist heiratsfähig, die Heldern heiraten alle mit sechzehn Jahren, wie Sie wissen."

„Heiraten! Das fehlte noch, jetzt grad, wenn wir den Lohn unsrer Mühen ernten wollen. Vom Heiraten haben wir genug. Ein Jahr Glück, dann war's aus. Auf solch ein Spiel setzen wir dies Leben nicht. Für uns behalten wir das Komteßchen, ganz allein für uns."

Unterdessen heulte der Schneesturm um das Haus. Drinnen war es desto behaglicher: das Tischchen weiß gedeckt, dicht an das Feuer gerückt; Schalen mit Früchten und Blumen gefüllt, als wär's Sommer. Für zwei war gedeckt und die alte Gräfin lächelte jedesmal wohlgefällig, wenn ihr Blick das leere Plätzchen streifte, das nun bald von so lieber Gestalt eingenommen werden sollte. Mit der Dunkelheit mußte Leila eintreffen; schon brannte die Lampe. Die Gräfin hatte keinerlei Art nervöser Besorgnisse, sie lagen nicht in ihrem Charakter; ihre Lebenslust die Gegenwart, deren Sonne sie eben rein so genoß, als sie den Schmerz empfand, wenn er an der Reihe war. Eine Erzieherin sollte die junge Gräfin bis zur Station begleiten, dort fand sie Diener und Wagen.

Die Arbeit war der alten Dame in den Schoß gesunken, sie sah von einem Ahnenbild zum andern, als müßten sie sich mit ihr freuen. Ihre verschiedenen Lebensgeschichten streiften ihre Seele. Viel Glück, viel Not, echte Menschenkinder. Das höchste Glück fanden sie alle in der Liebe, in der Ehe. Leila kam an die Reihe.

Das Heiraten schien ihr so natürlich, wie daß die Knospe sich zur Blüte entfaltet. Ein andres Schicksal dünkte ihr eine Verkümmerung. Keine egoistische Regung störte sie im Wunsch, Leila möchte den Geliebten finden, wie ihn alle ihres Namens gefunden. Das Kind würde viel umworben sein; kein Wunder! Wenn sie nur den Rechten wählte! Nun, die Helderns hatten noch nie fehlgegriffen. Sie wollte keine Stimme dabei haben. Leilas Herz ganz allein sollte sprechen.

Aber nun hörte man von fern das Rollen eines Wagens; sie durfte nicht in den Sturm hinaus; wie sie Leila kannte, dauerte es ja nicht lange, und die Geliebte lag in ihren Armen. Freilich — Bonnelise — das war noch ein Aufenthalt.

Jetzt fuhr die alte Kutsche mit den jungen Pferden donnernd die Rampe herauf. Die schwere Hausthür seufzte. In die schwarze, tobende Nacht voll Schneeflocken strömte Wärme und Licht. Bonnelise hatte Herrn Bertrand bei Seite gedrängt, sie mußte den ersten Anblick ihres Lieblings haben.

Aber was war das? Nicht Leila erschien; ein schüchternes, blondes, blasses Dämchen, welches bei Bonnelisens nicht ermutigendem Anblick sich sofort wieder zurück zog, aber durch eine innere Gewalt aus der Tiefe des Wagens in Bonnelisens Arme geschleudert wurde und nun, vor Kälte zitternd und schlotternd, unschlüssig neben Herrn Bertrand stand, der mit gewohnter Ritterlichkeit bemüht war, dies jammervolle Exemplar des schwachen Geschlechts so höflich als möglich in die Thür zu schieben.

Noch eh' sich Bonnelise von ihrer Überraschung erholt hatte, sprang über ihre Hand weg unter lustigem Gelicher ein frisches rundes Ding, krausköpfig, braun wie eine Nuß, und hinter ihr erschien ein langes, hochaufgeschossenes Mädchen, welches all diesen Spaß wenigstens ebensoübel aufzunehmen schien als Bonnelise, die keine Worte fand, ihre Gefühle auszudrücken, bis Leila fröhlich und um zwei Köpfe gewachsen wie eine kleine Königin unter ihrem Hofstaat als letzte erschien.

„Staunt nur!“ rief sie vergnügt. „Ich habe gute Gesellschaft mitgebracht! Bonnelise, sieh nicht so verzweifelt aus, Du wirst schon Platz schaffen, Du machst ja das Unmögliche möglich. Sieh nicht aus, als ob Du sie fressen wolltest, es sind meine liebsten drei Kinderfreundinnen . . . . Ich glaubte, es wäre ein herrlicher Spaß und Du würdest Dich mit mir freun,“ flüsterte sie ihr zu.

„Freuen! Ich wollte, die Sippschaft wär', wo der Pfeffer wächst! Was wird Frau Gräfin sagen!“

„Das weißt Du, Bonnelise, der ist alles recht, was ich thue, wenn es nichts Schlechtes ist, und Bessres hatt' ich noch nie vor . . . . Steht nicht so erschrocken da!“ rief sie ihrer Schar zu, „die bellt nur und beißt nie! Komm, Pip, Du wirst Dich wieder erkälten, Du nimmst jede Gelegenheit dazu wahr.“ Damit nahm sie das kleine, bleiche Wesen an die Hand, Herr Bertrand warf die Flügelthüren auf, wie für eine Fürstin, und die Mädchenschar stand drinnen im Saal.

Die Fremden blieben stumm und geblendet an der Thür stehn, aber Leila flog auf die alte Frau zu, sie fast mit ihren Küssen erstickend.

„Großmama!“ rief sie ein über das andremal, „hier bin ich! Nun geh' ich nie wieder fort, nie! nie! Drei meiner besten Freundinnen, natürlich giebt es deren mehr, hab' ich gleich mitgebracht, alle konnte ich nicht in den Wagen kriegen, sie kommen ein andermal. Dies sind mir auch bei weitem die liebsten. Nicht wahr, ich that recht, sie mitzubringen? Du wirst Dich an ihnen freuen, wie ich mich freue, und es wird gute Tage hier geben, an denen wir uns lieb haben wollen und vergnügen, als wär' hier das Paradies . . . . Seht her! Diese reizende Großmutter ist mein liebster Spielkamerad, ist so jung, so vergnügt, so klug, so amüsant wie kein andrer auf der Welt, und gut . . . gut und schön zum Verlieben. Vor Bonnelise dürft' Ihr Euch allenfalls fürchten, aber vor dieser Großmama, das wäre zu dumm!“

Lächelnd sah die alte Frau nach der Thür, welche Herr Bertrand absichtlich zuhielt, da die kleine Bleiche schon ein paarmal versucht hatte, hinauszuschlüpfen.

Bonnelise stund wie ein grimmiger Gensdarm hinter ihnen.

Jetzt trat die Lange hervor, deren edles Oval mit den feingezogenen Brauen bis unter die Haare glühte, sie machte eine tadellose Verbeugung und sagte: „Komtesse Leila hätte mehr Freundschaft bewiesen, wenn sie uns nicht in diese peinliche Lage gebracht hätte. Wir glaubten uns erwartet. Komtesse Leila hat uns sozusagen mit Gewalt entführt.“

„Ja, das hab' ich!“ rief Leila, „aber da sie nun hier sind, sag, wie Du Dich freust, sag's Großmama, ich weiß, Du thust es!“

„Gewiß, aber einen bessern Empfang hättest Du Deinen Freundinnen durch einen kleinen Brief verschafft.“

„Briefe! Wer schreibt jetzt noch Briefe, man telegraphiert, aber damit wollte ich Dich nicht erschrecken.“

„Da fallen Komtesse lieber mit der Thür ins Haus,“ brummte Bonnelise.

„Lassen Sie uns fort, Frau Gräfin!“ bat die Schlanke, „es ist gegen alles Zartgefühl —“

„Höre nicht auf sie!“ rief Leila, die Beleidigte an sich ziehend. „Hast Du vergessen, was wir uns beim Abschied schwuren? Ewige Liebe . . . alles voneinander anzunehmen?!“

„Ein etwas einseitiger Kommunismus,“ brummte Bonnelise.

Apollonia wurde bleich vor Zorn. „Liebe war,

was wir teilen wollten," sagte sie stolz, „etwas andres brauchen wir nicht."

„Nun ja, Liebe. War es nicht Liebe, die Euch herbrachte?"

„Leila hat recht; beweisen Sie nun Ihre Liebe, indem Sie diesem kleinen Tollkopf den Mangel an Form verzeihen," sagte die Gräfin. „Bertrand, bringen Sie Gedecke; Bonnelise soll das große Zimmer für die jungen Damen herrichten. Nun aber nenne mir Deine lieben Freundinnen, Leila."

„Ich heiße Apollonia Edle von Löwenklau," antwortete die Würdevolle nicht ohne Genuß am Klang ihres bekannten vornehmen Namens. „Mein Vater fiel vor meiner Geburt in den letzten Kriegen."

„Und ihre arme Mutter," ergänzte Leila, „starb vor Gram, eh' Apollonia sie kennen lernte; wir waren uns gleich darin, ist es nicht natürlich, daß wir uns lieb gewannen? — Diese da," fuhr sie fort, auf die Braunlockige deutend, „ist geradeswegs vom Himmel gefallen, man fand sie eines Abends vor der Thür des Klosters; sie soll jetzt ihr Brod verdienen, aber damit hat es noch Zeit, nicht wahr? Sie heißt Aimée, Liebling, und ist auch unser aller Liebling!"

Der Liebling ließ sich mit vieler Grazie herausstreichen, ohne alle Verlegenheit, er schien es gewohnt zu sein, und als ihm Leila, um ihn recht im Licht zu zeigen, die Kapuze herunterriß, fiel solch eine wundervolle Fülle goldbrauner Locken hervor und ein so übermütiges Lachen strich über das volle rotwangige Gesicht, daß selbst Bonnelisens Brummen verstummte. „Von Herzen willkommen," sagte die alte Frau, „ich liebe Jugend und Frühling und Ihr bringt mir beides. Komm her, mein Kind, warum stehst Du so fern?" redete sie die Bleiche an. „Leila, von dieser kleinen Freundin sagst Du mir nichts!"

„Es geschah mit Absicht, Großmama, aus Rücksicht. Pip steht immer in den Ecken, es ist ihr Lieblingsplatz, da ist ihr Rücken gedeckt. Von einer zu scharfen Lampenbeleuchtung wird sie krank, von einem scharfen Wort wird sie elend, ein Zephir genügt, sie umzuwehen. Sie ist mein Herzblatt, Großmama, auch ein Waisenkind. Komm, es geschieht Dir nichts, Pip. Philippine heißt sie eigentlich, Philippine Westerwaldt, aber für ein solches Endchen ist der Name zu lang. Mach einen Knix, Pip, sie kann es ganz gut, aber nur, wenn kein Mensch dabei ist, nicht wahr, Pip? Eigentlich sollte sie zu einer Tante mit sieben Kindern, die sollte sie pflegen, als ob sie nicht selbst gepflegt werden müßte, nicht wahr, Großmama?"

„Du hast recht, Leila, wir wollen Dein Herzblatt mitsammen herausfüttern, Bonnelise versteht's."

„Kommt, setzt Euch!" rief jetzt das kleine Schloßfräulein selig. „Hoffentlich werdet Ihr bald sagen, daß es der glücklichste Gedanke war, den ich je hatte, Euch zu meiner geliebten, entzückenden Großmama zu bringen."

Unten wütete Bonnelise. „Sind wir ein Waisenhaus, ein Armenhaus?!" schrie sie den unschuldigen Herrn Bertrand an, welcher versuchte, Gedecke für die Gäste zu erlangen.

Er zog den Kopf in die Schultern und entgegnete: „Ein christliches Haus, Fräulein Bonnelise, sollte wohl immer etwas derartiges sein."

Über ihrer Kartoffelnase richteten sich die zusammengewachsenen Brauen zu einem dunklen Vorstenberg auf und gaben ihr ein unheilschwangeres Aussehen. „Ich werde auch noch das Glas mit Erdbeeren öffnen müssen," sagte sie düster, „für solche Mägen reicht nichts."

Herr Bertrand zuckte wieder mitleidig mit den Achseln. „Jetzt wachsen wieder frische; wenn sie nur gut schmecken, haben sie ja ihre Bestimmung nicht verfehlt."

„Es kommt doch darauf an, wem sie gut schmecken," fuhr Bonnelise zornig fort. „Nun, Herr Bertrand, Backfische sind ein grätiges Gericht, das werden Sie auch spüren."

„Ich liebe sie aber dennoch," flüsterte er lächelnd. „O Fräulein Bonnelise, es wird wieder Kinderlachen im Hause sein, Fröhlichkeit und Spaß, dafür hält man schon gern etwas aus."

Sie sagte nicht ja dazu, aber der Vorstenberg glättete sich und sie fügte zu den Erdbeeren noch ein Glas Kirschen hinzu.

II.

Was soll ich mit dem Ringelein?
Was soll ich damit thun?

Auf die inständigen Bitten der Schmeichlerin, — sie konnte ihrem Komteßchen nie etwas versagen, — hatte sich Bonnelise unter vielem Grunzen entschlossen, auch Leilas Bett in den großen altertümlichen Saal zu stellen, in welchem ihre Freundinnen untergebracht worden.

„Es ist sehr unvernünftig von Ihnen und unverantwortlich von mir, Komteßchen," sagte sie; „aber ich bin der Ansicht, wenn man einen Tollkopf hindert, seine Thorheit zu begehen, denkt er sich statt dessen sechs andre aus."

Als die Mädchen glücklich hinein waren, —

es hatte Mühe genug gekostet — drängte Leila die Alte zur Thür mit den Worten, daß sie gelernt hätten, für sich allein zu sorgen.

„Es mag eine schöne Sorge gewesen sein," meinte Bonnelise, „was wißt Ihr überhaupt von Sorgen. Ich geh' nicht von der Stelle, bis Ihr alle in den Betten liegt, und die Kleider nehme ich mit," schloß sie mißtrauisch.

Als das letzte Köpfchen, natürlich das Leilas, in den weißen Kissen lag, die langen Zöpfe herabhängend, verließ sie würdevoll das Zimmer, trotz mächtiger Opposition das Licht entführend und, grad wie sie es sonst bei dem Baby gethan, die schrecklichsten Strafen androhend, falls sie nicht sofort einschliefen. Pip zitterte vor Angst in ihrem gewaltigen Bett und suchte umsonst dem Befehle eiligst nachzukommen.

Auf eine Weile versank der Saal in Nacht, all die lustigen Gobelinbilder, die goldenen Spiegel löschte tiefe Dunkelheit aus.

Dann aber kam der Mond; auf den hatte die alte Bonne nicht gerechnet. Er hatte sich der schweren Wolken erwehrt und segelte vergnüglich im dunkelblauen Äther. Nun guckte er hinein zu den Schläfern. Huschende Lichter belebten die Gesellschaft auf den Wänden, Kleopatras Perle glänzte über goldnem Pokal, Früchte glühten, Bänder flatterten, die ausgelassne Bande der Amoretten tauchte auf. In den Spiegeln floß flüchtiges Silber, und plötzlich war der ganze Saal übergossen von metallischem Licht. Die schwerfälligen Vorhänge teilten sich und aus den mächtigen Himmelbetten guckte ein Köpfchen nach dem andern hervor. Da hieß es: „Schläfst Du?" — „Ich nicht; Du auch nicht?" „Bewahre, wer kann schlafen, wenn der Mond scheint." „Wir haben noch so viel zu erzählen und das Feuer brennt unnütz im Kamin!"

Leise, wie die Elfen, huschten sie heraus aus den Betten in langen weißen Nachtröckchen, welche Bonnelise geliefert. Sie hatte einen ganzen Sack Kleidungsstücke aller Generationen, denn in ihrer Hand kam nichts um. Jedes hatte das seine mit einer langen Predigt bekommen und die Charakteristik derer, die es getragen; danach mußten es lauter Engel gewesen sein.

„Laßt Euch nicht einschüchtern," meinte Leila. „Wenn Ihr nicht mehr da seid, werdet Ihr ebenfalls kanonisiert."

„O dieser Mond!" seufzte die schlanke Apollonia, ihr schönes Köpfchen mit dem griechischen Schnitt auf die feine Hand stützend. „Ich wollte, ich könnte auf solchem Stern hoch über der Erde hinweg wandeln."

„Du denkst Dir immer solche unmögliche Wege aus," entgegnete der Liebling. „Mir hat Herr Praatz in der Astronomie den bleichen Gesellen ganz verleidet. Ein jammervoller Aufenthalt! Nein, hier ist es wundervoll, und ich wünsche mir nie etwas Besseres als diese liebe reiche Erde."

„Auf der unser Platz ein sehr elender ist, abhängig von der Güte der Menschen."

„Nun und was ist da Schlimmes daran? Sie sind sehr gut für uns und wir sind sehr dankbar."

Leila umschlang die Schöne. „Wird es Dir denn so schwer, mich lieb zu haben, Apollonia?"

„Das nicht, aber immer anzunehmen, wo ich nichts wiedergeben kann."

„Nichts?" schrie Liebling und drängte sich mit in die Umarmung, „unsere heiligsten Gefühle nennst Du Nichts?!"

Darauf küßten sie sich der Reihe nach inbrünstiglich. „Und Pip, die wir ganz vergessen!" rief die Braune, „wir wollen sie wecken. Das kleine Ungetüm schläft in solcher Nacht!"

„Nein! Das leid' ich nicht," flüsterte Leila und zog vorsorglich den Behang zu, durch den ein zudringlicher Lichtstrahl drang. „Pip verträgt keine Excesse, es ist auch kühl für sie; kommt, laßt uns das Feuer schüren!"

„Glücklicherweise," bemerkte Liebling, „hat der alte Drache das nicht auslöschen können, wie das Licht. Ob ich je gegen arme Sterbliche so grausam werden könnte?"

„Sie ist wirklich nicht bös," entschuldigte Leila ihre Kindeswärterin, „es ist nur ein Rest der spartanischen Strenge, die sie gebraucht, um mich auf dem Pfad der Tugend zu erhalten." Für die nächste Zeit waren die drei Köpfchen dicht aneinander gedrängt am Kamin beschäftigt, bis plötzlich eine groß aufschlagende Flamme sie kichernd aufspringen machte und lachend wieder in ihrer Nähe versammelte. Das warme Licht des Feuers mit dem kühlen des Mondes spielte in zauberhaften Farben um die jugendlichen Gestalten. Wie sie die Köpfe zusammensteckten, daß ihre Haare ineinander fielen, vom Silberblond Leilas durch das Goldbraune des Lieblings zum tiefen Dunkel Apollonias, war's wie ein Blumenstrauß.

„So," sagte das Schloßfräulein, sich zurechtsetzend und ihren Arm um den Liebling schlingend, „nun wollen wir noch ein vernünftiges Wort miteinander reden, dazu kam man in der Pension nie!"

Nachdem sie eine ganze Weile über ihren Empfang geplaudert, über die beneidenswerte, herrliche Großmama, sagte Leila in der Pause, die entstand:

„Ich wüßte wohl noch etwas, aber es ist ein Geheimnis."

„Ein Geheimnis!" wiederholten die Freundinnen mit glänzenden Augen, „erzähle!"

„Geheimnisse erzählt man doch nicht!" meinte das Mädchen, indem es ihr schon auf der Zunge brannte.

„Zwischen Freundinnen darf es keine geben, Leila!" rief die Goldbraune, „haben wir es nicht geschworen?!"

„Es ist gewiß wieder eine Lappalie!" sagte die Stolze, „wie damals, als wir Dich und uns halbtot quälten um die Nachricht, daß es zum Abendbrot statt Mus — Klöße gebe."

„Etwas mehr ist es diesmal doch!" meinte Leila, „denkt, man will mich verheiraten!"

„Verheiraten!" schrien beide so laut, daß Pip in ihrem Bett tief aufseufzte.

„Bonnelise hat mich davor gewarnt."

„Ich sah, wie sie auf Dich einredete," sagte Apollonia. „Das ist aber doch nicht etwas Schreckliches, das passiert vielen Leuten, besonders reichen Leuten," setzte sie hinzu.

„Ich aber will nie, nie heiraten," eiferte Leila, „ich will in meiner Kinderheimat bleiben, in meiner entzückenden Kinderheimat bei meiner angebeteten Großmama. Bonnelise sagt, ich hätte ganz recht, beim Heiraten käme nichts heraus als Unannehmlichkeiten. Ihr werdet mir beistehn, nicht wahr?" Sie schloß ihre Hände zusammen. „Schwört es mir, bei unserer Freundschaft, schwört es! — Ich will eine alte Jungfer werden und mein Geld milden Stiftungen lassen."

„Mein Geschmack wäre das nun nicht!" sagte der Liebling, „aber wenn es Dich glücklich macht —"

„Einen Freier nennt ihn Bonnelise; habt Ihr je solch eine Kreatur gesehn?" frug Leila.

„Nein, aber davon gelesen," meinte Apollonia, „die Freier der Penelope, zudringliche Gesellen. Es ging ihnen aber schlecht."

„Hier sollen sie es nicht besser haben," rief Leila. „Aber nun laßt uns in die Betten kriechen, das Feuer ist aus, der Mond fortgezogen. Lustige Zeit wollen wir uns hier machen und wehe dem, der uns stört."

Damit schlüpften sie eilig wieder in die Betten, und nach fünf Minuten lag die unruhige Gesellschaft in tiefem Schlummer.

Am nächsten Morgen hatten die Sonnenstrahlen allen Schnee hinweggetrunken, eh' sich die jungen Augen öffneten. Vorwitzige Singvögel schmetterten umsonst ihr Ständchen auf der Brüstung des Balkons.

Vor der alten Gräfin stand im höchsten Zorn Bonnelise. „Schöne Sitten, schöne neue Sitten, daß die Älteren auf das junge Gesindel warten müssen. Die Welt dreht das unterste zu oberst; na, sie soll bald merken, wie behaglich das ist und ob man schwindlich dabei wird. Ich hoffe, der Thee kocht sich bitter wie Medizin, der Toast sieht schon aus wie der Teufel!"

„Es ist ja nicht ihre Schuld, wenn ich sie schlafen lasse, die unschuldigen Lämmer."

„Unschuldig!" fuhr Bonnelise auf, „ihre Unthaten habe ich schon entdeckt; aus den Betten ist die ganze Gesellschaft gekrochen, um Mitternacht, wo jeder anständige Mensch schläft; alles Holz, mit dem ich sonst den ganzen Tag reiche, haben sie verheizt. Unschuldig! Diese Sorte ist die raffinierteste Bande, die mir je vorgekommen."

„Nächstens wirst Du sagen, daß es Verbrecher sind," meinte ihre Herrin lächelnd, „tolle Streiche machte Leila auf ihre eigene Hand auch, es sind eben große Kinder."

Das Wort Kinder besänftigte die Erregte. Ein Kind verheiratet man nicht. Am Ende war diese wilde Garde gar nicht so übel für diesen Augenblick.

Sie wurde aber sofort wieder erschreckt durch die Ankündigung: Graf Adas kommt, er soll im gelben Zimmer wohnen.

Bonnelise bekam einen Kopf wie ein Zinshahn. „So," sagte sie, „da ist er ja in nächster Nähe dieser saubern Gesellschaft."

„Du hast recht, ich vergaß es; er kann lieber unten wohnen, ebenso wie der Herr Baron, der etwa Ende Monats von seiner großen Reise hier etwas ausruhn will."

„Für die andern Herrn, die etwa noch kommen," sagte Bonnelise feindlich, „wird wohl dann der Graf Rafael Platz machen müssen. Schon gestern mußte ich in größter Eile sein ganzes Museum einpacken, es stand alles im großen Saal, in den die fremde Gesellschaft einzog. Etwas stark! die eigne Familie deshalb an die Luft zu setzen! ... Ob wohl Komtesse Leila ein einzigmal bedauert hat, so unbequem zu sein. Das ist heutige Jugend. Ich wollte ihr schon ein Gefühl dafür beibringen, wenn ich nur dürfte. Der arme Graf Rafael wird aus einem Zimmer in das andre gejagt mit seinen Schildereien; nicht als ob ich sie schön finde und wert eines Heldern, noch nie hat vor ihm einer nach Terpentin und all dem Zeug gerochen, grad als wollte man die Motten vertreiben, aber er ist uns doch näher als all die Fremden —"

„Graf Rafael", unterbrach sie die Gräfin, „wird

nur glücklich darüber sein, er erreicht seinen höchsten Wunsch, im Waldschlößchen zu wohnen. Sie können alles anordnen, er ist ja sowieso den ganzen Tag dort."

„Dann," schloß Bonnelise mit dem Ausdruck, als sähe sie einen im Meer versinken, „wird auch nie etwas andres aus ihm werden, als ein Maler."

„Ich fürchte, Du hast recht," erwiderte die Gräfin lächelnd, „und wir müssen ihn seinem Schicksal überlassen."

Graf Rafael war der Sohn einer Heldern, deren Mann, ein Mensch ohne Prinzipien und Charakter, elend untergegangen war. In der Familie verfemt, hatte sie keine Fühlung mit ihr, bis sie sich auf dem Totenbett um Hilfe an die alte Gräfin wandte. Sie wäre zu stolz gewesen, für sich zu bitten, aber was sollte aus dem kleinen Rafael werden? Die Gräfin schickte Bonnelise, wie immer, wo es Familien-Schwierigkeiten gab. Die Alte schimpfte und wetterte; vor dem Jammer, den sie dort fand, verstummte ihre wilde Zunge. Was sie erlebt und gesehn, darüber sprach sie nie. Sie brachte den Kleinen mit auf das Schloß und hoffte, er solle dort erzogen werden, aber ihn als Spielgefährten Leilas aufwachsen zu lassen, schien der alten Gräfin nicht zu passen. Trotz Bonnelisens Jammer wurde er ihren Armen entrissen und zu einem Pfarrer in die Nähe gethan, wo ihn seine Pflegerin, so oft sie konnte, besuchte und immermehr vergötterte.

Als nun Leila in das Kloster trat, kam er auf ein paar Jahre in das Schloß, ein langer, ungelenker, träumerischer Jüngling, der keinem Menschen etwas zu leide thun konnte, aber etwas anderes studierte, als er sollte. Allen Anstrengungen, ihn den gewohnten Carrieren der Heldern einzureihen, setzte er einen passiven Widerstand entgegen, der unbezwinglich war. Erst als er eines Tages den Pinsel in die Hand bekam, wurde er wach. Staunend sah Bonnelise, wie ihr Zögling plötzlich allen Front machte und unter dem Schild seiner Palette einen Kampf begann gegen die heiligsten Traditionen der Familie. Bei dieser Gelegenheit war sie zum erstenmal nicht auf seiner Seite. Da hatte sie etwas ganz anderes für ihn im Sinn gehabt. Rafael lebte, ohne es zu wissen, hauptsächlich von der Gnade der alten Gräfin, man hatte ihm gesagt, es sei der Rest seines kleinen Vermögens und würde hoffentlich bis zu seiner Ausbildung reichen. Von Geld hatte er überhaupt keine Ahnung. Er war ein großer Mensch, von Ansehn ein Junge, dessen Ärmel immer zu kurz schienen und die Hände zu groß, sanft und phlegmatisch bis zu einem gewissen Punkt, wo er dann aber ganz unvermittelt zu einem tigerartigen Zorn überging, der ebensowenig gefahrbringend war. Bonnelise behandelte ihn wie eine zarte Kostbarkeit, die nur zu leicht Schaden nehmen könne. Mißtrauisch von jedem fürchtend, daß er ihren „Kleinen", wie sie ihn nannte, gering achten könnte, schnitt ihr diese neue Verbannung in das Herz und stimmte sie nicht versöhnlicher gegen die Freundinnen.

„Es ist am Ende besser, daß die Spottvögel ihn nicht zu sehen bekommen," schloß sie ihre Betrachtung, „sie können nichts als kichern. Ich möchte wohl wissen, was an der Welt so komisch ist."

Der Gegenstand dieser Sorgen hatte von der ganzen Not gar nichts gemerkt, daß sein Mühmchen kommen sollte, vergessen, und war über Nacht bei seiner zweiten Beschützerin, der alten Kastellanin des Waldschlößchens, geblieben. Es schien, als ob er nur an den ältesten Frauen Geschmack fände; die liebte er, suchte sie auf, half ihnen, wo er wußte und konnte. Mancher armen Bettlerin hatte er die Last abgenommen. Bonnelise zankte oft, daß er nicht das Bewußtsein seines Standes habe. In ihm lag ein tief innewohnendes Gefühl für Leiden. Wer weiß, wann eine Seele ihre Eindrücke empfängt; vielleicht kam es aus seiner trübseligen Kindheit.

Hätte ihn nicht Bonnelise in seiner Waldeinsamkeit über den Stand der Dinge unterrichtet, Rafael hätte, vertieft in seine Kunst, nicht danach gefragt. „Habe keine Angst, daß ich komme!" sagte er, „was gehen mich die Gelbschnäbel an. Wenn ich noch Figuren malte! aber auch dann, Bonnelise, wär' mir Dein Gesicht weit interessanter als solch eine glatte Physiognomie, leer wie ein weißes Blatt, auf dem noch nichts geschrieben steht. Was Du für ausdrucksvolle Runzeln hast, ich wollte ich könnte die malen." —

Nun ward mit Macht Frühjahr. Wie ein Rudel junger Rehe sah man von früh bis spät die jungen Dinger in lichten Gewändern zwischen den sprossenden, knospenden Blütenbäumen auf grünendem Rasen umherhuschen, bald sich haschend, tanzend, sich umschlingend, sich kränzend, singend und lachend. Man konnte nicht anders, als mit ihnen vergnügt werden. Großmama saß in der Sonne und ermutigte zu den kühnsten Sprüngen. Selbst Pipis blasses Gesichtchen wurde rosig angehaucht. Glückselig lag sie im Gras und guckte zum blauen Himmel hinauf, der auch ihr einmal seine Wonnen spendete. Was später werden sollte, daran dachte keine. „Laßt es kommen, wie den Tod", sagte Leila, die ihre Dichter kannte.

Apollonia suchte erst eine Art steifer Würde zu retten; Würde aber war das einzige, was die Gespielen nicht gestatteten. Bald riß sie der Strudel mit fort und die Rädelsführer aller Tollheiten, Liebling und Leila, triumphierten.

Nur aus dem Park durfte niemand ohne Begleitung. Seine gewaltige Ausdehnung machte die Haft kaum bemerklich, wenngleich der Liebling schon einmal äußerte: „In einem Käfig laß ich mich nicht halten, und wenn es über und über vergoldet wär'."

„Dein unseliger Freiheitsdurst," warnte Apollonia, „wird Dich noch in das größte Unglück stürzen. Hast Du vergessen, was geschah, als Du über die Klostermauer klettertest? was hattest Du davon?"

„Meinen Willen und einen zerbrochnen Arm. Der materielle Nutzen war kein großer, aber die Erfahrung! Denke doch — die Erfahrung! Von der Erfahrung sprechen alle Leute wie vom größten Schatz."

„Solchen Tollköpfen hilft eben nichts."

„O doch! ich glaubte, draußen sei das Paradies; da ich nun sah, daß man dort auch nur aus einem Krautgarten in den andern kam, fügte ich mich und war zufrieden. Wieder ein großer Gewinn. Das größte Glück nennen es die Weisen."

„Fürs erste," meinte Leila, „brauchen wir noch nicht untugendhaft zu werden, um uns zu vergnügen, sollten aber diese beiden Pflichten einmal in Kollision kommen, so wird die Sache bedenklich!"

Bonnelise führte eine furchtbare Rechnung über zerrissene Kleider, verdorbne Röcke und verlorne Handschuhe und Taschentücher. Alle Abend predigte sie den Unverbesserlichen über dies Thema und ihr Sündenregister wuchs.

Die einzige, die sich zerknirscht unter der Wucht dieser Anklagen beugte, war Pip, und das war leider die einzige, welche nie etwas verlor und beschädigte. Das kleine blasse Ding, das immer so geduldig das Sturzbad ihrer Schelte über sich ergehen ließ, gewann Bonnelise sogar dadurch eine Art Hochachtung ab. „Es ist die einzige Vernünftige unter Euch," erklärte sie.

„Vernünftig!" rief Leila. „Wie schlecht Du sie kennst. Pip ist das exaltierteste, verzogenste Geschöpf unter der Sonne, die ließe sich aus misverstandnem Edelmut in Stücke hacken für ein Butterbrot. Wenn das vernünftig ist!"

Graf Adas ließ nichts von sich hören und das war für jetzt der Gräfin sehr lieb. Es wurde ihr klar, daß der elegante, etwas steife junge Mann in diesem Augenblick durchaus nicht unter die ausgelassene Mädchenbande passe und ihr Lieblingsgedanke, ihn mit Leila vereinigt zu sehn, daran scheitern könnte.

Graf Adas, der Sohn einer geliebten Freundin und Verwandten, hatte lange Ferienzeiten auf dem Schloß verlebt, man konnte ihn den einzigen Spielgefährten der kleinen Komtesse nennen.

„Wenn der Herr Graf uns nur nicht unvorbereitet überraschen," äußerte Herr Bertrand.

„Was den Grafen Adas anbetrifft," bemerkte Bonnelise, „eh' nicht sein Kammerdiener mit den vierundzwanzig Paar Stiefeln und dem Dutzend Hüte angekommen, glaub' ich nicht an ihn. Das wäre noch das beste an dieser wilden Mädchengarde, wenn sie solche Räuber verscheuchte."

„Räuber! Ein Freier wie der Graf, nach dem sich alle vorsorglichen Mütter und Großmütter sehnen sollten. Ihnen fehlt leider ein wichtiges Organ für die Menschheit, Fräulein Bonnelise, ich selbst habe es zu meinem Schmerz erfahren, das Organ für die Ehe."

(Fortsetzung folgt.)

Der ungewohnte Gast.

Am Wirtshaustisch im Mittagesserschwarm
Sitzt er nun wiederum nach langen Jahren,
Die Augen trüb, den schwarzen Flor am Arm,
Gebrochen, zitternd, mit gebleichten Haaren.

Es schmeckt ihm nicht, er schiebt den Teller fort
Und schlürft zerstreut vom roten feurigen Weine;
Wie fremd er ist an diesem lauten Ort!
Mit seinem dunkeln Grame wie alleine!

Was kümmert ihn der Gäste Rederei!
Gleichgültig grüßen sie, er dankt befangen.
Sein Kopf ist wüst, sein Herz ist schwer wie Blei, —
Nun steigt der Wein ihm heiß in Stirn und Wangen.

Ihm träumt, sein Herz sei wieder hell und froh,
Die treue Tote säß' ihm gegenüber
Und speiste mit und spräche: „Schmeckt dir's so?
Und nun ruh aus und mach ein Schläfchen, Lieber."

So mit gefaltnen Händen träumt er hin,
Die Lider zu, vergessend Tod und Kummer.
Was, armer Alter, kommt dir in den Sinn?
Im lärmigen Wirtshaus hier ein solcher Schlummer?

Mit lautem Tellerklappern trappt's heran,
Der glatte Ganymed wird ungeduldig:
Er räuspert sich und grinst den Schläfer an;
Der Alte schreckt empor: „Was bin ich schuldig?"

Ilse Frapan.

Ein Nachtlager Corvins.

Lustspiel in drei Akten von Franz Nissel.

Zweiter Akt.

(Fortsetzung und Schluß.)

Zehnte Scene.

Vorige – ohne Gabor.

Irma (in äußerster Bestürzung bei Seite). Er geht — geht in Verzweiflung —
Sucht die Gefahr —

Mathias (ihm nachblickend für sich). Soll ich zurück ihn rufen?
Nein, nein! Ein wenig Strafe ist ihm heilsam.
Wenn sie ihn bessert, wollen wir ja sehen.

Irma. Was thu ich nur? Ich muß ihn sprechen, ihm
Die Augen öffnen — Aber wie? Er ist
Ja fort, bevor es tagt!

Mathias (zu allen). Doch nun verbannt
Den Schatten, der auf unsre Freude fiel!
Mir wäre leid um diesen schönen Abend.
Drum laßt zurück die heitre Laune kehren!
Und wer dem jungen Tollkopf gut geblieben,
Den tröste, daß ich dahin ihn geschickt,
Wohin er wohl am besten taugt. Bewährt
Er sich als Krieger mir, nehm' ich ihn gern
In meine Gnade wieder auf.

Irma (weinerlich für sich). Ja, wenn er
Sich tot erst schlagen läßt!

Mathias (zu ihr gewendet). Dann unverloren
Soll Euer edles Fürwort auch ihm sein.
An unsre Plätze denn! (Er wendet sich mit allen der Tafel wieder zu.)

Irma. Mich wieder an
Die Tafel setzen, dran genagelt sein
Bis in die Nacht hinein? Was thu ich nur?

Mathias (ihr Zögern bemerkend). Ihr bleibt zurück?

Irma. Ich folge schon.
(bei Seite) Ich hab's.

(Sie nähert sich ein paar Schritte der Tafel, plötzlich bleibt sie mit einem leichten Schrei wieder stehen und fährt mit der Hand nach dem Herzen.)

Mathias. Was ist Euch?

Irma. Nichts. Ein Stich nur hier —

Mathias (besorgt). Gebt mir
Die Hand. (Er nimmt sie.) Sie zittert ja. Ihr seid nicht wohl.

Irma. Nein, nein! Es geht vorüber schon.

Mathias. Da seht!
Ihr wankt.

Irma (als ob sie sich nur mühsam aufrecht hielte). Vergieb! — ich wollt' es nicht gestehen —
Jedoch — (Sie fällt nun ganz in Ohnmacht.)

Mathias (der sie aufgefangen hat). So helft doch, helft!

(Da auch andere winken, kommt Terefi rasch aus dem Hintergrund, der Herrin beizustehen.)

Banffy (der auch hinzu geeilt ist, für sich). Was soll nun das?
Ich kenne mich nicht aus mehr.

Mathias. Sie erholt sich.

Irma (die Augen aufschlagend). Ich bin — untröstlich — doch ich kann nicht mehr.
Zu lange schon that ich Gewalt mir an.

Mathias. Gewalt?

Irma. Das Übel von heut morgen kehrt
Zurück — und ärger noch —

Mathias. Von heute morgen?

(Banffy macht große Augen.)

Irma. Ich wollte meines Königs Wunsch erfüllen
Um jeden Preis —

Mathias. Verhüt' es Gott!

Irma (mit einem zärtlichen Blick auf Banffy). Doch mein
Gemahl mit seiner Sorge blieb im Recht.

Banffy. Wer? Ich? Ja leider — (bei Seite) Hexe das!

Mathias. O dann
Müßt' ich mir selbst ja grollen —

Irma. Nein! o nein!
Ist mir ein wenig Ruhe nur vergönnt —

Mathias. Die soll Euch werden, auf mein Wort!

Irma. Und darf
Ich scheiden mit der Hoffnung, daß ich nicht
Verscherzt die hohe Huld —

Mathias. Tragt Sorge nur
Für Euer Heil! und Ihr verpflichtet mich
Zu höchstem Dank! denn Ihr beruhigt mein
Gewissen, das sich schwer belastet fühlt.

(Irma wird von Terefi fortgebracht. Eh' sie verschwindet, wendet sie sich noch einmal um und winkt, süß lächelnd, mit schwacher Hand dem König Lebewohl.)

Mathias (im Vordergrund allein). So hätte ich ihm unrecht doch gethan!
An einem Tage doppelt Unrecht?

Banffy (auf der anderen Seite, aufatmend). Sie
Ist fort, gottlob, und alles überstanden.
Sie hat es gar so übel nicht gemacht,
Ich muß gestehen —

Mathias. Oder war's die Wirkung
Des rätselhaften Auftritts? Beides wohl!
Wenn nicht am Ende gar — (auflachend) O dann — bei Gott!
Dann wär's ein unbezahlbar guter Spaß — —
— Gleichviel! Unedel oder thöricht war's,
So hart ihm zu begegnen und ihn zu
Versöhnen, ziemt mir wohl. (zu den Versammelten) Zieht, Freunde, Euch
Zurück! Die Stimmung ist nun doch getrübt
Und klärt sich wohl nicht mehr. Auch heischet es
Die Rücksicht, daß der Lärm im Schloß verstumme
Und nichts die Ruhe störe dieser Nacht.
Auf morgen denn! Und schlafet wohl!

Elfte Szene.

Mathias — Banffy.

Während alle sich langsam entfernen, eilt Mathias auf Banffy zu.

Mathias (warm). Kannst Du
Vergeben, alter Knabe?

Banffy. Ich — vergeben? —
Ich — Dir?

Mathias. Mein tolles, herrisches Gebaren,
Den kränkenden Verdacht?

Banffy (zerknirscht). Mein König!

Mathias. Muß
Ich doch der rohen Hitze, die ich erst
Gestraft, mich selbst nun zeihen und vor Dir
Errötend stehn.

Banffy (zu Thränen gerührt, sich seiner Hand bemächtigend und sie mit Küssen bedeckend). Mein edler, großer König!
Du bist es ja, der mich beschämt.

Mathias (abwehrend). Du gute,
Du treue Seele! — Laß doch, laß! — — — Wenn erst
Du wüßtest, was mir so das Blut entflammt?
— Du sollst es wissen! — Doch nicht heut, nicht jetzt.
Dich hier noch halten — o mißbrauchen hieß
Es die Geduld des Freundes; denn gewiß,
Zur Gattin schon zieht Dich die Sorge.

Banffy. Die —
Die ist — gut aufgehoben!

Mathias. Wie? So lau
Mit einemmal? Vor kurzem noch so sehr
In Angst um sie! (ihm scherzhaft mit dem Finger drohend)
Nimm Dich in acht, daß mein
Verdacht nicht wiederkehrt — Erschrick nur nicht!
(sehr leicht und gut gelaunt)
Was wär's denn auch? Für mich ergötzlich nur,
Stell' ich mir vor, ein abgekartet Spiel
Wär' Deiner Gattin plötzliches Erscheinen
Und diese, ihre Ohnmacht auch gewesen —
Von Euch schon für den Notfall vorbedacht.

Banffy. Bei meiner Ehre, nein!

Mathias (betroffen von der Wahrhaftigkeit seines Tones).
Ich glaube Dir. —
Gesetzt jedoch, es wäre so — — — und das,
Das magst Du nur gestehn: ganz ungelegen
Kam jenes Unwohlsein Dir nicht — sag selbst,
Müßt' ich nicht herzlich lachen?

Banffy. Wie?

Mathias. Wenn ich
Mir dächte, daß Du eben jetzt vor mir
Dich fürchtest, da Frau Venus in Person
Kaum einen flücht'gen Blick mir abgewänne —
So voll von einem andern Bilde ist
Mein Herz!

Banffy (für sich). Hätt' ich das nur gewußt!

Mathias. So voll,
Daß es mir überfließen will. Wie schade,
Daß ich Dich schon entlassen muß. Hätt' ich
Doch gern ein Stündlein noch mit Dir verplaudert!
Hat uns doch lange keines mehr so traut
Gewinkt! Du siehst, ich bin bestraft.

Banffy. Du machst
Mich überglücklich, Herr, wenn Du es mir
Vergönnst. Wird mir doch jetzt erst wieder wohl
Zu Mute, nun ich ganz versöhnt Dich sehe —
(für sich) Und doppelt mich geborgen weiß.

Mathias. So laß
Uns ein paar Gläser noch zusammen leeren —

Banffy. Mit Freuden. (Er nimmt Becher und einen Krug Wein von der Tafel weg, schenkt erst dem König ein, dann sich und stellt den Krug auf ein Tischchen, das im Vordergrunde steht.)

Mathias (indessen ohne Unterbrechung fortfahrend).
Und ein Abenteuer Dir
Erzählen, ein gar seltsam Abenteuer,
Doch köstlich, wie ich keines noch erlebt.

Banffy. Ich bin ganz Ohr.

Mathias (der den Becher aus seiner Hand genommen hat). Auf gute Freundschaft, jetzt
Und alle Zeit fortan!

Banffy (anstoßend). Bis in den Tod.

Mathias. Schenk ein! Und höre! — Auf der Jagd war's. Tief
Schon sank die Sonne. Mit verhängtem Zügel
Ging's über Stock und Stein. Vor mir der Hirsch,
Der, aufgescheucht, in wilden Sätzen floh! —
— Schenk ein! und trink!

Banffy (den Becher hebend). Dem kühnen Jäger! Daß
Der Hirsch ihm nicht entgehe.

Mathias. Nun der liegt.

Banffy. Geschieht ihm recht!

Mathias. Der arme Bursch! Wie ich
Ihm fluchte, als er in die Flut sich warf —
Und dann, sich wehrend, in den Arm mir stieß!
Du siehst.

Banffy (stutzend). So war das heut?

Mathias. Und war dafür
Doch Dank ihm schuldig, nicht den Todesstoß!
Denn so, wie ich umher nun blicke, find'
Ich mich an einem einsam fremden Orte.
Ein Eiland war's, das mich umgab.

Banffy (mit verlängertem Gesichte). Ein Eiland?

Mathias. So lauschig still und lieblich wie das Heim
Der schönsten Fee. Und war's! Denn plötzlich steht
Vor mir ein wunderbares Frauenbild,
Mir liebreich beizustehn. Das arme Kleid,
Die nahe Fischerhütte täuschen mich
Kaum einen Augenblick. Des Wesens Adel
Erkennt mein Auge schnell — (bemerkend, daß Banffy einen Becher, den er schon an den Mund geführt, wieder abgesetzt hat)
Du trinkst ja nicht?
Was hast Du denn?

Banffy. Die Spannung, Herr! — Und wer
Denn war es? Hast Du nicht erfahren —? —

Mathias. Nein.
Verschlossen blieb ihr Mund. So reizend wußte
Sie jede Forschung abzuwehren, so
Mich zu verstricken in mein eigen Wort,
Daß, während sie mir klug entschlüpfte, ich
In ihrem Netze blieb mit allen Sinnen.
(Banffy sieht ganz verstört zu Boden.)

Mathias. Du aber nimmst nicht Anteil mehr.

Banffy. O doch!

Mathias. Nein! nein! Du bist zerstreut und schon im Geist
Nicht mehr bei mir, vielmehr im Schlafgemach
Der Gattin schon. Ich wußt' es ja!

Banffy. Du irrst!
Ich sinne nach, wer jene wohl gewesen?
Blieb gar kein Zeichen denn, das Dir verriet —? —

Mathias. Nein! nichts als hier dies Kreuz, das sie mir gab
Zum Pfand des Wiedersehns.

Banffy (einen Aufschrei erstickend). Ein kostbar Kreuz!

Mathias. Gewiß! Es ruhte ihr am Busen! (Er preßt es leidenschaftlich an die Lippen.) Lache
Doch über mich, daß ich noch schwärmen wie
Ein Knabe kann.

Banffy. Ich lache — nicht, Herr!

Mathias. Nein!
Wie ich gesagt, Du thust Gewalt Dir an,
Mir noch zu lauschen. — Nun, ich mache schon
Ein Ende. — Nur noch einen letzten Becher!
— Auf eine gute Nacht!

Banffy. Die — wünsch' ich Dir.

Mathias. Und einen Traum! — Zum Traumgott will ich beten,
Daß er mich schwelgen läßt in ihren Armen —
— Vorschwelgen —

Banffy (vor sich hin). Ich ersticke.

Mathias. Denn es folgt
Dem Traume wohl die süßre Wirklichkeit —
Muß folgen, muß! So heiß bin ich entbrannt,
Daß ich zerknicke jedes Hindernis,
Das mir entgegentritt! — — — Doch — es ist Zeit,
Daß wir zur Ruhe kommen, Freund! Ich fühl's
Nun selbst.

Banffy (nach rückwärts rufend). Der König will zu Bett!

Mathias. Dein Wein
War gut. Doch glaube mir, nicht er hat mich
Berauscht.

Banffy (zu den Dienern, die aufgetreten sind). Voran und leuchtet!
(Sie treten an die Seitenthüre rechts.)

Mathias (ihnen folgend, zu Banffy, der ihm auch bis an die Thüre das Geleit giebt, ihm herzlich die Hand schüttelnd). Gute Nacht!
(Er geht mit den Dienern ab.)

Banffy (allein, sich vor die Stirne schlagend und wie ein Rasender geberdend). O lustig! lustig! Hahaha! Zerbläue
Dir nur die Stirn! O Thor, der schon frohlockt!
O falsches Glück, das mich geäfft! — — Nun giebt
Es eine Rettung nur. Hinaus! und fort
Mit ihr! noch weiter fort! Sie sei verschwunden!
Er finde sie nicht wieder, wenn es tagt!
(Er stürzt hinaus.)
(Der Vorhang fällt.)

Dritter Akt.

Saal wie im zweiten Akt. Tafel und Stühle weggeräumt. Nacht. Rechts im Vordergrund ein geöffnetes Fenster, durch welches heller Mondenschein hereinfällt. Die tieferen Partien des Saales in Dunkel gehüllt.

Erste Szene.

(Aus der Thüre rechts hinter dem Fenster, aus derselben, durch welche er sich zur Ruhe begeben hat, tritt) **König Mathias.**

Mathias. Es ist umsonst! Wozu mich fluchend wälzen
Auf weichem Pfühl im dumpfen Schlafgemach?
Mein Kopf ist wüst — der Schlummer flieht mein Auge.
(tief atmend) Ah! Leichter atmet hier im weiten Raume
Die übervolle, glühend heiße Brust.
(Er tritt an das offene Fenster. Nach einer Pause:)
O wundervolle Nacht! Wie still, wie mild —
Wie hell! — — Nein! — Tückisch Mondenlicht! Was zeigst
Du mir den Pfad so deutlich, der hinab
Ans Ufer führt? Was machst du so verlockend
Des Stromes Wellen glitzernd? — O des Hohns!
Zu ihr hin hüpfen sie. — — Was hält mich ab,
Zu folgen ihrem Wink? — — Ein König darf
Nicht schmachtend sich verzehren, hat nicht Muße,
Zu harren der gelobten Stunde. Wer
Zugleich mit heißem Kuß ein Diadem
Auf die geliebte Stirne drücken kann —
Ein König darf das Glück im Sturm auch zwingen.
(Er eilt, wie mit plötzlichem Entschluß, in den Hintergrund. Hier bleibt er stehen.) Bezähme dich! Verscherze nicht, was du
Ersehnst. Mir ahnet; ihre Gunst ist nicht
Um Diademe feil — um sie muß auch
Der stolze König wie ein Bettler werben —
Nur frei gewährt, beglückt sie!
(Nach kurzem Sinnen fährt er empor.) Horch! Was für
Ein Knistern herwärts durch den Gang? — — Täuscht mich
Mein Auge — oder huscht es da herein
Wie eine lichte, luftige Gestalt? —
— Es nähert sich — steht lauschend still jetzt — Seltsam!
Vernahm ich niemals doch, daß ein Gespenst
In diesem Schlosse haust. Wär' ich der erste,
Dem es sich zeigt? (Er tritt ganz in das Dunkel zurück.)

Zweite Szene.

Mathias. Irma (ist, dicht verschleiert, im Hintergrunde erschienen und kommt, auf den Zehen vorsichtig schleichend, bis in die Mitte vor.)

Irma. Ob er schon da? — Du zweifelst? —
Er sollte säumen — er, wenn Irma winkt? —
Schon lange harrt er mein. Was gilt es?
(Sie tritt ans Fenster und wirft einen Blick hinaus. Enttäuscht und ärgerlich.) Nein!?
Und Teresi hat ihn doch gefunden, deutlich
Ihm doch gesagt: „Wenn alles still im Schloß,
Hier unter diesem Fenster!“ — Freilich hat
Sie ihm des Rätsels Lösung nicht gebracht.
Die wollt' ich selbst mir vorbehalten. Finster
Hat er sie angestarrt, kein Wort erwidert —
Zuletzt doch mit dem Kopf genickt.
(nach kurzer Pause ängstlicher und aufgeregter) Mein Gott!
Wenn er, in Groll verbissen, doch nicht käme —
Und ich vergebens — O ich hätte Lust
Zu gehn, ihn seinem Schicksal preiszugeben!
— — Wie aber dann erführ' ich, ob er kam?
(Sie geht nochmals zum Fenster und beugt sich mehr hinaus.)
Da ist er ja! — Der Ungeschickte! — Auf
Und ab zu gehn, dicht an der Mauer — hu!
In welchem Schritt! — als gält' es Sturm! — Fast muß
Ich doch nun lachen über ihn. (zum Fenster hinaus)
Bst! bst! —
Er hört mich nicht.
(Sie klatscht ein paarmal, doch nicht zu stark, in die Hände.)
Nun endlich! — — Aufgepaßt! —
Die Pforte Dir zur Rechten aufgesucht! —
Der Schlüssel hier — ich werf' ihn gleich Dir zu —
(Sie hat ihn rasch hervorgezogen und hinausgezeigt.)
Der öffnet sie, und eine Wendeltreppe
Führt Dich empor. Dann wendest Du —
— — Er schüttelt
Den Kopf. Er will nicht. Ei! — Nein! er versteht
Mich nicht. Das Fenster ist so himmelhoch!
Und schreien kann ich doch nicht — — Ich versuch' es
Durch Zeichenspiel.

Mathias (sie beobachtend, doch nicht von ihr bemerkt). Nein, nein! Ein lockres Zöfchen,

Das sich den Liebsten herbestellt! und dann
Zu lauschen ziemt mir nicht. Und doch — Geberde
Und Haltung mahnen mich —

Irma (die sich indessen abgemüht hat, durch Zeichen verständlich zu werden). Er hat begriffen —
Gottlob! (den Schlüssel hoch erhebend)
Nun achtgegeben! Denn ich werfe. —
(Sie läßt die Hand wieder sinken.)
Doch nein! — Wenn er daneben fiele und
Im hohen Gras verschwände! Nein! ich muß
Schon selbst hinab, zu öffnen. — (indem sie noch rasch einen Blick hinausthut) Was? Er ballt
Die Faust und droht mir, glaubt, daß ich ihn äffe —
Er will enteilen — (laut rufend) Gabor!

Mathias. Ha!

Irma. Nur schnell!
Sonst fliegt der böse Vogel mir davon.
(Sie läuft durch die Mitte ab.)

Mathias. Ihm also — Gabor galt's? — Wenn sie es wäre!
Und seine wunderliche Überraschung,
Sein toll Benehmen gestern — ha! — Wenn hier
Ein strafbar Einverständnis vor der Ehe —
(mit tiefem Mitgefühl und wachsender Entrüstung)
Mein Banffy! o mein armer, armer Freund,
Der du so thöricht blind gewählt! — — O du
Verworfne Heuchlerin! — Das also war
Der Ohnmacht Grund? Es galt den Gatten fern
Zu halten diese Nacht. — O Schändliche! —
— Doch nein! Ich kann mich täuschen. Giebt es mehr
Als Einen Gabor nicht? — Indes ich sie
Verdamme, ruht vielleicht an Banffys Brust
Sie treu geschmiegt und schlummert süß. — Ich will
Gewißheit haben — und bedroht dich Schmach,
Mein armer Freund, dann wehe den Verrätern!
Dein König, deiner Ehre Hüter, wacht!

Dritte Szene.

Mathias will hinaus, bleibt aber stehen, da **Irma**, von **Gabor** verfolgt, eben wieder herein- und an ihm vorüberhuscht.

Irma. Drei Schritte mir vom Leib' geblieben!

Gabor. Irma!
Du fliehst! —

Mathias. Der rechte Gabor wär's!

Gabor. Du kannst
Dich grausam mir entziehn?

Irma. Ei seht mir doch!
Ich flüstre eben ihm ein Wörtchen zu,
Das ihn zum glücklichsten der Sterblichen
Soll machen — und er schilt mich grausam nun
Dafür!

Gabor. Du bist's. Denn Du beglückst und kränkst
Zu gleicher Zeit. Mit einer Hand erhebst
Du den Verzweifelnden, die andre stößt
Den Dankestrunkenen zurück.

Irma. Den trunknen,
Die allzu ungestüm mir danken will.
Das junge Herrchen bildet sich wohl ein:
Weil Irma, sich erbarmend seiner Not,
Zum Stelldichein ihn nächtlich herbeschieden,
Sie brenne nun, mit ihm zu kosen wie
Ein zärtlich Kammerkätzchen? Nein, nein, nein!
Wir denken würdiger von uns.

Gabor. Und darf
Ich nicht Vergütung fordern für den Schmerz,
Den Du im Übermute mir bereitet?

Irma. Schon hast Du Deinen Lohn dahin.

Gabor. So kargen?

Irma. Was hör' ich? Die Gewißheit, daß ich nicht
Für Dich verloren —

Mathias (zu sich selbst). Aufgemerkt!

Gabor. Und Du
Begreifst nicht, daß noch glühender das Herz
Nach dem begehrt, was schon verloren schien?

Irma. Nur allzu glühend nicht!

Gabor. Du spielst mit mir.
Nimm Dich in acht! Du weißt nicht, was Du schon
Gewagt —

Irma. Im Ernste?

Gabor. Wie, wenn ich nicht kam
Zum Stelldichein? — Und nicht zu kommen, war
Ich schon entschlossen.

Irma. Wirklich?

Gabor. Ja! Denn so
Empörte mich Dein kecker Wahn, mir zu
Vergüten den Verrat an unsrer Liebe
Durch neuer Eide Bruch!

Mathias. Du zweifelst noch?

Irma. Und doch — doch bist Du da?

Gabor. Nun ja! Ich leugne
Es nicht. Wie dann die Stunde näher stets
Und näher kam, da immer lockender
Erschienst Du mir, mir zärtlich winkend mit
Der kleinen Hand. O da erfaßte mich —
Ich weiß nicht was? — Da fühlte ich — ich weiß
Nicht wie? — mich hergetrieben. Schmerz und Wut,
Verzweiflung, Glück und Ehre zu ersäufen
In Einem Rausche!

Mathias. O Du Wicht!

Gabor. Und nun
Bist Du so kalt!

Irma. Nicht übel! Er bedauert
Am Ende noch, daß ich die Sünderin
Nicht bin, die er erwartet.

Gabor. Nein! o nein!
Doch ich verschmachte.

Irma. Nun, da wir uns doch
Geschmeichelt fühlen, so verzeihen wir
Den häßlichen Gedanken, reichen Dir —

Gabor. Den süßen Mund —?

Irma. Den kleinen Finger nur.

Gabor. Die Hand!

Irma. Damit das Sprichwort Recht behält?

Gabor. O das ist viel zu zahm. Ich will Dich ganz.
(Er umschlingt sie und preßt sie heftig an sich.)

Irma (sich sträubend). Da siehst Du, wie Du ungezogen bist!
Laß los! Ich schreie —

Gabor. Damit hat es nicht
Gefahr; das wagst Du nicht.

Irma. Du Unverschämter!
Wirst Du mich lassen? (mit verstelltem Schreck, gedämpft) Ah!

Gabor. Was ist?

Irma. Man kommt.

Gabor. Warum nicht gar!

Irma. Ich hörte Schritte —

Gabor. Wo?

Irma. Von dort!
Gabor (sie loslassend und zwei Schritte zurücktretend). Laß sehn!
Mathias (finster drohend). Malt nur den Teufel an
Die Wand!
Irma (die rasch nach vor, dem Fenster zugelaufen ist, ruft dem sich wieder nach ihr wendenden Gabor zu). Entschlüpft!
Gabor (sie verfolgend). Umsonst! Ich hasche Dich,
Ich hab' Dich schon —
Irma (ihm nach der andren Seite zu entwischend, indem ihr Schleier in seiner Hand bleibt und das volle Mondlicht auf ihr Gesicht fällt, lachend). Nicht mich! den Schleier nur!
Mathias. Sie ist's!
Irma (fast ohne Unterbrechung). Und stehst Du nicht im Augenblick,
Verschwind' ich wie ein Nebelbild. Nimm Dich
Zu acht! Mich trägt die leicht're Sohle.
Gabor (zerknirscht). Irma!
Ich gehe doch ja in den Kampf, wenn auch
Nicht mehr, den Tod zu suchen.
Irma. Das bedenkend —
Und wenn Du mir bescheidner bist —
Gabor. Ich schwör's.
Irma. Geb' ich zum Abschied noch Dir —
Gabor. Einen Kuß?
Irma. Ein Küßchen nur, so hingehaucht, als ob
Ein Schmetterling mit seines Flügels Spitze
Dir im Vorüberflug die Lippen streifte.
Gabor. So gieb denn! Besser doch als nichts.
Irma. O nein!
Empfängst Du dankbar nicht auf Deinen Knieen —
Gabor (sich auf ein Knie niederlassend, erwartungsvoll). Du siehst.
Irma. Wohlan!
(Sie nähert sich ihm langsam. Doch in dem Augenblicke, in welchem sie sich zu ihm niederbeugt, stürzt)
Mathias (vor und ruft mit zorniger Stimme). Genug des frechen Spiels!
Gabor (aufspringend). Wer wagt es da?
Mathias. Dein Herr und Richter!
Gabor (zu Tod erschrocken). Himmel!
Es ist der König.
Irma. All ihr guten Geister!
Mathias. Elende Buhlerin!
Irma. Nun gilt's den Kopf.
Mathias. Stehst Du vor mir entlarvt nunmehr und bebst
Entgegen der verdienten Strafe?
Irma. Gott!
Er wird mich doch wohl nicht mit Haut und Haar
Verschlingen?
Mathias. Junge Natter, die sich schmeichelnd
Geringelt um ein Heldenherz, im Kuß
Den gift'gen Stachel nur ihm einzubohren!
Was hält mich ab, daß ich Dich nicht zertrete
Mit eignem Fuß?
Irma (die ihm zu Füßen fällt). Erbarmen!
Mathias (sie wild beim Arm fassend und aufreißend).
Nein! — Empor!
Von dieser Stelle schlepp' ich Dich hinweg
Zu dem betrognen Gatten, überliefre
Dich ihm und seinem Zorn.
(Er zieht sie ein paar Schritte nach dem Hintergrund.)
Irma. Um Gottes willen!
Laß Gnade, Herr, für Recht ergehn! (für sich) Mein Ruf
Wär' ja verloren!
Mathias. Büße Deine Schuld!
(sie plötzlich von sich schleudernd)
Und doch! — Trifft nicht auch ihn die Schmach, der Hohn?
— — — O dank es meiner Liebe zu dem Edlen,
Daß ich nun ratlos: soll ich selbst sein Glück
Vernichten — oder nicht aus süßem Traum
Ihn wecken? — Süßem? — hat er ahnungsvoll
Dein Wesen nicht erkannt? O Thoren! Thoren,
Die wir gespottet seiner Eifersucht,
Die Dich noch lange nicht genug gehütet,
Nicht tief genug Dich, List'ge, barg! (zu Gabor gewendet)
Und was
Verhäng' ich, Ehrvergessner, über Dich,
Der Du nach meines Waffenbruders Weib
Die Hand begehrlich auszustrecken wagtest —
Im Schirme seiner Burg, das Gastrecht keck
Verhöhnend! Was verhäng' ich über Dich? —
Zum Heer Dich senden? Solchen Schelm?
Gabor. Mein König!
Mathias. Dir Wappenschild und Waffen schimpflich zu
Zerbrechen hätt' ich Lust — (Gabor schreit auf.)
Mathias. Doch weiser ist's
Vielleicht, den Frevel mit dem Frevler zu
Versenken in den Schoß der Nacht. (zu Irma)
Entflieh!
Irma. Wer — ich? — Und er — ? —
Mathias. Dich schon' ich noch. Doch schwebt
Ein schneidig Schwert fortan Dir überm Haupt.
Irma (in großer Angst um Gabor). Und er —
Mathias. Du säumst? Du zitterst für den Buhlen?
Glück auf! So treff' ich denn auch Dich in ihm.
Gabor (ausbrechend). Du urteilst vorschnell, Herr!
Mathias. Schweig still!
Gabor. Ich bin
So schuldig nicht, beim Himmel, als Du wähnst.
Mathias. Ich sage: still! Dein Widerspruch bringt mich
Noch mehr in Wut.
Gabor. Denn, ob der Schein mir auch
Entgegen —
Mathias. Schein? Was ich mit Augen sah,
Mit Händen griff?
Gabor. Längst hab' ich sie geliebt,
Längst hat sie mir sich zugeschworen, eh'
Sie Banffy sah.
Mathias. Gleichviel!
Gabor. O wenn Du wüßtest
Mathias. Schwatz mir nichts vor von toller Leidenschaft
Und ihrer unbezwinglichen Gewalt!
Ich will davon nichts hören.
Gabor (zu Irma). Und Du schweigst?
Du kannst noch schweigen?
Irma. Was denn soll ich?
Gabor. O
Ich Thor! Wenn Du mich liebtest, schwiegst Du nicht.
Irma. Und Du? Mir scheint, Du willst den Hals
Dir aus
Der Schlinge ziehn und mir sie überwerfen.
Gabor. O Du verdientest es um mich.
Irma. Ist das
Wohl Deiner Liebe Zeichen?
Mathias (nach einem Augenblicke der Verblüffung, doppelt wild).
Ha! Ihr wagt —

In meinem Angesicht, in dieser Stunde
Verbuhlten Vorwurf, unverschämten Zank?
O dann — seid Ihr, so jung noch, schon so tief
Versunken in der Sünde Pfuhl, daß nicht
Die Scham, die Reue Euch verstummen macht —
Dann keine Schonung mehr! — Ihr habt's gewollt.
(Eilt in den Hintergrund und ruft:)
Heiducken! auf! herbei! Ist niemand hier?

Irma (die ihm erschrocken nachläuft und sich flehend an ihn hängt).
Verzeihung!

Mathias. Laß mich!

Irma. Ich beschwör' Dich.

Mathias. Weg!
Es ist zu spät.

Irma. So hör mich doch. Ich will
Ja alles gern gestehn.

Mathias. Ich weiß genug.

Irma. Du weißt ja nichts. Ich bin's ja gar nicht.

Mathias. Was —
Was bist Du nicht?

Irma. Die Ehebrecherin,
Das ungetreue Weib —

Mathias. O dieses Leugnen!
O dies Beschönigen!

Irma (fast weinend). Bin überhaupt
Kein Weib.

Mathias. Was? Bist Du toll?

Irma (jedes Wort einzeln hervorstoßend). Nicht Banffys Weib.
(für sich) Nun ist's heraus. Gott sei mir gnädig!

Mathias (der sie angestarrt). Du —
Nicht Banffys Weib? Was denn?

Irma. Nur seine ganz
Zerknirschte Schwägerin.

Mathias. Und hast gewagt —?

Irma. Gezwungen nur!

Mathias. Von ihm?

Irma. So wahr ich lebe!

Mathias. Und sie — die Schwester? — Sprich!
Bekenne! — — Nein!
Schweig still! (Ingrimmig vor sich hin) Ich gebe selbst die
Antwort mir.
(nach einer Pause immer heftiger)
O Lug und Trug! O toller Mummenschanz —
Drin ich der Narr! — Zum Lachen ist's. Ein König,
Vor dem die Welt erzittert, hinters Licht
Geführt von diesem naseweisen Püppchen,
Das er zerbricht mit einem Druck der Hand!
(Er fährt bei diesen Worten auf Irma los, die mit einem Schrei vor ihm flüchtet.)

Mathias. Ja, flüchte Dich nur! Wenig frommte Dir's,
Wär' Deine Schwäche nicht Dein Schild zugleich.
Was bist Du meinem Zorn? Die Maus dem Löwen!

Irma. Das kleinste Mäuschen gern, find' ich ein Loch,
Hinein mich zu verkriechen.

Mathias. Ihn allein —
Ihn treffe seine volle Wucht — ihn, der
Gefrevelt an der Majestät — — — doch nein!
Das hätt' ich ihm verziehen. Doch, daß er
So schnöd an mir gezweifelt, an dem Freund,
Der eifernd einstand — hier — in dieser Stunde
Für seine nur bedroht geglaubte Ehre —
Daß er so ganz versagt mir sein Vertrauen,
Mich selbst des Bubenstückes fähig hielt — —
— Das ist's, was ich ihm nie vergeben kann.
(Im Vordergrunde mit aufgeregten Schritten auf und abgehend, in sich selbst hineinredend mit Nachdruck:)
Das ist's. Nichts andres! Nein — — wie auch ihr Bild,
Geschmückt mit jedem Reiz verführerisch
Mir vor die Sinne tritt — — — Ha! Und warum
Verführerisch? Warum? — Durch seine Schuld.
In dem geheimnisvollen Dunkel nur,
In das er sie gehüllt, hat sich mein Herz
Zu ihr verirrt — — und, wenn es jetzt von ihr
Nicht lassen will — — sein ist, nur sein die Schuld.
Verdiente er es nicht, sie abzubüßen,
Erleidend, was zu fürchten er gewagt?
Bin ich ein Thor nicht, edelmütiger
Zu sein, als er mich glauben will? Soll ich
Vor ihm, der mich geäfft, die Segel streichen? —
Was zwingt mich denn, die Augen aufzuthun?
Kann ich die Binde, die er selbst darum
Gelegt, nicht weiter tragen, fort nicht tappen
Im Nebel — ihm zum Trutz? — Ich will's auch — will —
Geahnt nichts haben — will — — Als ob ich selbst
Noch wüßte, was? — O fort! Ins Freie! Luft!
Ich rase sonst. (Er stürzt durch die Mitte fort.)

(Der Schluß des dritten Akts folgt.)

Abendgang.

In Abenddämmerung verschwimmen
Schon Wald und Feld und Alpenkranz,
Am Bergeshange drüben glimmen
Die Lichter in den Hütten auf.

Wie wandelt sich's an deiner Seite,
Du liebes Kind, so schön zu Thal,
Durch das der Fahrweg sich, der breite,
Hinzieht im weißen Mondesstrahl!

Doch auf dem Pfade, den wir gehen,
Webt Nacht bereits den schwarzen Flor,
Dein Antlitz kann ich nimmer sehen,
Nur deine Stimme trifft mein Ohr.

Und voll von frohem Zukunftshoffen,
Von lebensfreud'ger Zuversicht
Sind alle Worte, die so offen
Und arglos deine Lippe spricht.

In ernster, träumerischer Weise
Eintönig rauscht der Bach dazu;
Ich aber schweig' und seufze leise:
O wär' ich noch so jung wie du!

Ernst Rauscher.



Über meine „Völkerwanderung".

Von Hermann Lingg.

Momento pendet ab uno.

Hoffentlich wird niemand der Meinung sein, daß ich eines Tages zu mir gesagt habe: „So, jetzt will ich ein Epos dichten und das soll die „Völkerwanderung" heißen!" — und daß ich mich dann hingesetzt und angefangen habe, Oktaven zu schreiben. Meine Dichtung ist entstanden, wie durch den Zusammenfluß mehrerer Quellen und Bäche ein größerer Stromlauf entsteht. Ich hatte längst vorher einzelne Begebenheiten aus der Zeit der Völkerwanderung in kleineren Gedichten, als Erzählung, als Ballade, als dramatische Scene behandelt, ehe der Gedanke in mir erwachte, diese Bruchstücke zu vervollständigen, in ein Ganzes unter eine leitende Idee zusammenzufassen und in einheitlichem Versmaß zu verbinden. Wann das war, das weiß ich nicht mehr, ich erinnere mich jenes Augenblickes ebensowenig als dessen, da ich zum erstenmale den Bodensee gesehen.

Wandern war in meiner Jugend noch ein anderes Ding als heutzutage, es war kein bloßer Sport, es war noch etwas, bei dem man einen bestimmten Zweck erreichen wollte, wobei es galt, mit Gepäck auf dem Rücken Schritt für Schritt, Tag für Tag, in Staub und Regen ans Ziel der Reise zu gelangen. Aber dabei erfuhr man auch recht, was Wanderlust und Wanderleben heißt. Ich selbst war ein ziemlich guter Marschierer und bin auf meiner ersten Reise nach Italien, wobei der größte Teil des Weges zu Fuß zurückgelegt wurde, von Genua bis Lindau gegangen, eine Leistung, die freilich verschwindet gegen das, was heutzutage Bergsteiger und Radfahrer vollbringen. —

Von Auswanderung, von Wanderzügen ganzer Familien und Gemeinden hat frühe sich mir ein Erinnerungsbild eingeprägt. In jedem Frühjahr kamen Leute aus dem Montavon, Männer, Weiber, Kinder mit Sack und Pack am elterlichen Hause vorüber, um sich oder eines der ihrigen ins Nachbarland als Dienstboten, meist als Hirten zu verdingen. Die Betrachtung dieser Züge und was darüber gesprochen wurde, weckte die Vorstellung außerordentlicher, von vielen gleichmäßig zu ertragender Geschicke und regte die Teilnahme dafür an. Auch in der Schule wurde diese Richtung genährt. Sind denn die Irrfahrten des Odysseus nicht auch eine Wanderung, und das befreite Jerusalem des Tasso, besingt es nicht ebenfalls eine große Heerfahrt, den Kreuzzug, das Verlangen der Völker nach einem fremden, einem gelobten Lande? — In den Geschichtsstunden riefen hin und wider die Gestalten eines Alarich, Geiserich, Odoaker eine eigentümlich phantastische Welt ins Leben; diese Helden und Volkskönige, die mit ihren Stammesgenossen das alte Heimatland verließen und in andere Länder auszogen und, sich durchschlagend, dort neue Wohnstätten, Beute und Ruhm gewannen, in welch magischem Halbdunkel erschienen sie! Einzelne charakteristische Äußerungen prägten sich unauslöschlich dem Gedächtnis ein, so, wenn Alarich, auf die Drohung von der großen Volksmenge Roms, zur Antwort gab: „Je dichter das Gras, um so leichter ist's zu mähen," — so der Ausspruch Geiserichs, wenn seine Flotte den Hafen Carthagos verließ und ihn sein Steuermann fragte: „Wohin?" — und er ausrief: „In jenes Land, auf welches Gott in seinem Zorn herabsieht." Auch die Gegenwart hatte ähnliches aufzuweisen; der Carlistische General Gomez durchzog Spanien mit Guerillabanden mitten durch die feindlichen Kolonnen hindurch von den baskischen Provinzen bis in den Süden.

Einige Jahre vorher hatte der Feldzug bayerischer Truppen nach Griechenland eine noch mächtigere Teilnahme wachgerufen; waren doch so viele der nächsten Verwandten und Freunde mit hinüber gesegelt, und die Briefe, die von Nauplia, Argos, Athen nach Haus gelangten, hielten diese Teilnahme rege und rückten die Stätten der alten Welt und ihrer Geschichte für die jugendliche Einbildungskraft in unmittelbare Nähe.

Das alles aber war lange vorher und bildete gewissermassen nur die unbewußt ruhenden und elementaren Grundlagen jener dichterischen Anschauungen, die in der Völkerwanderung zum Ausdrucke gelangten. Erst in den letzten meiner Universitätsjahre entstanden poetische Entwürfe und Anfänge, aus welchen sich das Ganze später und allmählich aufbaute. Es waren dies: Attilas Schwert, die Hunnenschlacht, Aetius als Held eines Dramas, Alboin und Rosamunde. — Jemand, der von diesen Fragmenten Kenntnis hatte, wies mich auf Gibbon hin, auf seine Geschichte des Unterganges der römischen Weltmacht. Hier fand mein Verlangen, meine Wißbegierde nach den Einzelerscheinungen jener ewig denkwürdigen Epoche die erwünschte Befriedigung. Da fand sich alles beschrieben — und mit welcher Anschauung beschrieben! — womit sich schon so lange mein Geist beschäftigt hatte. Ich konnte nicht satt werden, mich in das gewaltig ergreifende Buch zu vertiefen, das mit Gewalt mich anzog und festhielt.

Anderseits lähmte aber auch die Bekanntschaft mit dem Riesenwerke meine eigene Kraft und Lust, am Begonnenen weiter zu schaffen. Vor der poetischen Sprache Gibbons, seiner lebhaften Darstellung, seiner anschaulichen

Charakteristik schien mir alles, was ich bisher geschrieben hatte, farblos, matt und unvollkommen.

Um jene Zeit schloß sich meine Studien-Laufbahn, ich trat als Arzt in den Militärdienst. Für lange Zeit schwiegen die Musen. An die Völkerwanderung dachte ich kaum noch. Als ich ihrer einst auf einem Spaziergang über das Lechfeld im Gespräch mit meinem Freunde Herberger, dem Archivar der Stadt Augsburg, erwähnte, machte er mich auf diejenigen alten Autoren aufmerksam, die als Quellen jener Ära galten, die auch Gibbon benutzt hatte, und teilte mir, indem er mich ferner zur Ausführung meines halbaufgegebenen Entschlusses anfeuerte, fürs erste den Jornandes mit. Er empfahl mir, ihn eifrigst zu lesen. Das that ich denn auch und darüber erwachte neu die Lust, meine Dichtung fortzusetzen.

Ich sah ein, daß ein episches Gedicht seine eignen Vorzüge besitze und recht wohl neben dem Geschichtswerke bestehen könne. Sollte sich dieses nicht ebenso dazu verhalten, wie vielleicht zu den älteren Epen die mündliche Überlieferung des Mythus und der Sagen? Das stünde, sagt' ich mir, dem modernen Geiste, dem Streben und der Richtung der Neuzeit wohl an. — Die schlichte Einfachheit der alten Chronisten wurde mir bald vertraut. Unter ihren kurzen Sätzen lag es wie lange blutige Geschichten von Kämpfen und unerhört kühnen Thaten, der lapidare Stil gemahnte wie an Palimpseste, wo unter der alten Schrift eine noch ältere hervorschaut und noch Merkwürdigeres enthält, und wie an alte Fresken, wo hinter den Heiligen Krieger und Schwerter sichtbar werden. Germanisches Wesen sprach so mächtig aus den schlichten Worten eines Jornandes und Paulus Diakonus. Die Größe einer weltgeschichtlichen und nationalen That, als welche die Völkerwanderung einzig dasteht, trat mir immer deutlicher hervor. Der Sturz einer Weltdespotie durch germanische Kraft und Freiheitslust, ja, das, wenn es mir gelänge darzustellen, das mußte ein deutsches Epos werden. Und selbst der Versuch, der Anstoß dazu, erschien mir verdienstlich. Jedoch verwahre ich mich gegen die öfters gehörte Unterstellung, als habe ich in meinem Gedichte den Niedergang „der lateinischen Rasse" verkünden wollen 2c. Ich fand, was meinem Epos bisher noch gefehlt hatte, das nationale Bewußtsein und den Ausdruck dafür. Es war verborgen da gewesen, nun sollte es auch zu Tage treten.

Und dieser Gedanke trat nun gleich stark neben den, der von dem wehmütigen Eindruck einer untergehenden Schönheitswelt erfüllt war und der die Strophen des frühesten Gesanges, „die griechische Insel", hervorgerufen hatte.

Wäre mir damals etwas mehr Muße vergönnt gewesen, hätte ich mich germanischen Studien widmen können, welch reichen Vorteil hätte ich davon gehabt!

Daß es nicht sein konnte, es hatte vielleicht auch sein Gutes.

Die meisten Gesänge der Völkerwanderung sind nicht in der Studierstube zur Welt gekommen, auch nicht in reich ausgestattetem Boudoir oder Salon, sondern in den Jourzimmern der Lazarette, auf dem Marsch in Wirtshäusern und Einquartierungen. Manche Strophe hab' ich später auch noch auf meinem Ritte durch Wald und Berge niedergeschrieben, die spätesten in meinem zu München gegründeten Heim im Garten.

Rom zu sehen, war noch während meines Aufenthaltes in Augsburg sehnlicher Wunsch geworden und ging in Erfüllung. Auf der Rückreise, es war in Mailand, trat ich an die Bude eines Bücherkrämers in offener Straße, und welche Überraschung: das erste Buch, das ich in die Hand nahm, war eine Venetianer-Ausgabe des Claudius Claudianus, des letzten epischen Dichters der Römer, eines Zeitgenossen und Freundes Stelicos, des Vandalen. Claudius dichtete nach dem Vorbilde Homers und Virgils, während vor den Thoren der ewigen Stadt bereits die Recken der neuen Heldensage standen. —

Eine zweite Reise, gerade zwanzig Jahre später und kurz vor Ausgabe des zweiten Bandes, führte mich nach Ravenna, derjenigen Stadt, die nächst dem Lateranischen Viertel Roms die älteste noch lebende Zeugin jener Epoche ist, als das Christentum siegreich seinen Fuß auf die unterliegende Welt der Heiden setzte und sie ihrer kostbarsten Schätze beraubte. Eine fromme, arme Zeit nach den Orgien der cäsarischen Jahrhunderte.

Bruchstücke der Völkerwanderung erschienen zuerst im ersten Bande meiner durch Emanuel Geibel herausgegebenen Gedichtsammlung. Sie wurden günstig aufgenommen, was mich nur ermutigen konnte, das Werk zu vollenden. Eine Dreiteilung ergab sich wie von selbst — erster Band: Auszug der Völker aus ihren ursprünglichen Wohnsitzen und Andringen gegen Rom; zweiter Band: Dreimalige Eroberung der Stadt, Ende des weströmischen Reiches; dritter Band: Entstehen neuer Reiche und ihr Übergang in neue Staatsformen. Die Anzahl der einzelnen Gesänge und der Strophen eines jeden ordnete sich damit in organischer Reihenfolge.

Im Jahre 1866 erschien der erste Band der Völkerwanderung, der Schluß im Jahre 1868. Am Weihnachtsabend dieses Jahres erlebte ich die Genugthuung, das Lob meines Epos anerkannt zu vernehmen. Ich ging in der Dunkelheit vor zwei Damen her und hörte, wie die eine der anderen mitteilte, daß ihr Bruder als Weihnachtsgabe die „Völkerwanderung" erhielt und daß ihm das Buch eine große Freude gewesen sei. Es folgten dann für den Autor höchst ehrenvolle Worte, die mir, als von gänzlich Unbekannten ausgesprochen, von doppeltem Wert erschienen.

Von der Kritik hatte ich manches Unbillige zu erfahren, einige Blätter ließen es sich sehr angelegen sein, gegenüber der rühmenden Anerkennung der Bedeutenderen und der Gebildeten das Werk herabzusetzen, und solche Bemühungen bleiben nie ohne Erfolg, wenn sie mit einigem Scheine von Unparteilichkeit und der Sorge für Wahrung des guten Geschmackes und der akademischen Kunstregeln vorgebracht werden. So läßt es sich wohl erklären, daß in den zwanzig Jahren seit ihrem Erscheinen die „Völkerwanderung" noch keine zweite Auflage erlebt hat. Der Tadel, der einem Buche gleich anfangs nachgesagt wird, mag sich mit der Zeit als unhaltbar erweisen, für einen großen Teil des Publikums bleibt er doch ein willkommener Vorwand, ein solches Buch nicht zu kaufen. Und wie wunderlich lauteten oft diese Ausstellungen, die man gegen die „Völkerwanderung" glaubte vorbringen zu müssen! Noch in jüngster Zeit war in einer Zeitschrift zu lesen, die Wahl der Oktave sei die Ursache, daß bei der großen Menge diese Dichtung, die sonst „viel Großartiges" enthalte, vergessen sei. Als ob es für die große Menge ein

besonders geeignetes Versmaß als Schutzmittel gegen das Vergessenwerden gebe!

Mehr als jede andere Strophe war die der Renaissance, die Strophe Tassos und Ariostos, geeignet, die wuchtigen Quadern der Völkerwanderung anmutig zu tragen. Schon durch den Reichtum und die Mannigfaltigkeit ihrer Reimverbindungen, ihre bündig abschließenden Verszeilen am Ende der Strophe ist sie besonders geeignet für die Erzählung und wird selbst bei Stellen von weniger anziehendem Inhalt noch durch den Reiz ihrer Form erfreuen. Auch das modernste Epos, Child Harold, an welches sich die Völkerwanderung in mehr als einer Hinsicht anschließt, ist in der nur erweiterten Stanze geschrieben.

Die Völkerwanderung ist nicht vergessen, nur totgeschwiegen. Einsichtsvolle Beurteiler haben mir versichert, ich könne getrost sein, die Völkerwanderung werde nicht zu Grunde gehen, und wenn, so ginge noch vieles andere damit oder vorher zu Grunde.

Nun, ich denke, die Völkerwanderung selbst wird auch wandern, aber so, wie es manche Pflanzen thun, die mit ihren Wurzeln unter der Erde weiter und weiter dringen, um einen mehr vom erwärmten Sonnenlichte beschienenen Boden zu gewinnen; ja, so wird hoffentlich auch mein Epos, wenn auch jetzt noch halb totgeschwiegen und verschollen, seine Wanderung machen und einen von der Sonne günstiger bedachten Grund erreichen, als der ist, den ihm die gegenwärtige Zeit bisher geboten.

Hermann Lingg.

Von Franz Muncker.

Es ist eben jetzt ein Menschenalter her, da erschien im Cottaschen Verlag ein dünnes Bändchen Gedichte, das alsbald in den Kreisen kunstverständiger und kunstliebender Leser das größte Aufsehen erregte. Der Name des Verfassers, Hermann Lingg, war bis dahin in der litterarischen Welt nicht genannt worden; aber für ihn bürgte einer der ersten Meister unserer Dichtung, Emanuel Geibel, der in dem jüngeren Genossen ein vollberechtigtes Talent erkannte, dessen Werke den Freunden unserer Litteratur zu übergeben er geradezu für seine Pflicht hielt. Ohne Schwulst und Überschwang, mit ruhigbesonnenen, aber kräftig lobenden Worten empfahl er als Herausgeber und Vorredner die neue Sammlung lyrisch-epischer Gesänge: „Hier ist weder jenes wohlfeile, bloß äußerliche Formtalent, das bei mangelnder Originalität und Fülle des Wesens nichts anderes vermag, als gebahnte Pfade breiter zu treten, noch jener leichtbefriedigte Dilettantismus, der schon poetisch zu schaffen glaubt, wenn er willkürlich ergriffene Stoffe in die erste beste metrische Gewandung kleidet; hier ist vielmehr endlich einmal wieder der notwendige Erguß einer ursprünglichen Dichternatur; hier ist ein neuer, eigentümlicher Inhalt in eigentümliche, meist scharf ausgeprägte Formen geschlossen." Geibel hatte nicht zu viel verheißen; das Buch, das er den Lesern vorlegte, verdiente jenes Lob Wort für Wort. Er hatte edelsinnig nur eines verschwiegen, sein eigenes Verdienst um das Buch und dessen Verfasser. In ernsten, oft trüben Stunden waren die Gedichte gereift, die er jetzt in die Welt hinaus sandte; indem er sie veröffentlichte, nahm er dem trostlos niedergedrückten Sänger die schwerste Last vom Haupte; dadurch, daß er mit ehrlichem und verständigem Rate sie feilen, sichten, ordnen half, begründete er vor allem mit den Ruhm und die Zukunft des neuerstandenen Dichters.

Als Sohn eines Anwalts war Hermann Ludwig Otto Lingg am 22. Januar 1820 zu Lindau am Bodensee geboren worden. In den Schulen seiner Vaterstadt und im Gymnasium zu Kempten hatte er den ersten Unterricht erhalten und 1837 in München sich dem Studium der Medizin gewidmet. Dann hatte er mehrere andere Universitäten besucht, Berlin, Prag, Freiburg, bis er 1843 wieder in München das Doktordiplom sich erwarb und nun zunächst hier als Armenarzt zwei Jahre wirkte. 1846 wurde er zum bayrischen Militärarzt ernannt; Augsburg, Straubing, Passau waren abwechselnd die Stätten seiner neuen Thätigkeit. Einmal unterbrach auch ein mehrwöchentlicher Urlaub die anstrengende Berufsarbeit: ihn benützte der nach dem Genuß landschaftlicher und künstlerischer Schönheit Lechzende zu einer Reise nach Italien; dort verweilte er in Rom und in Neapel am längsten. Aber körperliches Leiden zwang den Heimgekehrten, schon 1851 seinen Abschied aus dem Heere zu nehmen. Und nun brachten Krankheit, Unglück in seiner Familie und herbe Sorgen ihn bald an den Rand der Verzweiflung. Einsam, ohne freundschaftlichen Beistand, in seinem künstlerischen Streben unbeachtet, ohne jegliche Aussicht auf bessere Zeiten, ließ er gleichwohl die Muse nicht los; von einem furchtbaren Nervenleiden langsam genesend, von Sorgen das Haupt umschwirrt und das Herz bedrückt, klammerte er sich an die Dichtung an und erprobte an einer Naturgeschichte, die er in ottavo rime übertrug, wie viel ihm von der einstigen poetischen Kraft noch geblieben sei. So fanden ihn in seinem Häuschen an der Nymphenburger Landstraße bei München zwei schlichte Männer, die selbst mit froher Mühe manchen Vers zu schmieden suchten. Keine großen Dichter, aber wackere Freunde, bewunderten sie sein übermächtiges Talent und waren entschlossen, es nicht in Not verkümmern zu lassen. Sie brachten die mühsam aus dem Schiffbruch seines Glückes geretteten Blätter zu Geibel, und Geibel ward der Freund, der Berater, der Herausgeber Linggs. Sein Rat und Beistand erfrischte und läuterte Linggs dichterische Begabung; seine Empfehlung befreite den geistig Neugekräftigten auch von den schwersten materiellen Sorgen. König Maximilian II. verlieh dem Sänger ein Jahresgehalt, das es ihm ermöglichte, ganz seiner Kunst zu leben, und nun begann in Linggs Arbeitsstätte, die er zeitweise in Lindau, meist aber in München aufschlug, ein munteres, fröhliches Schaffen: manch schätzbares Werk haben die späteren Jahre daraus hervorgefördert. Neue Bände von

Gedichten folgten der ersten Sammlung; ein großes Epos, Dramen und Novellen schlossen sich daran. Ein so einheitlich künstlerisches Gepräge wie jenem ersten Bändchen war vielleicht keinem der spätern Werke mehr aufgeprägt; aber sie alle lehrten den Dichter von neuen, schönen Seiten kennen, und zwar einen wirklichen Dichter, der unablässig an sich arbeitet, der von Jahr zu Jahr den geistigen Gehalt seiner Schöpfungen zu vertiefen und ihre künstlerische Form reiner und bedeutender auszubilden bestrebt ist.

In der lyrischen und in der epischen Dichtung ruht Linggs hauptsächliche Stärke. Das Beste und Eigenartigste leistet er vielleicht in den Gedichten, die zwischen Epik und Lyrik in der Mitte stehen, in denen zwar ein mächtig fortreißendes Empfinden sich subjektiv ausspricht, aber ein Empfinden, das auf epischer Grundlage entsteht, von einem epischen Hintergrund sich abhebt. Statt einen Vorgang der Weltgeschichte in Versen zu erzählen, statt ein Stimmungs- oder Charakterbild daraus schildernd abzumalen, legt unser Dichter die Quintessenz jenes Vorgangs dem geschichtlichen Helden desselben als monologisch geartete Rede in den Mund, läßt ihn in leidenschaftlicher Erregung sein Denken und Wollen selbst mitteilen. Nicht er, der Dichter, sagt uns, was Spartacus wollte, als er gegen Rom den Krieg beschwor, was die Isispriesterin in der abergläubischen Kaiserstadt zu thun und zu leiden hatte; sondern Spartacus selbst spricht seine Pläne und Hoffnungen aus, indem er mit Worten, wuchtig wie Stahl und zündend wie Feuer, seine Gladiatorenscharen zum Kampf gegen die Unterdrücker treibt; die Isispriesterin beklagt ihr Los und schildert so schmerzlich bewegt die Entadelung ihrer heiligen Kunst in dem niedrigen Begierden und Freveln frönenden Rom. Die tote Beschreibung verwandelt sich überall in lebensvolle Darstellung durch den Dichter, der sächliche Begriffe so gut wie abstrakte Vorstellungen zu denkenden und redenden Personen umschafft, der jetzt die Palmenstadt Palmyra in klangvollen Versen ihre Schönheit, Größe und Macht feiern oder wieder ein andermal den schwarzen Tod als entsetzliche Schreckgestalt drohend erscheinen und selbst ihr verderbliches Wirken laut verkündigen läßt. Wenige Züge genügen bei dieser monologischen Darstellung, um kraftvoll zu charakterisieren; aber wie sparsam auch der Dichter die Farben aufträgt, wie skizzenhaft er sogar zu zeichnen scheint, er versteht alle Schattierungen, alle Farbenmischungen auf das beste und wählt mit Bedacht diejenigen aus, die seinem Bilde die sprechendste Ähnlichkeit verleihen, ihm die eindringlichste Wirkung sichern; jedes dieser lyrisch-epischen Gedichte zeugt von der genauesten Kenntnis des geschichtlichen Stoffes und der künstlerischen Mittel, mit denen derselbe am füglichsten poetisch zu gestalten ist.

Klar und hell, mit scharfem, von der Phantasie erleuchtetem Auge schaut Lingg die Dinge und Menschen, und was er so geschaut hat, das weiß er uns in ebenso deutlichen, sinnlich klaren Bildern vors Auge zu stellen. Zudem taucht er seine Bilder in ein Meer der buntesten, glühendsten Farben, wie sie vor ihm nur wenige Meister unsrer jüngsten Poesie, ein Platen, ein Freiligrath, namentlich aber Viktor Hugo und andere französische Dichter ebenso wirkungsvoll verschwendeten. Und diese sinnliche Pracht und Fülle, dieser Bilderreichtum seiner Darstellung paart sich mit einer Kraft der Sprache, die sich nicht nur in der Meisterschaft des Satzbaus, der Wahl des natürlichsten und zugleich bedeutendsten Ausdrucks, sondern auch in der Schöpfung neuer, kühner, aber ungemein reicher und bezeichnender Worte bewährt. So spricht er vom Blutgelächter des römischen Volkes (= Gelächter über vergossenes Blut), bildet Formen wie „umreigend" (= im Reigen umstehend) und singt von dem „wellenheimlichen Scherzen" des Monds und der Morgenröte, deren Strahlen sich nebeneinander in einem tiefen Brunnen um die Frühstunde spiegeln. Aber bei aller Kühnheit solcher Bildungen, bei allem Streben nach Kraft und Fülle des Ausdrucks bleibt Reinheit und unbedingte Korrektheit der Sprache wie des Verses ihm das höchste Gesetz. Hierin ist er der echte Schüler Platens, den Geibels Muster in diesen Grundsätzen nur noch bestärkte.

Der Ton der Hymne, der Ode, des Dithyrambus klingt aus den meisten dieser Gedichte mit weltgeschichtlichem Hintergrunde vor. Seltener stimmt Lingg den Ton des einfachen Liedes an; aber welch rührende Laute innig tiefer Empfindung weiß er dann zu treffen! Namentlich für Stimmungen der Wehmut, der Schwermut findet er einen ergreifenden Ausdruck. Der Grundcharakter seiner eigentlichen Lyrik ist überhaupt ein elegischer; aber die Erinnerung an verlorenes Glück, das herbe Bewußtsein, mancher Freude für immer entsagen zu müssen, und das noch schmerzlichere Gefühl, manches Glück trotz aller Sehnsucht darnach nie gekostet zu haben, läßt in der Seele des Dichters doch nie einen bittern Weltschmerz, einen hoffnungslosen Trübsinn aufkommen; solange sein Blick noch mit Freude auf einem Blümchen ruht, fühlt er getröstet seinen Lebensmut genährt, liebt er die Erde und die auf ihr wandeln. Mit inniger Liebe versenkt er sich in das Kleinleben der Natur, betrachtet jede Blume, lauscht dem Gesang der Nachtigall und folgt dem Flattern der Libelle und läßt teilnahmsvoll die wechselnden Erscheinungen der Tages- und Jahreszeiten an sich vorüberziehen. Und immer erficht er in den äußern Erscheinungen eine tiefere, innere Bedeutung; ein symbolisierender Zug geht durch seine ganze Naturanschauung. Da erkennt er in den Wolken die Sinnbilder der Menschenbrust; im Wirbelwind, der die Wellen auftürmt, vernimmt er die sehnsuchtsvolle Klage der trauernden Braut um den ewig verlorenen Geliebten; vom nächtlichen Himmel herab leuchtet ihm die Liebe, im Sternenglanz durch das Dunkel ausgegossen. Die großen Probleme der Welt und des Lebens, des Werdens und Vergehens beschäftigen ihn in ihrem ganzen Ernste; von Jahr zu Jahr wird der Gedankengehalt seiner Poesie reicher und bedeutender; Sprüche der Weisheit, der Lebenserfahrung, philosophische Sentenzen nehmen einen immer breiteren Raum darin ein. Und zugleich flammt hell in seine Dichtung hinüber die Glut der Leidenschaft, die in den Tiefen des menschlichen Herzens sich unverlöschlich nährt. Wie leuchtet sie golden über den wenigen Liebesliedern Linggs, wie verklärt sie mit stillerem Glanze die rührenden Gesänge, die er seinen Toten widmet! Hier offenbart sich überall ein echter Lyriker, der über alles, was er sagt und singt, den Zauber einer eigenartigen Persönlichkeit und zwar einer wahrhaft dichterisch empfindenden und anschauenden Persönlichkeit ausbreitet. Freilich glückt auch ihm nicht jeder Versuch. Sein unvergleichliches Darstellungstalent verleitet ihn manchmal, zu viel und zu breit zu schildern oder Dinge malen zu wollen, die in die theoretische Wissenschaft und

nicht in die Kunst gehören; seine Meisterschaft des Verses führt ihn, besonders in spätern Gedichten, mitunter zu metrischen Künsteleien, freien Rhythmen mit Reimen und ähnlichen an sich nicht verwerflichen, in der Ausführung aber stets gefährlichen Versuchen; der Reichtum seines Geisteslebens gereicht öfters der Unmittelbarkeit des Ausdrucks der Empfindung zum Nachteil: die Reflexion waltet in den Werken des älteren Dichters nur allzusehr vor. Allein immer wieder, selbst in seinen schwächern Leistungen, bekundet sich der Dichter, der uns Bedeutendes auf eine neue, ihm eigentümliche Weise zu sagen hat, der das Menschenherz kennt und daher so überzeugend und ergreifend zum Herzen zu sprechen vermag.

Mit der ersten Sammlung seiner lyrischen Gesänge eroberte sich Lingg das deutsche Publikum; seine größeren epischen Gedichte halfen seinen Ruhm noch fester begründen. 1866—1868 erschien in fünfundzwanzig Gesängen von mehr als zwanzigtausend Versen „Die Völkerwanderung", die Frucht angestrengter, mehrjähriger Arbeit. Näher in Lob und Tadel auf dieses Werk einzugehen, will ich mir versagen, da der Dichter selbst über sein Lieblingswerk an dieser Stelle das Wort ergriffen.

Viele Vorzüge der „Völkerwanderung" ohne die durch den Stoff fast unvermeidlichen Mängel weist eine Sammlung epischer Dichtungen auf, die Lingg 1872 unter dem bezeichnenden Titel „Dunkle Gewalten" erscheinen ließ. Es sind kunstvoll und liebevoll ausgeführte Erzählungen von der Macht des Verhängnisses, das tragisch zerstörend oder auch glückbringend in das Leben der Menschen hereinragt, bald aus phantastischen Sagen geschöpft, bald auf dem festen Boden der geschichtlichen Wirklichkeit aufgebaut. Nicht immer ist die Darstellung gleich vortrefflich: manchmal tritt die Idee, die der Dichter ausdrücken will, nicht ganz deutlich in die Erscheinung; manchmal waltet die abstrakte Reflexion und Didaktik zu sehr vor. Dann aber bezaubert uns wieder die Gewalt der Leidenschaft, die uns geschildert wird, die innere Wahrheit der Personen, die uns handelnd oder leidend gezeichnet werden, und entzückt lauschen wir dem Sänger, wenn er gleich einem Seher in Versen von wundervoller Tiefe und Schönheit den innersten, ewigen Sinn dunkler Sagen uns deutet (z. B. am Schluß der „Melusine").

Neben und nach diesen epischen und lyrischen Dichtungen hat Lingg noch eine stattliche Reihe von Dramen geschrieben, die durchaus geschichtliche Stoffe behandeln, „Catilina" (1864), „Die Walkyren" (1864), „Violante" (1871), „Der Doge Candiano" (1873), „Berthold Schwarz" (1874), „Macalda" (1877), endlich zwei einaktige Scenen, „Clytia" (1883) und „Högnis letzte Heerfahrt" (1884). Das spezifisch dramatische Element ist in diesen Werken schwach und ungenügend. Von einem festen Aufbau der Handlung nach dramatischen Grundsätzen kann höchstens in „Candiano" die Rede sein. Die „Walkyren" zeigen keine Spur davon, „Catilina" nicht viel mehr; die folgenden Werke sind besser geraten, aber noch in „Macalda" zerbröckelt bei genauerer Prüfung die dramatische Komposition in lauter kleine, nur äußerlich zusammengekittete Stücke. Die Entwicklung in all diesen Stücken ist im Wesen episch; dramatische Kontraste, tragische Konflikte fehlen meistens. Zur Charakterzeichnung sind tüchtige Ansätze gemacht; durchaus lebenswahre und lebensvolle Gestalten uns vor Augen zu stellen, gelingt hier dem Verfasser aber nur selten. Selbst das mit großer Kunst ausgemalte historische Kolorit blendet uns öfters nur durch seine Schönheit, ohne uns von der Wahrheit dessen, dem es als schmückende Beigabe dient, zu überzeugen. Hingegen ist ein bedeutender Fortschritt auch auf diesem Gebiete von den ersten, ganz äußerlichen Versuchen zur spätern Darstellung innerer seelischer Probleme nicht zu leugnen, und wenn bei jenen Erstlingen die Mängel schon dem flüchtigen Leser deutlich in die Augen springen, so täuscht später die äußere formale Kunst und die größere geistige Tiefe des Dichters uns lange über die Fehler seines Stückes hinweg, bis die theatralische Aufführung oder an ihrer Statt die strenge Prüfung desselben nach theatralischen Regeln uns das Auge öffnet. Denn echte Dichterwerke müssen auch diese dramatisch mißlungenen Stücke heißen. Am bedeutendsten ragt neben „Candiano," dem bühnlich wirksamsten von ihnen, „Berthold Schwarz" hervor, eine großartige Gedankendichtung in vollendeter Sprache und fortreißenden Versen, zugleich ein poetisch herrliches Abbild einer denkwürdigen Epoche der mittelalterlichen Geschichte. Titanenhaft groß ist der Titelheld gezeichnet, die Verkörperung einer gewaltigen Naturkraft, einem zweiten Prometheus vergleichbar, ungeheuer zerstörend wie dieser kolossal schaffend. In scharfem Kontraste stehen ihm die Nebenfiguren gegenüber; glücklich ist die äußerliche Handlung erfunden, in der sich sein negatives Wirken verhängnisvoll und für alle Zukunft vorbedeutend zum erstenmal offenbart. Das Ganze mahnt an die glänzendsten Abschnitte der „Völkerwanderung."

Zuletzt hat sich Lingg mit zwei Sammlungen von Novellen 1881 und 1883 an die Öffentlichkeit gewagt. Im allgemeinen erkennt man darin den begabten Schüler Paul Heyses, der jedoch in der Schule keineswegs verlernte, seine eigenen Pfade zu wandeln. Mit Vorliebe wählt er einen weltgeschichtlichen Hintergrund für seine Novellen, und dann versäumt er die historische Treue und Wahrheit auch in Kleinigkeiten nicht; aber nie verwechselt er Haupt- und Nebensache, nie schädigt er die Darstellung des rein menschlichen Problems der geschichtlichen Schilderung zu liebe. Seine Novellen verfolgen nur künstlerische, nicht etwa auch von der Kunst abseits liegende wissenschaftliche Zwecke. Auch sie zeigen, wie der Künstler in ernster Arbeit an sich und seinen Stoffen sich immer reifer entwickelte. Mußte er in seinen ersten Erzählungen nach äußerlich ungewöhnlichen Menschen und Zuständen suchen, um einen der Behandlung würdigen Stoff zu gewinnen, so sah er bald in den scheinbar alltäglichsten Verhältnissen die novellistischen Probleme versteckt liegen und verstand die Kunst, sie daraus auf gewandte und anmutig fesselnde Art ins rechte Licht hervorzuholen.

Fassen wir schließlich unser Urteil über Lingg zusammen, so kann es nur lauten: überall im kleinsten Lied, das ihm meisterhaft gelang, wie im großartigst angelegten Epos oder Drama, das ihm in der einen oder andern Hinsicht vielleicht mißglückte, hat er doch stets als wahrer Dichter geschaffen, dem es mit seiner Kunst heiliger Ernst ist. Unter Kummer und Sorgen bewahrte er sich in jungen Jahren seine Dichtergabe unentweiht und unerniedrigt; freundlich verschönt nun die Muse, die treu dem Alternden noch immer Lied auf Lied schenkt, den Herbst seines Lebens.

Kleine Aufsätze und Recensionen.

Neue Erzählungen.

Von den Werken, die uns heute vorliegen, greifen wir zunächst den Roman „Aus eigener Kraft“ von Wilhelmine von Hillern (Zweite Auflage. Leipzig, E. Keils Nachf.) heraus. Es ist keine Schande, gewiß aber ein Vorteil, ein gutes Buch erst in zweiter Auflage kennen zu lernen. Von den Büchern gilt ja nicht das Wort „senectus ipsa morbus“, sondern eher das Gegenteil. Alter bezeugt hier Gesundheit, und alles Junge wird von mancher Seite ohne nähere Untersuchung ins Spital geschickt, bis die zunehmenden Jahre das Übel heilen, — eine Kurmethode, über die bekanntlich schon Horaz in einer launigen Epistel berechtigte Klage führt. Wilhelmine von Hillern ist nun kein deutscher Pacuv oder Ennius; immerhin aber lehnt sich die von ihr erzählte Geschichte an die deutschen Kriege von 1864 und 1866 an und hält somit bei einer Mittelstation zwischen den achtundvierziger Ereignissen, welche den Mythus unserer älteren modernen Romanpoesie darstellen, und den Kämpfen der Jahre 1870—71, an welche die jüngeren Kunstwerke derselben Richtung naturgemäß gerne anknüpfen. Zu unserem obigen Geständnis fügen wir noch das weitere, vielleicht bedenkliche, daß wir die übrige Produktion der beliebten Erzählerin nur vom Hörensagen kennen; „Aus eigener Kraft“ aber ist ein Roman, der, wie sehr man auch die weibliche Hand in dem Gespinst erkennt, dennoch keinem ähnlich veranlagten Autor männlichen Geschlechts zur Minderung seines Ansehens gereichen würde. Er ist eine gute Probe der Spielhagenschen Art mit ihrem raschen, aufregenden Scenenwechsel, ihren vielseitigen, zeitgemäßen Beziehungen, ihrer warmen Menschenliebe und ihrer leisen Neigung zur Karikatur. Ausgesprochene Begeisterung für physische Schönheit und Kraft ringt mit glühendem Idealismus, welcher Körperschwäche und vernichtende Schicksalsschläge (letztere gern als äußere Unglücksfälle und furchtbare Elementarereignisse dargestellt) siegreich überwindet und so die „eigene Kraft“ im Gegensatz zur hinfälligen, geliehenen, welche jene flüchtige Begeisterung weckt, in hellste Beleuchtung rückt. In Einzelheiten, zum Teil äußerlicher Natur, ließe sich noch mancher Berührungspunkt zwischen den guten Meistern und der trefflichen Schülerin aufweisen, doch ist die Anlehnung in jedem Falle zu loben; denn nirgends, als wo sie kriegerische Aktionen, Ereignisse auf dem Schlachtfeld darstellen will, versagt ihr die „eigene Kraft“ im Anschauen und Wiedergeben.

Man sollte meinen, daß unsere jüngeren novellistischen Kräfte nichts Besseres thun könnten, als diesem Beispiele zu folgen und mit bewährten Mitteln einem Ziele zuzustreben, zu welchem unsere namhaftesten Erzähler so mannigfache Wege gezeigt haben. Allein hier, wie so oft in der Kunstgeschichte, bricht die Tradition, kaum daß sie einen gewissen Höhepunkt mühsam erreicht hat, plötzlich ab, und es beginnt von unten herauf die Pflege einer neuen, im Anfange interessanten, im weiteren Verlaufe aber unfruchtbaren Richtung.

Eine solche Richtung hat die deutsche Erzählerkunst im historischen Roman eingeschlagen. Wir verdanken ihr in diesem Genre Meisterwerke, die man um keinen Preis in unserer poetischen Litteratur missen möchte. Allein es war doch beinahe Scheffel allein, der den Weg, welchen er uns gezeigt, auch mit allen Ehren wandeln durfte. Ein andrer ebenbürtiger Dichter ist noch viel weiter zurückgegangen; aber er that es mit der ausgesprochenen und glänzend durchgeführten Absicht, den Anschluß an die unmittelbare Gegenwart und an Selbsterlebtes zu gewinnen. Er hat eine neue Einheit, die der Geschlechtslinie, entdeckt, und diese Idee allein würde ihn hoch über die anderen stellen, welche uns in die graue Vorzeit fremder Völker hinabführen, damit wir dort überrascht uns selbst und unsere Landsleute — und nicht gerade die interessantesten — wiederfinden. Es zeugt von einer gesunden Auffassung des Geschichtlichen, wenn der Autor schon durch die Wahl des Stoffes ein Interesse zu erregen weiß, das nicht an die Schule, sondern an den Boden, auf dem wir wandeln, an die Luft, die wir atmen, geknüpft ist.

Bei der zweiten Novität, die uns heute vorliegt, Viktor Wodiczkas Roman „Aus Herrn Walthers jungen Tagen“ (Leipzig, H. Häßel 1886) ist dies letztere der Fall.

Es ist eine Geschichte aus Österreichs Vorzeit, ja noch mehr: aus Altwien und seiner lieblichen Umgebung. Auch der Held ist uns von vornherein sympathisch und bildet als Titelname schon eine gelungene „captatio benevolentiae“. Auch war unlängst wieder viel von Walther von der Vogelweide die Rede. Sein Denkmal wird in Bozen errichtet werden, und das mit Recht; denn er hat es nötiger als einer unserer modernen Klassiker. Wir möchten nämlich nicht dafür gutstehen, daß es mehr als eine Art kühler Ehrfurcht ist, was die große Masse der Gebildeten diesem, ihr im Grunde ihres Herzens doch fremd gewordenen Dichter entgegenbringt. Wir sagten früher, daß ein gewisses Alter den echten Dichterruhm erst zur höchsten Blüte bringt. Man bemerke aber auch, daß — jenes gewisse Alter einmal überschritten — dieser Ruhm hohl wird wie ein Faß, dessen Inhalt nur mehr eine Weinsteinkruste bildet. Es gehört schon außerordentlich viel dazu, daß ein Dichter nach fünf- bis sechshundert Jahren noch mehr „Unsterblichkeit“ besitzt, als zu einem Objekt gelehrter Beschäftigung erforderlich ist. Dabei nehmen wir die Volkspoesie natürlich aus und fassen nur die Kunstdichtung ins Auge.

V. Wodiczka wetteifert nicht mit der gelehrten Germanistik noch mit der strengen Bildkunst, um dem alten Sänger an den Höfen Friedrichs von Österreich und Hermanns von Thüringen ein Denkmal zu setzen. Er windet bloß einen Kranz von blühenden Erfindungen um das jugendliche Haupt des Mannes, von dessen ersten Lebensstufen wir kaum mehr Sicheres wissen, als daß er ein Tiroler war und in Österreich singen und sagen lernte. Alles, was zur Charakteristik der Zeitperiode, ihrer Geschichte und Kultur dienen kann, ist mit Fleiß zusammengetragen, läuft aber, trotz allem treuen und liebevollen Versenken in das fremde Element, mehr auf Tracht und Redeweise als auf Kern und Anschauung hinaus. Der Dichter hat einen glücklichen Griff gemacht; er hätte, um des Stoffes willen, noch mehr künstlerische Arbeit daran wenden können, als er gethan hat. Freilich ist die schnelle Ausführung in der Schule des historischen Romanes schon so herrschend geworden, daß es schwer hält, sich von bekannten und leider auch berühmt gewordenen Mustern mit aller Entschiedenheit zu emancipieren.

Kurz können wir uns über die beiden Novellenbände der Frau Marie von Welck (Novellen. Leipzig, Fr. Richter 1886) und des Herrn Eugen Löwen (Natur und Sitte, zwei Novellen. Berlin, Bauer & Co. 1886) fassen.

Der erstere enthält ein halbes Dutzend anmutiger, kleiner Erzählungen, deren Lektüre geeignet ist, wie der Wellenschlag einer leicht bewegten See krankhaft aufgeregte Nerven zu beruhigen. Das gerade Gegenteil ist bei den längern, an Gewaltthätigkeiten reichen Erzählungen des zweiten Bandes der Fall. Ungeduldige oder sehr anspruchsvolle Leser dürfen aber weder den einen noch den anderen zur Hand nehmen.

Wien. **Moriz Hoernes.**

Redigiert unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung. — Nachdruck, auch im Einzelnen, ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt.
Druck von A. Bonz' Erben in Stuttgart.

Deutsche Dichtung.

II. Band. 8. Heft. Herausgeber: Karl Emil Franzos. 15. Juli 1887.





Leilas Freier.

Novelle von Marie von Olfers.

(Fortsetzung.)

III.

Knabe sprach: „Ich breche dich,
Röslein auf der Heiden."
Röslein sprach: „Ich steche dich,
Daß du ewig denkst an mich,
Und ich will's nicht leiden."

Alle Tage waren Komtesse Leila und ihr Hofstaat begeistert für eine neue Idee. Heut sollte im Freien Theater gespielt werden. Die untergehende Sonne gab die bengalische Beleuchtung gratis. Auf einer Tonne, einen Felsen darstellend, stand Pip als verzauberte Prinzeß, während Leila umsonst bemüht war, Bello, den großen Hofhund, zum Drachen abzurichten. Immer wieder verfiel er in die tiefste Unterwürfigkeit, wedelte, leckte die Hand, schwänzelte um sie her, so derb sie ihm auch mit den kleinen Fäusten auf die Mähne schlug.

„Er hält alles für Liebkosung," erklärte der Liebling, „warte nur, das muß man anders anfangen." Und sie hetzte ihn, bis das Tier, die arme Prinzeß in die höchste Gefahr bringend, mit funkelnden Augen umhersprang.

„Besser ist es auch nicht," sagte Apollonia, „Ihr versteht nicht, Euch in Respekt zu setzen" — und mit einem Wort und Blick bannte sie den Hund. Nun ging alles herrlich. Die pathetische Rede war gehalten. Der Ritter Leila schritt zur Befreiung auf die Prinzessin Pip los, da kam plötzlich wieder eine gewaltige Zerstörung durch Bello in die Gruppe. Erst stand er auf, spitzte die Ohren, dann stürzte er, die Tonne zu Fall bringend, mit wahnsinnigem Gebell auf die Rampe zu. Ungestüm fuhr ein Wagen herauf. Wilde Pferde stunden mit zitternden Flanken davor. Ein junger Mann sprang heraus, Herrn Bertrand, der am Schlag mit eingezogenem Kopf dienerte, die Zügel zuwerfend, als hinge er sie auf einen Holzpfahl.

„Vetter Adas!" schrie Leila, der armen gestürzten Prinzeß aufhelfend. Ein Geier hätte einen Schwarm Tauben nicht entsetzter auseinander sprengen können, als diese Nachricht die Mädchenschar.

Es war aber keine Möglichkeit, sich zu verbergen.

„Pip, laß die Hand vom Grasfleck", flüsterte Apollonia, „es sieht noch schlimmer aus und Du kannst sie doch nicht immer darauf halten."

„Aber wenn er auf uns zukommt," erwiderte diese mit einem Ton, als käme nun wirklich ein Drache.

„Er wird uns doch nicht gleich fressen," äußerte Liebling, der umsonst bemüht war, seine krause Perücke in anständige Form zu bringen, „das schlimmste sind seine Glacéhandschuhe".

„Das schlimmste," rief Leila, „ist, daß es mit unserem herrlichen Leben aus sein wird. Glaubt mir, weder das Äußere noch das Innere dieses Vetters paßt zu uns. Schon als Kind verstand er kein Spiel; Ihr wißt, was das heißt. O, es wird schrecklich sein. Von heut ab werden wir große Damen vorstellen müssen."

„Eigentlich sollten wir es ja sein," meinte Apollonia, „mir scheint das nicht schwer."

„Dir ist es angeboren," klagte Pip, „aber ich möchte lieber fort, ich werde das nie zu stande bekommen."

„Und ich erst," rief Liebling, „ich habe nicht einmal den guten Willen dazu."

„Verlaßt mich nicht," bat Leila mit tiefer Tragik, „wozu wäre sonst die Freundschaft! Er wird doch endlich wieder abreisen. Kommt in den Gartensaal, Großmama erwartet uns."

Nie hatte jemand diese lustige Bande so stumm gesehn; sie saßen im weiten Kreis, der immer mehr auseinander rückte. Jedes hatte noch das Gewissen eines sehr schiefen Knixes und aller Schäden seiner Toilette vor diesem untadelhaften Jüngling, der solche lebhafte Unterhaltung führte mit der Großmama, zu der sie kein kluges Wörtchen hinzuzufügen wußten. Er hatte erst jede der Reihe nach angeredet, und jede hatte errötend irgend eine thörichte Antwort gegeben, unter deren Druck sie litt.

„Grad als wären wir Luft," flüsterte Leila.

„Es ist schrecklich, stumme Rollen zu geben," meinte Liebling.

„Alles besser wie reden," hauchte Pip.

Apollonia schwieg, denn auch ihr war die große Dame nicht gelungen.

Eine ganze Woche verging in musterhafter Aufführung. Gesetzt wandelten sie hinterdrein, wenn der musterhafte Graf mit der Großmama vorauf ging. Immer mußten sie da sein; an köstlichen Frühlingstagen endlos auf und ab gehn dieselbe Allee, oder bei den Mahlzeiten sitzen, denen sie steif und schweigsam beiwohnten. Die Hoffnung, Graf Adas würde bald abreisen, schwand immer mehr, er schien sich bei dieser schrecklichen Regelmäßigkeit wohl zu fühlen wie ein Fisch im Wasser.

Als die Mädchen heut wieder müde und abgespannt in ihr Zimmer schlichen, um schlafen zu gehn, brach ihre Entrüstung in helle Flammen aus.

„Es giebt doch nichts Anstrengenderes als gemachte Liebenswürdigkeit!" rief der Liebling und dehnte sich gähnend, „als dies freundliche Lächeln, wenn man aus der Haut fahren möchte vor Ungeduld. Eine halbe Stunde muß ich Gesichter schneiden, um nur wieder meine Muskeln in eine natürliche Lage zu bringen."

„Ich habe vom Alp reden hören," sagte Leila, „ich glaub', dieser Vetter ist einer."

„Nein, ein Vampyr, der uns allen Lebensmut aussaugt."

„Man kommt sich so kindlich, so dumm vor," seufzte Apollonia; „was wird er von uns denken?"

„Nicht viel Gutes," meinte Pip, „und leider hat er recht, er hat ja immer recht."

„Das ist das allerabscheulichste," rief Leila, „nie bekam ich so viel mißbilligende Blicke von Großmama, als seit er hier ist. Dabei geb' ich mir die größte Mühe, eine Dame zu sein. Was will der Mensch eigentlich hier?"

Es war ganz dunkel im Zimmer, nicht ein Strahl.

„Ich wüßt' es wohl," flüsterte Apollonia aus ihrem Bett.

„Du?" riefen die Mädchen.

„Habt Ihr Bonnelisens Bemerkung vergessen? Nun, der Freier ist da. Leila soll heiraten und der Freier ist —"

„Graf Adas .. der ein Freier," flüsterte Liebling, „darum war er auch so unheimlich. Immer hatte man die Idee, es passiert etwas mit ihm. Ich dachte, es wird eine große Schelte geben."

Leila lachte silberhell auf. „Vor Freiern hab' ich keine Angst. Wer kann mich zwingen, diesen steifbeinigen Vetter zu lieben, mit dem ich mich von Kind auf gestritten! Zum Heiraten gehören zwei. Jetzt ist er mir gar nicht mehr fürchterlich. Laßt mich nur machen, ich werd' ihn verscheuchen, lieber heut als morgen. Nun aber schlaft, eh' Bonnelise kommt, vor der hab' ich weit größere Angst."

Draußen klagte eine Nachtigall in langgezogenen Liebestönen, aber es drang nichts davon in den gesunden Schlummer der jungen Mädchen.

IV.

> Sie spricht so ganz mit Kindersinne,
> So fromm ist ihrer Augen Spiel.

Eh' sie wieder aufgestanden, — sie schliefen meist tief in den Tag hinein mit der Virtuosität in diesem Fach und der Zeitverschwendung fröhlicher Jugend — trat Graf Adas in das Zimmer der Großmama, die von jeher früh auf war. Die Flügelthüren standen weit offen. Würziger Geruch von frischer Erde und Frühlingsblumen drang in das Zimmer, ein Sonnenstrahl fiel schräg hindurch, gerade zu Füßen der alten Dame, als wollte er sie ihr küssen. Mit großer Feierlichkeit bediente Herr Bertrand in gewähltestem Anzug das Frühstück, nie erlaubte er sich die Vertraulichkeit im Verkehr, welche ihn bei Bonnelise erschreckte. Für ihn blieb seine Herrschaft höherer Gattung als alle übrigen Sterblichen. Als Graf Adas erschien, verschwand er lautlos, mit einer weitsichtigen Diskretion, des größten Diplomaten würdig, wohl ahnend, was in der Luft sei.

So sehr die Gräfin den Grafen liebte, heut hätte sie lieber nichts gehört. Jetzt noch nicht. Jetzt paßten sie noch nicht für einander, hoffentlich später . . später. Daß sie sich als Kinder schlecht vertragen, wollte nichts sagen, oft war es ja der Anfang leidenschaftlicher Liebe. Leila ein tolles, lustiges Kind, er von jeher ein altkluger, vernünftiger Mentor, sie begleitend gleich einem Schatten, redend wie ihr Gewissen. — „Warum muß mir dieser unausstehliche Pedant alle Freiheit rauben!" rief sie verzweifelt, wenn er wieder auf Wochen ins Schloß einzog. „Was geht ihn meine Untugend an?" — „Er hat Dich lieb," antwortete dann die alte Frau, „dafür muß man jedem Menschen sehr dankbar sein;" und sie hoffte, daß Leila, wenn sie den Wert dieses Gefühls einmal kennen lernte, mehr als dankbar sein würde. Jetzt aber, inmitten dieser lustigen Freundinnen, blieb kein Platz für ihn.

Graf Adas war viel in der Welt herum gewesen, hatte alles gesehen, alles gehört, konnte über alles reden. Mit Übersättigung hatte er, so jung

er war, allem nun den Rücken gekehrt. In seiner Seele tauchte eine Sehnsucht nach etwas Frischem, Lebendigem auf, und Leila mit ihrem eigenartigen Wesen, mit ihren ihm unerklärlichen Sympathien und Antipathien, stand wie ein interessantes Rätsel vor ihm. Er war sofort entschlossen, sie zu heiraten. Einem, der so viel umworben, begehrt und geliebt gewesen, kam es nicht in den Sinn, er könne umsonst fragen, wo man ihn von Kind auf kenne und schätze. Es war so natürlich, die Güter grenzten an einander, die Vermögen waren gleich. Adas hatte gar nicht das Gefühl der unangenehmen Rolle, die er aus Zärtlichkeit bei dem Kind Leila gespielt. Da sie immer nachgab, glaubte er, sie wären schließlich einer Meinung gewesen und hätten wie die Engel im Himmel gelebt. Als er sie wieder sah, loderte in ihm eine Flamme der Liebe auf, wie er sie sich selbst kaum zugetraut. Er fühlte sich überglücklich in dieser Auferstehung seines Herzens. Wenn er auch fast nur mit der Großmutter sprach, er dachte, er sah nur Leila. Sehr unbequem waren ihm die Freundinnen. Wie sie auf seine Abreise, wartete er auf die ihre. Als die Hoffnung schwand, entschloß er sich zu reden. Heut wollte er es seiner geliebten Adoptivmutter beichten, er freute sich ordentlich darauf.

Adas glaubte zu wissen, was sie sagen würde, aber er täuschte sich. Sie sagte:

„Warte, Adas. Glaube mir, wenn auch sonst jetzt alles mit Sturm geht, per Eisenbahn und dergleichen, ein Herz ist nur auf die alte Manier zu gewinnen. Kaum drei Worte hast Du mit ihr gewechselt.“

„Wie soll ich auch!“ rief er verzweifelt, „sie ist unnahbar zwischen diesen Freundinnen, ich kann doch nicht meinen Antrag allen vieren machen.“

„Eben darum. Warte, Adas.“

„Ich will versuchen, was ich thun kann, Großmama.“ Damit ging er hinaus in das Freie.

Draußen empfing ihn die Natur wie ein Liebeslied. Schwellende Frühlingsknospen drängten zur Entfaltung, Vögelchen jubelten, lachten; feurige Strahlen drangen zur Erde, um schüchterne Veilchen zu küssen. Im Herzen des jungen Mannes glühte dasselbe Feuer. Strahlenden Auges ging er in den hohen Laubgängen, ab und zu nach dem Fenster spähend, das weit geöffnet stand. Dort schlief sie. Wenn er ihr nur ein einzigmal ein Wort allein sagen könnte, ohne diese Amazonen-Garde! Grimmig dachte er der lustigen Backfischchen; ein Leu wäre ihm lieber gewesen.

Da öffnete sich leise die Thür, und, o Wunder, Leila kam allein die Freitreppe herab; ihr rosiges Kleid flatterte im Morgenwind duftig, licht wie eine Blüte.

Sonst springt sie immer zwei Stufen auf einmal herab. Heut kommt sie gesetzt wie eine tragische Schauspielerin im letzten Akt. Sie hat ihn gesehen, sie hat es ihren Freundinnen gelobt, sie wird ein Ende machen.

So dumm es ist, ihm schießt das Blut in die Wangen bei ihrem Anblick, ein ihm unbekanntes, sehr unbehagliches Gefühl von Angst durchschauert ihn in Gegenwart dieses kindlichen Wesens, dem er sonst so leicht gefunden, Moral zu predigen.

Nun, jetzt hat er sie wenigstens bei den Flügeln, wie der Junge den Schmetterling, aber ihm scheint, als könne bei der geringsten harten Berührung aller Goldstaub an seinen ungeschickten Fingern bleiben.

Immer auf und ab gehen sie, nachdem sie sich steif begrüßt, jedes seinen eigenen Gedanken nach.

Es ist eine abscheuliche Angelegenheit, denkt er, sie könnte es mir wohl erleichtern; ich wollte, die Mädchen probierten es einmal. Auch ihr wird die Sache immer bedenklicher. „Wenn er nicht davon anfängt, sage ich gewiß nichts.“

Endlich bleibt sie vor einer Rasenbank stehen. „Ich für mein Teil setze mich,“ sagt sie herausfordernd, „Du weißt von früher, daß ich es hasse, immer denselben Gang auf und nieder zu gehen.“

„Wie Du willst,“ antwortet er eifrig, „mir ist alles recht, was Du thust.“

Sie sah ihn erstaunt an. „Dann mußt Du Dich gewaltig verändert haben, Adas.“

„Ich denke, wir sind beide vernünftige Leute geworden.“

„Da denkst Du von mir ganz falsch,“ rief sie wieder argwöhnisch, „ich will nie vernünftig werden, was Du so nennst.“

„Nun,“ sagte er und setzte sich dicht neben sie, „Dann laß uns miteinander unvernünftig sein.“

Er faßte ihre Hand, in seinen schönen Augen brannte ein verräterischer Glanz. „Leila!“ rief er.

Da ergriff sie ein wunderbarer Schreck, ein Gefühl, als würde etwas Unerhörtes geschehn. Sie riß sich los, sie floh übers Gras querfeldein und stand erst hochaufatmend wieder still, als sie der Atem verließ.

Sie war fast bis an das Ende des Parks gekommen, wilder Hopfen rankte dort in den Tannen empor, natürliche Lauben bildend. Sie setzte sich auf einen Hügel, ratlos, was nun werden solle, gewiß, daß er ihr nachkommen werde; der ließ nicht ab, wenn er etwas vor hatte. All die Fälle fielen

ihr ein, wo er sie als Kind zu den unerhörtesten Dingen gezwungen. Er wollte sie wieder zwingen, das zu thun, was sie nicht wolle. Aber sie wollte diese erdrückende Macht nicht mehr anerkennen. In ihrem Gemüt regte sich etwas Halsstarriges, Trotziges. Sie ist kein Kind mehr, dem man die Erdbeeren in den Mund steckt, wie er oft gethan!

Da ist er schon. Er sieht auch nicht friedfertig aus, aber er lacht.

Er lacht, während ihr Herz zu zerspringen droht und es ihr bald kalt, bald heiß über den Rücken läuft.

Das war eben das schlimme, er behielt immer seine Ruhe.

Diesesmal irrte sie. Alles Warten, alle Klugheit der Großmutter verschwand vor seinem Blick. Wieder faßte er die kleine Hand fest, daß sie schmerzte. „Diesmal," sagte er erregt, „kommst Du nicht so leichten Kaufs davon. Ich will wissen. Du sollst mir sagen . . .

Da nahm sie ihren ganzen Mut zusammen und schrie fast schluchzend: „Ich will nicht! ich will nicht, ich will überhaupt nie heiraten!"

„Heiraten!" wiederholte er und richtete sich hoch auf. „Wer will Dich denn heiraten?"

Sie riß ihre Kinderaugen weit auf und starrte ihn sprachlos an.

„Ich dachte," stotterte sie, „man sagte mir . . Bonnelise . . meine Freundinnen . ."

„Auf solche Klatschbasen sollte jemand, wie Du, nicht hören."

„Aber was wolltest Du denn von mir?"

„Du solltest sagen, was ich thun könnte, damit Du mich gern hättest und ich nicht immer in Zank und Streit geriete; Du weißt, Großmama möchte uns so gern als Freunde sehn. Ich fahre heut fort."

„Es läßt sich schwer ändern," seufzte sie, „die Sache liegt wohl an mir, an meiner Dummheit — Du sahst ja eben ein Pröbchen. O," schluchzte sie auf und verbarg ihr Gesichtchen, welches tiefe Schamröte deckte, „was wirst Du von mir denken?"

„Nur daß Du schlecht beraten bist; von Deinen Freundinnen freilich halte ich nicht viel."

„Leb wohl, Abas," sagte sie, „uns ist, wie es scheint, nicht zu helfen; immer geraten wir in Ungelegenheiten."

„Leider," sagte er verstimmt, indem er ritterlich ihre Hand küßte.

Sie atmete erleichtert auf, als er im Dunkel der Bäume verschwand. Zornig dachte sie ihrer Gespielen.

„Einfältige Puten! Darin hat er recht. Was setzen sie mir solchen Unsinn in den Kopf. Was gehen uns Freier an — der ein Freier! Ich habe überhaupt noch nie an solch Zeug gedacht. Bonnelise hätte ich doch wenigstens mehr Verstand zugetraut."

Nach einer Weile tauchten aus den blühenden Büschen lustige Köpfe auf, von Sonne beglänzt.

„Ich hörte ihn eben die Pferde bestellen," flüsterte Liebling. „Warst Du sehr grausam?"

„Ach was," antwortete Leila unwirsch, „eine Gans war ich, wie Ihr alle. Der will gar nicht heiraten, am wenigsten mich."

„Nun wird es wieder gemütlich bei uns werden", meinte Pip, „und wir werden Waldpartien machen können. Sieh nicht so ausgescholten drein, Leila, man kann sich doch irren; es ist doch auf alle Fälle gut, daß unser Alp fortfährt."

„Mir thut es leid," seufzte Apollonia, „nun werdet Ihr immer kindischer werden. Wenn ich nicht als Schutz mitginge, ließ ich Euch allein in den Wald. Es ist unrecht."

„Und es wird uns gehn wie Rotkäppchen, liebe Moral," spottete der Liebling. „Du paßt zu diesem untadelhaften Grafen. Dich sollte er heiraten."

Apollonia wurde bleich vor Zorn.

„Es ist schrecklich," rief Leila, „nun macht er noch Streit, obgleich er gar nicht mehr da ist. Laßt ihn doch nun in Ruh'. Denkt an den Wald. Heimlich müssen wir hin, Bonnelise würde es nie leiden. Ich will Euch nämlich sagen, im Waldschlößchen hält sie ihren Schatz versteckt."

„Ihren Schatz," schrieen jubelnd die Mädchen.

„Einen langen Jungen, den sie groß gepäppelt. Eine Art Verwandter von uns, aber ein Schämverwandter, wie Du immer sagst, Apollonia. Kann nichts lernen, will Maler werden."

„Maler!" rief Pip und ihre Augen glänzten, „ach, ich möchte auch eine Malerin werden!"

„Bonnelise fürchtet, daß wir ihn stören, aber wir wollen ihn gar nicht sehn. Als Kind lief ich oft in den Wald, zur guten Kastellanin. Ich sage Euch, die hat Erdbeeren! — aber für uns arme junge Damen schickt sich ja nichts Vergnügliches mehr. Es ist gräßlich, und mit dem Heiraten wird es nur noch schlimmer!"

„Laßt uns diese Freude noch dem Schicksal abringen," rief der Liebling, „kommt, wir wollen beraten, ich weiß, wie man so etwas macht."

Unterdes war Graf Abas bei der Großmutter eingetreten; er fand sie noch auf demselben Platz, die Hände ineinander verschränkt, den Blick hinaus

in den Garten. Sie hatte ihn die Allee hinunterkommen sehn, und eh' er noch das Haupt erhob und seine Beichte begann, wußte sie, wie es stand.

„Das kommt von Mädchenschulen, Mädchenpensionaten," hub er an, „wo viele beisammen sind, giebt es immer Unheil. Lernen alles und wissen nichts; Geschöpfe, halb gelehrt, halb unreif wie die Wickelkinder. Ich räume das Feld, Großmama."

„Du hättest besser gethan, meinem Rat zu folgen."

„Ich bin ihm gefolgt. Leila weiß kein Wort von meinen Absichten."

„Nicht?!" sagte die Gräfin und sah ihn erstaunt an, „Du scheinst mir so verstimmt; desto besser, dann ist ja nichts verloren."

„Nichts verloren! Leila hat mir gründlich genug versichert, daß sie mich nicht heiraten will, noch eh' ich zu Worte kam, sie darum zu fragen."

Jetzt sah die Gräfin selbst erschreckt aus. „Wie unweiblich, das sieht ihr ganz unähnlich. Ich hätt' es nie von ihr gedacht!"

„Diese hellsehenden Freundinnen und Bonnelise hatten die Sache kommen sehn," fuhr er fort. „Das ist übrigens nicht das schlimmste. Das schlimmste ist, daß sie mich wirklich nicht mag."

„Solchen schlechten Geschmack traue ich ihr nicht zu, Adas."

„Laß die Sache begraben sein, Großmama."

„Für jetzt gewiß, aber ich hoffe, ich feiere noch ihre fröhliche Auferstehung."

Die lustige Bande stand hinter der Gardine und sah den Grafen fortfahren.

„Schade!" sagte Apollonia, „ich versteh' doch nicht, daß Du ihn nicht magst, Leila."

„Ich mag ihn ganz gern, aber ‚pour autrement,' wie ich zum Ärger der Französin immer sagte. Er ist ja übrigens derselben Ansicht."

„Du hast ihn doch gekränkt," flüsterte Pip, „er ist zornig, sieh, wie er das arme Pferd schlägt. Ich möchte nicht Pferd bei ihm sein."

„Wenn eines gekränkt oder beschämt worden ist, bin ich es," meinte Leila, „er lacht mich gewiß noch lange aus." Und dabei errötete sie von neuem.

V.

Unter dies grüne Laubdach
Wem's liebt zu folgen nach,
Will stimmen sein Liedlein ein
In's Chor der Vögelein.

In dem großen Saal regte es sich kichernd in den Himmelbetten. Noch lag graues Dämmerlicht auf dem Garten. Eine Art Auferstehungsluft fuhr in das offene Fenster, und die lichten Vorhänge flatterten lustig wie Wimpel am Schiff fröhlichster Lebensluft. Im Osten erglühte in jugendlichen Rosen ein wonniger Morgen.

Um diese Stunde hielt Bonnelise ihre Bande am sichersten aufgehoben; noch nie war zu dieser Zeit das geringste Unheil geschehen. „Wer nicht wüßte, welch ein Kobold inne wohnt, könnte sie für Engel nehmen, so süß schlafen sie," meldete sie auch heute Herrn Bertrand.

Gewöhnlich ordnete sie dann unten alles für den Tag an, oder war im Zimmer der Gräfin. In das späte Frühstück hatte sie sich grollend gefunden. „Es sind doch wenigstens ein paar Stunden der Ruhe auch für uns gewonnen," sagte sie.

Die Mädchen hatten längst ausspioniert, daß sie vor ihr sicher waren, und darauf ihren Verschwörungsplan gebaut. Mit hell gewaschnen Augen und blankgeflochtnen Zöpfen standen die jungen Tollköpfe beim ersten Sonnenstrahl am Gartenpförtchen.

Herr Bertrand war durch die teuflischsten Evakünste gewonnen. Er widerstand schwer dem Weiblichen und nun gar einer derer von Heldern! Der mußte er ja gehorchen. Schon manchesmal hatte ihm Bonnelise wegen seiner Schwäche Strafreden gehalten. „Was wollen Sie?" antwortete er, „seit Adam den Apfel nahm, müssen wir Armen thun, was die Damen wollen, so schlimm es auch oft für uns abläuft."

„Ich bin ein alter Einfaltspinsel!" meinte er, als die lustige Schar davon flatterte wie Vögel aus dem Käfig. „Aber ein bißchen Freiheit thut wohl und was kann ihnen denn eigentlich drüben geschehen? Die gute alte Frau Rettig paßt auf und der arme Graf Rafael ist viel zu scheu, um sich sehn zu lassen, wenn er es hindern kann; übrigens malt er bei solchem Tag gewiß wieder vor irgend einem Misthaufen oder wo es am allergarstigsten ist. Ein schmutziges Handwerk! Geld bringt die Farbenkleckserei bis jetzt auch nicht. Gemalten Kohl, gemalten Salat, mein Himmel, das hat man für ein paar Groschen besser bei jeder Gemüsehändlerin. Nur vor Fräulein Bonnelise hab' ich Angst; denn die Toilette! Was die Toilette anbetrifft, da hab' ich so meine Besorgnisse."

Als nun aber die Natur in voller Pracht aufstrahlte, da schmunzelte er vergnügt über den frohen Tag, den er der Jugend verschaffte, und hoffte, die leuchtende Sonne würde den gefährlichen Tau forttrinken.

Der Sommer war da. Im Walde üppiger grüner Teppich, hoch schossen die Kräuter auf. Glocken-

blumen mit ihren Genossen dazwischen. Dorniger Brombeer, zierliche Hopfenranken verdeckten die Pfade. Eine Art Urwald. Die alte Gräfin ließ an dieses malerische Eckchen, in welchem das Waldschlößchen lag, nicht rühren, hatte sie doch hier ihren Wonnemond verlebt. Schwer hing der Tau an den hohen Stauden. Schon waren die jungen Wandrer, so klug sie die Röckchen empor rafften, getränkt wie Blumen und Gras.

„Es scheint mir kein Vergnügen, hier herumzuwaten," meinte Apollonia, die viel auf ihre Erscheinung gab.

„Kein Vergnügen!" schrie entrüstet der Liebling, indem er eben ein Stück Schleier am Dornbusch sitzen ließ, „aber Du hast keine Poesie, Du stündest am liebsten hinter Glas auf einer Etagere im Prunkzimmer."

„Sicher stünd' ich da gewiß," antwortete Apollonia, sich zu einem Hügel rettend vor einer Blindschleiche, „hier giebt es nichts als Ungeziefer, sogar Schlangen!"

„Eine Schlange!" schrie Pip, am ganzen Körper zitternd, „laßt uns aus diesem schrecklichen Wald nach Haus. Wir thaten unrecht! Wer weiß, was uns hier noch begegnet.

„Vielleicht ein Hase, wie Du es bist," erinnerte verächtlich Liebling, welche einen Strauß gepflückt hatte, von dem eine Kuh satt werden konnte. „Leila und ich werden künftig solche Spaziergänge hinter Eurem Rücken machen."

„Das ist uns auch lieber," meinten die zwei. „Wenn das ein Vergnügen sein soll?"

„Es ist auch mehr als ein Vergnügen," sagte Leila, „eine Forschungsreise, eine Erfahrung, wir wollen doch etwas erleben."

„Mir ist es lieber, ich erlebe nichts!" jammerte Pip, „die Frösche springen mir fortwährend über die Füße und ich habe eine Antipathie gegen sie."

„Wie unchristlich!" eiferte Liebling.

„Seid still!" warnte Leila, „dort liegt das Waldschlößchen; jetzt fürchte ich mich auch etwas."

„Weshalb denn hier?" frug Apollonia. „Wie lieblich das Schlößchen im Tannendickicht liegt! Fürchtest Du Frau Rettig?"

„Nein, den Vetter; ich sah ihn einmal von fern, er ist so furchtbar groß und furchtbar ernsthaft. Bonnelise brauchte ihn immer als Popanz, wenn ich nicht einschlafen wollte. Warte nur! sagte sie, ich bring' dich zum Vetter im Waldschloß, der versteht keinen Spaß."

„Kindereien. Aber das Schlößchen ist ja verwahrt wie eine Festung. Ein mannshoher Zaun, eine verschlossne Thür," flüsterte neugierig Liebling. „Hineingucken müßten wir doch. Pip ist die kleinste, wir heben sie auf den Zaun und sie sagt uns, was drüben ist."

„Ach nein! ach bitte, bitte nicht, ich fürchte mich! ich sterbe vor Angst," rief zitternd Pip.

Aber Leila und Liebling hatten kein Erbarmen. „Wir halten Dich," war ihr Trost. Sie hoben das bleiche Ding hinauf wie eine Feder und frugen dann erregt: „Schnell, sag, was siehst Du?"

„Nichts! nichts! laßt mich herunter! Laßt uns nach Haus gehn." Aber die Jugend ist grausam, sie lachten über Pips Angst.

„Halt Dich nur fest!" riefen sie.

Apollonia warnte. Plötzlich gab es einen Krach und Pip verschwand auf der anderen Seite. Leila und Liebling konnten vor Lachen erst gar nicht zu sich kommen. „So," riefen sie, „nun ist gewonnen, nun mach uns von innen die Thür auf."

Aber eine klägliche Stimme antwortete: „Es ist Wasser im Graben, ich bin über und über naß und kann nicht heraus."

„Ihr hättet es vermuten können," bemerkte weise Apollonia, „es standen hier so viel Vergißmeinnicht."

„Pfui, wir sind schlecht gewesen," sagte Leila, die nun auf dem Zaun stand und Pip tröstete. „Wart nur, ich komme nach; Frau Rettig giebt Dir trockne Sachen."

Aber Pip saß trostlos und verzweifelnd am Rande des Grabens, ihr frisches Kleidchen ein Jammer anzusehn. Weinend klagte sie: „Laßt mich nur hier, mir ist es schon recht; ich wußte, daß es unrecht war. Warum bin ich in diese Wildnis hineingeraten? Ich kann nun einmal nichts mitmachen, nichts vertragen. Am besten, ich wäre tot und niemand zur Last!"

Bei diesen jammervollen Reden ergriff die ganze Gesellschaft Verzweiflung, die sich noch steigerte, als sich eine gewaltige Dogge mit funkelnden Augen auf Pip stürzte.

„Vetter Rafael!" schrie Leila außer sich und immer lauter, „Vetter Rafael!"

Da that sich die Thür auf und ein langer Mensch trat heraus, in einem Malerkittel, in einer Hand die Palette, in der andern den Malstock.

Die Dogge hatte tonlos ihre Tatzen auf Pip gelegt, die halb ohnmächtig vor Angst am Boden kauerte. „Rufen Sie doch den Hund!" schrie zornig Leila, „sehen Sie nicht, daß er Pip umbringt!"

„Der Cerberus bringt keinen Menschen um;" antwortete Graf Rafael, und seine gutmütige Phy-

siognomie verzog sich zu einem wohlwollenden Lächeln. „Er macht nur Spaß!"

„Wenn das der Spaß ist, den er versteht!" flüsterte Liebling. „Welch schrecklicher Mensch!"

„Pip, steh auf, er thut Dir nichts," tröstete Leila.

Aber Pip konnte nicht aufstehen, ihr bißchen Leben schien ganz dahin, ihre Augen schloßen sich und sie lag da wie tot.

Mit einem Satz war Leila herüber, ebenso Aimée.

Zürnend herrschte das Schloßfräulein den langen Jüngling an: „Da sehen Sie, was Sie gethan haben! Schnell helfen sie uns Pip hineintragen. Sie sind schuld mit Ihrer alten Bestie."

Rafael kam nun auch eilig und erschrocken näher, aber er wagte nicht zuzugreifen.

„Wo ist Frau Rettig?" jammerte Leila.

„In der Stadt," antwortete Rafael, „aber was das Tragen anbetrifft, das kann ich besser als die alte Frau Rettig; ich trage ihr immer die Kartoffelsäcke auf den Wagen."

Damit nahm er die leichte Bürde und trug sie mit großen Schritten in das Schlößchen. Die Mädchen folgten, denn auch Apollonia war mit vielem Anstand hinübergeklettert.

Sorgsam, als könnte sie entzwei gehen, setzte er Pip in Mutter Rettigs Lehnstuhl. „Tot," sagte er lächelnd, indem er beifällig das zarte Gesichtchen betrachtete, „tot sieht anders aus." Leila hielt Pip umschlungen, die langsam ihre blauen Augen aufschlug, in denen sich aber sofort wieder Entsetzen über ihre Lage malte.

„Erschrick doch nicht!" schmeichelte sie. „Sieh doch, es ist ja Rafael; es ist ja der Maler, den Du so gern sehen wolltest; sie will auch Malerin werden, Vetter!"

Bei dieser verwandtschaftlichen Anrede wurde der junge Mann rot bis über die Ohren.

„Frauen," sagte er, „sollten es lieber ganz lassen; für die Männer ist es schon zu schwer."

„Eigentlich," sagte der Liebling, „könnten Sie uns alle abmalen. Wir müßten ein gutes Bild geben. Aber Sie malen nur Grünzeug, sagt Herr Bertrand."

„Ein feiner Kunstkenner," bemerkte Graf Rafael.

„Warum kommen Sie nie auf das Schloß?" frug Leila. „Großmama würde sich gewiß freuen."

„Wer weiß — ich passe auch nicht dorthin und bleibe weit lieber hier." Damit ging er hinaus. Cerberus hinter ihm.

„Ein Bild über Lebensgröße," rief Liebling. „Solche Hände, solche Füße, welch ein Besitz! Wehe dem, der sie spürt!"

„O," rief Pip dankbar, „er hat mich so sanft damit angefaßt."

„Was aber nun?" frug Apollonia.

„Pip muß aufstehen und wir müssen uns so gut als möglich nach Hause schleichen."

Pip aber konnte nicht aufstehn. Kein „Nimm Dich zusammen! Man muß können, was man will!" half.

„Graf Rafael kann Dich doch weder hier behalten, noch den ganzen Weg über tragen," sagte Apollonia, bei welchen Gedanken Pip nicht wußte, welcher schrecklicher war.

Unterdes war Leila hinausgegangen, um Rat zu schaffen. Ein Gemüsekarren, ein alter Pony scheinen ihr der Zauberwagen Aschenputtels. Sie versuchte, das zottliche Tier einzuspannen, aber der Pony war anderer Ansicht, und bald mußte sie einsehn, daß sie diesem großen Geist erlag.

Graf Rafael hatte lächelnd zugesehn.

„Mit dem wird keine Frau fertig," sagte er, „ich muß ihn immer einspannen, und was das Fahren anbetrifft, das ist eine noch viel gewagtere Sache."

„Nun, dann spannen Sie doch ein; Sie sehn doch, daß wir nach Haus müssen."

„Ich will nicht auf das Schloß, noch dazu in so kläglichem Aufzug."

„Je kläglicher wir sind, desto ritterlicher wäre es von Ihnen, Vetter! Wir sind heimlich fortgelaufen; man wird sich um uns ängstigen."

Er lachte. „Bonnelise weiß recht gut, daß hier keine Ungeheuer leben."

„Sie wird aber gescholten werden, weil sie nicht besser aufpaßte; thun Sie es Bonnelise zu liebe."

„Der freilich thue ich viel zu Gefallen. Lassen Sie das Tier in Ruh; Sie machen es ganz verrückt, ich werde das kleine Fräulein nach Hause fahren."

„O Vetter Rafael, Sie sind ein Engel! Von heut ab schwören wir ewige Freundschaft, Sie müssen oft auf das Schloß kommen, Sie müssen uns allen Malstunden geben!"

„Das wäre ein schlechter Dank," entgegnete er barsch. „Mich lassen Sie damit in Ruh', ich brauche meine Zeit besser."

„Ungeschlachter Bär," murmelte Apollonia, die dazu getreten war.

„Seine Thaten sind besser als seine Reden," entschuldigte Leila.

Das abenteuerliche Gefährt war bald zur Stelle.

Als die Mädchen in ihren feuchten, zerrissenen Gewändern hinterher gingen, sagte Leila: „Als Kind bin ich doch oft im Wald gewesen, ohne in

solchem Aufzug zurückzukommen. Das einzige Unglück ist, daß wir erwachsen sind und lange Kleider tragen, ach, und das wird immer schlimmer, denn die Großmama hat ja ordentlich eine Schleppe!"

„Ich glaube," antwortete Liebling, „sie haben diese Röcke apart für junge Mädchen erfunden, damit man ewig an sich denken muß, und dann predigen sie doch, sich selbst vergessen solle der Mensch."

„Mit solchen papiernen Kleidern," bemerkte Graf Rafael, „kommt man überhaupt nicht durch die Welt; hätten Sie nur Bonnelise gefragt."

Ja, hätten sie nur Bonnelise gefragt!

Eben sollten Boten nach ihnen ausgeschickt werden, da kamen sie an. Bonnelise war zu der Übelthäter Glück sprachlos vor Empörung und vor Verwunderung, daß Rafael sie heimbrachte. „Sie haben ihn verhext," dachte sie, „es sieht ihnen ähnlich; der arme Junge!"

Als sie frisch, fröhlich und rein wieder herunter kamen, außer Pip, die Bonnelise in das Bett gesteckt unter einer Flut Drohungen, war ihr Retter verschwunden.

„Nicht einmal danken konnten wir ihm," klagte Leila der Großmama, „laß diesen guten Vetter uns nicht länger fremd bleiben. Er soll merken, daß nicht nur Bonnelise ihm gut ist, der arme Mensch. Wir wollen alle malen lernen, er soll die Freude haben, selbst viel Geld zu verdienen, damit er aus dieser abscheulichen Abhängigkeit heraus kommt, die ihn so drückt, wie Bonnelise sagt. Wer weiß, aus Pip wird am Ende wirklich eine große Malerin."

„Er wird nicht kommen wollen," antwortete die alte Gräfin, „er ist arm und hoffärtig, das ist eine schlimme Zusammenstellung."

„Desto demütiger müssen wir, die Reichen, um seine Gunst werben, nicht wahr, Großmama?"

„Ich gebe Dir die Erlaubnis, diesen Vetter zu uns heranzuziehen, mit der Beschränkung, daß Du ihm nicht ganz den Kopf verdrehst oder er Dir."

„Tausend Dank, Großmama, damit hat es keine Gefahr."

VI.

Ich kenne dich nimmer, o Hain,
Du stehst ja voller Blümelein! — —
Ich meint', es müsse Winter sein.

Nach dieser kleinen Begebenheit gab sich die Jugend mit erneutem Feuer ihren Vergnügungen hin. Spiele wurden gespielt, erlaubte Partieen nach dem Waldschlößchen unternommen.

Der Menschenfeindlichste hätte diesem Flimmer und Schimmer, welcher über solcher harmloser Jugend liegt, nicht widerstehen können. Schneller, als es je Bonnelise für möglich gehalten, ward Rafael gewonnen. Er jetzt der Hauptführer, der Unternehmer bei den schönsten Festen, seine Kunst dienstbar, seine große Persönlichkeit in Banden von diesen kleinen Händen.

„Ach," sagte Leila, wenn das silberhelle Lachen verstummte und sie kam, Gutnacht zu sagen, „warum kann es nicht lebelang bleiben wie heut? Warum müssen Menschen auseinander, die sich so gut verstehen, weshalb alle diese Anstalten zu einem problematischen Glück, heiraten, berühmt werden, Stellung in der Welt und wie diese Positionen alle heißen, die man im Leben einnehmen muß?"

„Weil," antwortete die Großmama, „wir uns selbst wandeln, Leila; bliebe auch unsre Stelle die gleiche, wir fänden nicht mehr dasselbe Glück. Mir wäre es geradezu eine Tortur, diesen Federball, wie Du es eben unter Jauchzen gethan, wohl tausendmal Pip zuzuwerfen oder herumzutanzen wie ihr neulich im Mondschein, und doch liebt' ich das alles einst wie Ihr. Jede Jahreszeit hat ihre eigene Wonne und so auch jedes Alter, es kommt nur darauf an, es zu finden. Als ich Deinen Großvater heiratete, glaubte ich, glücklicher könnte ich nicht werden ... dann kamen die Kinder . . . dann Du."

„Ohne Heirat scheint es nicht abzugehen," seufzte Leila.

„Wenige sind dazu geschickt allein zu bleiben, oder vielmehr nur für andre da zu sein, ohne persönliches Glück, Glück auf dem Umweg, lauter Pflichten, keine Rechte. Dir wünschte ich doch das Natürliche, Direkte."

„Nein, Großmama, lieber auf einem Umweg, wenn ich bei Dir bleiben darf."

An einem Sommerabend — die Großmutter war hineingegangen — saßen die Mädchen auf dem Altan. Rafael war jetzt immer dabei. Er hatte wirklich angefangen, Malstunde zu geben, auch schon versucht, Leila zu malen, welche Ähnlichkeit aber alle für eine Beleidigung erklärten. „Es ist nicht ganz leicht, von Kohlköpfen auf Menschen überzugehn," sagte Pip, „Ihr solltet es nur einmal versuchen." Es dunkelte; bereits suchten einzelne Sterne in der tiefen Bläue aufzutauchen, ein zögernder Abendschein stahl ihnen noch das Brillantfeuer. Die jungen Mädchen hielten sich umschlungen und sangen allerlei Lieder mit etwas gewagten Harmonien, besonders Liebling verstieg sich in die höchsten Sphären, worauf er plötzlich inmitten des schwärmerischen Liedes mit den Worten „Donnerwetter, das war zu hoch," abbrach, was aber die Andacht keineswegs störte.

Rafael gab einen Baß dazu, der wie ein behagliches Grunzen klang.

Herr Bertrand saß mit Bonnelise in der Fliederlaube an der Schloßrampe. „O mein Fräulein!“ sagte er, „man wird wieder jung mit diesen lieblichen Kindern. Erinnerungen längst vergangner Zeiten wachen auf. O Fräulein Bonnelise, wenn ich noch einmal dürfte —“

„Wenn es nicht so dunkel wär', Herr Bertrand, würden Sie merken, daß Sie Unsinn reden. Verdreht machen einen diese Mädchen.“

Von fern hörte man einen Wagen auf der Landstraße. „Der Eisenbahnzug aus W— wird da sein,“ meinte Herr Bertrand, „am Ende kommt Besuch.“

„Natürlich,“ rief Bonnelise sich erhebend, „seit diesen neuen Erfindungen hat man nicht Tag nicht Nacht Ruhe, immer sitzt man wie auf einem Pulverfaß.“

Die jungen Damen hatten das Rollen auch schon gehört, jetzt verstummte der Gesang und ein Wagen fuhr vor.

„Es ist nicht zum Aushalten!“ flüsterte Leila, „st! seid still, wir thun, als hätten wir nichts gehört. Großmama hat eine Menge alter Freunde, die uns gar nichts angehen. Wenn solch ein wackliger Herr erscheint, sagt sie: denke, Leila, das war einer meiner Tänzer. Der soll getanzt haben, schwer zu glauben!“

„Ich möchte lieber jung sterben, als solch eine Mumie werden,“ sagte Apollonia.

„Und die reizende Großmama! Ich möchte gleich alt sein, wenn es auf diese Weise wär'.“

„So giebt es aber nur Eine,“ meinte Pip, „eine einzige, und das ist die Deine.“

„Still! die Thür geht auf, Bertrand läßt jemand ein.“

„Was mich betrifft, ich reiße aus!“ sagte Rafael und richtete sich wie eine riesige Silhouette in seiner ganzen Höhe auf. „Ich fürchte mich! Eh' ich wiederkomme, muß dieser fremde Mensch fort sein.“

„Und uns läßt Du im Unheil! Wie ritterlich!“

„Kommt doch zum Waldschlößchen, das ist viel besser.“

„Aber die Großmama! Nein! wir können nicht fort; besieh Dir doch den Besuch erst bei Tage, vielleicht ist's eine schöne Dame!“

„Das wär' noch schlimmer!“

„Du mußt wiederkommen, Rafael.“

„Muß ich?“ frug er und ein glückliches Lächeln streifte sein Gesicht.

„Ja, wir können nicht ohne Dich fertig werden.“

„Nun, dann komme ich.“ Damit verschwand er im Dunkel.

Eben zeigte sich Herr Bertrand in der Thür. Die ganze Schar stürzte auf ihn zu. „Wer ist's? was ist's, was wird geschehn?“ . . .

„O wie werden Sie sich freu'n, Komtesse Leila!“

„Freu'n!“ wiederholte jede in besonderem Ton.

„Nun, wer wird es sein? Einer, nach dem Sie oft gefragt. Wie vom Himmel gefallen! Der Herr Baron, Ihr Afrika-Onkel, wie Sie immer sagen.“

Selig schlug Leila die Hände ineinander. „Herrlich! köstlich! der gute alte Afrika-Onkel.“

„Ein alter Herr!“ wiederholten die Freundinnen abgekühlt.

„Alt thut nichts zur Sache, jung wie wir, wenn Ihr wollt. Der kann Märchen erzählen, wahre Märchen. O Ihr werdet Euer blaues Wunder sehen und hören. Ich wollte nie von seinen Knieen herunter. All die Seltenheiten, die Ihr in meinem Glasschränkchen bewundert, er hat sie mir geschenkt. Wo kommt er jetzt her?“

„Direkt aus Afrika. Etwas braun gebrannt, aber stattlich sehn der Herr Baron aus. Augen, grad wie unsre Komtesse, aber Haare, braun und kraus wie Fräulein Aimée.“

„Braun,“ wiederholte Apollonia, „ich dachte ihn mir wenigstens grau.“

„Er pflegte mich nie von sich zu lassen,“ fuhr Leila begeistert fort, „er nannte mich seine kleine Braut, natürlich im Spaß. Eigentlich versprach er, mir einen Papagei mitzubringen, es war nämlich der heißeste Wunsch meines Lebens.“

„Na, diese Bestie ist ja auch da, hören Sie nicht? Fräulein Bonnelise sagt, Sie sollten sie in das Waldschlößchen thun, mit solchem Ungeheuer würde nur Graf Rafael fertig. Hören Sie, wie das Ungetüm schreit?!“

„Wirklich!“ Leila klang der Ton süßer als Nachtigallengesang; sie stürmte voraus, Pip an der Hand, der sie zutraute, zurückzubleiben. Apollonia, den Liebling bändigend, nach.

Leila hatte dem guten Onkel um den Hals stürzen wollen. Aus all den Wohlthaten, Freundlichkeiten, mit denen er ihre Kindheit geschmückt, hatte sie einen Götzen aufgebaut, der der Wirklichkeit wenig entsprach. In der Thür blieb sie überrascht stehn. Das war der Afrika-Onkel? war sie verhext? oder er nun so viel jünger als sie älter geworden.

Vor ihr stand ein noch junger Mann mit ernstem, tiefgebräuntem Gesicht, starr wie aus Eisen gehauen, fremdartig, durchaus nicht zur Vertraulichkeit ein-

ladend. Es war etwas Vertrocknetes an ihm, wie aus dem Herbarium, oder ein Petrefakt.

Verlegen, mit tiefen Gluten auf den Wangen, stand sie da. Der Götze, den sie anbetend in der Seele getragen, sank in sich zusammen.

„Ja, ja," sagte die Gräfin, „Ihr müßt ganz neu Bekanntschaft machen, aber ich denke, sie wird so gut wie die alte."

„An mir soll es nicht liegen, Leila!" rief der Afrika-Onkel, indem er einen Schritt vorwärts ging, „Du hast Dein liebes Kindergesicht behalten, und ich bin ganz derselbe geblieben."

Sie konnte nicht ja dazu sagen.

Der Papagei wurde hereingebracht, er mußte wohl zwanzigmal Leila rufen in der interessanten Abwechslung mit „Du Dieb". Dabei erzählte der Onkel die merkwürdigsten Dinge. Das Mädchen hörte zu wie im Traum, eine ihr ungewohnte Verlegenheit hemmte sie bei allem, was sie that und sagte. Bald schien es zu freundlich, bald zu wenig freundlich. Und als er beim Gutnacht ihre Hand an die Lippen zog und küßte, hätte sie weinen mögen.

Jetzt war sie wieder in Sicherheit oben bei den Gespielen. Kaum hatte sich die Thür hinter Bonnelise geschlossen, die auch seltsam erregt war — Leila schob es auf den Papagei — da regte es sich hinter den Vorhängen.

Diesmal krochen alle aus den Betten und setzten sich auf den Rand des Bogenfensters, welches weit geöffnet eine der lieblichsten Mondnächte einließ. Die Nachtigall flötete weiter. Sternengewimmel durchbrach die dunkelblaue Luft, der Papagei saß, den Kopf zwischen den Schultern, wie ein Weltweiser in seinem goldnen Haus.

„Alt nennst Du das?" fing Apollonia gleich an.

„Ich nannte es so, als ich acht Jahr war," entschuldigte sich Leila, „man hat zu der Zeit andre Ansichten darüber, ich bin erschrocken, daß er so jung ist."

„Nun, wie einer, der etwas erlebt hat, sieht er doch aus," meinte Liebling. „Grausam interessant; daß die Wilden ihn nicht verzehrt haben, spricht für ihren guten Geschmack; er scheint gewaltig zäh."

„Ob es Menschenzähne sind, die er an der Uhrkette trägt?" frug Pip.

„Tüchtige Hauer müßten das wenigstens gewesen sein," entgegnete Leila.

„Er ist mir graulich, gewiß werd' ich von ihm träumen, von ihm und seinen gräßlichen Abenteuern," versicherte Pip.

„Mir ist er auch graulich," sagte Leila, „aber ganz anders wie Dir, mir erscheint er wie ein Gespenst."

„Ein Gespenst!" wiederholten die Mädchen, „dazu ist er doch etwas zu kräftig."

„Ein Gespenst seiner selbst. Ich liebe diesen Onkel und doch wieder nicht diesen Onkel, sondern den aus meiner Kindheit."

„Leila! — Leila!" schnarrte der Papagei wie im Traum.

„Wir wollen das Tier zuhängen," sagte sie, „mir ist, als ob ein Mensch uns belauscht."

„Denkst du daran . . ." fing er an zu pfeifen.

„Es ist unausstehlich!" rief sie.

„Der Papagei hat ganz recht," meinte Liebling, „wie kannst Du so undankbar sein."

„Ich wollte, der Onkel wäre nicht jetzt gekommen, ich kann nicht den rechten Ton finden. Helft mir! ratet mir!"

„Ich," meinte Liebling, „würde ihm noch einen Affen entlocken, er hat einen."

„Damit die ganze Menagerie fertig wär'," fiel verächtlich Apollonia ein.

„Ach nein, bitte," bat Pip, „keine wilden Tiere mehr!"

„Früher," fuhr Leila fort, „nahm ich so gern etwas vom Onkel, und jetzt möcht' ich am liebsten nichts geschenkt haben. Wie unnatürlich, nicht wahr? Wie undankbar, Du hast recht, Liebling!"

„Es wird schon alles wieder in das Geleise kommen," tröstete Apollonia, „das schlimmste war der erste Schreck."

„Seid Ihr nur recht liebenswürdig gegen ihn," flehte Leila.

„Wenn er sich nur etwas daraus macht," äußerte Pip unsicher.

„Am liebsten spricht er allein," bemerkte Liebling, „er wird es sich im Urwald angewöhnt haben, denn die Unterhaltung mit Löwen und Tigern ist gewiß einseitig. Ich wollte, es schenkte mir auch jemand einen Papagei, aber ich wüßte in der ganzen Welt niemand."

„Es müßte jemand sein, der Euch beide füttern wollte," antwortete höhnisch Apollonia.

„Wie soll ich ihn nur nennen?" fuhr Leila fort, „Du und Afrika-Onkel? Es ist zu fatal, wenn man jemand Du nennt, der einem fremd geworden ist. So klein das Wörtlein scheint, zwischen zweien ist's ein wichtig Ding."

„Nenn ihn Du und behandle ihn recht onkelhaft," riet Liebling, „das halt ich für das beste."

„Was wird Rafael sagen?"

„Malen wird er ihn," meinte Pip, „merkwürdig genug sieht er aus."

„Ja, es bleibt aus fernen Weltteilen immer

etwas Urwaldparfum," sagte Apollonia. „Auf keinen Fall wenigstens ist er ein Freier."

Damit schlüpften sie vergnügt in ihre Betten, aber das kleine Schloßfräulein hörte durch alle ihre Träume den Papagei, der mit geisterhafter Stimme „Leila! Leila!" rief.

(Fortsetzung folgt.)



„Elsa".

Auch dich hat „Elsa" man benannt,
Mit jenem Namen weit bekannt
Seit jener „Elsa von Brabant".
Ich aber hätte dir fürs Leben
Nicht diesen Namen mitgegeben!
Denn jenes Weib, — es stellet dar,
Was freilich oft am Weibe wahr:
Die Neugier und zumal den Mangel
An Herzvertrau'n zu jenem Angel,
Um den sich, wie das Sterngewimmel
Dreht um den ew'gen Pol am Himmel,
Als unerschütterbaren Halt
Mit nie zu lodernder Gewalt
Des Weibes ganzes Sein und Leben
Soll festgeklammert drehn und weben:
Zu dem Geliebten das Vertrau'n!
Dir darf man nur ins Auge schau'n,
Ins Auge, schön, tief, seelenvoll —
Man fühlt, dies Weib ist, wie es soll:
Der Glückliche, der ihr Gemahl,
Hat an ihr selbst den heil'gen Gral.

Felix Dahn.

Der versiegte Brunnen.

Ein Brünnlein steht im Thal;
Sein Wasser war so kühl und klar;
Ich hab' es, wenn ich unten war,
Getrunken manchesmal.

Ein Häuschen rot und weiß,
Gar freundlich steht es nahe bei,
Da saßen einst verliebte zwei,
Die küßten oft sich heiß.

Das ist schon lange her!
Die schöne Zeit von dannen flog;
Das Mädchen ihren Schatz betrog —
Das Brünnlein fließt nicht mehr.

Eugen Reichel.

Die Sehnsucht.

Abends, wenn die Thäler dunkeln,
Wenn die Sterne mählich funkeln
Über Berg und Firnenschnee,
Steigt die Sehnsucht aus dem See;

Webt wie zu geheimer Feier
Sich zuerst den grauen Schleier
Aus des Wassers Nebelflor,
Schwebt dann winkend leis hervor:

Führt ins Heimathaus den einen,
Wo ihm milde Sonnen scheinen,
Reißt den andern wild mit Hast
In den goldnen Prunkpalast.

Doch mit holden, weichen Armen
Zieht sie lächelnd voll Erbarmen
Einen dritten und sein Weh
In den freundlich-stillen See.

Karl Zettel.

Alpenduft.

Ein armer Enziangräber trug
Aus steilen Regionen,
Die hoch der Adler streift im Flug,
Wo nur die Gemsen wohnen,
Zu Thal als seines Hutes Zier
Ein Sträußchen heut und schenkt' es mir.

An Form und Farbe waren schlicht
Die braunen Kugelblüten.
Ihr weiches, dunkles Angesicht
Schien Seltnes nicht zu hüten,
Doch nachts, als ich im Traume lag,
Ward ich von ihrem Dufte wach.

So füllt ein Wort, gesprochen leis,
So füllen stumme Grüße
Die Seele, ohne daß sie's weiß
Mit nie gekannter Süße —
Bei Tage hat sie kaum gelauscht
Und fühlt sich nachts von Duft berauscht!

A. Godin.



Auf dem See.

Gedicht von **Friedrich Halm.** Komposition von **Josef Rheinberger.**




p più lento
zu. Der A = = bend ist ge = kom = men, die
ein. Es spielt auf grau = en Dü = nen als
dim.
dolce
pp
Ni = = re geht zur Ruh' — — ins Bett der grü = nen
Nacht = = licht Mon = den=schein — — und A = bend=glo = cken
pp rit
Wo = gen und Ne = bel deckt sie zu.
sin = gen die mü = de Schläf'rin ein.
smorz.
pp
mf
3. Und
p f p
horch, wie lei = ses Flü = stern rings = um im See er=
p p p f



Einer Toten.

Einst ging des Elends Ruf vielleicht
Im frohen Wandern mir verloren;
Vorüber schritt ich, unerweicht,
Sorglos und kalt, mit andern Thoren.

Doch jetzt bedarf's des Flehens nicht; —
Erblick' ich kummerbleiche Wangen,
Gedenkt mein Herz von selbst der Pflicht:
Du wärst ja nicht vorbei gegangen.

Reinhold Fuchs.

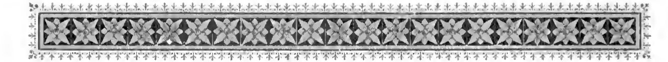
Der Landrichter.*)

Der Schreiber richt't die Akten z'samm,
Und in dem G'schmier die Kreuz und Quer
Schneid't er die laaren Blatt'ln 'raus —
Da roast der Landrichter daher.

„So", hat er g'sagt, „Sie waarn mir recht,
Was schneid'n denn Sie da drinna 'rum?
Glei' laßen S' die laaren Blatt'ln gehn!
Dös is mei' geistig's Eigentum!"!

Karl Stieler.

*) Ungedruckter Nachlaß.



Ein Nachtlager Corvins.

Lustspiel in drei Akten von Franz Nissel.

Dritter Akt.

(Fortsetzung und Schluß.)

Vierte Scene.

Irma. Gabor.

Irma. Er geht in Wut, er sucht
Ein Opfer. Über Banffy wird sich das
Gewitter nun entladen, und ich bin's,
Die ihn hineingebracht. O Gott! o Gott!
Der Schwager bringt mich um, wenn er erfährt — —
Und das verdank' ich dem da!

Gabor. Mir?

Irma. Ja, Dir!
Du Ungeberdiger, dem gleich das Blut
Aufsiedet und das bißchen Witz ertränkt!

Gabor. Ei seht doch, seht!

Irma. Der Du den Kopf verlierst
Und trotzig hebst zugleich — zur Unzeit beides —
Der Du erschrickst und tobst um nichts!

Gabor. Um nichts?
Wenn ich als eines andern Weib Dich finde!

Irma. Gleichviel! Du mußtest mir vertrauen!

Gabor. Gegen
Das Zeugnis meiner beiden Augen?

Irma. Und
Wenn Du wie Argus hundert hättest, blind
Erklären müßtest Du sie alle, wollten
Sie mich bei Dir verklagen. Argusaugen
Verbiet' ich überhaupt mir. Das laß Dir
Gesagt nur sein!

Gabor. Sie hadert — sie mit mir!

Irma. Und dann, die edle Art! Statt bittern Lächelns
Und trüb gesenkter Blicke — Zähneknirschen,
Aufstampfen, Fäusteballen, Gläser wild
Zu Boden hauen! Himmel, hilf! Wer weiß,
Wenn ich die Deine, ob Du mich nicht haust?

Gabor. Du wirfst mir vor — Du wagst, mir vorzuwerfen,
Woran Du selbst nur Schuld?

Irma. Wer — ich?

Gabor. Ja Du!
Dein Übermut, Dein Leichtsinn, Deine Gott-
Verdammte Lust, zu necken und zu hänseln,
Zu hecheln und zu spötteln. Satan, der
Dich trieb, die kecke Maske vorzunehmen!

Irma. Du schiltst, was ich nur Dir zu liebe that?

Gabor. Ja freilich!

Irma. Dich zu sehn, mich Dir zu nähern —

Gabor. Wer es Dir glaubt!

Irma. Warum denn sonst?

Gabor. Dich schön
Herauszuputzen, Deiner Eitelkeit
Zu frönen, schwache Köpfe zu berücken,
Den süßen Weihrauch schaler Schmeicheleien
Behaglich einzuschlürfen — — Was weiß ich,
Was alles noch ein tolles Mädchen reizt?

Irma. Hör auf!

Gabor. Als hätt' ich nicht bemerkt, wie Du
Mit Augenspiel und Honigmienen nach
Dem König selbst die Angel warfst.

Irma. Jetzt ist's
Genug!

Gabor. Und das zur Stunde, da ich auf
Der Folter — Dir zum Zeitvertreibe — lag!

Irma. Gesellt sich Deinem Laster Jähzorn noch
Die Eifersucht — o dann ist's aus mit uns —
Auf immer aus. Kenn' ich sie doch jetzt aus
Erfahrung, diese grause Leidenschaft!
Der Schwester Los zu teilen wahrlich reizt
Mich nicht.

Gabor. Noch mich, ein Weibchen heimzuführen,
In dem ein Kobold steckt.

Irma. So geh nur, geh!
Du Undankbarer! Wer erschrak um Dich?
Wer zitterte für Dich? Wer wagte Ruf
Und Ehre, aus Verzweiflung, Dich zu retten?

Gabor. In die Du lachend mich gestürzt!

Irma. Wer gab
Sich Deinetwillen eben preis dem Zorn
Des Königs? Wer verscherzte seine Huld —
Damit vielleicht ein höheres Geschick?
(Gabor lacht höhnisch auf.)
Du lachst? Ich sage Dir: Er sah mich mit
Entzücken, als ich ihm erschien.

Gabor. So geh
Und folge ihm und streichle ihm den Bart!

Irma. Abscheulicher! Mir aus den Augen!

Gabor. Gern!
Doch jetzt auch nicht, den Tod zu suchen — bilde
Dir das nicht ein! — ein andres Liebchen nur.

Irma. Glück zu!

Gabor. Glück auf, Frau Königin!
(Er eilt dem Hintergrunde zu, dann bleibt er stehen.)

Irma. Er geht?

Gabor. Sie läßt mich gehen? (Pause.) Irma!

Irma. Was beliebt?

Gabor. O gar nichts! (Er geht weiter.)

Irma. Gabor!

Gabor (rasch zurückkommend). Riefst Du?

Irma. Gott behüte!

Gabor. Sind wir nicht Kinder?

Irma. Narren ganz und gar!

Gabor. Zu zanken — —

Irma. Statt darüber nachzudenken,
Was nun zu thun?

Gabor. Und den Versöhnungskuß
Zu geben, den Du noch mir schuldig bliebst!

Irma. Das eilt nicht.

Gabor. Doch! Ich rede eher kein
Vernünftig Wort.

Irma (seufzend). In Gottes Namen denn!

Banffys (Stimme laut fluchend aus dem Hintergrund).
Verdammnis! Mord und Brand! (Sie fahren auseinander.)

Irma. Der Schwager! — Drück
Dich an die Wand!

(Sie flüchten sich rechts und links an die Wand, während Banffy in wilder Aufregung, sie nicht bemerkend, herein und vorstürmt.)

Banffy. Pest und Verderben!

Irma (die ebenso wie Gabor vorsichtig nach rückwärts gleitet). Fährt
Er wie ein angeschossner Eber doch
Herein!

Banffy. O könnt' ich doch die ganze Welt
In Stücke schlagen.

Irma (Gabor winkend). Rette sich, wer kann!

(Beide treffen im Hintergrunde zusammen und laufen Hand in Hand davon, während Banffy im Vordergrunde auf und nieder tobt.)

Fünfte Scene.

Banffy allein. Tagesanbruch.

Banffy. O Tod! Ich kann nicht hin zu ihr, nicht zu
Etelka mehr, zu meinem süßen Weib!
Um sie geworfen ist ein Eisennetz —
Ich knirsche — beiße mir die Zähne aus —
Kann doch hindurch nicht brechen.
(mit geballter Faust hinausdrohend) Hunde! Hunde!
Mich halten — mit Gewalt mir drohen, mich
Entwaffnen, fangen wollen? Hunde! Doch
Ich hab' es euch gezeigt. — O des Triumphs —! —
Daß ich mit Not entkam! — O Schmach! Verfolgt,
Gehetzt gleich einem Tier — der Gatte, der
Zur Gattin will! — O Ohnmacht! Ohnmacht!
(wild) Auf!
Heiducken und Panduren aufgeboten!
Hinaus — und hergefallen über sie
Wie über einen Türkenschwarm!
(er schlägt, vor sich erschreckend, die Hände vors Gesicht) Ich mich
Empören — gegen ihn — ich — Banffy! ich —
Der treueste der Treuen — gegen ihn,
Den edelsten der Herrscher —! —
(mit dem Fuß stampfend) Tod und Teufel!
Wenn er mein Liebstes mir — — du wagst es, du,
Mit ihm zu hadern? Schuft! Du hast kein Recht
Dazu — kein Recht! — Er ahnt ja nicht! —
(Nach einer Pause, sehr kleinlaut, in den Haaren wühlend.)
Es hilft nichts —
Magst du vor Scham vergehen, alter Knab',
Mit steifem Knie und Nacken! — In den Staub
Mit dir! — Ein Fußfall nur, ein reniges
Geständnis kann noch helfen — wenn es hilft! —
Es tagt schon. Jetzt nur kein Besinnen mehr!
Der erste will ich sein, der ihn begrüßt. —
Wer kommt?

Sechste Scene.

Banffy tritt rasch bei Seite nach links. **Egervary** und ein Husar treten im Hintergrund auf.

Egervary. Geduld nur, guter Freund, Geduld!
Man stürmt nicht in des Königs Schlafgemach
Wie in die Csarda, die zum Trunke winkt.

(Der Husar bleibt im Hintergrunde und geht dort ungeduldig auf und ab. Egervary eilt auf die Thüre rechts im Vordergrunde zu. Aus dieser tritt eben Takats heraus und ihm entgegen.)

Takats. Wohin?

Egervary. Zum König.
Ist er schon wach und auf?

Takats. Wach, auf — und fort.

Egervary. Wie meinst Du das?

Takats. Er spielt mit uns Verstecken.
Wie gestern auf der Jagd, so wird er heut
Vermißt im Schlosse.

Banffy (erschrocken). Ha!

Takats. Die Kämmerer
Und Pagen, die ich traf im Vorgemach,
Die sehn verdutzt einander an. Er muß
Hinausgeschlichen sein.

Banffy (dumpf vor sich hin). Mir ahnt, wohin.

Takats. Doch gab im Hof ein Stallknecht mir Bericht,
Er habe wild nach einem Pferd geschrieen,
Sei dann davongesprengt wie rasend noch
Bei Mondenschein.

Banffy. Beschütz' mich Gott! So wär's —
Zu spät?! (vorstürzend) Sprichst Du die Wahrheit?

Takats. Gott zum Gruß!
Es ist, wie ich gesagt.

(Der Husar, der horchend näher gekommen ist, erblickt nun Banffy.)

Husar. So wahr ich leb'
Und die von ihm geschundne Nase schmerzt,
Er ist's. (Er stürzt wütend auf Banffy los und packt ihn bei der Brust.)
Ergieb Dich, Höllenhund!

Banffy (stößt ihn zurück). Was soll das!
Die Hand weg, wilde Bestie! (für sich) Teufel! Ist
Das nicht der Kerl, der mich so hitzig her
Verfolgt hat?

Husar. Blitz und Schlag!

Egervary. He! he! Zurück!
Was fällt ihm ein?

Takats. Wer ist der Mann da?

Egervary. Ein
Betrunkner, denk' ich nun —

Husar. Betrunken? Weil
Die Nase glüht? Fragt den, warum?

Egervary. Rumort
Im Hof erst — will zum König — brüllt: „Befehl!“
„Bericht“ — „vom Posten an der Fähre!“ — Was
Weiß ich? — Und nun geberdet er sich gar
Wie toll.

Takats. Hinaus mit ihm!

Husar. Mordelement!
Hier steh' ich — in des Königs Namen — hier!
Und lege Hand an den, den Missethäter.
Zum zweitenmale nicht entwischt er mir.

Egervary. Dem Du zu drohen wagst, ist Niklas Banffy,
Des Königs Freund, Statthalter hier im Schloß.
Drum schnell zu Kreuz gekrochen! rat' ich Dir.

Husar. Ihr macht mir da nichts weis. Statthalter?
Der? —
Nichts da! Halunk! Betyar! Gefangner und,
So Gott will, armer Sünder bald!

Banffy. Nun ist's
Genug.

Takats (nach rückwärts eilend). Heiducken! Auf! und greift ihn! — Doch
Da kommt ja, der den Herrn Dir zeigen wird!
Banffy. Wer kommt?
Takats. Der König.
Husar. Hurrah! Nun gelangt
Ein braver Reitersmann zu seinem Recht
Und Lohn.
Banffy. Ich sinke in die Erde. So —
Nun so vor ihm zu stehn!

Siebente Scene.

Vorige. Mathias.

Mathias (mit Ruhe, entschieden). Was geht hier vor?
Was unterfing sich dieser Mann, daß Ihr
Wie Raufgesellen her seid über ihn?
Banffy. Mein König —
Egervary. Herr!
Takats. Ein dreister Wicht!
Egervary. Vielmehr
Nicht recht bei Sinnen —
Husar. Mit Verlaub! Das ist
Erlogen.
Egervary. Ha! Du wagst es?
Mathias. Einer spricht.
(zu dem Husaren gewendet) Und Du zuerst! Wer bist Du und woher
Des Wegs?
Husar. Vom Posten an der Fähre, den
Du selbst bestellt, die nahe Insel zu
Bewachen, daß, wer sie betreten will,
Sich fange wie im Spinnennetz die Fliege —
Mathias. Und hat sich wer gefangen?
Husar. Auf ein Haar.
Doch eine Bremse war's. — Der Mond war längst
Schon aufgegangen, als am Ufer einer
Daher geritten kam. Er stutzt — hält an.
Doch wir, nicht faul, umzingeln ihn. Da setzt
Er wütend sich zur Wehr' — reißt den, der ihm
Zunächst, vom Sattel, haut den Säbelgriff
Mir mitten ins Gesicht, daß Hören mir
Und Sehn vergehn — giebt seinem Roß die Sporen —
Bricht durch. — Wir nach! — Umsonst! der Satan fährt
So schnell nicht durch die Luft. — — — Ich komme, es
Zu melden, treffe den, erkenne gleich
Ihn wieder, fasse ihn — — das andre — nun
Das weißt Du schon.
(Kleine Pause. Egervary und Takats sehen Banffy verwundert an, der nicht weiß, wohin er sein Auge wenden soll. Auch Mathias fixiert ihn einen Augenblick, während der Husar triumphierend an seinem langen Schnurrbart dreht.)
Mathias (zu dem Husaren). Pack Dich zum Teufel!
Husar (bestürzt). Wie?
Mathias. Und danke Gott, daß mir Dein Auge so
Geschwollen scheint wie Deine Nase.
Husar. Was?
Mein Auge? Das ist scharf wie eines Habichts.
Banffy (für sich). Gott sei gelobt! Er glaubt ihm nicht.
Husar. Ich soll —
Mathias (mit dem Fuß stampfend).
Muß ich es wiederholen? Pack Dich!
Takats. Hurrah,
Husar! Da hast Du Deinen Lohn! Er fiel
Noch gnädig aus.

Husar (vor sich hinmurrend, indem er an seine Nase greift).
Kein Pflaster kauf' ich mir
Dafür. Da sei noch einer eifervoll
In seines Königs Dienst! (sich vor dem König tief beugend)
Dein Knecht!
(Wirft noch ein paar halb scheue, halb grimmige Blicke auf die andern und schleicht gekrümmten Rückens fort.)

Achte Scene.

Vorige ohne den Husaren.

Mathias (rasch). Es soll
Ein Bote auch hereingeritten sein —
Von Kenésey. Hat einer ihn von Euch
Gesehn und weiß, was er gebracht?
Egervary (zieht einen Brief hervor). Dies hier
Von Deinem Feldherrn.
Mathias. Gieb!
(Er tritt ein paar Schritte vor, erbricht den Brief und liest.)
Banffy (der kein Auge von ihm gewendet hat, für sich).
Er blickt so frei —
So ruhig mild, so seltsam heiter! — Wär's
Der Wiederschein des Glücks? — Nein, nein! Und doch —
Ich muß es wissen — muß. So lang nur noch
Bezwing Dich, Herz, so lang noch finde der
Verstellung Kraft.
Mathias (der gelesen hat, im Selbstgespräch).
Willkommen, Ruf der Pflicht!
Doch eh' ich folge, walte hier noch das
Gericht — ein mildes, zwingt er selbst mir nicht
Ein streng'res auf. — Wohl ihm, daß ich den Zorn
Vertobt und einer Stunde mich entsann,
Die mich zu seinem Schuldner hat gemacht!
Mich dünkt, die Rechnung ist nun halb getilgt —
Ich habe seinetwillen heut mein Herz
Und meinen Stolz besiegt. — Auf Eines nur
Muß ich bestehn. Ein offnes, reuiges
Geständnis noch genüge meiner Würde! —
Doch frei ihm aus der Seele muß es kommen,
Kein toller Zufall darf es ab ihm zwingen.
Vor keinem andern soll beschämt er stehen —
Vor seinem König nur! (laut und im Tone des Befehls)
Hinab! und laßt
Sogleich die Pferde satteln!
(Egervary und Takats ab.)

Neunte Scene.

Mathias. Banffy, der zögernd den andern folgen will.

Mathias. Banffy!
Banffy (bleibt stehen). Herr?!
Du hast mir etwas zu vertraun?
Mathias (rasch, doch scheinbar unbefangen). Du mir,
So dachte ich.
Banffy. Wer? Ich? Wieso?
Mathias. Mir schien,
Als hättest Du was auf dem Herzen. Nur
Heraus damit! Ich bin in guter Laune.
Du findest keine bessre. Sprich nur, sprich!
Banffy. Du irrst.
Mathias. Ich irre?
Banffy. Was auch ließ Dich glauben?
Mathias. Denn, Du zögertest zu gehn.
Banffy. Dein Blick
Schien Halt mir zu gebieten vor dem Wort.
Mathias. Ja so!

Banffy. Ich meinte denn — — doch willst Du, daß
Ich mich entferne —
Mathias. Nein! — Was meintest Du?
Banffy. Was schon Dein Auge mir verriet: Du hast
Erfreulichen Bericht von Kenésen
Und seiner Schar, die schon im Feld.
Mathias. O ganz
Im Gegenteil! Ich habe Hiobsposten.
Banffy. Du scherzest. Rühmtest Du Dich eben doch
Noch Deiner guten Laune!
Mathias. Wohl! Ich that's.
Banffy. Wie das verstehen?
Mathias (legt ihm die Hand vertraulich auf die Schulter).
Stunden giebt es, Freund,
Die wunderbar den ganzen Tag verklären,
Daß jede trübe Wolke, die empor
Will steigen, rasch vor ihrem Glanz zerstiebt.
Banffy. Und solche Stunden hättest Du erlebt —
Schon heute — hier?
Mathias. Nicht weit von hier.
Banffy. Und ist
Zu wissen mir vergönnt —?
Mathias. Errätst Du nicht?
Banffy. Des Abenteuers wohl gedenk' ich, das
Du gestern mir erzählt.
Mathias. Sieh da! Du bist
Auf rechter Spur.
Banffy. Du hast es rasch verfolgt,
So scheint's.
Mathias. Zu meinem Glück! (bei Seite) Die Eifersucht
Und Wut erstickt ihn fast — und doch bricht er
Das Schweigen nicht. Wart, alter Fuchs, ich treibe
Dich doch noch aus dem Bau. (zu Banffy im arglosen Tone fortfahrend) Du siehst mich an
Mit offnem Munde, staunend. Dein Gesicht
Verrät unbänd'ge Neugier mir.
Banffy (der sich zu teilnamsvollem Schmunzeln zwingt). Jenun,
Ich muß gestehn —
Mathias. Daß eine Frage schon
Dir auf den Lippen schwebt. Nicht?
Banffy (verworren). Welche Frage?
Mathias. Ob das Geheimnis ihres Wesens auch
Sich mir enthüllt, ob sich die schöne Fee
Entschleiert mir gezeigt, ob sie im Kuß
Den süßen Namen auch mir zugeflüstert?
Banffy (sich einen Augenblick vergessend).
Im Kuß? — Nein! nein! das hat sie nicht! Du sprächst
Nicht so zu mir.
Mathias. Warum denn nicht?
Banffy (sich wieder beherrschend). O Thor,
Der sich verrät! Noch mehr zu hören giebt's
Vielleicht.
Mathias (für sich). Er kämpft mit sich. Ich warte zu.
(laut) Ich staune über Deinen Scharfsinn, ob
Ich auch nicht recht begreife — — Du hast recht,
Ganz recht. Sie hat sich nicht genannt. Doch glaub
Es mir, ich drang auch nicht in sie. Bei Gott!
Ich hatte Besseres zu thun. Und dann —
— Wozu auch? Was im Grunde kümmert's mich?
Wozu erforschen, was den blinkenden
Pokal der Freude jetzt vielleicht noch aus
Der Hand mir schlüge? Ist es schöner nicht,
Ich schwebe wie ein Gott in meinen Himmeln,
Tief unter mir das irdische Gewürm —
Es dringt kein unwillkommner Ruf mich störend
Zu mir empor und weckt mein zart Gewissen.
Denn, ob ich gestern auch mich keck vermaß,
In Staub zu treten jedes Hindernis —
Es konnte doch wohl eines geben, das
Mir Halt gebot.
Banffy (sich gewaltsam bezähmend). Geduld! Wie weit es kam,
Erfahren muß ich es.
Mathias (für sich, mit Verdruß). Noch immer nicht?
Verstockter Sünder das! (laut) Doch so — wie gut!
Ich hab' es nicht gekannt und keine Schuld,
Wenn unbewußt ich fremdes Recht gekränkt.
Es ist zu spät zur Reue. Keine Macht
Der Erde raubt mir mehr das Hochgefühl
Der Wonne, die mir schon geworden —
Banffy (einfallend). Schon
Geworden?
Mathias (sich auf die Lippen beißend, als habe er zu viel gesagt).
Wenn sie nämlich mir geworden! —
— Durchbohre mich doch nicht mit Deinem Blick! —
Ich glaube gar, Du willst erraten, was
Ich denke. Pfui doch, Banffy! — Glaubst Du denn,
Wenn ich mein Ziel erreicht, ich werde dessen
Unritterlich mich rühmen? Geh doch! Geh!
Banffy. Er weicht mir aus. O Höllenqual!
Mathias (für sich). Erschöpft
Ist meine Langmut. (laut) Nun, nun, nun! Mach kein
So sauersüß Gesicht! Ich zürne Dir
Ja nicht. Im Gegenteil! Ich freue mich
Des Anteils, den Du nimmst an meinem Glück,
Und lohne Dir ihn auch, Du sollst sie sehen.
Banffy (erschrickt). Sehen?
Mathias (mit schadenfrohem Triumph, für sich). Hab' ich Dich nun?
Banffy (von einem plötzlichen Gedanken erfaßt, gleichfalls für sich).
Sie sehen?
Bei Gott! Ich will es auch. Ein Blick auf sie
Sagt alles mir. (zum König) Nun, wenn Du glaubst —
Mathias (enttäuscht und aufgebracht). Er wirft
Sich mir zu Füßen nicht? Er willigt ein!
Aufs neue kocht mein Blut.
Banffy. Ich könnte ja
Auch im verborgnen —
Mathias. Prächtiger Gedanke!
Uns im verborgenen belauschen — nicht?
Banffy. Wenn Du es mir erlaubst —
Mathias (rasch). So folge denn
Mir auf der Stelle hin!
Banffy (wankt einen Augenblick, dann schnell sich fassend). Ich bin bereit.
(bei Seite) Was kommen muß, das komme schnell!
Mathias (für sich). So sei
Denn auch kein Grad der Folter ihm erspart!
Vor seinen Augen will ich zärtlich werben
Um ihre Huld, bis er zu Kreuz mir kriecht.
Banffy (ebenso). Und ist's noch Zeit, dann bin ich da, dann halt'
Ich fest, was mein.

Mathias (zu Banffy mit kaum verhaltener Heftigkeit). Komm, sag' ich, komm! — Du gehst
Doch gern?

Banffy. Gewiß — mit Freuden —

Mathias. Komm nur, komm!

(Er hat ihn beim Arme ergriffen und zieht ihn mit sich fort.)

Verwandlung.

Donauinsel wie im zweiten Akt.

Zehnte Scene.

Etelka, Irma und **Gabor** kommen rasch aus dem Hintergrund.

Etelka. Ihr Unbedachten, Unglückseligen!
Was thatet Ihr?

Irma. Geschehen ist geschehen.
Drum schilt nicht, sondern hilf.

Etelka. Ich helfen — ich?
Und wie?

Irma. O sinne nach! War zu versöhnen
Doch immer Deine Kunst!

Etelka. Und sei gewiß,
Ich hätte sie auch hier versucht, kamst Du
Nicht thöricht mir zuvor. Entschlossen war
Ich schon zu einem offenen Bekenntnis.
Ich fühlte wohl, es müsse sein. Doch jetzt?
Wo bliebe mein Verdienst? Wär' mein Entschluß
Nicht seiner Kraft beraubt? — Ich mußte, ich
Die erste sein, die alles ihm enthüllte.
Dem armen Opfer toller Eifersucht,
Mir konnte er nicht zürnen. Und gewann
Ich nur ein Lächeln ihm des Mitleids ab,
Dann hatt' ich auch schon ganz gewonnen Spiel;
Denn er ist edel, ist mir gut, ich weiß.
Und ehe Banffy noch, der Schuldige,
Ihm gegenüberstand, war er versöhnt.
Doch jetzt, da schon sein Zorn in Flammen steht —

Irma. In hellen, sag' ich Dir. O hättest Du
Gehört des Löwen schreckliches Gebrüll:
„Ihn treffe meines Zornes Wucht, ihn, der
Mich fähig hielt des Bubenstücks, mir sein
Vertrauen schnöd versagt. Das ist's, was ich
Ihm nie vergeben kann!"

Etelka. Und Banffy?

Irma. Ahnt
Noch nicht.

Etelka. Er muß. Er darf den Vorwurf nicht
Erwarten, muß zuvor ihm kommen, — und
Ich selbst will ihm zur Seite stehn. (Sie will enteilen.)

Gabor (ihr in den Weg tretend). Wohin?

Etelka. Zu ihm.

Gabor. Was fällt Euch ein? Ihr dürft ja nicht.

Etelka. Ich darf nicht? Wie? So wär' ich noch gefangen?

Gabor. Ihr seid's.

Etelka. Wie dann gelang es Euch, hierher
Zu dringen?

Gabor. Mir? — Ich habe auf Befehl
Des Königs selbst die Wachen ausgestellt;
Mich kennen sie. Mich läßt man durch.

Etelka. Wohlan!
So bringt auch mich nun fort!

Gabor (erschrocken). Das, edle Frau!
Das kann — das wag' ich nicht.

Etelka. O Gott! mein Gott!
Was nur beginnen? (plötzlich aufhorchend) Still!

Irma. Was hast Du?

Etelka. Hört
Ihr nicht — wie fernen Hufschlag?

Gabor. Reiter sprengen
Dem Ufer zu.

Etelka. Ist es der König?

Gabor. Staub
Umwirbelt sie; ich kann sie nicht erkennen.

Etelka. Wenn er es wäre! Fort mit Euch! ins Haus!
Er darf Euch hier nicht sehn — auch nicht von fern.

Irma. Und Du?

Etelka. Ich bleibe.

Irma. Und — ? —

Etelka. Mein guter Engel
Beschütze mich! Nur fort mit Euch!

Irma (verschwindend). Sei klug!

Elfte Scene.

Etelka allein im Vordergrunde.

Etelka. Ich fürchte, wenig hilft hier, klug zu sein.
Auch fehlt die Fassung mir. — Und war so froh,
Als ich nach banger Schwüle dieser Nacht
Den rechten Pfad vor mir so deutlich sah! — —
Was alles eine Nacht doch lehren kann! —
Wer es noch gestern mir gesagt, ich würde
Mit andern Augen je als denen der
Bewund'rung ihn betrachten, jemals würde
Sein Bild, mir selbst zum Trotze, mich verfolgen —
Verfolgen — ja — bis in den tiefsten Traum! —
Wie siegesstolz er vor mir stand! wie jetzt
Ein Lächeln des Triumphs die Lippen ihm
Umspielte, jetzt ein Wort der Warnung drauf
Zu schweben schien! — — O da empfand ich's tief,
Daß kecken Muts im Wagnis falschen Spiels
Den starken Schild der Pflicht von sich zu werfen
Sie schon verletzen hieß — daß, pochend auf
Der Jugend Kraft, sich in Gefahr begeben
Ein erster Frevel schon. Und ich gelobte
Es mir und ihm, noch heut das Wort zu sprechen,
Das ihn entwaffnete. — Doch nun — — dem schwer
Beleidigten, dem Zornentbrannten zu
Begegnen beb' ich scheu zurück — weiß nicht
Mehr, was ich soll! —

Zwölfte Scene.

Etelka bleibt in peinlichen Gedanken sinnend stehen. **Mathias** und **Banffy** erscheinen im Hintergrund.

Mathias. Blick hin! — Ist sie nicht schön?
— Doch nun verbirg Dich schnell, bevor sie Dich
Bemerkt. (Er thut ein paar Schritte vor.)

Banffy (für sich). Etelka! o mein Weib! Seh' ich
Dich an, so bricht mein Herz. (Er zieht sich hinter das Haus zurück.)

Mathias (Etelka einen Augenblick betrachtend). O nur zu schön!
(zu ihr hintretend, laut) Darf ich die Traumverlorne wecken?

Etelka (aufblickend und zusammenzuckend). Ah!
Mein König.

Mathias. Du erschrickst vor mir? So hast
Du nicht an mich gedacht, mich nicht erwartet?
Ich hoffe doch!

Etelka (einer plötzlichen Eingebung folgend). Und dennoch — dennoch ist's
Am besten so! (Sie fällt in heftiger Bewegung ihm zu Füßen.)

Mathias. Was überkommt Dich, daß
Du so mich grüßest? Steh doch auf! Ich bin
Der Sultan nicht, vor dem der Sklavin Stirn
Die Erde küßt.

Etelka. Doch darf die Flehende
Vor dem Gekränkten wohl die Kniee beugen,
Den sie versöhnen will.

Mathias. Wann hättest Du
Mich je gekränkt?

Etelka. O doch! Ich duldete,
Daß Du getäuscht, beleidigt wardst — und kann
Es selbst mir nie vergeben.

Mathias (sehr verblüfft, für sich). Alle Teufel!
Sie will gestehn. Das kommt mir viel zu früh.

Banffy (der hinten sichtbar wird, indem er um die Ecke der Hütte guckt).
Im Staub vor ihm!

Mathias. So leichten Kaufes geb' ich
Den hartgesottnen Sünder dort nicht los.

Etelka. Was siehst Du mich verwundert an?

Mathias. Weil ich
Von alledem kein Wort begreife. Doch
Vom Boden auf! Muß ich Dich zwingen?

Etelka. Laß!

Banffy. Er beugt sich, hebt sie sanft empor —

Etelka (sehr beklommen, für sich). Um Gott!
Was hat er vor, daß er Verstellung übt?
Mir wird nun doppelt bang.

Mathias. Du mich getäuscht?
Ein Fieberwahn!

Etelka. O Du bist grausam. Du
Verhängst mir des Bekennens ganze Pein.
Doch sei es drum! Ich will auf jede Frage
Dir Antwort geben wie ein gutes Kind,
Das seiner Strafe gern sich unterzieht,
Weil ihr Verzeihung folgen muß.

Banffy. Verdammt!
Nicht eine Silbe kann ich recht verstehen;
Ich bin zu fern.

Mathias (ebenfalls für sich). Wie sie darauf beharrt!
Höchst unerwünscht! — Und doch! wie edel auch!
Wie rührend! Sie entzückt mich mehr als je.

Etelka. Du schweigst?

Mathias. Ich will nicht fragen.

Etelka. Wie?

Mathias. Ich fange
Zu ahnen an. Du willst mir das Geheimnis,
Das Dich umgiebt, enthüllen. Thu es nicht!
Denn wär' es, wie Du sagst — und bärge es
Für mich so tiefe Kränkung, nimmer dann
Begehr' ich es zu wissen.

Etelka (nicht länger fähig sich zu beherrschen). Nein! — Und ob
Ich Dir zuwiderhandle — keine Lüge
Mehr walte zwischen uns! Ich mindestens
Will offen Dir fortan die Stirne weisen,
Und wäre Deines Auges Strahl ein Blitz,
Der tötlich trifft! — Du hältst umsonst zurück.
Ich weiß, es giebt für Dich kein Rätsel mehr.

Mathias (betroffen). Du weißt? Woher?

Etelka. Gleichviel! — Ich könnt' es Dir
Verhehlen. Doch ich will nicht. Jedes Vorteils,
Du siehst, begeb' ich mich. Entschlossen war
Ich zwar, die erste alles zu gestehen —
Entschlossen schon, bevor' ich ahnen konnte,
Daß nichts mehr zu gestehn. Doch davon still!
Vergebens würde ich es Dir beteuern —
Du glaubtest mir ja nicht!

Mathias (hingerissen). Ich glaube Dir.
Die heil'ge Glut, die Dir so wunderbar
Die Wangen färbt, verbürgt es mir.

Banffy (der mehrmals den Versuch gemacht hat, auf die andere Seite zu kommen, jedesmal aber, in Gefahr bemerkt zu werden, wieder zurückgewichen ist). Ha! Wie
Nun beide hoch erglühen! — Wüßt' ich nur,
Was sie ihm jetzt gesagt? — Kein Wort soll mir
Entgehen mehr. (Er huscht hinüber, nach rechts, mehr vor und ins Gebüsch.)

Mathias (zu Etelka, dicht bei ihr, den Ton der Stimme dämpfend).
Ja denn! Ich weiß. Doch ich
Verbiete Dir, davon zu reden; — denn
— Ich habe schon verziehn.

Etelka (unwillkürlich auch leiser). Verziehen — ? —

Mathias (den Finger auf den Mund legend). Still!

Etelka. Nur mir? — Auch ihm?

Mathias. Auch ihm um Deinetwillen.
Doch die Bedingung Schweigen!

Banffy (erbost). Zum Geflüster
Nun dämpfen sich die Stimmen gar.

Etelka (freudestrahlend). Ist's wahr?
Ist's möglich? O! (Sie ergreift des Königs Hand und küßt sie heftig.)

Banffy. Sie werden zärtlich. Tod
Und Teufel!

Mathias. Was beginnst Du? Laß doch! Ob
Dein Dank auch süß, den überschwänglichen
Darf ich nicht dulden.

Etelka. Was mir drohend schien,
Es war der höchsten Großmut edles Zeichen.

Banffy. Daß Dich! Von welcher Großmut redet sie?

Etelka. Du wolltest ohne Vorwurf, lächelnd nur
Hinweg darüber schreiten.

Mathias. Nein! — — Ich wollte —
Des Abschieds Stunde mir nicht ganz verderben.

Etelka. Des Abschieds! Wie?

Mathias. Ins Feld ruft mich die Pflicht.
Und wie Du gestern sprachst, so sprech' ich heut:
Ich will ein freundlich Lebewohl von Dir —
Und, tritt mein Bild Dir jemals vor den Geist,
Verkläre sich Dein Angesicht!

(In der Thüre der Fischerhütte erscheint neugierig spähend Irma, hinter ihr Gabor.)

Irma. Sie ist
Am Werk. Ob es gelingt? Nun, er sieht gar
Nicht zornig aus.

Etelka. Du scheidest?

Mathias. Ja — und gern;
Denn zu gefährlich ist mir Deine Nähe —
Auch heute noch — ja mehr als je. Ich scheide
Auf immer wohl.

Etelka (mit unwillkürlichem Bedauern). Auf immer? Nein!

Mathias (lebhaft). So wär's
Dein Wunsch, ich kehrte wieder? Sprich!

Etelka (ausweichend). Mein Wunsch?
Dir vorzuschreiben ziemt mir nicht.

Mathias. Nein, gieb
Mir Antwort! offen, wie Du es gelobt!
Soll ich zurück Dir kehren? Soll ich?

Etelka (nach einer Pause). Nein.

Mathias. Beim Himmel! kurz und bündig!

Etelka. O Du grollst!
Ich darf es ja nicht wünschen, darf es nicht —
Um Deinetwillen.

Mathias. So? Um meinetwillen!
Nun ja, ein wenig Mitleid schenkst Du mir.
Ich danke.

Etelka. Gott! was hab' ich da gesagt!

Mathias (ihre Verwirrung bemerkend). Doch nein! nein,
nein! Du bist nicht wahr mit mir.
Die innere Bewegung, die Du mir
Umsonst verbirgst, verrät es mir. So wäre,
Kehrt' ich zurück Dir, auch für Dich Gefahr?

Etelka. O dringe nicht in mich! Ich bleibe stumm.

Mathias. Mir aber ist, als fäh' ich in Dein Herz,
Als gälten seine raschen Schläge mir
In diesem Augenblick. — Ha! Pochen will
Ich fühlen es — an dieser Brust.

(Er will sie umfangen und an sich drücken, doch plötzlich sich besinnend, läßt er die Arme sinken, tritt zurück und spricht für sich.)

Ja so!
Des Horchers ganz vergaß ich. O so wollt'
Ich doch, er wäre Meilen fern, hoch an
Der Tatra Spitze! — Thor, der selbst die Kette
Sich angelegt! — Und doch! Was hindert's mich?
Ich wollte ja vor seinen Augen. — O
Ganz anders wollte ich. O daß ich mich
Vermaß, zu spielen nur mit solchem Reiz!

(Banffy ist in dem Augenblick, in welchem der König Etelka zu umarmen drohte, unwillkürlich einen Schritt aus dem Gebüsch vorgetreten. Irma hat ihn bemerkt und sucht von nun an, doch vergebens, Etelka durch Zeichen auf die nahe Gefahr aufmerksam zu machen. Zugleich fast zeigt sich im tiefsten Hintergrunde der Husar. Da er den lauernden Banffy wahrnimmt, verrät er durch Geberden Erstaunen und Verdacht, ballt die Faust gegen ihn; dann verschwindet er wieder nach der Seite, woher er gekommen.)

Mathias (der wieder zu Etelka tritt, die scheu vor ihm zurückgewichen ist). Mein Ungestüm hat Dich erschreckt. — Du bebst
Vor mir zurück!?

Etelka. Ich bebe, daß Du doch
Mir diese Stunde unsers Abschieds trübst,
Daß ich zu lächeln nicht vermag, wenn einst
Erinn'rung sie zurück mir ruft.

Mathias. Ich werde
Ihr grollen, daß sie einen Himmel mir
Gezeigt, in den ich nie gelangen soll,
An dessen Pforte nur ich stehen darf,
Ein Bettler, der mit einem flücht'gen Blick
Hinein der Freuden Fülle überschaut,
Doch die geringste nicht erhält als Trost
Und Gabe auf den rauhen Weg. O daß
Ich kam, noch einmal Dich zu sehn — und nun —
Zurechtgewiesen und beschämt vor Dir
Muß stehn, verurteilt nun, von Dir zu scheiden
Mit kühl gemessnem Gruß, entbehrend auch
Das kleinste Zeichen, daß ich allzusehr
Dich nicht erzürnt. Denn ach! — begehrt' ich jetzt
Auch nur die zarte Hand zu drücken, Du
Gewährtest es nicht mehr!

(Etelka reicht ihm stumm die Hand.)

Mathias (schließt sie zärtlich zwischen seine beiden Hände, da Etelka sie ihm wieder entziehen will, hält er sie fest). O laß! Entzieh
Sie mir so schnell nicht wieder! Halt' ich sie
Doch jetzt und nimmer! — Still! — Laß segnend mich
Dies schöne Haupt berühren! Möcht' ich doch,
Gleich einem Gott des Heiles ganzen Born
Darüber leeren! — Senke nicht Dein Auge!
Nein! Gönne mir noch einen vollen Strahl!

(Da sie das Auge aufschlägt und ihn mit unverkennbarer Rührung ansieht, entzückt und seiner selbst nicht länger mächtig.)

Und thäte sich der Hölle Abgrund auf,
Umfangen muß ich einmal Dich.

(Er drückt sie stürmisch an die Brust.)

Etelka. Halt ein!
Was thust Du?

Banffy (stürzt mit gezogenem Säbel wütend vor und reißt Etelka rasch an sich). Weg von ihm! In meinen Arm! —
Und wer Dich mir entreißen will —

Mathias (aufflammend). Du wagst?

Banffy. Ich darf; sie ist mein Weib.

Mathias. Dein Weib!? — Und das
Hast Du den Mut, wie einen Vorwurf wild
Mir ins Gesicht zu schleudern — — nicht in Scham
Vergehend, nicht abbittend mir im Staub
Den häßlichen Betrug? Wer darf hier zürnen?
Wer hat hier Grund und Recht zu zürnen — wer?
Du — oder ich?

Dreizehnte Scene.

(Mathias steht flammenden Blickes vor Banffy, der Etella noch mit der Linken umschlungen hält, die Rechte mit dem Säbel aber schon allmählich niedersenkt. Im Hintergrund ist der Husar mit einigen Gefährten wieder aufgetreten. Auch Irma und Gabor haben sich ein wenig genähert.)

Husar (auf Banffy deutend). Seht hin! Der Kerl bedroht
Den König. Drauf und dran! (Sie stürzen auf Banffy los, entwaffnen und umzingeln ihn.)

Mathias. Was ist's?

Husar. Getrost!
Wir, Deine Treuen sind's!

Mathias. Bei Gott! Ihr kommt
Mir wie gerufen. Recht so! recht! Nehmt ihn
Gefangen! Legt ihm Ketten an!

Husar. Mit Wonne.

Etelka. Um Gottes willen, nein! mein König, nein!
Besinne Dich! — — Du hast vergeben.

Mathias. Dem
Verirrten, der sein Unrecht eingestand —
Nicht dem Rebellen, der den Säbel hat
Gezückt auf mein gesalbtes Haupt.

Husar. Hab' ich
Dich nun! Betyar!

Banffy (zum König, resigniert und mit von Schmerz gebrochener Stimme). Verhänge über mich,
Was Dir gefällt! Ich murre nicht. Ist doch
Für mich verloren alles, was mir lieb
Und heilig war! Ich hasse diesen Arm,
Der Dir gedroht — die Lippen, die sich schon
Geöffnet, ihr zu fluchen, ihr, die doch
Ein Weilchen mich beglückt. Was meiner harre —
Ich hab's verdient, Unwürd'ger, der ich bin!
Was auch vermaß ich eines Glückes mich,
Dem keins auf Erden gleich! — Es kam ja nur,
Wie es gemußt. Macht nur ein Ende schnell —
Und führt mich fort!

Etelka (außer sich). Nein! nein! Sie sollen nicht.
Sie dürfen nicht. Etelka duldet's nicht.
Dein Weib, Dein treues Weib will Dich beschirmen,
Will betteln um Dein Heil.

Banffy. Hab Dank, daß noch
Ein wenig Mitgefühl für mich sich regt
In Deinem Herzen, das nun ihm gehört —
Daß es noch einem Schlag mir gönnt.

Etelka. Noch einen?
Nur Mitleid wähnst Du, Mitleid nur mit Dir?
— O glaub es nicht! Ich Dich verraten — ich
Von Dir mich wenden?!

Banffy (sanft abwehrend). Still! In Großmut nur
Willst Du Dich selbst bezwingen. Träufle Balsam
Mir auf die Wunde nicht! Laß mich an ihr
Verbluten! Besser ist's. Was frommte auch
Mir Deine Treue, zöge doch die Sehnsucht
Dich ewig hin zu ihm? O still! Ich werfe
Dir ja nichts vor. Ich weiß, das Schicksal will's —
Das Schicksal, dem ich thöricht vorgegriffen,
An mich Dich fesselnd — meine kecke Sünde
Macht es nun wieder gut und giebt Dich ihm,
Die Herrlichste dem Herrlichsten! — Und doch!
Es macht mich rasend. Führt mich fort! Ich gönne
Sie keinem König — doch ich gönne sie
Auch mir nicht mehr.

Etelka (sich an seine Brust werfend und ihn mit beiden Armen leidenschaftlich umschlingend). Ich aber will nicht, daß
Du mir entsagest — ich will nicht. Nein! o nein!
Ich lasse nicht von Dir. Stoß mich nicht weg!
Hier ist mein Platz, nur hier an Deiner Brust —
Ich fühl's wie nie in diesem Augenblick —
An dieser Angst um Dich —

Banffy (mit aufleuchtender Hoffnung). Etelka!

Etelka. Dir
Gehört mein Herz ja, ganz und einzig Dir!
Auf immer Dir!

Banffy (überwältigt und entzückt). Ist's möglich?!

Mathias (mit Unbehagen vor sich hin). Ist mir doch,
Als überbrauste mich ein Wasserstrahl
Aus kalter Kluft!

Etelka. Ihn, dem Du weichen willst —
Der dort so finster drohend vor uns steht —
O ihn hab' ich geehrt, bewundert, ja
Ihn angestaunt wie keinen Sterblichen.
Ihm galt die jauchzende Begeisterung
Der Tochter seines Volks, das er erhoben
Zu ungeahnter Herrlichkeit. In ihm
Sah ich den Heldenkönig — den gerechten,
Den weisen, edlen, hochgesinnten. Nur
Für den hab' ich geschwärmt. — Doch, wenn er kalt
Und stumm — so eisig kalt, so grausam stumm
Noch länger bleibt, nicht der Erlösung Wort
Im Augenblicke spricht — (da sich ein Mann, den der Husar darum geschickt, mit Ketten nähert, zu Tod erschrocken und mit jedem Worte heftiger, doch ohne jede Unterbrechung) es dulden kann,
Daß diese Ketten Deine Hand berühren,
Des Freundes Hand, des Retters aus Gefahr —
O dann — dann sinkt ein Schleier mir vom Auge —
Dann hab' ich falsch gesehn — und vor mir steht
Ein hassenswürdiger Tyrann.

Mathias. Ha!
(sich bezwingend, zu sich selbst) Still!
Ertrag es nur! Denn recht geschieht dir, Sklav
Des eignen Bluts!

Etelka. Dann muß ich glauben, er
Auch wiege sich im eitlen Wahn, in andrer,
Verbotner Liebe schlage ihm dies Herz,
Und los von ihm Dich reißend könne er
Es ganz besitzen — — o dann wisse er:
Wenn es von Rührung auch mir überfloß
Ob seiner Großmut — der vermeinten nur! —
Wenn der Gedanke, ihm sei Leid geschehen,
Durch mich geschehn, es mächtig überkam —
Wenn es — vielleicht auch einen Augenblick
Sich selbst nicht recht verstand — dann wisse er,
Daß es nunmehr im Tiefsten sich erkannt:
Daß lieber Dir ich folge in den Tod,
Als ihm in seinen königlichen Glanz.

Banffy. Mein Weib! mein angebetet Weib! — Nun spott'
Ich jeglichen Geschicks — nun strahlt Dein Bild
Mir in den tiefsten Kerker helles Licht —
Und diese Eisen — her damit! sie werden
Zu Rosenketten mir. (Umarmung.)

(Mathias bricht plötzlich in lautes anhaltendes, anfangs sichtlich gezwungenes, doch, je mehr Selbstbeherrschung er gewinnt, immer natürlicher klingendes Lachen aus. Etelka und Banffy lassen einander los und sehen ihn in komischer Verblüffung an.)

Mathias (als käme er endlich zu Atem). Nun wahrlich — das
Gelang mir wunderbar! O köstlich, wie
Ihr in die Falle mir gegangen! O
Des bleichen Schreckens, den meine Zorngewitter
Euch glücklich eingejagt! — Hab' ich es Euch
Gelehrt nun, wer von uns der letzte — wer
Am besten lacht? Gewonnen ist mein Spiel —
Viktoria! (den niedergekämpften Verdruß, der wieder durchschlagen will, ablagernd auf den Husaren, der die Ketten in der Hand mit offenem Munde dasteht.) Und was willst Du noch da?
Merkst Du denn gar nichts? Dummkopf!

Husar (für sich, indem er seinen Kameraden winkt und sich murrend zurückzieht). Straf mich Gott!
Fällt nächstens auch ein ganzer Schwarm Bettnaren
Ihn an, ich haue ihn nicht mehr heraus.

Banffy (wie aus dem Schlaf auftaumelnd). Ein Spiel?

Mathias (rasch zu ihm). Wie Deins mit mir. — Schon hatt' ich es
Vergeben; doch Dein trotzig Schweigen schien
Ein wenig Strafe noch mir zu verdienen.
Frisch auf! und trockne von der Stirn den Schweiß!
Du hast sie abgebüßt.

Etelka (den Kopf schüttelnd). Ein Spiel?

Banffy (der auch noch nicht fassen kann). Ich bin
Von Sinnen, scheint's.

Mathias. Ihr zweifelt?! — Nun wohlan! —
(Irma, die er indes bemerkt hat, rasch beim Arme fassend)
So rede Du und zeuge! — Wußt ich nicht
Um alles schon, noch ehe dieser Tag
Erwachte?

Irma. Das beschwör' ich.

Banffy. Irma?! —

Irma. Ich,
Die selbst die Beichte abgelegt.

Banffy (sich auf die Lippen beißend, nun ganz verdutzt). Verflucht!

Mathias (zu ihm). Und hab' ich nicht — ich selbst Dich hergebracht,
Nicht selbst Dich dort versteckt?

Banffy. Das hast Du — ja!

Etelka. Was hör' ich?

Mathias. Hätt' ich das, wollt' ich im Ernst
Die Gattin Dir verführen?

Bánffy (immer mürber). Sicher nicht.
Das leuchtet ein. Was aber wolltest Du — ? —

Mathias. Dich aus dem inneren Verstecke treiben,
Dich zum Geständnis zwingen —
(da Bánffy ihm zu Füßen fällt) und Dich so
Auf Deinen Knieen sehn.
(da sich Etelka neben Bánffy kniet) Auch Du? — Nun ja!
Sein guter Engel kniest Du ihm zur Seite,
Selbst ohne Schuld. — — — Steht auf!
(Während Bánffy sich aufrichtet, hebt er Etelka selbst empor und legt sie in des Gatten Arme.)
Ich lege sie
So rein an Deine Brust, als je sie dran
Geruht. Lebt wohl — und seid beglückt!

Bánffy. Mein König!
Und scheidest Du auch ohne Groll? Bist Du
Mir ganz versöhnt?

Mathias. Ich bin's; denn Eine Stunde
Hat heute mich gelehrt, daß alle wir
Nur schwache Sterbliche — und keiner je
Sich ganz gekannt. Wie edel stark wir auch
Uns fühlen, Eine Welle unsers Bluts,
Die wir nicht zügeln, wirft uns kläglich nieder.
Nur der mag unerbittlich streng sein, der
Auch keine böse Regung je erfahren!
Ich aber — — ja, ich bin zu stolz, es noch
Zu leugnen, daß ich in die Schlinge selbst
Geriet, die ich zur Strafe Dir gelegt.
Der Schönheit Strahl versengte so mir das
Gehirn, daß ich in Wahrheit mich vergaß,
Wenn auch nur einen Augenblick — vergaß,
Ich sei ein König, kein Tyrann — (zu Etelka) — wie Du
Mich schaltest.

Etelka. O vergieb.

Mathias. Du hättest es
Nicht sollen; denn ich war doch nur — ein Mensch.
Doch dank' ich Dir, daß Du den Zauber, den
Du ausgeübt, mit eigner Hand gelöst. (zu Bánffy)
Du aber hattest gar so unrecht nicht,
Sie mir zu bergen, Freund! Gelang es Dir,
Fast war es ein Verdienst um mich — — doch nein!
Zu schauen, was es giebt Entzückendes
Auf Erden, giebt dem Erdenleben Reiz. —
Dann auch: bargst Du sie nicht, vielleicht erwachte
Nicht ein Gedanke selbst, der sich verirrte
Vom Pfade offen dargelegter Pflicht. —
Beherzige mir deshalb Du die Lehre:
„Man male nie den Teufel an die Wand!"
Ich will mir merken: „Spiel nicht mit dem Feuer."
(Ferne Trompeten von jenseits der Donau.)
Ihr hört. Zu scheiden mahnen diese Klänge.
Zum Aufbruch sammelt sich mein Heer und harrt
In Ungeduld des königlichen Führers. —
Mit Gott! (Etelka zu) doch wohl auf immer —
(da sie und Bánffy Einsprache thun wollen) mindestens
Auf lange — auf so lang, bis wir — dereinst
In ferner Zeit, wenn wir des Tags gedenken,
Von Herzen lachen können über ihn.
(Er winkt ihnen freundlich zu und geht.)

Irma (tritt ihm mit Gabor in den Weg). Auf uns auch
wirf, mein König, einen Blick
Der Gnade!

Mathias. Gern. Ihr habt zur rechten Stunde
Das Spiel noch aufgedeckt. Komm, Gabor, komm!
Du bleibst in meinem Dienst.

Irma (erschrocken). Du nimmst ihn mir?

Mathias (lachend). Du möchtest ihn wohl schon bei Dir
behalten!
Was fällt Dir ein? Der junge Krieger muß
Ins Feld.

Irma. Nun, wenn es sein muß —
(Gabor die Arme zum Abschied öffnend) Gabor! (zum König) Du
Erlaubst nun wohl —

Mathias. Nur zu!

Irma (nimmt Gabor mit beiden Händen am Kopfe, küßt ihn und fängt zu schluchzen an). O Gott!

Mathias. Getrost!
Er soll ja unter meinen Augen fechten,
Ich wache über ihn.

Irma (bei Seite). Ein schöner Trost!
Er wirft sich selbst ins wildeste Getümmel,
Wenn es Entscheidung gilt.

Mathias (der indessen Bánffy und Etelka die Hand gereicht).
Lebt wohl!

Bánffy. Heil Dir
Und Segen!

Etelka. Sieg und Ruhm!
(Mathias und Gabor eilen rasch hinweg.)

Vierzehnte Scene.

Bánffy. Etelka. Irma.

Bánffy (tritt zu Etelka. Rührung erstickt ihm fast die Stimme).
Etelka!

Etelka. O
Mein Freund!

Bánffy. So wahr ich selig bin und einst
Zu werden hoffe, nie will ich an Dir
Mehr zweifeln, nie!

Etelka. Und brauchst es auch nicht. Welche
Versuchung gäb' es noch für mich nach dieser?
O sei getrost! Was ich geahnt, geglaubt,
Ich weiß es jetzt: Kein edles Weib vermag
Sich loszusagen von dem Manne, dem
Es frei sich ganz zu eigen gab — und der
Es auch verdient. Nenn es nicht Treue nur!
Geheimnisvoll verknüpft ein Band die Gatten,
Daß Lieb' und Treue sich in Eins verschmelzen —
Nicht mehr zu trennen, noch zu unterscheiden. —
— Mir ist, als käm' ich heim von einer Reise,
Auf der ich viel des Herrlichen gesehn.
Ich atme dennoch auf. (Den Kopf an sein Herz legend) Hier ist
mein trauter,
Mein liebgewohnter Ort. Hier wird mir leicht
Und wohl zu Mut. Hier, wo mein Glück entsprang,
Nur kann es blühn.
(Bánffy drückt sie zärtlich an sich.)

Irma (die ein paar Schritte dem Ufer zu gethan, um Gabor nachzuschauen, sich umwendend). Da haben wir's! Da liegen
Sie wieder in den Armen sich! Mir aber —
Mir bleibt das Zusehn — Gott! ich gähne schon!
(Indem sie ein Mäulchen macht und mit dem Fuße stampft, fällt unter fernem Trompetenschall der Vorhang.)

Ende.



Mein Leben.

Von Marie von Olfers.

Ich bin in Berlin geboren, 1826, auf dem Dönhofsplatz, im Hause, in welchem der Landtag tagt.

Mein Großvater, Staatsrat von Staegemann, wohnte dort, bei ihm meine Mutter während der Abwesenheit ihres Mannes, der als Gesandtschaftssekretär nach Brasilien gesandt worden war. Meine erste Erinnerung ist eine ideale Bonbondüte, die mir ein liebenswürdiger Onkel unter das Kopfkissen legte, als wir auf einer Reise bei ihm Station machten; ich war etwa zwei Jahre alt und muß leider bekennen, daß ich auf diese materielle Weise mein Gedankenleben begann.

Kinderheimat wurde mir die Schweiz, wohin Papa zum Chargé d'affaires ernannt worden. Ich war zwei Jahr alt, als er mich, aus Brasilien heimgekehrt, zum erstenmal sah. In der Schweiz fing meine eigentliche Existenz an, in der Wonne wundervoller Natur, im Sonnenschein glücklichster Kindheit, umgeben von Fülle der Liebe, von allem, was das begehrlichste Herz sich wünschen konnte.

Wir lebten in der Nähe von Bern auf einem Landsitz inmitten von Gärten, Wald, Wiese, vor uns die Alpenkette, die wir anstaunten, bald in ihrem weißen, bald im goldenen oder purpurnen Gewande.

Wir waren drei Schwestern, Nina, die älteste, in Neapel geboren, Hedwig, die jüngste, in Berlin, wie ich.

Unter dem großen Nußbaum vor dem Haus machte ich meine ersten Gedichte, die leider für die Nachwelt verloren sind, ebenso zeichnete ich mächtige Kompositionen. Ich bin gewiß, daß auf eine Kinderseele die Umgebung weit mehr einwirkt, als man denkt, und ihr den Stempel für das Leben aufdrückt.

Bei dem Tode der Großmutter kehrten wir nach Berlin zurück. Ich war etwa sieben Jahr; melancholisch führten wir unsre Puppenkinder in der Behrenstraße spazieren, eingesperrt in eine Chambre garnie. Wer weiß, was das für Kinder heißt, wird unser Heimweh nach Berg und Wald nachfühlen!

Die Erlösung kam in Gestalt einer Wohnung mit Garten und den menschenfreundlichsten Wirten im Dümmlerschen Hause. Jetzt ist Grün und Baum verschwunden, an seiner Stelle steht das Zentralhotel, aber ich werde den Garten mit den schönen Rosenbüschen, mit unsern Beetchen nie vergessen und nie die liebenswürdige Familie, die uns so freundlich aufnahm. Oft taucht mir ihr Bild auf in der ganzen Behaglichkeit bürgerlichen Wohllebens, und jedesmal regt sich in meinem Herzen wärmste Dankbarkeit für all die kleinen Freuden, die wir durch sie genossen.

Da der Großvater allein war, siedelten wir nach der Museumsinsel über. Damals Cantianstraße, Cantian-Häuser, jetzt Arkaden und Museen. Das neue Museum, das National-Museum entstand unter unsern Augen. Wir verließen die Stätte erst, als Gas- und Wasserleitung abgeschnitten, um uns her ein Steinhaufen war: so schwer trennt man sich von der Stelle, auf der man glücklich war.

Jetzt stand dort noch eine Fülle alter Bäume, große, wundervolle Gärten, Holzplätze, gegenüber unversehrt der Montbijou Park. Wir nannten dies köstliche Stückchen Oase in dem Häusermeer unser Landgut in Berlin.

Mit der Ernennung meines Vaters zum Generaldirektor der Königl. Museen bekam meine Kunst ihr Vaterland. Selig schwärmte ich zwischen diesen Schätzen, am liebsten abends mit Papa, wenn die letzten Sonnenstrahlen über die goldnen Rahmen strichen. Ich ließ mich einschließen, wo die ältesten Bilder waren, und malte manchen Tag von Morgen bis Abend. Hie und da gab einer der Professoren mir gütigen Rat. Die Fahne (Anbetung der h. d. Könige) malte ich dort für eine Kirche in Schlesien.

Zur Feder kam ich erst später; mein erstes Werk war ein Kinderbuch mit Verschen und Bildern, als Geschenk gezeichnet für einen Kaiserswerther Verkauf; die Besitzer veröffentlichten es. So erschien „Himmelsschlüssel und Gänseblume von einer alten Kindermuhme“. Drei kleine Märchen folgten, dann „Frau Evchen“, welches Papa dem „Daheim“ anbot. Es wurde nicht angenommen, worauf Decker die kleine Erzählung druckte. Papa gab mir meinen Autor-Namen „Werner Maria“, die in unserer Familie gebräuchlichen Vornamen.

Doch ich greife vor. Im Jahre 1840 starb mein Großvater. Wir liebten ihn zärtlichst. Welche fröhliche Weihnachten feierten wir bei ihm, wie ging er auf jeden Scherz ein, sammelte Beutel blankes Geld für uns, fuhr mit uns spazieren, traktierte uns in Kempershof mit „Kaltschale“ und Kirschkuchen. Wir hielten ihn auch gar nicht für alt, sondern für unseren besten Spielkameraden.

Im selben Jahre wurde mein Bruder Ernst geboren. Es zeigte sich, daß mein größtes Talent das einer Kindermuhme sei. Ich bemächtigte mich soviel ich irgend konnte des kleinen Wesens, brachte es zu Bett, fütterte es, liebte es leidenschaftlich. Auch als Modell diente es mir auf alle Weise, und ich glaube, daher bin ich so an das Kinderzeichnen gekommen.

Daneben fing ein lustiges, geselliges Leben für uns an. Meine Schwester Nina und ich wurden mit einer ganzen Schar Freundinnen bei Hof vorgestellt. Wie über unsrer Kindheit, strahlte über unsrer Jugend ungetrübte Sonne. Komödien wurden aufgeführt, Chöre gesungen, getanzt, gelacht. Wir wagten uns an die größten Werke. Für meinen Bruder und dessen Gespielen schrieb ich Kinderstücke: „Prinz Eselsohr“, „Arkadien und Schweinefurt“. Der gelbe Saal, ein wunderlich behaglicher großer Raum, bekam unter den Freunden eine Art Berühmtheit.

Im Sommer gab es Reisen in das „romantische Land“. Mancher wird lächeln, wenn ich Ostpreußen nenne, aber für uns verdiente es den Namen. Metgethen hieß das Gut, der Großvater hatte es im Kriege übernommen. Der Bruder meiner Mutter führte dort das wunderlichste einsamste Leben, philosophierte, trieb Chemie, zeichnete. Jahrelang sah ihn kaum ein Mensch. Der Wald, in dem nicht geschlagen wurde, ein wahrer Urwald, mannshohe Blumen und Kräuter, dornige Hecken umgaben das alte Rokoko-Schlößchen.

Für den Landwirt mag's ein Greuel gewesen sein, dem Dichter schien's ein Paradies. Dort schrieb ich Simplizitas, überhaupt fast alles, was ich je erdacht. Der Onkel war voller Talent und Interesse, er zeichnete meisterhaft mit der Feder, half, regte an. Eine große weinumrankte Veranda war unser Arbeitsplatz, Wiese, von Wald bekränzt, die Aussicht abgeschlossen durch einen blitzenden Haffstreif.

Als meine Schwester Nina den Grafen York von Wartenburg heiratete, bekam Ostpreußen eine große Rivalin an Schlesien. Ein neues Glück blühte uns dort auf. Durch diesen geliebten Schwager sah ich ein Stück Welt, wie ich es sonst nie gesehen: Baiern, Österreich, Frankreich, Italien. Mit Rom ging meiner Seele ein Strom frischer Kraft zu. Er las uns Goethe, Shakespeare, Klassiker der Dichtkunst wie der Wissenschaft vor.

Aber wie Schlesien meinem Geistesleben neue Flügel gab, so fand ich auch dort, was meinem Herzen der teuerste Schatz geworden: ein armes elendes Kindchen von 10 Monaten, welches wir zu uns nahmen, wie man einen Brand aus dem Feuer rettet. Die Mutter lag krank am Typhus, sie starb später, sie hat das Kind selbst in meine Arme gelegt.

Unser Annele! Durch sie haben wir das größte Glück wie das größte Leid erfahren. Als sie nach Schmerzen, die sie wie eine Heilige trug, mit 27 Jahren uns genommen worden, war uns allen, als sei ein Engel durch unser Haus gegangen.

Die Kinder meiner Schwester auf dem Schoß zeichnete ich die ersten Bilderbücher; eine Litteratur, die sehr genossen, aber damals noch verbraucht wurde, eh' sie an die Öffentlichkeit kam. Bis auf „Dämelchen und Naseweis“ gedruckt durch Bassermann. Im Jahre 1866 heiratete meine Schwester Hedwig den Geheimrat Abeken, welcher seit 1849 der treueste Freund unsrer Familie geworden. Auch mit ihm ist mein geistiges Leben eng verknüpft. Voller Lust an andrer Leute Schaffen, ermüdete er nie zu raten oder zu helfen. Die Korrektur meiner Novellen besorgte er; er spielte in unsern Komödien, soufflierte, redigierte, fand neben seinen wichtigen Ämtern immer Zeit für unsre Sorgen und Freuden.

Das Jahr 1870 kam mit seiner Glorie und seinen Schmerzen. Uns traf beides.

Im Jahre 1872 starb mein Vater nach langer Krankheit. Damit schloß unsre Märchen-Existenz auf der Museumsinsel. Wir zogen in die Margaretenstraße, nahe dem Tiergarten. Meine Schwestern wurden Witwen, wir haben das Glück, unter einem Dach zu wohnen und uns auch hier wieder wohl und heimatlich zu fühlen.

Ich fing ordentlich an zu arbeiten, nicht nur zum Vergnügen, aber die Pflicht blieb Vergnügen.

Ich malte mehr als ich schrieb. Zeichnen kann ich immer, schreiben selten; nur wenn ich etwas auf dem Herzen habe, was ich hinausschreien möchte in die Welt; nicht als ob es an die große Glocke müßte, nein, als Trost, Hilfe, Freude für eine Seele hie und da im großen Schwarm meiner Schwestern und Brüder.

Fast immer habe ich Antwort darauf erhalten.

Die Kinderbücher, die gedruckt wurden, sind in Metgethen auf der weinberankten Veranda, die noch vergrößert wurde, entstanden, inmitten einer fröhlichen Kinderschar; meines Bruders Kinder, acht an der Zahl.

Dort haben wir zusammen die Zeichenfibel, die Lesefibel, alle Märchen und was sonst noch miteinander verfaßt.

Ich zeichnete Bücher voll Studien, Kinder, Tiere, Blumen, was mir unter die Hand kam. Nichts ist auch hier wie so oft im Leben gering zu achten.

Im Gartenhäuschen wohnte ein Töpfer; das begeisterte sogar meine talentvolle Schwägerin und mich zum Modelliren und Majolikamalen. Wir probierten tausenderlei. Es war ein herrliches Leben.

Jetzt aber komme ich zum Kern desselben: Zu meiner Mutter, geboren im Mai 1800. Vom ersten Atemzug gehörte ich ihr ganz, Seele und Körper. Immer eins in allem, Wünsche, Sorgen, Interessen. Von ihr hab' ich geerbt, was ich an Talent besitze. Ihr lese ich meine Sachen vor, sie ist mein schärfster Kritiker und mein nachsichtigster Bewunderer. Wir leben ein ideales Leben miteinander; Gott erhalte es mir noch lange, denn ohne sie kann ich mir überhaupt keins denken.

Metgethen, im Juni 1887.

Marie von Olfers.

Von Karl Emil Franzos.

Von Jahr zu Jahr, ja von Monat zu Monat wächst die Zahl jener Damen, welche in deutscher Sprache Romane und Novellen verfertigen, gewaltig an; dies kurzweg so auszudrücken, daß wir immer mehr deutsche Dichterinnen verzeichnen dürfen, wäre eine arge Versündigung an der Wahrheit. Denn man weiß, wie sich diese Erscheinung erklärt: weit größere Frauenkreise, als früher, vermögen sich eine gewisse Bildung anzueignen; weit größere haben einen eigenen Erwerb nötig, und der litterarische scheint ehrenvoller und leichter als jener mit der Nadel oder durch Lektionen. Hiezu tritt das ungeheuer gesteigerte Lesebedürfnis der Frauenwelt, während die Zahl der Männer, welche sich für die schöne Litteratur interessieren, zum mindesten nicht größer ist als vor dreißig Jahren — und was der großen Masse der Frauen gefällt, wissen jene Frauen am besten, die wenig oder gar nicht über sie

Durch eine Thräne ward oft klar,
was jahrelang verborgen war.

Keiner der das Glück nicht fing
aber 's Behalten ist das Ding.

Marie von Olfers

emporragen. So kommt's, daß in den Familienblättern bereits heute das weibliche Erzeugnis überwiegt und auf dem Büchermarkte dem männlichen nahezu gleichsteht; wie weit wir da noch gedeihen werden, ist ungewiß; vielleicht macht schon 1950 ein Romanschriftsteller den Leuten denselben Eindruck, wie uns ein Sticker; er betreibt ein Handwerk, das von rechtswegen den Frauen zukommt. Fügt es sich so, dann wird die Kunst freilich nur noch ein Handwerk sein, aber dies zu beweisen, wäre überflüssig, wie die Schäden, welche unsere Litteratur schon heute durch diese Richtung erlitten, keiner Darlegung bedürfen; sie liegen so greifbar klar, daß sie jeder sehen muß, welcher derlei überhaupt zu bemerken befähigt ist. Nein, es bedarf keines Nachweises, daß die Zahl der Schriftstellerinnen nicht deshalb ins Unübersehbare angewachsen, weil plötzlich eine Legion ernster, künstlerisch strebender Talente unter den deutschen Frauen erstanden; fast ist eher noch die Mahnung daran notwendig, daß wir uns noch heute solcher Talente erfreuen dürfen. Denn mehr als ihre männlichen Kollegen leiden diese wenigen Dichterinnen der Gegenwart unter dem schalen Nachgeschmack, welchen die breiten, für die Familienblätter gekochten Bettelsuppen dem Leser zurücklassen; der großen Masse, welche für die Sippe der Goldelsen schwärmt, müssen sie fremd bleiben; die Geschmackvollen aber haben sich oft genug ein gründliches Vorurteil gegen alle weiblichen Erzeugnisse angelesen. An diesem Häuflein ist thatsächlich ein Unrecht gutzumachen, und an keiner unter ihnen ein größeres als an der liebenswerten, feinen und edlen Künstlerin, welcher diese Zeilen gelten.

Es wäre menschlich, ein Talent über Gebühr zu loben, welches bisher nicht nach Gebühr geschätzt wird; hier soll es nicht geschehen. Auch soll die herzliche, aber ruhig abwägende Anerkennung dieser vornehmen Dichternatur nicht, wie dies nachgerade in Deutschland leidiger Gebrauch geworden, mit der Herabsetzung irgend eines anderen Verdienstes verbunden sein. Die Frage, welchen Rang Marie von Olfers unter den ernsthaften Vertreterinnen unserer modernen Prosa-Dichtung einnimmt — es sind ihrer leider nicht viele; die Finger einer Hand genügen reichlich, sie aufzuzählen, — läßt sich freilich nicht umgehen, aber geräuschlos dahin beantworten, daß sie selbst hinter den geschätztesten unter ihnen an künstlerischem Werte nicht zurücksteht; Luise von François und Marie von Ebner haben manches geleistet, was ihr unerreichbar wäre, aber dafür ist ihr anderes verliehen, was jene nicht besitzen. Gleichwohl ist es kein Zufall, daß sie an Ruhm hinter ihnen zurücksteht; sie ist wenig produktiv — zwei Bände Novellen (1872 und 1876) und das erzählende Gedicht „Simplizitas" (1884, alle drei bei W. Hertz in Berlin) sind neben einer Reihe von Kinderbüchern, zu welchen sie außer den Zeichnungen auch die Reime geliefert, alles, was sie bisher in Buchform geboten — und ihre dichterische Physiognomie gehört nicht zu jenen, welche auf den ersten Blick fesseln oder gar imponieren können. Es giebt Landschaften, die uns zuerst nur ein gewisses sanftes Wohlgefallen einflößen; gern lassen wir unser Aug' auf ihnen ruhen, aber ohne Überwindung wenden wir es ab; kommen wir zum zweitenmal desselben Weges, so entdecken wir einen stillen Reiz, der uns bisher entgangen, und so alle folgenden Male; heute eine besonders edle Kontur, morgen ein harmonisches Verrinnen der Farben ineinander, bis uns endlich die bescheidene Landschaft teurer wird als mancher weitgepriesene Flecken Erde, wohin die Touristen drängen. Ähnlich geht es uns ja mit manchem Menschenantlitz und nicht anders mit manchem Dichter. Nur Wenige werden,

nachdem sie eine Novelle der Olfers gelesen, vor Begier gebrannt haben, sofort alle anderen kennen zu lernen, aber sicherlich hat jeder kunstverständige und feinfühlige Leser die zweite, die ihm wieder vor Augen gekommen, gern gelesen, dann nach der dritten gesucht, und wenn er erst alle gelesen, dann gewiß nicht bloß einmal. So hat sie denn wohl eine treue und auserwählte Gemeinde gewonnen, aber groß ist dieselbe nicht, und jener Faktor, dessen Pflicht es wohl wäre, dieselbe vergrößern zu helfen, die Kritik, hat bisher für unsere Dichterin herzlich wenig gethan; mit Ausnahme einer geistreichen Charakteristik Spielhagens (in seinem Buch: „Beiträge zur Theorie und Technik des Romans") und einem sehr warm geschriebenen Aufsatz Ernst von Wildenbruchs ist mir wenigstens fast nichts vor Augen gekommen, was über laues und oberflächliches Lob hinausreichte. Und doch wäre die eingehende Beschäftigung mit dieser Dichterin für die wenigen Kritiker von Beruf, die es heute noch bei uns ernst mit ihrem Amte meinen, nicht bloß eine Pflicht, sondern auch eine lohnende und anziehende, freilich auch schwierige Aufgabe. Diese Dichterin läßt sich mit keinem Schlagworte abthun, in kein Schablonen-Kästchen zwingen; ihre Vorzüge, wie ihre Fehler, machen sie zu einer durchaus eigentümlichen, in ihrer Art einzigen Erscheinung. Schon diese künstlerischen Züge im einzelnen zu beschreiben, ist nicht leicht und vollends schwer, darzulegen, wie sie sich zum Ganzen verbinden. Und ferner trifft ja natürlich auch diesmal die alte Erfahrung zu, daß uns jede echte und eigentümliche Dichterkraft — sie mag im übrigen groß oder klein sein — unwillkürlich über den Einzelfall hinweg ins allgemeine hinauslockt, zur Grübelei über Wesen und Grenzen der Kunst; denn jeder echte Dichter ist auch ein Eroberer, und sei es auch nur eine Spanne Bodens, die er sich und der Kunst errungen und auf der er als alleiniger Herr steht. Hier freilich kann kein ausgeführtes Porträt dieser dichterischen Individualität gegeben werden, nur eben eine Skizze, die ihren Zweck für erreicht halten muß, wenn sie jene, welche das Original noch nicht kennen, zur Bekanntschaft mit demselben anregt und jenen, die es längst schätzen, nicht allzu unähnlich erscheint.

„Novellen" hat Marie von Olfers die neun kleinen Prosa-Dichtungen, welche sie in den beiden oben erwähnten Bänden vereinigt, selbst genannt; ob mit Recht oder Unrecht, werden wir später zu erörtern haben. Halten wir uns zunächst an jenes Moment, das nicht bloß den naiven Leser interessiert, sondern auch immer und für die künstlerische Individualität jedes Erzählers überaus charakteristisch ist: an den Inhalt, die Fabel dieser Dichtungen. Man hat auf dieses Moment einst größeres Gewicht gelegt, als sich mit unserem modernen Geschmack verträgt, sogar das ausschließliche Gewicht, wie dies schon der Name der Kunstform verrät, denn Novelle heißt ja wörtlich der Bericht über eine Neuigkeit, die Aufzeichnung einer merkwürdigen, absonderlichen, an sich erzählenswerten Begebenheit; man legt heute weniger Gewicht darauf, als sich, glaub' ich, mit dem Wesen des Genres verträgt; das Wie erscheint uns interessanter als das Was, die Ausmalung der Charaktere von größerer Bedeutung als jene der Thatsachen, an welchen sie sich zu erproben haben; gleichwohl stehn wir im Grunde noch immer auf demselben Standpunkte wie die Leser der „Gesta Romanorum" oder des Dekamerone: daß die Erzählung, die wir lesen, uns den Eindruck mache, erzählenswert zu sein, verlangen auch wir, und das wird gewiß in alle Zukunft ein unabweisbares Postulat bleiben. Wer uns diesen Eindruck nicht zu machen vermag, so oft wir seine Dichtung lesen — es sei nun zum ersten- oder zum zehntenmal — ist kein guter Erzähler. Aber darauf allein kommt es an, daß wir den Eindruck empfangen, keineswegs auf seine reale Berechtigung; der Schein genügt und muß genügen zur Beantwortung der Frage nach dem Werte des Kunstwerks; ist diese entschieden, dann dürfen wir nach dem Sein nur deshalb fragen, um dem Künstler hinter sein Geheimnis zu kommen. Bei den Erzählungen unserer Dichterin nun diese Probe zu machen, wird, wenn ich den persönlichen Eindruck verallgemeinern darf, einem, der sie liest, oder auch nachdem er sie gelesen, kaum von selbst einfallen. „Wie?" wird er fragen, „die Geschicke, welche ich eben, aufs innigste angeregt, erschüttert oder erheitert an mir habe vorbeiziehen lassen, sollten nicht erzählenswert sein?!" Man muß sich ordentlich einen Ruck geben, um die Probe zu machen.

Da ist die Geschichte von „Jeremias und der schönen Vincenzia", welche uns besonders gefesselt, — versuchen wir es, den Inhalt zu erzählen. Der arme, häßliche, verbitterte Jeremias hat sein reiches, schönes, heiteres Bäschen Vincenzia von Herzen lieb, doch wagt er's nicht, die Augen zu ihr zu erheben, solang sie so im vollen Sonnenlicht steht und er im tiefen Schatten. Da macht ihr Vater Bankerott, die Mutter siecht hin, Vincenzia muß sich ihr Brot selbst verdienen, indem sie auf Glas und Porzellan mittelmäßige Bilder malt. Jeremias ist ihr fürsorglicher Freund; um sie zu werben, wagt er nicht. Sie aber lernt einen jungen Maler kennen und lieben und wird dessen Weib. Das Glück ist von kurzer Dauer; der Mann muß als Soldat in den Krieg und bleibt auf dem Schlachtfeld. Die einzige Freude der Mutter bleibt ein Sohn, der schön und stolz heranwächst, freilich auch wild und ungeberdig genug. Auch er wird Maler, geht in die Fremde und gerät da auf böse Wege. Endlich kommt er, früh siech geworden, heim; die Mutter arbeitet sich halb blind, um ihn zu pflegen, zu retten; es ist umsonst, er stirbt in ihren Armen. Vincenzia zieht, nachdem sie ganz erblindet, zum treuen Jeremias und stirbt in seinem Hause. So, das ist alles! Wir überdenken es und glauben's doch nicht recht: wäre da wirklich nichts vergessen? Nein, mehr steht an Thatsachen nicht darin. Aber ist das wirklich eine merkwürdige Begebenheit im Sinne der Novelle, bildet der Hagel von Elend, der hier unverschuldet auf ein armes, liebenswürdiges Geschöpf niedergeht, wirklich eine an sich erzählenswerte Fabel? Befremdet, über unsere Entdeckung erstaunt, versuchen wir es mit einem anderen Stück.

Da ist „Frost in Blüten", und wir haben uns beim Lesen wie oft gesagt: „Unsere Litteratur hat weniges aus weiblicher Feder, welches sich dieser Erzählung an die Seite stellen läßt," auch haben wir ja hier die Empfindung gehabt, als ob vieles und merkwürdiges vor unseren Augen geschehn. Nun, hier der Inhalt: Der Landwirt Andreas, ein fröhlicher, tapferer Mann, haust mit seiner Gattin Sybilla, einer edlen, aber ängstlichen und zur Schwermut geneigten Natur, auf einem Gute, welches er gegen ihren Rat zum größten Teil auf Abzahlung erworben. Anfangs geht alles gut, die fälligen Raten des Kaufschillings können abgetragen werden, die Kinder blühen

fröhlich auf. Mit Ausnahme des ältesten, Jonathan, eines braven und gesetzten Jungen, geraten sie freilich dem Vater nach, nur daß sich bei ihnen allmählich sein fröhlicher Sinn zu wilder Phantasterei umgestaltet, wie bei der schönen Dorothea, oder gar zu frühreifer, wüster Genußsucht, wie bei dem Knaben Gabriel. Die Mutter erkennt das Unheil und sucht ihm zu steuern, aber die Kinder finden Schutz bei dem Vater, welcher ihnen die Freiheit, die sorglose Jugendzeit nicht durch die, wie er meint, überängstliche Mutter verkümmern lassen will. So geht das Verderben seinen Lauf; Gabriel wird, kaum sechzehnjährig, ein Säufer und verfällt dann in Blödsinn; die wilde Dorothea verliert ihr Herz an einen schönen, aber verlotterten Menschen, den Nachbar und Zechkumpan ihres Vaters, Florian, welcher Andreas unter falschen Vorspiegelungen verleitet, für ihm Bürgschaft zu leisten, und ihm dann zum Dank die Tochter entführt. Zu dem Ruin des häuslichen Glückes gesellt sich der materielle; mit furchtbarer Härte hält Sibylle dem Gatten vor, was er gesündigt; er verläßt das Haus, sie zieht mit Jonathan zur Stadt, der dort durch Stundengeben die Mutter, den blödsinnigen Gabriel und sein jüngstes Brüderchen mühselig ernährt, bis er unter der Last zusammenbricht und dahinstirbt. Inzwischen hat Dorothea in der Fremde ihrem Entführer, der sich als Falschspieler durchbringt, ein Kind geboren und bettelt sich, als das Kind stirbt und der Elende sie von sich stößt, nach der Heimat durch. Sie trifft zuerst auf den Vater; hilfreiche Verwandte haben sein Gut gekauft und es ihm in Pacht gegeben; er darf wieder hoffen, sich und den Seinen eine sorglose Zukunft zu schaffen, und eilt mit der wieder gefundenen Tochter zur Stadt, Weib und Kinder heimzuholen. Er kommt eben zurecht, Jonathan zu begraben; Sibylle ist wie versteint in Groll und Gram; so lebt die Familie unter dem alten Dach ein trostloses Dasein. Allmählich, durch die Liebe Dorotheens für ihr jüngstes Brüderchen, werden Mutter und Tochter wieder vereinigt, aber die beiden Gatten finden sich erst, als Andreas, jäh vom Schlag gefällt, auf dem Totenbette liegt. Die Erzählung klingt friedlich aus, das Gut verbleibt der Familie, Sibylle wird ein uraltes Mütterchen. „Sie hielt Zwiegespräch mit Dem da droben, ging die Zeit zurück, Andreas entschuldigend, die Stunden verlöschend, wo ihre Seelen geschieden waren.“

Überblicken wir diesen Inhalt, so erkennen wir sofort, daß hier die Kette der Ursachen und Wirkungen viel sichtbarer ineinander greift, als in der ersten Erzählung; der Schuld folgt die Sühne, der poetischen Gerechtigkeit ist Genüge gethan. Aber eine an sich interessante, zu künstlerischer Behandlung verleitende Fabel liegt sicherlich auch hier nicht vor. Und wenn wir sämtliche anderen Stücke durchgingen, die Ausbeute wäre noch dürftiger („Frau Evchen,“ „Regine“, „Jungfer Modeste“) oder doch nicht viel reicher („Ob er wohl Fielchen heiraten kann?“ „Eigentum“), und nur bei zweien dürften wir uns auch an der eigentümlichen und durchaus glücklichen Erfindung freuen („Der Herr des Hauses“, „Die Verlobte“; hier wäre auch die Erzählung anzureihen, die jetzt in unserer Zeitschrift erscheint). Ob hier ein Mangel des Talents vorliegt oder ein bewußter vornehmer Verzicht auf alle Unterstützung durch den bloßen Rohstoff, aus dem das Kunstwerk geformt wird — wir wissen es nicht; gewiß ist, daß kaum ein anderer moderner Erzähler von diesem Behelf in gleichem Maße absieht. Und dennoch scheinen uns all die schlichten oder krausen Familiengeschichten in höchstem Maße erzählenswert, wenn wir sie aus diesem Munde vernehmen — wo steckt der Zauber, der dies bewirkt?

Etwa in der scharfen Zuspitzung des novellistischen Problems? Das ist ja von der Erfindung der Fabel wohl zu unterscheiden; an sich schwache und leicht zerreißbare Fäden können von dem Dichter zu einem Knoten vereinigt werden, dessen Schürzung und Entwirrung uns lebhaft fesselt. Aber diesen Knoten, den Konflikt, finden wir in einzelnen Stücken überhaupt nicht (so z. B. gleich in der „Schönen Vincenzia“), oder kaum erkennbar angedeutet („Jungfer Modeste“), und wo er zu gewahren ist, da wird er sehr selten straff angezogen und völlig gelöst. Wenn aber dieses Moment und dazu die Besonderheit der Fabel, der merkwürdige Ausnahmsfall, fehlt, — haben wir es da überhaupt noch mit Novellen zu thun? Der Leser, welcher den beiden oben mitgeteilten Inhaltsübersichten mit Aufmerksamkeit gefolgt, wird diese Frage längst verneint haben. Denn er hat sich überzeugt, daß noch ein drittes, charakteristisches Merkmal dieser Kunstform fehlt; die Novelle giebt keine ruhige gleichmäßige Darstellung eines gesamten Menschendaseins oder gar der Erlebnisse einer ganzen Familie von der Wiege bis zum Grabe; sie beschränkt sich auf jenen Höhepunkt, wo sich das Schicksal entscheidet; ihre Aufgabe ist nur, den Konflikt vorzubereiten, zu schildern, zu lösen. Diese Verbreitung über ein ganzes Leben, der sich dann oft noch die Andeutung der Geschicke einer neuen Generation anschließt, ist aber geradezu eine Charakteristikon dieser Dichtungen (so z. B. auch in „Jungfer Modeste“, „Frau Evchen“, „Regine“). Dies hat bereits Spielhagen geistreich entwickelt und nachgewiesen, daß die Dichtungen, die er im übrigen ebenso hoch stellt wie ich, keine Novellen sind.

Und was sind sie in Wahrheit?

„Kleine Romane“ oder „Romanskizzen“, antwortet Spielhagen und tritt hiefür mit dem ganzen Aufwand seiner glänzenden Dialektik ein. Es ist schwer, diesem Manne, der nicht bloß ein trefflicher Praktiker, sondern auch ein geistreicher Theoretiker des Romans ist, auf seinem eigensten Gebiete entgegenzutreten, und dennoch muß ich sagen: „Das sind sie, glaub' ich, noch weit weniger, als sie Novellen sind.“ Was zunächst die Bezeichnung „Romanskizzen“ betrifft, so scheint sie mir diesen Dichtungen gegenüber von vornherein keine Berechtigung zu haben. Das sind keine Skizzen, sondern mit größter Sorgfalt ausgeführte Gemälde, an welchen kein Pinselstrich fehlt. Also „Kleine Romane“! Aber wie klein darf ein Roman sein, um noch diesen Namen zu verdienen? Etwa drei Druckbogen, wie die „Schöne Vincenzia“, oder sieben, wie die „Jungfer Modeste“?! Das ist keine bloß formelle Einwendung; auf drei Druckbogen läßt sich eben „eine Übersicht der Breite und Weite des Menschenlebens“, wie sie Spielhagen selbst vom Roman mit Recht fordert, unmöglich geben. Und darf der Roman, wie dies vielfach hier der Fall, fast ganz vom äußeren Leben absehen und nur psychologisches Detail bieten, darf er sich damit begnügen, neben der Hauptgestalt höchstens zwei oder drei andere vor uns hinzustellen? Das gewichtigste Bedenken aber sei zuletzt geäußert: während es Aufgabe des Novellisten ist, den Charakter fertig vor uns hinzustellen oder doch

vor unseren Augen in raschen Strichen fertig zu machen, ehe der Konflikt losbricht, ist es Aufgabe des Romanciers, den Charakter durch eine Reihe von Verhältnissen und Konflikten vor unseren Augen sich entwickeln zu lassen. Dies aber trifft nur bei wenigen Dichtungen der Olfers zu, denen alle anderen Kennzeichen des Romans fehlen: in den meisten tritt der Charakter fertig vor uns hin, und wo dies nicht der Fall zu sein scheint, da trügt wieder nur die Kunst: der an sich fertige Charakter wird vor unseren Augen so allmählich enthüllt, daß wir für Entwickelung halten, was thatsächlich nur Auswickelung ist.

Also weder „Romane“ noch „Novellen“, — und was sonst? Was liegt an dem Namen, wird man denken, sofern nur die Dichtungen gut und schön sind. Doch, an dem Namen liegt etwas, wenn er die Eigenart präcis angiebt. Worin dieselbe liegt, fühle ich wohl; es ist thatsächlich in den meisten dieser Geschichten etwas Neues geboten, auch dieses zarte Talent ist, eben weil es echt und ursprünglich ist, wirklich ein Eroberer, nur wag' ich's kaum, das Wort auszusprechen, weil es noch so wenig aussieht und so leicht mißverstanden werden kann. So ruf' ich denn die Dichterin selbst zu Hilfe, daß sie den Leser vorbereite. „Man schreibt Weltgeschichte“, wirft sie irgendwo scheinbar achtlos hin, „aber die eigentliche Geschichte der Menschen, die intime Geschichte der Seelen liegt wie verhüllt. Hie und da lüftet sich der Schleier, dann schauen wir wie gebannt hin, als wär's unsere eigene Geschichte, die dort spielte; als wär's uns aus dem Herzen geschrieben und wir merken, was wir nie vergessen sollten: daß wir Brüder und Schwestern sind, blutsverwandt, seelenverwandt, in Leiden und Freuden uns nah.“ Nun denn, dieser Hand ist die Fähigkeit gegeben, den Schleier zu lüften, das Unscheinbare und Verborgene zu gewahren und darzustellen: die meisten Dichtungen der Olfers sind nichts Geringeres, als mit vollendeter Kunst ausgemalte, von wärmster Menschenliebe durchtränkte Biographien aus dem Alltagsleben, vor allem Biographien der Seele durchaus gewöhnlicher, weder durch Geist noch Talent sonderlich hervorragender Menschen. Nichts Geringeres, sag' ich, denn dies ist sehr viel. Wer in diesem närrischen und doch so todernsten Erdentreiben recht zu Hause ist, der weiß, daß selbst das alltäglichste Menschenleben, freilich oft genug ihm selbst nicht klar bewußt, reicher an Schicksalen und Stimmungen ist als die meisten Romane. Könnte es einer ganz so niederschreiben, wie er's erlebt und empfunden, so gäbe es ein höchst interessantes Buch. Er kann es zumeist nicht — aber hier ist Eine, die für die Stummen redet. Und weil sie nur das will, darum müht sie sich nicht um Erfindung und Abrundung; ihre Geschichten sind von jener Art, wie sie das Leben dichtet; Wichtiges und Nichtiges, Glück und Unglück folgen in krauser Reihe, oft verdient oder verschuldet, dann wieder plötzlich, unerwartet und rätselhaft. Ein gefährliches Wagnis, wenn wir dabei den Eindruck des willkürlich Erfundenen hätten, denn das Schicksal ist ein großer Poet, mit dem man nicht straflos rivalisiert, aber wir haben diesen Eindruck nicht und nirgendwo verläßt uns die Empfindung: „Dies ist künstlerisch wahr und künstlerisch notwendig.“

Wodurch wird dieser Eindruck erzielt? Gewiß nicht durch die Fabel, wiederholen wir, sondern trotz derselben durch die Fülle wahrhaftigsten Lebens, von der diese Dichtungen überquellen. Wie ein gewissenhafter Biograph, der sich an das Gegebene halten muß und seinen Helden nicht, um Gelegenheit zu glänzenden Schilderungen zu finden, erdichtete Abenteuer erleben lassen darf, — so bindet sich unsere Dichterin in der Erfindung; aber wie ein gewissenhafter Biograph, der die geheimsten Seelenregungen erforschen, den Einfluß der äußeren Schicksale auf den inneren Menschen darstellen muß, so stellt auch sie ihre Gestalten vor uns hin, daß wir sie ganz und gar verstehen und mit ihnen empfinden, mit ihnen leben. Ja, das sind keine Engel oder Teufel, keine Verkörperungen irgend welcher Idee, sondern wirkliche lebendige Menschen — wie schlicht klingt dies Lob und wie schwer wiegt es, wie selten ist es so voll zu erteilen wie hier! Als Seelenkünderin, als Charaktermalerin ist Marie von Olfers unbedingt so hoch zu stellen wie nicht viele Lebende. Sie besitzt die Fähigkeit, einen Charakter wie aus einem Gusse vor uns hinzustellen und dann durch hundert Details, alle durch und durch anschaulich und natürlich erfunden, näher auszumalen, und zwar mit wahrhaft eherner Konsequenz so, daß sich das Gesamtbild keinen Augenblick trübt, wie verschiedene Seiten des Wesens dabei auch nacheinander beleuchtet werden. Daß sie diese Fähigkeit nicht überall in gleichem Maße bewährt, darf allerdings nicht verschwiegen bleiben. Was von den meisten ihrer Kolleginnen gesagt werden muß, gilt auch von ihr: Sie kennt und zeichnet die Frauen besser als die Männer. Wohl liefert sie auch von letzteren manches Prachtstück der Charakteristik (z. B. Siegfried in „Der Herr des Hauses“), aber nur bei den Männer passiert es auch ihr, daß der Charakter sich selbst untreu wird und anders handelt, als wir begreifen können. So z. B. werden wir nie und nimmer glauben, daß ein trefflicher Hauswirt, wie Andreas (in „Frost in Blüten“), es thatsächlich dulden wird, daß sein fünfzehnjähriger Knabe die Nächte außer Hause verbringt, oder daß eine haltlose Natur, wie Just Sir, der nicht arbeiten kann, dies plötzlich in reifen Jahren seinem Kind zu liebe lernt. In der Zeichnung der Frauencharaktere laufen derlei Inkonsequenzen niemals unter, und vor allem ist ein Typus geradezu unübertrefflich gezeichnet: jener der liebenden Dulderin, die ihr Glück in der Erfüllung der Pflicht findet („Frau Evchen,“ „Regine,“ „Vincenzia,“ „Jungfer Modeste und ihr Dortchen“, dann Veronika in „Die Verlobte“). Alle diese Gestalten sehen einander ähnlich, und doch welcher Reichtum der individuellen Ausgestaltung! Am besten gelingen ihr die reinen und edlen Naturen, und darum am allerbesten die Kinder, „die selbst nicht wissen, daß sie die Engelsmanieren noch an sich haben.“ Ihre Kinderzeichnungen sind sehr geschätzt, aber ich weiß nicht zu sagen, ob sie nicht in der Führung des Stifts einen Rivalen hat, der sie schlägt; mit der Feder aber kann's niemand — das sind die reizendsten, holdesten, ungezogensten, lebenswahrsten Kinder unserer modernen Litteratur . . .

Wer Kinder so zu zeichnen versteht, wer nicht müde wird, das Thema zu variieren, wie ein einsames, alterndes Menschenleben nur in der freiwillig übernommenen Sorge um die Kinder anderer wieder Wert und Bedeutung erlangen kann, muß ein tiefes, herrliches Gemüt haben, und wahrlich — von allem Guten, was wir unserer Dichterin nachrühmen dürfen, ist dieses Gemüt das beste. Es hat sie zur Dichterin gemacht, zu diesen Stoffen, diesen Menschen geführt, und dies Gemüt ist es auch,

welches das Licht, die Harmonie, den Adel über diese Werke breitet. Die Dichterin wird nicht müde, von der Liebe zu reden, der Liebe des einzelnen zu den Seinen und zur Gesamtheit, „den Brüdern und Schwestern". Und diese Liebe, welche Mitgefühl, Mitfreude und — weil wir insgesamt einsam und beladen sind — vor allem Mitleid ist, atmet auch aus ihrer Versdichtung „Simptizitas" und ist das Grundmotiv derselben. Von dieser Dichtung eine Anschauung geben zu wollen, indem man ihren Inhalt erzählt, wäre verkehrt — die Fülle von Leben, von Gedanken- und Seelenadel, die darin zu finden ist, wäre zwischen den Zeilen, welche die äußere Handlung wiedergeben, kaum zu erraten. Sie schildert, wie ein schönes, holdes Geschöpf, vor der Liebe gewarnt, die Liebe meidend, sie gleichwohl kennen lernt, nicht bloß in der Empfindung für den Geliebten und das eigne Kind, sondern für die Fremde, die Todfeindin, im Mittragen fremden Wehs, im Mitleben desselben. Daß die gewählte Form — jambische und trochäische, einfach gereimte Verse mit häufig wechselnder Zahl der Hebungen — nur im ersten Teil den Eindruck naturwüchsiger, wenn auch etwas ungelenker Grazie macht, auf die Dauer aber etwas ermüdend wirkt, ist nicht zu übersehen; daß aber diese Dichtung bisher so gut wie unbekannt geblieben, ist gleichwohl ein schweres Unrecht, und wer immer nach ihr greift, wird sich reich belohnt finden. Über den kräftig emporgeblühten Gartenblumen, welche wir derselben Hand verdanken, wiegt sie sich, wie eine schlanke, edle Wunderlilie aus fremden Gefilden. . . .

Von der Prosadichtung ist Marie von Olfers ausgegangen, zu ihr ist sie seither zurückgekehrt. Noch fehlen uns einige Striche zur Porträtskizze, die wir bieten wollen; versuchen wir es, sie beizufügen. Der Stil der Dichterin ist ein einfacher; kurze Sätze, die sich selten verketten; aber es ist, um einen Ausdruck anzuwenden, mit dem sie einmal einen Garten charakterisiert, „liebliche Ordnung" darin, große Sorgsamkeit und Sauberkeit, dazu die Gabe, stets ein bezeichnendes, scharf charakterisierendes Wort zu finden. Man kann z. B. das, was wir sonst „moralischen Mut" zu nennen pflegen, kaum treffender ausdrücken, als mit dem Wort „Mut der Seele", und wo uns zuweilen ein Ausdruck auffällt, wie „seelenskontent", da kommen wir, wenn wir einen anderen dafür setzen wollen, fast stets darauf, daß er hier thatsächlich der einzig richtige ist. Alles in allem kein brillanter, aber ein durchaus edler und ganz individueller Stil, der mit sicherem Gefühl gehandhabt wird. Daß Gnomen oft genug den Fluß der Erzählung unterbrechen, mag, da sie wertvoll, oft von schalkhaftester und dabei gemütvollster Lebensweisheit sind, als eine Trübung des epischen Stils gelten, die man sich gerne gefallen läßt; andere ähnliche Trübungen, z. B. das plötzliche Auftauchen des Dichters unter seinen eigenen Gestalten, sind äußerst selten zu gewahren, so selten, wie kaum bei einer anderen Schriftstellerin. Hingegen teilt sie mit den meisten ihrer Kolleginnen die Schwäche, daß sie wohl eine merkwürdige und gewaltige Situation herbeizuführen, aber nicht auszunützen versteht. Man vergleiche z. B. den Brand des Jägerhauses in „Regina". Sylvester hat sich als Student mit der Jägerstochter Regina verlobt und hält ihr, ein reicher Kaufmann geworden, ehrlich das Wort: er kommt, um sie zu freien. Mit Entsetzen wird er gewahr, wie wenig sie eigentlich für ihn und sein glänzendes Haus paßt, wie diese Ehe sein sicheres, lebenslanges Elend bedeuten wird. In der Nacht nach seiner Ankunft — er wohnt in einem Hotel der Nachbarschaft — geht das kleine Haus in Flammen auf. Sylvester eilt hin: Regine und ihr greiser Vater sind noch im Hause, beide vom Rauch bereits betäubt; er dringt hinein, sie zu retten. Aber beide zugleich fortzutragen ist unmöglich, und schon droht dem Haus der Einsturz. Rettet er bloß den Greis, so ist er vor der unseligen Ehe bewahrt — und wer wird ihn tadeln, daß er diesen zunächst geborgen?!... Gewiß eine überaus merkwürdige und spannende Situation, aber die Schilderung ist kurz, fast farblos. (Sylvester rettet das Mädchen) . . . Solcher Ausstellungen ließen sich noch einige machen, aber sie betreffen stets nur düstere und gewaltsame Situationen. Jede heitere auszumalen, läßt sich unsere liebenswürdige Dichterin gewiß nicht entgehen. Man lese nur einmal nach, wie Siegfried (im „Herrn des Hauses") um Fränzchen wirbt. Auf so reizende, gemütvolle und zugleich lustige Weise ist noch selten ein Paar zum ersten Kuß gekommen . . .

Zum Schluß noch eins: eine Hauptsache! Vielleicht ist es dem Leser aufgefallen, daß ich die citierten Personen stets nur beim Vornamen nenne. Sie haben auch in den Dichtungen keinen Zunamen. Daß ich nirgendwo den Schauplatz genannt: das thut auch die Dichterin nicht. Diese Geschichten spielen überall und nirgendwo — keine Spur von Lokalkolorit, von präciser Beschreibung. Welche Gefahr in dieser Methode liegt, braucht nicht erst gesagt zu werden; Geschichten, welche die Ambition erheben, überall spielen zu wollen, machen in der Regel dem Leser nur den Eindruck, daß sie sich nirgendwo begeben. Hier aber ist die innere Wahrhaftigkeit des Stoffs und der Behandlung so groß, daß der Mangel gar nicht empfunden wird, im Gegenteil, fast wie ein Vorzug erscheint. Diese Geschichten spielen thatsächlich überall, wo Du willst, Leser, Du kannst sie Dir in Deine eigene Heimat legen und auf jeden Flecken Erde, der Dir sonst teuer ist! Sie spielen überall, weil überall Menschen wohnen, die Menschenschicksal erleiden. . . .

Ich habe nur von den Dichtungen gesprochen, nicht von der Dichterin. Sie selbst hat die Freundlichkeit gehabt, uns über die äußeren Umrisse ihres Lebens zu berichten. Soll ich die Fäden, welche von der Schöpferin zu dem Geschaffenen hinüberleiten, erst noch kolorieren? Es wäre aufdringlich und für den feinfühligen Leser überflüssig. Oder soll ich hinzufügen, daß die Dichterin nicht bloß die geliebteste „Kindermuhme", sondern auch eine Frau ist, deren jeder, der ihr im Leben begegnet, wie einer Lichtgestalt gedenkt? Auch dies, denk' ich, wird jeder herausfühlen, der diese Zeilen liest. „Sehen Sie zu, was Sie mit dem Zeug anfangen," schrieb sie mir, als sie mir auf meine Bitte ihre Selbstbiographie sandte. „Es ist schwer, derlei zu schreiben; so einfach das Leben ist, man bekommt doch kaum einen Schein davon hinein."

O doch, ein Schein ist darin und strahlt daraus wieder: das Licht aus einem edlen, vielgeprüften, von edelster Liebe erfüllten Frauen- und Dichterherzen.



Kleine Aufsätze und Recensionen.

Schriften zum Uhland-Jubiläum.

Aus der nicht geringen Zahl von Festschriften, die zum Uhland-Jubiläum erschienen sind, sollen im folgenden einige kurz beleuchtet werden. Wir begegnen unter ihnen auch einem lieben, alten Bekannten in neuem festlichen Gewande: einer Jubiläumsausgabe von Eduard Paulus' Schrift „Ludwig Uhland und seine Heimat Tübingen" (mit 24 Illustrationen von Gustav Cloß, Stuttgart, Krabbe 1887), die in trefflichster Weise die Wichtigkeit der Frage, auf welchem Boden ein begabter Mensch aufwuchs, veranschaulicht. Wenn eine, so wurzelt Uhlands Poesie in seiner Heimat, deren schöne Natur die Phantasie unendlich anzuregen vermag. Die altbekannten Lieder treten in neue, hellere Beleuchtung, sobald wir den Stätten nachgehen, wo die Muse den Dichter aufgesucht hat. Das Helldunkel, das über Uhlands Poesie liegt, ruht auch über der schwäbischen Landschaft, und nicht als Zufall dürfen wir es erachten, wenn die zweite Generation der Romantik gerade in Schwaben zu Hause ist. Paulus, selbst ein Dichter, hat mit feinem Verständnis auch da die Fäden zwischen Uhlands Poesie und seiner Heimat aufzudecken sich bemüht, wo sie dem mit der Gegend nicht Vertrauten eher verborgen bleiben möchten, wo sie nicht an bestimmte Örtlichkeiten anknüpfen, und sein Landsmann Gustav Cloß († 1870), ein Künstler, „der unter den schwäbischen Landschaftsmalern das gewesen ist, was Uhland in seinen Liedern war als Schilderer des trauten Heimatbodens," hat ihn in diesem Bestreben wirksam unterstützt durch Beigabe einer Reihe stimmungsvoller Illustrationen. Die kleine Schrift ragt bedeutsam aus der übrigen Uhland-Litteratur hervor. — Adolf Kohut hat „Lichtstrahlen aus L. Uhlands Werken" (Dresden und Leipzig, Pierson 1887) zum Jubiläum beigesteuert, die jeder gern und nicht ohne Nutzen auf sich einwirken lassen wird. — Hermann Dederich, der schon 1873 Uhland eine besondere Studie widmete, in der er dessen episch-lyrische Dichtung mit Schiller verglich, bekundet in seiner neuesten Schrift „Ludwig Uhland als Dichter und Patriot" (Gotha, Perthes 1886) liebevolles Vertiefen in seinen Gegenstand und die ihn behandelnde Litteratur, ohne freilich für die Beurteilung Uhlands neue Gesichtspunkte aufzustellen, doch soll anerkannt werden, daß Dederich mit Erfolg darauf ausgegangen ist, strenger als seine Vorgänger die poetischen Gattungen der Ballade, Romanze und Rhapsodie abzugrenzen und dies an einzelnen Beispielen zu erläutern. Die Untersuchungen Holzhausens über die Ballade und Romanze von ihrem ersten Auftreten bis auf Bürger in der „Zeitschrift für deutsche Philologie", Band 15, scheinen ihm unbekannt geblieben zu sein. Uhlands Verhältnis zur älteren Romantik ist im Eingang gut behandelt, die Unterschiede zwischen Goethescher und Uhlandscher Lyrik konnten aber wohl noch schärfer gefaßt werden. Bei der Darstellung des Politikers wären einzelne Ausfälle auf die Gegenwart besser, weil unnötig, unterblieben. Wertvoll ist das als Anhang (S. 101 bis 163) beigegebene chronologische Verzeichnis der episch-lyrischen Dichtungen Uhlands mit Angabe der Quellen, Veranlassungen, Vorbilder, wofür es Dederich freilich nicht an tüchtigen Vorarbeiten fehlte, ich erinnere hier nur an P. Eichholtz' treffliche Quellenstudien zu Uhlands Balladen. Zu Berichtigungen und Nachträgen im einzelnen ist hier nicht der Ort. Eines aber möchte ich noch hervorheben. Die Schrift verfolgt populäre Zwecke: ich kann nun nicht finden, daß die Sprache Dederichs im guten Sinne populär ist; sein Stil ist sorglos, sein Pathos gelegentlich dem Trivialen nicht ganz fern. Auch hier darf Uhland unser Vorbild sein! Uhland, der Forscher, schreibt nicht poetische Prosa, er schreibt echte Prosa, verdeutlicht durch die Poesie, geschmückt mit oft wundervollen Bildern. Mehr als es thatsächlich geschieht — erst in die allerneueste Zeit fallen derartige Versuche — sollten wir in unsern Schullesebüchern neben dem Dichter Uhland auch dem Prosaisten Uhland das Wort einräumen: wie schlicht weiß er z. B. die deutschen Heldensagen wiederzuerzählen, wie allgemein verständlich von Walther und dem Minnesang zu sagen, wie anziehend klar Wesen und Gehalt des Volksliedes auseinanderzusetzen!

Die Erwähnung des Volksliedes leitet über zu Georg Hassensteins Schrift „Ludwig Uhland. Seine Darstellung der Volksdichtung und das Volkstümliche in seinen Gedichten" (Leipzig, Reißner 1887). Das Thema ist glücklich gewählt, auch die Ausführung spricht an und man kann sich nur wundern, daß nicht längst schon unternommen ist, wozu Uhland selbst mit den Worten aufgefordert hat: „Wer sich nicht mit meinen Studien befaßt, kann nicht über mich schreiben." In der That! in Uhland ist der Dichter vom Forscher nicht zu trennen, die Darstellung seines gesamten Wirkens von diesem Gesichtspunkte aus würde eine lohnende Aufgabe sein. Schätzen auch die Fachgenossen den reichen Inhalt, der in den acht Bänden seiner Prosa enthalten ist — und sie sollen es noch mehr thun —, so blieb doch bisher für weitere Kreise das Gold fast ungemünzt, und es ist daher freudig zu begrüßen, wenn das größere Publikum nun wenigstens einen Kommentar zu den beiden Volksliederbänden, der bekanntesten und bahnbrechendsten unter Uhlands wissenschaftlichen Arbeiten, erhält, der gleichzeitig auch das Verständnis der Dichtungen Uhlands fördert. Im wesentlichen giebt Hassenstein ein geschicktes Excerpt aus Uhlands vier Abhandlungen „Sommer und Winter", „Fabellieder", „Welt- und Wunschlieder", „Liebeslieder", um dann das Volkstümliche in Uhlands Gedichten aufzusuchen, die nichts weniger als Nachahmungen der Volksdichtung sind, vielmehr zeigen, wie die Beschäftigung mit dem Volksliede „ihm half, sich von jeder seinem Wesen nicht entsprechenden Überlieferung zu befreien, daß sein Dichtergemüt sich aus jener ewig frischen Quelle immer aufs neue verjüngte".

Schließlich seien noch zwei Festdichtungen genannt. Eugène Peschier hat dem Cannstatter Gesangverein „Frohsinn" ein „Festgedicht" (Cannstatt, Bosheuyer 1887) zugeeignet, das an drei die genannte Neckarstadt und ihre Umgebung berührende Gedichte Uhlands — „Auf der Überfahrt", „Auf den Tod eines Landgeistlichen", „Katharina" — anknüpft und den Menschen, Dichter und Patrioten feiert, in die eigene Dichtung Uhlandsche Verse nicht ohne Geschick einwebend. Aber weit tiefer noch greifen uns ans Herz die inhaltsschweren Worte, mit denen der greise Ästhetiker Vischer (Festspiel zur Uhlandfeier, aufgeführt im königl. Hoftheater zu Stuttgart 24. April 1887, Stuttgart, Bonz & Comp.), selbst ein Begnadeter, dem sich am 30. Juni zum achtzigstenmale der Jahresring schloß, die Genien Schwabens, Deutschlands und der Menschheit dem Jubilare ihre Huldigungen darbringen läßt, dem Schwabensohne mit der kindreinen und doch stahlharten Seele, dessen Lieder „dem Volk entstammt, im Volksmunde leben," dem deutschen Sänger, der „im deutschen Urwald, in den Götterhainen der Ahnen andachtsvoll geschritten," dem Erzieher und Bildner der Menschheit. Was Vischer dem Dichter nachrühmt, gilt von seiner eigenen Sprache: sie ist „stark an Kraft und wie Krystall so hell". Daß hier ein Greis zu uns redet, können wir einzig und allein aus der klassischen Ruhe entnehmen, die über Vischers Dichtung ausgebreitet ist. Dann aber gewinnt auch höhere Bedeutung, wenn seine ernsten Betrachtungen über die Gegenwart und „den Kampf im Raum hienieden," den auch wir noch einmal vielleicht in nicht ferner Zukunft als „gerechten Notwehrkampf" werden auszufechten haben, ausklingen in die Mahnung:

> Gedenket gerne, daß Geschwister sind
> Die Nationen, Eines Hauses Glieder!
> Und wird euch Macht, als Meister zu gebieten,
> So rufet aus: ihr Völker, blüht in Frieden!

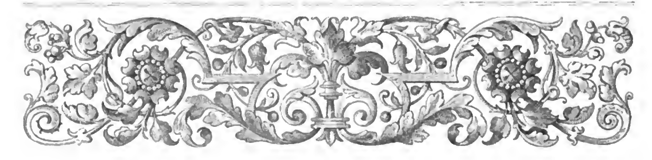
Tübingen. **Philipp Strauch.**

Redigiert unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung. — Nachdruck, auch im Einzelnen, ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt.
Druck von A. Bonz' Erben in Stuttgart.

Deutsche Dichtung.

II. Band. 9. Heft. Herausgeber: Karl Emil Franzos. 1. August 1887.





Der Hermes des Praxiteles.

Von

Heinrich Kruse.

Wenn wir zur Ebbezeit am Meeresstrande
Lustwandeln, lassen wir von unserm Fuß
Abdrücke hinter uns im feuchten Sande,
Die schon die nächste Flut zerstören muß:
So sind wir armen Menschen nicht imstande,
Nach unsers Lebens flüchtigem Genuß
Ein dauernd Bild von uns zurückzulassen,
Wir schwinden hin in unbekannten Massen.

Was hilft's, daß wir den Himmelsraum durchmessen
Und in der Erde Tiefen forschend spähn,
Die Nächte durch beim Lampenschein gesessen
Und alles wissen wollen und verstehn?
Die Wissenschaft eilt weiter, und vergessen
Wir viele einst berühmte Schriften sehn;
Der größte der Gelehrten läßt dem Staube
Sonst alles, nur den Namen nicht, zum Raube.

Die Kunst allein vermag uns zu erheben
Zu Unvergänglichkeit und ew'gem Sein.
Die Künstler flößen ihr geheimstes Leben
Dem Lied, dem Bild, dem Erz und Marmor ein,
Nur daß auch sie noch an dem Stoffe kleben!
Die Farbe bleicht, zerbröckelnd moost der Stein.
Wie lange wird — so frag' ich mich mit Beben
Wie lange wird selbst Raphael noch leben?

Der Meister, dessen Werke untergingen,
Ist nur ein Name noch, ein Schemen schon,
Mocht' auch wie eine Muse Sappho singen,
Kaum klingt von ihrer Leier noch ein Ton.
Nicht ein Gemälde konnte zu uns dringen
Von Zeuxis, und was ward dem Mann zum Lohn,
Der sieben Jahr an einem Rebhuhn malte?
Kein Federchen blieb nach, damit er prahlte.

Verwittert sind die herrlichen Gestalten
Vom Parthenon, dem Ruhm des Phidias;
Aus seinem Zeus, von dem die Locken wallten,
Daß alles bebte, ward, man weiß nicht, was.
Man sah ihn auf der Hand die Nike halten
Und weiß, daß er auf einem Throne saß.
Sonst weiß man nichts, und völlig ist verklungen
Das schönste Werk, das Menschenhand gelungen.

Spurloser noch ist aus der Welt verschwunden
Praxiteles, der einst ihr Liebling war,
Erhabenheit und Schönheit sind verbunden
In diesem unerreichten Künstlerpaar,
Ganz Hellas hat auf Wallfahrt sich befunden
Nach Knidos, wo das Bild der Göttin war,
Sein Meisterwerk, die aus dem Schaum gestiegen,
Durch Liebreiz Erd und Himmel zu besiegen.

Man sagt, daß Jünglinge im Schmerz vergingen,
Von Liebe für das Götterbild entbrannt,
Es konnte nur Praxiteles gelingen,
Weil er in Phryne solch ein Vorbild fand.
Nackt stieg sie aus den Wellen auf, es fingen,
Als Phryne da in Götterschönheit stand,
Zu klatschen die Athener an und riefen:
„Aufs neue tauchte Venus aus den Tiefen!"

Den weichen Marmor pflegt' er sich zu wählen,
Der willig nachgiebt jedem Meißelschlag,
Man weiß von seiner Anmut zu erzählen
Und rühmt ihm seelenvollen Liebreiz nach.
Der Venus durften Grazien nicht fehlen
Und Liebesgötter, wie man denken mag.
So lieblich spannte Eros nie den Bogen,
Von dem die bittersüßen Pfeile flogen.

Und alles nur, daß es vergessen werde?
Auch du, Praxiteles, ein Name nur!
Ein einzig Werk von dir, im Schoß der Erde
Begraben, deines Daseins letzte Spur!
Darüber weidete schon längst die Herde
Auf Altis einst so festereicher Flur.
Doch horch! im Schutt, um den zwei Bäche spülen,
Beginnen Karst und Hacke nun zu wühlen.

Was wollen diese Fremdlinge? Sie graben
Olympias Herrlichkeit von neuem auf,
Den Tempel, wo Zeus einstmals thronte, haben
Sie schon enthüllt, hier einen Säulenknauf,
Dort Köpfe, Glieder kräftig und erhaben,
Gerollt vom Giebel in der Zeiten Lauf,
Aus Licht gebracht, auf welche mit Entzücken,
Der Mühe schönen Preis, die Fremden blicken.

Doch vom Heraeon nahebei erschallten
Jetzt laute Rufe und ein Freudenschrei:
„Er ist's! Er ist's! Die göttlichen Gestalten!“
„Wer ist's? Was sagt Ihr, daß gefunden sei?“
„Der Hermes ist es! Seine Arme halten
Den Bacchusknaben. Seht doch! Kommt herbei!
Der Hermes des Praxiteles gefunden!
Dies, Freunde, ist die schönste aller Stunden!“

Das hohe Werk noch an derselben Stätte,
Wo man vor zwei Jahrtausenden es sah,
Als ob's die Werkstatt kaum verlassen hätte,
Steht wohlerhalten, kaum beschädigt da;
Nicht blendendweiß, doch wie mit edlem Fette,
Wohlduftend, eingesalbt, dem Wettkampf nah,
Ein Ringer steht er vor uns, der Erfinder
Der Leier und des Argus Überwinder.

Ihn zeigt uns als der edlen Ringkunst Meister
Die Palme, die zu seinen Füßen sproß,
Er bildete die Leiber und die Geister
Der ungebornen Menschen, und ihm floß
Die Rede leicht vom Mund. So unterweist er
Die Menschen als ihr freundlicher Genoß
Und lehrt sie, mit dem Klang gespannter Saiten
Die Lieder und Gesänge zu begleiten.

Heil, schöner Jüngling, schlanker Himmelsbote,
Der leichtbeschwingt sich durch die Luft bewegt,
Der Liebling für Lebendige und Tote,
Der Fromme zu dem Sitz der Ruhe trägt
Und hier schon von Gefahr und Not Bedrohte
Beschützt und sicher zu geleiten pflegt,
Du, menschlichster der Götter, hast von allen
Olympiern am meisten mir gefallen.

Das Wohlgefallen mußt' auch ihn beseelen,
Den Künstler, der so reizend ihn gemacht,
So fein und mild und freundlich. Kann es fehlen,
Daß Neigung und Vertraun für ihn erwacht?
Er wußte selbst des Kindes Herz zu stehlen,
Das, wenn er mit ihm spielt, holdselig lacht,
Und Hermes senkt zu dessen Mund die Traube,
Das Händchen, sieh! greift nach dem süßen Raube.

Die Mutter starb im Blitzgewölk dem Kleinen,
Als Semele in Stolz und Übermut
Den Zeus beschwor, er mög' ihr so erscheinen,
Wie im Olymp er bei der Gattin ruht.
Sie hatte Junos Arglist zu beweinen.
Der Säugling aber ist in Hermes Hut,
Er eilt, ihn in der Nymphen Arm zu legen,
Die künftig ihn erziehn, der Welt zum Segen.

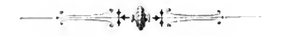
Nicht majestätisch, wie Zeus seine Blitze
Herabschickt auf der Erde böse Brut,
Nicht stolz, wie Phöbus mit des Pfeiles Spitze
Den grimmen Python traf: er rast vor Wut —
Nein, sanft und freundlich steht in dem Sitze
Der Herr Hermes da und mild und gut,
Doch Sieger ist er auch: im Staube lieget
Die Welt vor ihm, indem das Knie sie bieget.

„Horch, wie es klopft!“ rief Sergel* einst und legte
Auf den Endymion die erfahrne Hand,
Den Schläfer, dessen Brust sich leise regte,
Indes Diana staunend vor ihm stand.
Wer ist so kalt, daß ihn nicht warm bewegte
Das Leben, das Praxiteles empfand
Und einzuflößen wußte diesem Steine?
Das ist die wahre Kunst, die echte, reine!

Im Hades wandeln Schatten, vielgenannte,
Allein ihr Wesen lebt nur im Gedicht,
Und als Odysseus sie, der vielgewandte,
Umarmen will, zerfließet das Gesicht;
Er greift durch Luft. Auch unsern Künstler kannte
Die Welt, die seinen Namen ehrte, nicht,
Nun uns sein schönstes Werk zurückzugeben,
Ist er erwacht zu frischem, ew'gem Leben!

Die edle Einfalt und die stille Größe
Sind das, wofür wir heute schwärmen, nicht;
Gefeiert wird nur durch Posaunenstöße,
Was grell und blendend in die Augen sticht.
Komm, Geist der alten Griechen, komm und flöße
Uns Wahrheit ein und Maß, das uns gebricht!
Der holde Götterbote mög' uns leiten,
Daß künftig wir auf rechtem Wege schreiten.

* Berühmter schwedischer Bildhauer. Die von Gustav III. in Italien angekaufte Statue des schlafenden Endymion ist der Schmuck der Stockholmer Sammlung.



Er, der die Lusiaden sang,
Zugleich ein Dichter und ein Held,
Zog für das Vaterland entlang
Von Pol zu Pol die halbe Welt,
Zehntausend Meilen – eine gute Strecke!
Und auf dem Sterbebett hatt' er
keine Decke!

Was klagt denn viel, daß Undank sticht
Wer keine Lusiaden sang?
Schreib' ein unsterbliches Gedicht,
Hoff' keine Decke nur zum Dank
Und lerne nicht nach Glück
und nicht nach Ruhm zu trachten,
Und lerne die Verachtung zu verachten.

Bückeburg 25/6 87. Heinrich Kruse.



Leilas Freier.

Novelle von Marie von Olfers.

(Fortsetzung.)

VII.

O laß dich lieben, meine Sonne!
Erfülle mich mit Daseins Wonne.



Es erwies sich, daß der Baron ein sehr bereicherndes Mitglied dieser kleinen Versammlung war. Welche wunderbaren Schätze tauchten aus seinen Koffern auf! Hätte er die blaue Blume hervorgeholt, sie würden sich nicht verwundert haben. Ganz verzückt und andächtig lauschten sie den märchenhaften Schilderungen. Eine Boa constrictor zu erwürgen, schien ihnen für solch einen Mann eine Kleinigkeit, und daß die Löwen vor dem Blick seines stahlgrauen Auges den Schwanz einkniffen, dünkte Pip nur zu natürlich. Es war ein Schwärmen in den jungen Mädchenseelen, wie man es eben nur zu einer Zeit kann, wo das Leben in der Knospe jeden Sonnenstrahl für Frühling hält.

Nur Bonnelise blieb verstockt, erklärte das Herbarium für Heu und hatte noch kräftigere Ausdrücke für die Spiritus-Konserven, die sie nur auf der Gräfin bestimmten Befehl duldete und anfaßte. „Es ist alles Spiegelfechterei," erklärte sie, „der Herr Baron haben ganz andere Dinge augenblicklich im Kopf als Afrika." War niemand als Herr Bertrand in der Nähe, so sagte sie: „Neger, Menschenfresser, aber ich passe auf."

Leila hatte ganz den unbefangenen Ton von früher wiedergefunden und meinte: „Wenn er auch, wie Bonnelise sagt, ein Negerkind im Spiritus mit sich führt, ich fürchte mich doch nicht mehr vor ihm."

Wie in der Kindheit durch Märchen, öffnete er ihr jetzt in Wahrheit die Thore einer neuen Welt. Die Großmutter sah lächelnd zu, ihr konnte ja auch dies Glück recht sein. Ein lieber Freund mit einem goldenen Herzen, berühmt, reich, vornehm. Sobald er wollte, konnte er sich in der Heimat niederlassen. Ein wundervolle Herrschaft, ebenfalls in der Nachbarschaft, wartete nur auf ihren Herren, den sein Wissensdurst in die Ferne trieb. Etwas alt schien er für Leila, aber sie brauchte Übergewicht in der Ehe, wie sie es der Jugend schwer eingeräumt hätte, also um so besser.

Einer hatte, wie Bonnelise, keine Freude am Baron, obgleich er seine Drohung, nicht auf das Schloß zu kommen, durchaus nicht erfüllte. Wie eine große Dogge die Zähne zeigt, wenn eine andre auf ihr Terrain kommt, schlich Rafael knurrend um den höflichen Baron herum, mit höhnischem Lächeln seine Merkwürdigkeiten musternd, seine Großthaten bezweifelnd, ihn zu den gefährlichsten Beweisen auffordernd. Wenn er gesehen, wie der Fakir seine eigene Zunge verschlänge, möchte er es doch auch thun, oder, wie der Zauberer könne, Feuer fressen. Der Baron blieb trotz allem bei einer mitleidigen Höflichkeit, die den ungeschlachten Riesen ganz außer sich brachte, und rächte sich nur an ihm durch eine unbarmherzige Kritik seiner Kunstleistungen, welche er „Schildereien" nannte, und schloß, antuschen wäre ihm immer leicht geworden, aber er hätte wichtigeres zu thun gehabt als das.

Den Papagei haßte Rafael wie die Sünde, tausendmal schwor er ihm den Tod, wenn er ihn „Leila" rufen hörte. Es hatte schon eine zornige Scene mit der Besitzerin gegeben, die ihn einen Mörder genannt, der unschuldigen Geschöpfen nach dem Leben trachte. Worauf er Besserung versprach und nun mit schlechtverhaltner Wut seinen Unmut in sich fraß.

Nur Pip, die ein großes Talent für die Malerei zeigte, war seine Vertraute. Sie gestand, auch ihr sei der Papagei fürchterlich, er kreische so gräßlich, daß all ihre Nerven zitterten und daß selbst in ihrem zaghaften Herzen der Wunsch aufgestiegen sei, er möge tot sein. Dazu hätte er ihren Hut und ein Paar Schuh aufgefressen. Manchen Nachtschlaf koste ihr der Herr Baron durch seine schrecklich schönen Abenteuer, im Grunde höre sie lieber nichts davon, und der Totenschädel in seinem Zimmer sei auch nicht erheiternd. „Wenn er uns die Hand giebt, fürchte

ich immer, er zerbricht mir etwas, grad wie mit Tigerklauen packt er einen. Ihre Hände, Graf Rafael, sind doch auch nicht klein, aber vor denen ist mir nie angst."

„Er will einen Eindruck machen," sagte der Gewaltige hohnlachend, „aber bei mir gelingt es ihm nicht. Er soll auf seiner Hut sein."

„Der Himmel verhüte einen Zank zwischen Ihnen beiden," flüsterte Pip zitternd, „welche Betrübnis wäre dies für uns alle."

„So lang es geht, werd' ich Frieden halten," antwortete er überlegen, „aber es kommt ein Punkt . ."

Dieser Punkt blieb der unschuldigen Pip ein verwirrendes Rätsel, welches drohend wie eine Gewitterwolke an ihrem Freudenhimmel stand.

Der Baron war ein Frühaufsteher, man konnte nach ihm den Sonnenaufgang berechnen, denn nie versäumte er dies Schauspiel, welches zu verschlafen er eines Menschen unwürdig hielt; der einzige Punkt, in dem er mit Bonnelise übereinstimmte. Dann schweifte er weit herum, beguckte jedes Gräschen, jedes Insekt durch die schärfsten Gläser und entdeckte Merkwürdigkeiten, von deren Besitz die Bewohner dieses glücklichen Landstrichs keine Ahnung hatten.

„Er graut sich vor nichts," meinte staunend Pip, „alles greift er an. Borstige Raupen, nasse Regenwürmer, Kröten. Neulich wollte er mir eine Schlange als Armband umlegen, aber ich schrie so, daß er doch Angst bekam."

Für Leila hatte er ein neues Vergnügen eingerichtet, welches bei ihrer Lebhaftigkeit bald zur Leidenschaft wurde. Es war das Reiten. Ein sicheres Pferd war leicht zu schaffen, und nachdem sie sich als recht gelehrige Schülerin gezeigt, machten sie miteinander weite köstliche Ritte in die schöne Umgegend. „Die interessantesten Entdeckungsreisen!" wie Leila sagte, „schade daß Ihr nicht mitreiten könnt."

„Ob solch ein Amazonenheer dem Herrn Baron gefallen würde, ist sehr die Frage," äußerte Rafael spöttisch, der sich mit vieler Müh' den bockigen, rauhbeinigen Pony für diese Partien gezähmt hatte. Daß er eine lächerliche Gestalt darauf machte, wie Don Quixote auf seiner Rosinante, kümmerte ihn wenig. Dabei mußte er sein.

Der Baron hatte schon manchesmal versucht, sich den unliebsamen Begleiter abzuschütteln, als er aber bald sah, daß der Pony das am besten besorgte, ließ er davon ab. Fast nie kam dieser mit, wenn die großen Pferde ihr feuriges Tempo anschlugen, und meist sah man in weiter Entfernung den armen Goliath sich mit seinem Zwergpferde abarbeiten und es gewaltig abstrafen. „Ich dachte nicht," meinte Pip, „daß Graf Rafael auch grausam sein könnte; er muß doch sehn, daß das arme Tier nicht dafür kann, daß es schwach und klein ist."

Heut ging es wieder so. Der Pony, dieses Lebens müde, stand wie eine Mauer, ging erst gar nicht vom Hof, schlug seine langen Mauleselohren trostlos hin und her, schüttelte seinen dicken zottigen Kopf mit der eigensinnigen Stirnlocke und zeigte nicht die geringste Sehnsucht zu folgen, als Leila mit lustigem Lachen an der Seite des Afrika-Onkels hinaus in die grüne Welt trabte.

Wie alles strahlte, duftete! . . . Vor ihnen unabsehbare Ferne. Sie flogen nur so über den Boden; der Morgenwind vor ihnen her, einem unbekannten Ziele zu.

Leila, die Wangen hochgerötet, von einem unbestimmten Thatendurst beseelt, in Träumen weit von ihm entfernt, ritt selig neben ihrem Onkel. Welche Gestalt das Glücksgefühl, welches sie heut erfüllte, mit der Zeit annehmen würde, daran dachte sie nicht, sie war eben selig wie ein Kind, das nie fragt, warum und wie lange es so bleiben wird.

Dem Afrika-Onkel dagegen war es sehr klar; es gipfelte in dem jungen Ding, welches sorglos sich dicht an ihn drängte, nicht ahnend, welche Gefahr ihm von der Seite drohte, immer gedroht hatte, viel früher als heut, lang eh' er die Jungfrau wiedersah. Bis in die Wüste, bis in die Wildnis hatte ihn das Kind begleitet, das er vom ersten Augenblick an lieber gewonnen als irgend jemand auf der Welt, liebgewonnen als Hinterlassenschaft einer vergötterten frühverstorbenen Schwester, das einzige weibliche Wesen, das er je mit Interesse angesehen.

Sie gewann ihn auch lieb, es war ja natürlich.

Mit der Großmutter hatte er in den letzten Tagen viel über seine Pläne gesprochen. Die alte Frau mußte gestehn, daß Leila ihm allen Grund gegeben, zu glauben, seine Bewerbung würde nicht umsonst sein. Sie bot sich an, ihre Enkelin vorzubereiten, aber er wollte nur von ihr selbst hören, wie es stand. „Ich bin eigentlich zu alt für sie," sagte er, „aber wenn man sich lieb hat, rechnet man nicht."

Ihr Ritt war im Augenblick zu feurig um zu reden. Er nahm sich vor, im Wäldchen Halt zu machen. Bis Rafael mit dem störrischen Pony nachkäme, wäre längst das entscheidende Wort gesprochen. Von langen Reden war er, wo es Gefühl galt, kein Freund.

Berühmte Leute, wie er, haben den Vorzug, daß man sozusagen die Vorrede zu dem Buch schon gelesen hat. Es umgiebt sie außerdem eine Gloriole menschlicher Bewunderung, welche ihnen bekannt ist und sie sicher macht über ihren Wert. Grade die Jugend hatte ihm oft und viel den Hof gemacht, sie liebt das Außergewöhnliche und krönt gern. Es war dem Baron nicht ganz klar, was seinen Reisen, was seiner Person galt, und daß Bewunderung etwas anderes als Liebe sei. Hier glaubte und hoffte er, es sei dasselbe. Siegesgewiß, wie er unter den Pfeilen der Menschenfresser in ihr Land gedrungen, ging er zum Angriff über. Wäre Leila eine neue Pflanzen- oder Vogelart gewesen, das Herz hätte ihm höher gepocht. So durchströmte ihn wohlthuende Wärme bei dem Gedanken, sich an der Seite dieses holden Kindes eine Heimat zu gründen, in der er den Honig genießen könne, den er aus fremden Blüten gesammelt.

Bei einer Lichtung im Wald hielt er sein Pferd an und griff in die Zügel des schlanken Schimmelchens, welches er für Leila verschafft und selbst zugeritten.

„Schon umkehren?“ rief das Mädchen, „wie schade! in dieser herrlichen Luft! Meilenlang möchte ich so an Deiner Seite fortjagen, Onkel. Wir passen herrlich für einander, Du hast eine vortreffliche Manier, die Pferde in gleiche Gangart zu bringen. Mit Vetter Rafael ist das ganz etwas anderes. Das bockt und holpert, wir und unsre Pferde sind nie einverstanden.“

Das war schon ein hübscher Anfang. Er lächelte, nahm ihre Hand und sagte: „Leila, ich danke Dir.“

Erstaunt über den erregten Ton sah sie auf. „Wofür, Onkel?“

Das kühle Blut verließ ihn ganz. „Ich danke Dir, daß Du es mir leicht machst, zu sagen: nicht nur heut, immer, immer, Leila, möcht' ich an Deiner Seite sein. Ich liebe Dich, liebe Dich, seit ich Dich kenne.“

„Mich?“ frug sie kaum hörbar. „Ich bin Dir auch sehr gut, Onkel, schon lang, seit all der Zeit, in der Du mir freundlich warst, ein Kind vergißt derlei nicht.“

„Ich liebe Dich wie damals, und doch anders, Leila,“ fuhr er leidenschaftlich fort. „Ich kann nicht mehr ohne Dich leben, Du mußt mir gehören, Du mußt mein sein.“

„Dein?“ rief sie voll Schrecken, „was willst Du von mir, Onkel! Ich gehöre der Großmama, die hat sonst niemand mehr, ich will nicht heiraten, nie, nie! Wenn Du das meinst, Onkel, ich bleibe bei der Großmama.“

„Und wenn Deine Großmama es selbst wünscht? Sie hat es mir gesagt.“

„Wie traurig! Sie giebt mich fort!“

„Es frägt sich nur, ob Du mich lieb hast, Leila.“

„Ob ich Dich lieb habe, Onkel?“ sagte sie und die Thränen schoßen ihr in die Augen. „Wie könnte ich anders. Aber nicht so — ich weiß nicht, wie ich es Dir sagen soll, es sieht so undankbar aus. Von meinem ersten Atemzug an hast Du mir wohlgethan und ich hab' Dich lieb gehabt, nur nicht, wie Du es heut von mir verlangst, anders, vielleicht besser.“

„Leila,“ flüsterte er, sie an sich ziehend, „wir verstanden uns doch sonst so gut, ich bin zufrieden mit jeder Liebe, die Du mir giebst, ich will warten, solang Du willst.“

„Nein,“ sagte sie schaudernd, ihre Hand aus der seinen ziehend, „ich darf Dir nichts versprechen, ich passe nicht zum Heiraten, ich passe nur zum Dienst bei einer alten Großmutter. Solche Menschen muß es doch auch geben!“ schloß sie schluchzend.

Er sah sie hilflos an in ihrem Jammer. Hilfloser als da er in Afrika wehrlos wilden Tieren gegenüber gestanden. Sie weinte jetzt ganz unverholen, ihre Wangen färbten sich immer glühender und die Sonne glänzte in ihren Thränen.

„So soll alles aus sein zwischen uns, Leila, Du willst nicht einmal versuchen, mich auf meine Art zu lieben?“

Sie schüttelte trostlos den Kopf. „Es würde mir doch nicht gelingen. Können wir denn nicht fortleben wie früher, bin ich Dir nun nichts mehr wert?“

„Zu viel bist Du mir wert, um so kühl neben Dir herzugehn! Ich werde Dich immer lieben, Leila, lieben und begehren.“

Sie sah ihn angstvoll an.

„Fürchte nichts,“ sagte er, „ich gehe wieder fort, lieber heut als morgen. Wer einen berauschenden Trank kennt, der ihm Gift ist, soll ihn meiden, aber Du kannst mich nicht hindern, Dein Bild in der Seele mitzunehmen. Einmal kehr' ich zurück, es ändert sich oft viel im Leben, vielleicht spricht Dein Herz dann anders.“

Sie hatte nicht den Mut, nein zu sagen, beugte ihr schuldiges Haupt und schwieg. Erst war ihr zu Mut, als müsse sie dem Onkel um den Hals fallen und ihn bitten, trotzdem zu bleiben, dann aber schien ihr diese Maßregel doch gefährlich. Das unnennbare Etwas, vor dem sie sich so sehr fürchtete, schwebte zwischen ihnen und hemmte ihres Herzens Regung.

Besser, er ging.

Stumm ritten sie nebeneinander. Noch einmal hielt er an. „Leb wohl," sagte er und küßte ihre Hand, „mögst Du glücklich werden." Ein wunderbarer Schauer lief über des Mädchens Seele wie eine Ahnung der Liebe, die ihn erfüllte. Etwas, das ihn über sie erhob, als ständen sie beide auf der Grenze eines unbekannten Paradieses, dessen Pforten sich nun vor ihnen schlossen durch ihre Schuld.

Sie sah ihn dankbar an und zwei Thränen, andre als in ihrem kindlichen Weinen, rannen ihre runden Kindeswangen hinab.

„Ich habe Dich sehr lieb," sagte sie, „und wollte, ich könnte Dich lieben wie Du mich."

VIII.

Schwere Seufzer aus dem Herzen
Thut er über solch ein Unrecht.

Die Abreise des Afrika-Onkels verursachte ein allgemeines Wehklagen und Erstaunen. Leila ging wie eine verkappte Missethäterin herum. Vor der Großmama hatte sie nie etwas verborgen; die Gräfin sagte: „Ein Geheimnis ist immer eine Wand zwischen zwei Herzen, die sich angehören." Erst zögerte sie, da es sie nicht allein betraf, aber dann klagte sie zuerst der Großmama ihren Kummer. Die wußte schon Bescheid.

„Es ist sehr traurig für ihn," sagte sie, „aber Schuld hat niemand. Liebe ist ein Gnadengeschenk. Wir sind oft ungerecht gegen arme kalte Herzen, die unser Gefühl nicht teilen können. Er ist noch besser daran als Du. Liebe, selbst die unglücklichste, ist ein Schatz. Nicht das, was die Leute oft Liebe nennen, ein Gefühl, zusammengesetzt aus Eitelkeit und Leidenschaft, ich meine echtes, treues, selbstloses Gefühl, das dem andern alles, sogar sich selbst geben möchte."

„Eben," rief Leila, „ist es nicht abscheulich, daß ich durch ihn zu einer herzlosen, undankbaren Kreatur gestempelt bin? Ich hasse ihn fast wegen seiner Güte, ihn und seinen Papagei, der nicht aufhört, mir zärtlich zu thun, so sehr ich ihn auch mißhandle. Durch die Männer kommt doch nichts als Unruh' in das stille zufriedene Leben; ich wollte, ich brauchte keinen einzigen mehr kennen zu lernen!"

„Wenn wir immer zusammen bleiben dürften, könnte es mir schon recht sein, Leila, aber wenn ich fort muß — Du hast keine näheren Verwandten. Ich hätte Dich gern in seinem edlen Schutz gelassen. Was soll aus Dir werden, wenn ich nicht mehr da bin?"

„Dann ist alles aus für mich, Großmama!"

„Alles aus, Kind! Nie ist alles aus; Gott sei Dank, immer weiter geht es: hinab, hinauf, hinauf zu echter Klarheit, echtem Glück."

„Laß mich in der Gegenwart leben, Großmutter, und nicht darüber hinaus denken, jetzt hab' ich Dich, und weiter will ich nichts."

Vor den Freundinnen suchte Leila das schreckliche Begebnis zu verheimlichen, aber sie seufzte so schwer und die Sache dämpfte so gründlich ihren leichten Sinn, daß jedes den Druck fühlte, der auf ihr lastete.

Bald frug die eine, bald die andre: „Was hast Du? Bist Du betrübt, daß der gute Onkel fort ist? Warum hast Du ihn nicht gehalten? Wann wird er wiederkommen?"

Eines Abends beim Mondschein, der offenbar anregend auf die kleine Schar wirkte, bekannte Leila unter Thränen ihr Mißgeschick.

„Was!" rief Liebling. „Der auch! . . . ein Freier! will heiraten! Dazu muß er aus Afrika kommen und erzählen, er liebe nur im Zelt zu sitzen in Gesellschaft von Menschenfressern, oder den Umgang mit Tigern und Löwen, welche mehr Edelmut besäßen als wir alle."

„Liebe bringt alles fertig, das wißt Ihr doch schon aus der Litteraturgeschichte," fiel Apollonia ein, „ich wundre mich aber doch, daß er, ein Sammler, Dich seinen Merkwürdigkeiten vorzieht."

„Glaubt nur, der beruhigt sich nicht, der kommt wieder," flüsterte Pip, „so einer setzt alles durch! Graf Rafael nennt ihn einen desperaten Charakter: es müsse alles geschehn, was er wolle."

„Ich fürchte auch," meinte Leila, „er hätte mich am Ende gegen meinen Willen geheiratet; darum war ich froh, daß er ging, froh um meinetwillen, aber so traurig um seinetwillen. Ich fürchte, ich kann nie wieder lustig sein wie vordem."

„Solche Dinge muß man vergessen," meinte Apollonia, „Du wirst noch viel Freier haben, willst Du um alle so trauern?!"

„Der Himmel bewahre mich davor."

„Uns," sagte Pip, „kann glücklicherweise so etwas nicht passieren!"

„Ich will auch nicht mehr daran denken," beschloß Leila, „morgen nehmen wir unsre Malstunden wieder auf."

Am frohsten über die Abreise war Rafael. Das Übergewicht, das Wissen des klugen Mannes, hatte ihn sehr bedrückt. Jetzt konnte er wieder den Meister spielen bei diesem jungen Volk, das seine Kunst von ihm lernen wollte. Man sah ihn wie

vordem zu allen Stunden auf seinen langen Beinen über die grünen Wiesen dem Park zusteuern. Er hatte eine Malstunde eingerichtet, freilich mit vollständiger Nichtachtung weiblicher Fähigkeit. Er bewegte sich darin wie der Fisch im Wasser und gab Ratschläge wie Mephistopheles dem fahrenden Schüler.

Wunderbarer Weise lernte Pip, die begabteste, doch viel. Sie nahm einen hohen Flug, etwas gefährlich kühn in Farbe und Zeichnung; es war etwas von einem verwegenen Jüngling darin; Eigenschaften, die sich schwer mit ihrer zarten Persönlichkeit zusammenbringen ließen. Leila dagegen blieb elend am Boden, so sehr sich auch ihr Lehrer bemühte, sie in höhere Regionen zu heben. In Verzweiflung zerriß sie ihre Versuche, erklärte, die Malerei sei nur da, um den Charakter zu verderben und ihr alle Seelenruhe zu rauben, warf Pinsel und Farbe fort und wollte nichts mehr davon wissen.

„Noch nie habe ich Dich so hitzig gesehn," sagte die Großmama.

„Ach!" seufzte Leila, „es ist meine unglückselige Liebe zur Vollkommenheit."

Sie setzte sich nun bei den Stunden im Freien meist etwas seitab, wo ein Brückchen von Stein über einen klaren Bach gespannt war, nahm ein Buch oder eine Arbeit und versicherte, jetzt sei sie wieder zufrieden und glücklich.

Nun ereignete es sich aber, daß mit dem Lehrer eine wunderbare Veränderung vorging. Er verlor das Interesse an seinen Schülerinnen, setzte sich neben Leila auf das Bänkchen und vertiefte sich voll Anteil in das Geschick ihres Romanhelden oder in das Muster ihrer Stickerei. Ja er versuchte wieder schüchtern, ihr Profil zu zeichnen.

Pip war sehr unglücklich über diese Vernachlässigung seitens ihres verehrten Meisters. Sie fing an zu verzagen, saß ratlos, den Pinsel in der Hand, ohne zu malen, wartend, daß er sich endlich wieder zu ihr wende.

Der Liebling, welcher eine frische, fröhliche Malerei vollführte, die in ihrer naiven Schrecklichkeit ihr immer selbst genügte, riet, Pip solle es machen wie sie, sich ihrem Talent überlassen und von seinem Rat emancipieren. „Male nur darauf los!" sagte sie, „etwas muß dann doch entstehen, man wundert sich immer was; meist das Gegenteil von dem Beabsichtigten; Du glaubst nicht, wie amüsant das ist. Lauter Überraschungen."

„Aber nicht immer angenehme," meinte Apollonia, „lieber langsam und sicher;" dabei fügte sie zierlich und steif ein Vergißmeinnicht an das andre, als wär's eine Stickerei. „Am besten, jeder bleibt in seinen Schranken. Pip würde etwas ganz Gutes leisten, wenn sie nicht immer mehr wollte, als sie kann."

„Ich will aber nicht auf demselben Fleck bleiben, ich will weiter kommen," sagte Pip kleinlaut, „ich will eben lernen, was ich nicht kann."

„Dann lauf Deinem ungetreuen Lehrer nach, aber Du wirst nicht viel Glück damit haben," fuhr Apollonia fort. „Bist Du blind, siehst Du nicht, daß wir alle Luft für ihn sind, weil er nur Augen für Leila hat — der möcht' er etwas ganz andres lehren als malen."

Pip seufzte und Liebling lachte. „Tröste Dich, Pip," rief sie, „mit dem wird Leila schnell fertig, das kann ja überhaupt nur Spaß sein."

„Spaß versteht Graf Rafael nicht," antwortete Pip trostlos, „es ist eine sehr traurige Geschichte."

Rafael saß ganz versunken in Gedanken neben Leila auf dem Gemäuer der kleinen Brücke. Seine langen Beine baumelten über dem Bach, der lustig spritzend ihn ab und zu mit seinen blanken Tropfen erreichte. Der junge Mensch hatte den Kopf gesenkt und schien, ein neuer Narziß, sich in dem silbernen Spiegel zu betrachten, freilich nicht mit demselben Wohlgefallen, denn er bemerkte: „Es ist unangenehm, wenn man die Proportionen einer edlen Physiognomie kennt und als Maler so genau weiß, daß und weshalb man garstig ist. Meine Nase ist viel zu lang, meine Augen sind zu klein, und von meinem Mund red' ich erst gar nicht."

Leila lachte. „Freilich, wenn ich Dich vom Standpunkt klassischer Schönheit ansehe, bleibt viel zu wünschen übrig, aber Männer brauchen jetzt nicht mehr wie der Apoll vom Belvedere auszusehn, im Frack wäre es doch eine verlorene Sache. Heutzutage ist es ganz egal, wie ein Mann aussieht; was er ist, darauf kommt es an. Eben les' ich von einem, der ein wahrer Greuel sein muß, und alle Welt betet ihn an."

„In Büchern stehn lauter Lügen," bemerkte Rafael mißtrauisch.

„So sieh Dich in der Welt um. Es wäre auch gar zu betrübt, wenn nur die hübschen Leute geliebt würden. Denk an Bertrand, wie er für unsre alte Bonnelise schwärmt."

„Gleich und Gleich gesellt sich gern, aber wenn die Garstigen die Hübschen lieben —"

„So müssen sie irgend etwas Besonderes an sich haben," fiel Leila ein. „Zum Beispiel, mein Held in der Geschichte ist berühmt."

„Glaubst Du, daß ich je berühmt werden könnte?"

„Wenn Du fortfährst, so fleißig zu malen, wie

die letzte Zeit," sagte sie spottend, „gewiß. Aber im Ernst, ich hoffe, Du wirst der Stern der Familie. O wie würd' ich mich freun," fuhr sie begeistert fort, „wenn Deine Bilder preisgekrönt, mit Ehren überhäuft, in der Welt zu leben begännen. Wenn es überall hieße: das ist Rafael, er macht seinem Namen Ehre, wenn er auch jetzt nur Ochsen und Esel malt, sie sind durchgeistigt vom Genie; vom Genie derer von Heldern." Sie lachte. „Herrliche Aussichten, nicht wahr? Aber dazu mußt Du etwas mehr arbeiten und nicht ewig neben mir sitzen, wie in letzter Zeit."

„Mir ist", sagte er, „als lernte ich neben Dir mehr als irgendwo sonst."

„Lernen kann immer eines vom andern," meinte sie und legte ihren Kopf sinnend in die Hand, „aber mir ist doch, als ob Du im Augenblick bei mir nichts für Deinen Ruhm thun könntest."

„Alles!" rief er. „Wenn Du an mich glaubst, wachsen mir Flügel, eine mächtige Kraft durchströmt meine Seele, denn ich liebe Dich, Leila."

„Kinderei!" sagte sie ärgerlich aufstehend, „mußt Du auch aus dem Ton singen, ich hielt Dich für zu vernünftig! Rafael, Du ein Freier, es ist zu komisch."

„Laß es jetzt noch ein Luftschloß sein. Aber später, wenn eintrifft, was Du voraussagst —"

„Dann wäre lange noch Zeit gewesen, davon zu reden. Es ist unausstehlich, sobald man jemand gern hat —"

„Du hast mich gern!"

„In diesem Augenblick gar nicht! Empört bin ich, entrüstet über solche Dummheit."

Er schwieg gekränkt. Endlich sagte er: „Daß ich Dich liebe, ist meine Sache und geht Dich eigentlich gar nichts an. Meine Antwort hole ich mir später."

Jetzt kam Pip, die umsonst auf den Lehrer gewartet, um ein paar schiefstehende Häuser flehend, mit einem verzweifelten Entschluß, Rafaels Hilfe zu empfehlen. Er sah aber das Blatt grimmig an, riß es in Stücke und versicherte der sehr erschrockenen Pip, die ihre wasserblauen Augen weit aufriß, mit der Kunst sei es nichts, und mit ihrer Kunst erst gar nichts; sie solle lieber Löcher stopfen und Strümpfe stricken. Worauf er unhöflich fortstürzte.

„Was hast Du ihm gethan?" frug sie vorwurfsvoll, mit richtigem Instinkt erratend, wer ihn in diesen Zorn gebracht. „Er ist doch sonst so gütig!"

„Er hat mir etwas gethan. Verrückt ist er."

Bei diesem Ausspruch verfärbte sich Pip; also die andern hatten wirklich recht. „Wie leid ist es mir, daß ich ihm in die Quere kam."

„Es war eine erquickende Lösung, Rafael ein Freier! es ist zum Totlachen!" Aber Leila lachte nicht; zornig glühten ihre Wangen. „Was wird nun die Großmama sagen, die doch immer klüger ist als wir alle. Warten soll ich auf ihn, — was er sich einbildet! Nein, die Sache hat sich der große Maler falsch ausgemalt!"

Jetzt waren die Freundinnen dazu gekommen. Liebling fand es einen guten Spaß; Apollonia aber äußerte hart: „Ideale Künstler machen sich nichts aus Geld, umschwärmen es aber dennoch."

„Pfui!" rief Pip entrüstet, lauter, als sie je geredet, „daran hat er nie gedacht, es gehört keine Kunst dazu, sich in Leila zu verlieben."

„Aber schon mehr Kunst, ihn zu heiraten!" meinte Liebling. „Diesen langen Laban mit den abstehenden Ohren."

„Wenn er erst den Lorbeer darüber trägt, merkt man nichts mehr von ihnen! Wer weiß, was Du dann sagst, Leila," sagte Apollonia.

„Ich komme mir wie verhext vor," klagte das Mädchen. „Nun ist auch dies schöne ruhige Leben dahin. Ich wollt, ich wäre alt wie Großmama und könnte mich ohne Nebengedanken meines Daseins und meiner Freunde erfreun."

Nun gab es eine gewitterschwere Zeit im Schloß. Rafael ließ sich nicht sehn. „Der Junge ist toll!" sagte die Gräfin. „Hinaus in die Welt mit ihm. Er taugt nicht in diese Mädchenwirtschaft. Welch ein Wolf unter meinen Lämmern! Leila zu binden, unerhört! Ein Kindskopf ist er; wenn er ein Mann geworden ist, wird er es einsehn. Diese Ehe wünschte ich mir überhaupt nicht. Das Mädchen hat kein Talent zur Künstlerfrau, ihre Seele würde atemlos in so bewegtem Leben."

Sie ließ ihn zu sich kommen; er war wohl eine Stunde in ihrem Zimmer. Die Mädchen saßen verschüchtert oben, während strenges Gericht über ihn gehalten wurde. Der gute Spielkamerad that ihnen sehr leid. Wie würde er fehlen! Welche Hand war er beim Croquet! wie schön, mit ihm durch den Wald zu streifen. Was wurde nun aus der Malerei? Pip fiel aus all ihren Himmeln; die Fata Morgana versank in der Wüste, ohne ihn konnte sie nie eine große Künstlerin werden. Sie sahen ihn mit langen Schritten über den Hof schreiten und lasen auf seiner Rückenlinie „hochmütige Verzweiflung", wie Apollonia sagte. „Er guckt nicht einmal herauf!" klagte Pip. „Wie eine geknickte Lilie," bemerkte Liebling.

„Laßt ihn zufrieden," rief Leila, „ich bin traurig; es ist gar nicht zum Lachen; ich hab' ihn wirklich lieb."

Bonnelise stand und wischte sich die Augen. „Der Graf Rafael werden schon wiederkommen," prophezeite sie strafend, „und dann wird man ja sehn, was in ihm steckt."

„Lang genug ist das Futteral," äußerte der unverbesserliche Liebling, „und wenn ein Pinsel darin steckt, so ist das ja hier ganz in der Ordnung."

IX.

Lebe wohl! giebt's größern Schmerz
Als Abschied für ein treues Herz?!

Das Schloß wurde übrigens doch nicht leer von Gästen. Einer nach dem andern erschien, um sich von der hübschen Erbin einen Korb zu holen. Leidenschaften entstanden, wie Pilze über Nacht. Es gab deren von allen Sorten; wie Pip gesagt, es war keine Kunst, sich in Leila zu verlieben, und bei vielen schadete der goldene Hintergrund dem Bilde nicht.

Das Mädchen zog sich wie eine Mimose immer mehr zurück.

„Es ist doch sonderbar," bemerkte Liebling, „auf uns fällt keines und wir sind doch auch nicht so übel."

„Ich weiß nicht, worauf unsere Komtesse wartet," meinte Herr Bertrand. „Auf den Grafen Rafael gewiß nicht. Die Mädchenbande ist schuld; das kichert und lacht wie die Spottvögel. Der ist zu lang, der ist zu kurz, der hat eine schiefe Nase und was sie alles sonst haben, die Gelbschnäbel. Ich hätte sie längst an die Luft gesetzt. Reißen die Blüten von den Bäumen und wundern sich, wenn es dann später keine Frucht giebt. Jetzt finden Sie doch auch, Fräulein Bonnelise, daß es Zeit wäre zum Heiraten. Unsre Komtesse paßt nicht zur Jungfernrebe. Wer paßte auch dazu! — Harte Herzen, steinerne Gemüter. Sie glauben nicht, wie mir alle diese Heiratspläne, die hier in der Luft liegen, den Kopf warm machen. Ach warum haben Sie mich nicht genommen, als wir jung waren?!"

„Damals hatte ich keine Zeit zum Heiraten," sagte sie barsch. „Sollte ich die sterbende Gräfin verlassen oder den armen kleinen Rafael?"

„Ich habe Sie deshalb doppelt verehrt, Fräulein Bonnelise. Aber nun, wie wäre es nun?"

„Nun sind wir zu alt, um noch einen dummen Streich zu machen; es wäre lächerlich".

„Lächerlich! Wenn Menschen glücklich werden, sind sie selten lächerlich. Es ist recht unbequem, daß man mit dem alten Gesicht jugendliche Gefühle behält. Ich wollte, Sie nähmen mich noch."

„Nun," sagte sie, „Sie sind ein braver Mensch und am Ende: alt und allein ist wirklich trübselig. Wenn die Frau Gräfin nichts dagegen hätte —"

„O", rief er, „die hält viel vom Heiraten, so glücklich, wie sie war."

Die alte Gräfin verstand erst gar nicht, was Bonnelise wollte. Dann aber schüttelte sie den Kopf. „Welche Thorheit," sagte sie, „die verkehrte Welt. Leila will durchaus nicht heiraten und Ihr alten Leute — Wenn es nicht anders ist, werd' ich Euch eine kleine Stelle verschaffen, die eben auf dem Gut des Grafen Adas frei wird."

„Wir sollen fort!" schluchzte Bonnelise; ihr war, als würde sie aus dem Paradiese gestoßen.

„Eine Häuslichkeit hier würde für beide Teile unbequem sein," erwiderte die Gräfin.

Ströme von Thränen auf Bonnelisens Seite antworteten dieser Bemerkung. Sie lag auf den Knieen, beschwörend, die Gräfin möge sie behalten, sie wolle auch nie mehr von Heiraten reden. Herr Bertrand dächte ganz wie sie; wenn sie ihre gnädige Herrschaft nicht mehr bedienen sollten, wäre ihr Leben aus. Das ganze Unglück käme davon her, daß das Komteßchen nicht heiraten wolle, nun flögen diese dummen Heiratsgedanken denen, die es am wenigsten brauchen könnten, an die Köpfe.

Bertrand war sehr niedergeschlagen. „Wer nicht liebt," sagte er, „kann sich eben in eine liebende Seele nicht versetzen." Seit dem Tag schlug aber Bonnelise einen andern Ton gegen ihn an, einen zarten, bräutlichen voller Aufmerksamkeiten. Wenn sie miteinander den Kanarienvogel fütterten, war's grad, als versorgten sie ihre Familie.

„Es ist zu sonderbar," rief Leila, „mich würde das so borstig machen, wenn mich Bertrand umschwänzelte und umsäuselte mit diesen süßen Liebesreden, und Bonnelise gefällt's."

„Was aus Liebe geschieht, ist immer angenehm," äußerte Pip scheu.

„Ich begreife nicht," sagte Apollonia, „daß Bonnelise lieber dient als heiratet. Ich kenne nichts Besseres als Freiheit und Unabhängigkeit."

„Als ob es derlei in der Ehe gäbe!" rief Liebling, „man dient auf andre Weise."

„Denen dienen, die uns lieb sind, welch ein Glück! Das kann man aber in und außer der Ehe haben," sagte Leila.

„Wie weise wir geworden sind, wie vernünftig," bemerkte Liebling.

„Es ist auch Zeit“, seufzte Apollonia, „unsre guten sorglosen Tage gehn zu Ende. Noch ein paar Wochen, und jeder von uns trägt ein Joch auf dem Hals. Es wird schwerer drücken, als Ihr denkt; nur Leila bleibt frei.“

„Könnt' ich es Euch doch abnehmen!“ rief das Mädchen; „ich werde in Gedanken seine Last doch mit Euch fühlen.“

Die alte Gräfin hatte, so gut sie konnte, für jede gesorgt. Apollonia ging mit einer Baronin, einer Verwandten des Grafen Adas, nach Italien. Das sah sehr verlockend aus, aber mehr das Land als die wunderliche, eigensüchtige Dame. Einer schwindsüchtigen jungen Lady wurde der Liebling zur Pflege und Erheiterung mitgegeben. Man hoffte, ihre frischen Lebensgeister würden für beide ausreichen während eines traurigen Aufenthalts in Ägypten. Pip, welche entschiedenes Talent zeigte, wurde ihrer kinderreichen Tante entzogen und mit Leilas Geld auf eine Studienreise nach Paris geschickt.

„Es ist ein Versuch,“ sagte die Gräfin, „gelingt er, kannst Du Deinen Unterhalt besser verdienen.“ Pip verging vor Dankbarkeit und Wonne.

Schon bei dem Gedanken des Abschieds wurden Ströme von Thränen vergossen. Fest umschlungen standen die Mädchen manchesmal nachts im Mondschein, schwuren sich ewige Liebe oder schrieben Verse in die Gedenkbücher, nach denen man sie für Menschen halten konnte, die Schopenhauer oder Hartmann erschaffen. Das Leben schien keine Reize mehr für sie zu haben. Nur auf der herrlichen Abschiedstorte der Großmama lag noch ein kleiner Schimmer.

„Du wirst den armen Jungen, den Rafael sehn,“ sagte Leila, „tröste ihn, Pip, grüße ihn.“

„Aber setz ihm keine Thorheiten in den Kopf,“ ergänzte die Großmama. „Im Augenblick darf er an nichts denken als an seine Kunst. Der soll er den Hof machen, die soll er gewinnen.“

Leila sah sie fortfahren und winkte mit dem Tuch, ihre Augen dick vor Weinen. Es schien, als nähmen sie ihr alle Jugendlust mit hinweg.

Wie der Herbst sich zum Winter wandte, glaubte sie, es könne nie mehr Frühjahr werden.

Sie führte jetzt ein eigen zurückgezogenes Leben mit der Großmutter; nur die Gräfin kannte sie in ihrer ganzen Liebenswürdigkeit, sonnte sich an der wohlthuenden Wärme eines reichen Gemüts, genoß die tausend Interessen ihrer klugen Seele. Die stillen Abende mit der alten Frau waren aber auch für Leila ebensoviele Feste, geschmückt durch all die guten Freunde aus dem Bücherschrank, umweht vom edlen Geist einer reichen Vergangenheit.

Tags durchstrich sie das Dorf. Kein Elender, der sie nicht kannte und verehrte. Die gefeiertste Schöne kann nicht sehnsüchtiger erwartet werden als sie in den Hütten der Armen. Die Waisen wurden ihre Kinder. „Grad wie eine barmherzige Schwester,“ sagte Bonnelise, die ihr treulich half.

„Es wäre die erste Gräfin Heldern, die nicht heiratete,“ klagte Bertrand. „Sollen wir ein Kloster werden? O, Fräulein Bonnelise, wir passen doch nicht dafür!“

„Ich hätte nicht geglaubt, daß Du ohne Deine Gespielen so lustig mit mir alten Frau sein könntest,“ sagte die Großmama, während Leila sie mit Liebkosungen überhäufte und einen Unsinn über den andern mit ihr trieb.

„Du bist jünger und lustiger als sie alle!“ rief sie dann zärtlich, und doch wieder tief und ernst. „Keines kann mein Herz erfüllen wie Du, es geht nichts außer Dir hinein. Wenn es die Leute doch endlich glauben wollten!“

„Ein Herz hat keine Grenzen, Leila. Es wird wie ein Wunder sein, wie ein Tau, der über verdorrte Blumen kommt. Auch ich wollte nicht daran glauben, es war so dunkel um mich her. Als alles, was ich liebte, starb, wollte ich auch sterben, aber man stirbt daran nicht. Trostlos schlug ich die Augen auf; sie trafen Dich, Dein junges Leben, da geschah das Wunder. Ich liebte Dich; in Dir vereint alle, die ich verloren. Sie standen wieder auf, nicht in Schmerzen, wie ich sie scheiden sah: in einer Glorie des Lebens, die allem Düstern, allem Verwesen fremd war. Man kann nicht sagen, wie es geschieht. Gleich einem Wunder ist es da.“

X.

Wenn ich dich liebe, was geht's dich an?!

Ein großes Vergnügen blieben die Briefe der Freundinnen. Wahre Schreibhefte, immer doppeltes Porto; Gegenstände wunderlichster Art lagen darin. Die Briefe wurden von Leila tagelang auf dem Herzen getragen, ab und zu vorgelesen, als ständen die wichtigsten Dinge darin.

Auch Rafael schrieb an die Großmutter, an Leila, sogar an Bonnelise, die ob dieser Aufmerksamkeit in Wonne zerrann, freilich folgten den Liebesworten allerlei praktische Wünsche.

Er schrieb sehr hoffnungsvoll; seine begeisterten Aussprüche erfüllten Bonnelise mit Stolz, die Gräfin dagegen traute der Sache nicht. „Es bleibt eine bedenkliche Laufbahn,“ meinte sie, „eine Kunst, auf

Broderwerb gegründet, sinkt leicht zum Handwerk herab; besonders wenn man ein Haus damit bauen will. Bald darf er nicht daran denken und am wenigsten mit Deinem Geld, Leila!"

„An Geld denkt der überhaupt nicht, Großmama. Fürs erste, schreibt er ja, soll ich sein Ideal, seine Muse sein, dagegen hab' ich nichts." Dabei nahm sie ein Vergißmeinnicht aus dem Brief, welches aber in diesem vertrockneten Zustand einen kläglichen Anblick bot. „Es ist hübsch," dachte sie, „von begabten und klugen Männern geliebt zu werden; ich habe diese Opferflammen gern, sobald sie nicht mehr wollen."

Pips Briefe, die auch häufig waren, atmeten nichts als Enthusiasmus für diesen ihren Meister und sein Genie. „Alles spricht von ihm; keiner zweifelt, daß er den Preis bekommt. Dabei ist er zu gut für mich, behandelt mich wie seinesgleichen, mich armes, elendes, ungeschicktes Ding. Wenn ich ihm nur keine Schande mache als seine Schülerin und Dein Geld fortgeworfen ist, Leila. Auch Rafael, das merke ich doch, hat wenig Hoffnung für meine Kunst, nur Mitleid für mein Elend, aus Liebe zu Dir."

Leila erwiderte: „Welche melancholischen Anwandlungen! Der Mensch muß an sich glauben, wenn er etwas leisten will. Wer denkt, er fällt, springt gewiß zu kurz und kommt, statt über den Graben, hinein. Was mein Geld anbetrifft, o Pip, wo bleibt Deine Freundschaft? Hatten wir nicht alles gemeinsam, sollen wir noch nachträglich die Bonbons berechnen, die einer vom andern nahm? Ist dies mehr? Ich habe nur eine Angst, daß Du, armes Heimchen, Dich zu sehr anstrengst, um die fragliche Höhe des Ruhmes hinanzuklettern. Bleib lieber unten; bei uns im Thal ist es auch hübsch, komm zurück, ich brauche Dich! brauche einen, den ich pflegen kann. Daß Rafael Dir hilft, ist nicht mehr, als ich von ihm erwarte, mir hast Du dabei nichts zu danken, er ist von der Rettungspartei, hilft der Fliege aus dem Glas, der Mücke aus dem Feuer, es ist einmal sein Naturell."

Der Liebling schwamm mit seiner Pflegbefohlenen auf dem Nil. „Es ist merkwürdig," schrieb sie, „wie wenig vom Menschen bleibt, wenn er seinen Hintergrund verliert. Bei Euch war ich doch brauchbar, anstellig. Hier bin ich nichts mehr, nicht lustig, nicht praktisch, nur erschrocken und ganz aus dem Fahrwasser. Glücklicherweise fanden wir einen Retter; rate, wer hier ist? Dein Afrika-Onkel. Der beste, edelste, der selbstloseste Helfer in der Not. Jetzt lach' ich auch nie mehr über ihn, wenn er seinen Sonnenhut aufsetzt oder sich verschleiert wie ein Frauenzimmer. Er fand uns in ganz verzweifelter Lage. Die arme Lady sehr krank, — unmöglich, sich mit diesen schrecklichen Eingebornen zu verständigen. Geld und immer Geld! Er befreite uns aus den Händen dieser Räuber, führte unsre Rechnungen, wurde unser Reisemarschall. Manchmal sprech' ich ihm zur Belohnung stundenlang von Dir, Leila, ich habe versprochen, Dich zu grüßen. Trage mir doch auch einen Gruß für ihn auf. Seine gute braune Hand, Du weißt, wir nannten sie die Tigerpranke, ist unser Halt und unsre Stütze. Ja, ja, die Dinge nehmen sich oft hintendrein ganz anders aus."

Apollonia kam selbst herüber mit ihrer alten Baronin. Während diese sich zur Großmutter an den Kamin setzte, schlichen die zwei Freundinnen in der kalten, sternklaren Mondnacht Allee auf, Allee ab und konnten kein Ende finden, all ihre Gefühle und Gedanken auszutauschen. Apollonia hatte Graf Adas wiedergesehen. Er sollte mit ihnen zusammentreffen auf der italienischen Reise. Sie war sehr entzückt von ihm: „Er ist so edel höflich, nicht herablassend, wie wir es oft erdulden müssen. Nichts Kleinliches an ihm; ich habe ihn in diesen Wochen kennen lernen."

„Laß Dich nicht blenden, Apollonia; er ist vielleicht ein Stern, aber er hält sich auch dafür."

„Du hast recht, ich sehe zu ihm auf. Die Sterne, die begehrt man nicht, man freut sich ihrer Pracht. Ist es nicht wundervoll, wenn in dunkler Nacht ein Stern aufgeht? Mein Leben war so dunkel."

„Ich hätte nie gedacht, daß jemand durch Adas Nähe so glücklich sein könnte."

„Glücklich!" wiederholte Apollonia, „was Du glücklich nennst, kann ich nie werden; in mir brennt ein Feuer, eine verzehrende Sehnsucht nach einer Seligkeit, die vielleicht keiner hier, ich sicher nie, erreichen werde."

„Apollonia, Du liebst diesen steifen Vetter!" Leila sah sie überrascht an.

„Und wenn ich es thäte?!"

„Es ist ganz hoffnungslos, er liebt niemand."

„Mag es so sein; mein Schmerz ist meine Freude, meine einzige Freude."

„Das versteh' ich nicht, es wird wohl das Wunder sein, von dem Großmama spricht," dachte Leila. „Arme Apollonia, Dich wird der Stolze nie heiraten."

Stumm gingen sie eine Weile weiter.

„Wer jung sterben könnte," fing Apollonia wieder an, „jung und schön, vielleicht beweint. Wie gern erkaufte ich auch nur das kleinste Gefühl von ihm durch meinen Tod. Freilich, was ist auch

mein Leben wert, das Leben einer einsamen alten Jungfer."

„Verachte mir nicht meinen Stand, den ich mit Grazie zu zieren hoffe!" rief Leila. „Einen ganzen Teil von uns hat der liebe Gott sichtlich dazu bestimmt, da er so sparsam in der Anschaffung der Männer war. Bei der Weltrechnung kommt gewiß auf Frau und Mann eine Jungfrau, um die Kinder zu warten; dazu haben die Eltern selten Zeit oder Lust. Möchtest Du nicht nützlich werden wie Bonnelise?"

„Werden wie diese alte Vogelscheuche?! Nein, lieber auf der Stelle sterben, und heiraten will sie auch noch!"

„Sie thut es Bertrand zu Gefallen; die lieben sich, sind also dazu bestimmt. Du siehst, man braucht weder schön noch jung noch sonst etwas zu sein."

„Gleich muß man sein," sagte Apollonia betrübt, „aber laß uns davon schweigen."

Sie standen auf dem Altan. Ein eisiger Wind strich über ihr Gesicht, aber ihre Wangen glühten. Hoch über ihnen flogen leichte weiße Wolken; sie bauten daraus ihre Luftschlösser; hie und da blitzte ein Stern auf; wenn einer herabfallen sollte, war der Wunsch bereit; aber sie blieben alle fest in unerreichbarer Höhe, und der Mond schiffte an der strahlenden Schar vorüber, hüllte sich in seine Wolkenschleppe und verriet nichts.

XI.

Mein ist der unfruchtbare Weg,
Den Sorg' und Mühe freut.

Zwei Jahre vergingen, die Freundinnen schrieben immer seltener. Apollonia war mit der Baronin in Italien. Leila zog den Kreis ihrer Welt immer enger und enger; die Wirklichkeit, die über einige Meilen entfernt lag, zählte nicht für sie. Still, friedlich, lieblich lief das Leben an ihr vorüber wie ein Bach im Waldesdunkel. Sie selbst entfaltete sich in dieser Ruhe gleich einer Blume unter Blättergrün, über ihr der blaue Himmelsdom. Wenn sie mit der Großmutter durch die hohen Buchengänge ging und man die alte Frau nicht sah, nur das fröhliche Geplauder der beiden hörte, konnte man denken, zwei frische, junge, lustige Mädchen wandelten selbander dahin, die zueinander paßten wie Blüten und Lenz.

In diese Stille fiel wie eine Rakete die Nachricht, Rafael habe nicht nur Einen, sondern den größten Preis der Akademie bekommen. Alle Blätter waren voll von ihm. Bonnelise ging mit einem Glorienschein umher, als trüge sie seinen Lorbeer.

„Was sagen Sie nun, Komtesse?" fragte sie, „berühmte Leute kann jeder heiraten, ohne sich etwas zu vergeben; Fürstinnen haben das gethan."

„Nun," meinte die Gräfin, „an das Heiraten kann er jetzt weniger denken als je; jetzt muß es seinen Ruhm pflegen. Ruhm muß Wurzeln schlagen, sonst ist er bald ein dürrer Zweig."

„Ich wollte," äußerte Leila, „er ließe ihn erst zu einem ganzen Lorbeerhain werden, eh' er an mich denkt, Großmama. Aber er schreibt ja, er kommt. Was soll daraus werden?"

„Das Haus können wir diesem berühmten Mann doch nicht verbieten. Du mußt wissen, was Du willst, Leila."

„Wenn das nicht so schwer wäre! Ich denke, er ist vernünftig und ich auch, da muß doch etwas Verständiges daraus werden. Von Pip, die er doch gesehen haben muß, schreibt er nichts; um ihn war ich nie besorgt, aber um mein armes Heimchen. Wie mag es dem gegangen sein!"

Wenn sie Bonnelise von ihr sprach, antwortete diese feindlich: „Solche Jungfern sollten beim Strickstrumpf bleiben und nicht ein so stachliches Ding wie die Kunst anfassen; dabei kommen sie auf jeden Fall zu Schaden." Und ihrem Verehrer rief sie zu: „Na, Herr Bertrand, nun machen wir Ehrenpforten und einen Lorbeerkranz, groß wie ein Wagenrad, für Graf Rafael. Vielleicht auch bald noch mit einem anderen Kraut!"

„O Fräulein Bonnelise," erwiderte er, „Sie meinen die Myrte, aber glauben Sie mir, für die ist die Luft hier noch immer zu rauh."

Leila fürchtete das Wiedersehen. „Was sag' ich ihm," dachte sie — „ich werde ganz heiß. Es ist schrecklich, von denen, die man lieb hat, immer mit solchen Fragen geängstigt zu werden."

Im Frühjahr kam ein Brief von Pip: „Alle meine Bilder sind von der Ausstellung zurückgewiesen. Ich würde mich nicht so grämen, wenn sie etwas Besseres wert wären, aber sie sind schlecht, hoffnungslos schlecht. Graf Rafael, der mir sehr wohl will, kann es nicht anders sagen. Verschwende kein Geld mehr! Ach, hätte man mich klein hinter dem Zaun sterben lassen, statt mich aus Mitleid groß zu ziehen, es wäre barmherziger gewesen. Mein Leben ist kein Leben; für das Praktische bin ich zu schwach, für das Ideale nicht begabt genug, und in mir dieser Geist, der sich in Sorgen vergeht! Ich danke Dir tausendmal für Deine Güte. Ich gehe hin, wo ich hin gehöre."

Leila war ganz verzweifelt über diesen Brief ihres Pfleglings, sie schalt auf Rafael. „Ich hätte besser von ihm gedacht," rief sie, „über den Ruhm,

scheint's, vergißt man alles andre. Der Lorbeer ist ein giftiges Kraut für das Herz. Mein armes, armes Heimchen! Hat sie mich denn gar nicht mehr lieb, daß sie nicht zuerst daran dachte, hieher zu kommen?!"

Sie schrieb nach Paris; der Brief kam als unbestellbar zurück; sie schrieb an Graf Rafael, auch er wußte nichts. Die arme Pip war verloren in der großen Stadt wie ein Sandkorn im Meer.

Eines Tages trat Rafael selbst herein. Leila fuhr, noch eh' sie ein Wort des Lobes für ihn hatte, mit den heftigsten Beschuldigungen auf ihn los, daß er es mit Pip so weit habe kommen lassen; schon aus Freundschaft für sie hätte er doch mehr für die Arme thun müssen. Er neigte sein schweres Haupt geduldig und ließ alles über sich ergehen, dann sagte er leise: „Leila, ich habe sie gefunden!"

Ein Schrei der Freude antwortete ihm. „Gott sei Dank, hättest Du sie mir gleich mitgebracht!"

„Ich habe sie mitgebracht!" sagte er errötend, „eine barmherzige Schwester half mir."

„Sie ist krank?!"

Er nickte. „Die Leute sagen: sterbend! Aber nicht wahr, Leila," fuhr er fort, seine gutmütigen Augen flehend zu ihr wendend, „wir wollen sie wieder herauspflegen; sie war ja nie die stärkste und nun der Hunger, die Not —"

„Warum hast Du es zu dem Elend kommen lassen?"

„Sie wollte von mir nichts annehmen, von mir am wenigsten, malte für ein Spottgeld um ihr täglich Brod Schilder und ähnliches Zeug, solang sie noch den Pinsel halten konnte. Sie kommt aus dem Krankenhaus, ich brachte sie dorthin, bis sie zu transportieren war; sie glaubte, wir reisten zur Tante."

„Wo ist sie? Ich will zu ihr!"

„Im Waldschlößchen. Sie weiß es aber noch nicht, sie hat die Augen noch nicht wieder aufgeschlagen; daß ich hier bin, ahnt sie nicht. Wenn Du kommst, wird sie erschrecken. Ich möchte so gern helfen, habe mehr Geld, als ich brauche, aber Geld hilft oft wenig."

Leila zog Bonnelise zu Rat; ihr erster Ausspruch lautete nicht ermutigend. „Das Bündel Elend hätte Graf Rafael auch nicht herzuschleppen brauchen; ich bin der Ansicht, die Menschen bleiben liegen, wo sie fallen. Ein Begräbnis ist auch keine Erheiterung für unsere Gräfin."

„Wie Du gleich redest," verwies ihr Leila, „wir pflegen Pip wieder heraus, wie das erste Mal, Du hattest selbst Deine Freude daran; komm mit, Du bist immer besser als Deine Reden."

Sie wanderten zusammen durch den grünenden Wald, die Vögel jubelten, die Büsche blühten und dufteten — alles in voller Auferstehung. Der Tod der Jugend kam Leila dabei so unmöglich vor.... Als sie aber in das Stübchen traten und dies abgezehrte Jammerbild sahen, schien ihnen kaum noch Leben darin. Leila blickte stumm auf die kleine Freundin, die schon so viel gelitten hatte, und ihre Zuversicht verließ sie.

Bonnelise dagegen überkam eine wahre Leidenschaft, dies Dasein der dunklen Macht, die es niederdrückte, zu entreißen. Sie machte sofort Anstalten und unterhielt sich eifrig mit der barmherzigen Schwester über die beste Manier dazu. „Ganz hoffnungslos ist der Zustand nicht," sagte diese, „aber die Arme hat keinen Wunsch zu leben. Sie sagt immer: „was soll ich hier, allen zur Last," — das unglückliche sanfte Seelchen! Wenn sie nur sehen wollte, wie lieb man sie hat! Ich muß zurück, aber es wird mir sehr schwer ... Sie wird die Augen schon wieder aufschlagen, sie ist nur sehr erschöpft von der Reise."

„Pip," flüsterte Leila, „ich bin's, ich habe Dich lieb, weit lieber als Du mich! Ich wäre gleich zu Dir gekommen in meiner Not."

Beim Ton ihrer Stimme hob Pip die schweren Lider. Sie schien die Freundin zu erkennen, denn sie breitete ihre mageren Ärmchen weit aus und zog Leila zu sich hinunter.

Bonnelisens Pflege schlug an, wie das erste Mal. Von der vergangenen Zeit sprach niemand; sie schien versunken. Es war auch besser so. Nur Leila und Bonnelise sahen sie, so viel auch Graf Rafael das Waldschlößchen umschwärmte. Er gewann sich Leilas Herz durch die zarte Sorge für ihr Heimchen; auch stand ihm, dem gekrönten Künstler, die Demut weit besser als dem blöden Jungen der Stolz. Seine schöne, reichbegabte Seele war gleichsam vor die Thür getreten und hatte ihren Adelsschild aufgehängt.

„Muß man ihn nicht lieben?" frug Bonnelise. Aber es gab Keiner Antwort darauf als ihr getreues Echo Herr Bertrand: „Man sollte ihn lieben."

Es kränkte Graf Rafael sichtlich, daß Pip nie nach ihm fragte, ihn gar nicht erwähnte; die schwere Krankheit hatte jene Zeit in ihrer Seele ausgelöscht, oder sie wollte nicht daran erinnert sein. Sie lag jetzt meist draußen in der Sonne auf der weinberankten Veranda, vor ihr der harzig duftende Wald, neben ihr Leila. Die großen leuchtenden Augen, träumerisch in die Ferne gerichtet, füllten sich oft mit Thränen. „Ich hoffe, ich werde sterben!" sagte

sie, „es wäre eine große Gnade für mich — hier bei Dir. Eine unverdiente Gnade!"

Leila hatte nur Sinn für dies arme Leben, das vor ihren Augen flatterte wie ein eingeschlossener Schmetterling. In diesem berückenden Sommer, unter dieser Fülle von Freuden, geliebt von uns allen, sterben wollen! Sie faßte es nicht.

Rafael ließ ihr keine Ruhe. „Ich muß Pip sehen!" sagte er. „Sei barmherzig, ich will sie gar nicht sprechen, nur sehn, ich hab' es um sie verdient, Leila." Und Bonnelise bemerkte: „Graf Rafael zu sehn, kann nur Gutes thun, sein Anblick muß das kränkste Herz erfreun."

So wurde denn verabredet, er solle an einem Abend in der Thür der Veranda erscheinen, nachdem Leila Pip vorbereitet.

Ein leuchtendes Abendrot flammte durch die Kiefern und ließ die bleichen Wangen des Mädchens erglühen, da nannte die Freundin Rafaels Namen. Pip schrak sichtlich zusammen. Sie richtete sich auf und faßte Leilas Hände. „Er ist doch nicht hier?" flüsterte sie. „Sag ihm nie, wo ich bin, er verachtet mich, er müßte mich von Dir fortdrängen! Ich bin schlecht. Ach was würde er sagen, wenn er mich hier verpflegt sähe!"

„Was er sagen würde?" erwiderte Leila, „frag ihn doch selbst, Pip, da steht er!"

Aber mit einem Schrei sank sie zusammen; eine Ohnmacht folgte. Bonnelise, doppelt empört, weil sie sich ängstigte und den Eindruck, den ihr Liebling gemacht, übel nahm, brachte sie unter Reden, die die Arme glücklicherweise nicht hörte, wieder in ihr Bett.

Rafael saß auf der Veranda, den Kopf auf der Hand gestützt, als Leila zu ihm trat. „Was thatest Du ihr?" fragte sie. „Pips Betragen ist mir ein Rätsel. Sie ist sonst die Dankbarkeit selbst!"

„Mein Anblick erschreckt sie; besser, ich gehe fort," bemerkte er betrübt. „Ich gäbe alles, um sie zu retten, selbst die Freude, sie zu sehn."

Plötzlich fiel ein Lichtstrahl in Leilas Seele. „Du liebst sie?" flüsterte das Mädchen.

Er nickte stumm.

„Anders als mich, besser?"

„O Leila," sagte er, mit seinen breiten Händen die ihren umschließend, „ich weiß es nicht! Aber es ist ein Mitleid in meiner Seele, ein Gefühl für dies kleine Leben, das mich ganz erfüllt, ja selbst meine Kunst ist mir für den Augenblick nichts. Sie ist mir alles. Du brauchst mich nicht, aber sie."

Beide schwiegen, bis Leila sagte: „Weiß sie es?"

„Nein, ich weiß es selbst erst seit kurzem. Ach, wenn sie gesund würde, wenn sie mich liebte, welch ein Leben könnten wir führen!"

Diese Nacht wachte das Mädchen im Waldschlößchen. Pip war in großer Unruhe und Fieberhitze erwacht. Leila konnte nicht daran denken, ihr ein Wort zu sagen. Bonnelise hatte schon all ihre Drohungen verschwendet, Pip wurde nicht ruhig, atmete aber auf, als die Alte einen Gang nach dem Schloß machen mußte und hinter sich die Thür zuzog. „Komm nah heran, Leila," flüsterte sie, „ich habe Dir etwas zu sagen, dicht, ganz dicht."

Leila legte ihre Wange an die ihre. „Ihr dürft mich nicht behalten," fing sie wieder an, „mich nicht pflegen, nicht lieben, ich verdiene es nicht."

„Ja, Pip, wer das glauben könnte!"

„Ich habe mir selbst das Leben nehmen wollen!"

„War denn Rafael nicht da?"

„Ja, er war da, er warnte mich, er schalt mich, er nannte es ein Verbrechen. Er hielt mich sogar gewaltsam fest, aber ich entkam doch, ich war schlau; und von der Brücke ein Sprung . . . Was weiter wurde, weiß ich nicht, ich erwachte bei den guten Nonnen. Deshalb kann ich ihm nie mehr in die Augen sehn. Bring mich fort von hier. Hat er Dir nicht gesagt, wie schlecht ich war?!"

„Nein, Pip, er hat mir etwas ganz anders gesagt; er hat gesagt, er liebte Dich."

Das Mädchen bedeckte ihr Gesicht mit den Händen. „Er weiß nicht, was ich that," schluchzte sie, „o nun kann mich niemand mehr lieben."

Rafael hatte in der Thür gestanden, jetzt nahte er sich leise und schüchtern. „Pip," sagte er leise, „ich liebe Dich."

Sie sah ihn halb erschreckt an. „Du liebst mich und weißt, wer ich bin?"

Er lächelte mit seinem alten gutmütigen Lächeln, „von einem Ohr zum andern", wie einst Liebling zu sagen pflegte. „Wer besser als ich, der Dir nachgegangen war und Dich aus dem Wasser gezogen. Du warst bewußtlos, kalt, starr. Ach es war sehr traurig!"

„Desto schneller mußt Du jetzt gesund und fröhlich werden, Pip," sagte Leila. „Zu Deinem Glück kommt dort Bonnelise und wirft uns alle hinaus. Komm, Rafael, wenn Du sie liebst, mußt Du sie jetzt schlafen lassen! Ich bin ja glücklich, fast glücklicher als Ihr, daß es so gekommen!"

Sie standen beide noch eine Weile draußen im Dunkeln. „Was wirst Du von mir denken, Leila," sagte er, beschämt den Kopf senkend.

„Nur Gutes, Rafael. Die Flamme echten Ge-

fühls ist viel zu heilig, um ohne Nahrung und ohne Segen zu brennen. Ich verdiente Deine Neigung nicht. Pip liebt Dich, der kommt sie zu. Soweit wär' alles gut, aber wovon wollt Ihr Euer Nest bauen?"

„Wenn sie nur lebt!" rief er. „Wir sind jung, wir arbeiten, sie ist ja nicht verwöhnt. Wenn Du gesehn hättest, wovon sie existierte!"

„Alles sehr schön," sagte Leila, „etwas kühn scheint es mir doch. Rafael, Deiner Liebe war ich nicht wert, aber Deine Freundschaft verdiene ich. Vergiß nicht im Fall der Not, daß ich ein Recht habe zu helfen."

Als Bonnelise erfuhr, was vorging, erstarrte sie zur Salzsäule. Sie gratulierte nicht, sie kondolierte nicht. Sie bemerkte bloß: „Nach unsrer Komtesse! Daran ist nur diese gemeinsame Pinselei schuld. Es ist eine sehr gefährliche Verbindung für junge Leute!"

Von dem Tag an erholte sich Pip sichtlich. Rafael betrachtete sie in scheuer Verehrung wie eine Art Heiligenbild. Mit einiger Besorgnis beichtete er der Gräfin seine Verlobung.

„Es scheint, lieber Junge," sagte sie, „daß Du Dir durchaus das Leben schwer machen willst. Dein Herz freilich erleichtert die Sache. Pip muß jeder lieben. Heiraten steht auf einem anderen Blatt. Ich hoffe, Du hast sie lieb genug, um sie nicht wieder in Not zu bringen."

„Wenn wir bei einander sind, wird selbst Not erträglich."

„So bedenklich das klingt, Wahres ist daran, Rafael. Und so gebe ich meinen Segen, aber erst in einigen Jahren." —

„Vier Jahr müssen sie wenigstens noch warten," sagte sie zu Leila.

„Die warten nur, bis Pip leidlich gesund ist, wenn man sie läßt."

„Man läßt sie eben nicht; wer steht einem dafür, daß Rafael dieser kleinen Gänseblume treuer ist als Dir?"

„Ihre Liebe, Großmama!"

Nach Pips Beteuerungen mußte sie bald eine Riesin an Stärke und Gesundheit sein. Rafael fuhr fort, sie zu vergöttern, als gäbe es nichts Begehrenswerteres auf Erden. Jetzt werde er gewiß sein Ziel erreichen, beteuerte er, ihn beseele ein neuer Mut. Die sonst so schüchterne Pip war von seiner Zuversicht angesteckt, sie zweifelte an keinem Glück mehr, seit er sie liebte. „Wir werden schon miteinander durch das Leben kommen," sagte sie, „die grobe Arbeit thue ich, die feine Du!"

Bonnelise war bitterböse. „Es wird wohl anders kommen," weissagte sie zu Bertrand. „Sonst sind die Männer meist der schlechtere Teil, aber hier ist es umgekehrt. Sie wird das arme Lamm gut scheren."

Herr Bertrand bemerkte, er hätte grad Pip für solch sanftes Geschöpf gehalten.

„Was wissen Sie von Weiberherzen! Die zartesten sind oft die tückischsten, schleichen sich in die Seelen wie Gift. Ist es nicht, als hätte er einen Zaubertrank bekommen, wenn man statt unsrer Komtesse diese kleine Schlange nimmt?!"

„Komtesse Leila wollte ja nicht."

„Ob sich daran je ein richtig Verliebter gekehrt hat?" brummte die Alte.

Rafael sollte fort, an die Arbeit. Er ließ den dicken Kopf hängen. „Ich allein verstehe meine Pip zu pflegen," beteuerte er. Er war darin Bonnelise oft in das Gehege gekommen.

„Es ist ganz unmännlich," wetterte diese, „grad wie eine alte Kinderfrau! Sie sollten es nicht leiden, Fräulein Pip."

Darauf machte das arme Ding Anstrengungen, sich zu widersetzen; aber es entstand ein Kampf um sie, den sie nur einmal hervorrief und in schrecklichem Andenken behielt.

Jetzt suchte er Bonnelisens ganze Zärtlichkeit für ihn auf sie zu übertragen. „Wenn Du mich lieb hast, —" fing er an.

„Wenn ich Sie lieb habe, Graf Rafael, so mache ich Fräulein Pip den Standpunkt klar. Es soll nicht an mir liegen, wenn Sie keine vernünftige Frau bekommen."

Das war nicht sehr beruhigend.

Da kam die Nachricht, Rafaels Preisbild sei verkauft, eine große Bestellung in Italien ihm sicher: die Ausmalung der Villa eines reichen Mäcens. Nun war es nicht mehr möglich, den Verliebten Vernunft zu predigen. Rafael kam sich wie ein Krösus vor. Pip konnte wieder stehn und gehen, ja laufen, nun mußte gleich geheiratet werden.

Die alte Gräfin widersetzte sich natürlich, aber Leila bat immer wieder. „Laß sie ihr Glück genießen, man muß es bei den Flügeln fassen, wo es sich zeigt. Wir sind ja da. Auch hat er ja ein kleines Vermögen, welches Du Zins auf Zins gelegt. Ich habe Glauben an ihr Glück, weil sie es haben, sobald sie bei einander sind."

Darauf nahm die Gräfin Pip vor: „Es ist eine große Verantwortlichkeit, die Du auf Dich nimmst, Kind. Elend und Not können Euer Teil werden."

Pip schlug die Augen nieder. „Elend und Not kenne ich, aber das größte Elend wäre, von ihm

getrennt zu sein. Wenn böse Zeiten kommen, hoffe ich ihm, so schwach ich aussehe, doch eine Stütze zu sein."

„Wem können Sie überhaupt immer gute Tage versprechen?" rief Rafael, „am ehesten noch zweien, die sich lieben wie wir."

So wurde denn die Hochzeit des Künstlerpaares eingeleitet. Leila suchte, so viel sie konnte, unvermerkt von ihrem Reichtum in die neue Wirtschaft zu stecken. Die beiden ahnten nichts davon.

Bonnelise backte zornentbrannt die schönsten Kuchen. „Da könnten wir doch eher heiraten als die," sagte sie zu Herrn Bertrand, „wir besitzen mehr und noch dazu Verstand, der diesen Tollköpfen ganz abgeht. Komtesse Leila scheint ein Heiratsbureau für Freundinnen gründen zu wollen. Ich würde mich nicht wundern, wenn nun die andern auch hier ihre Versorgung suchten. Gut, daß sie wenigstens bald über alle Berge sind!"

Die „Luftschloß-Hochzeit", wie sie Bonnelise taufte, verlief sehr lustig. Bertrand und Bonnelise tanzten auf dem Rasen mit den Dorfleuten und bildeten sich fast ein, es sei ihr Fest.

Das junge Paar reiste nach dem Süden, strahlend vor Glück.

Leila sah ihnen lange nach.

„Das hätten Komtesse auch haben können!" sagte Bonnelise giftig.

„Nein, Bonnelise, das Beste fehlte."

(Schluß folgt.)

Der Funke.

Erwarte nicht vom Lebensplunder
Beglückend unerhörte Wunder!
Wenn manchmal auch ein Dasein ganz
Erfüllt von Reichtum, Macht und Glanz,
Es reift zu eines Glückes Blüte
Nur durch den Funken im Gemüte.
Nur durch den Funken im Gemüte,
Ob Schönheitssinn, ob Geist, ob Güte,
Entzündet sich der tote Kram
Zu einer Leuchte wundersam.
Entbehre nicht den Kram mit Härmen,
Dich kann der Funke schon erwärmen.

Hieronymus Lorm.

Die arme Witwe.

Zwei Scherflein in der schwielen harten Hand,
Gebeugt von jahrelanger Arbeit Lasten,
Trat eine Witwe an den Gotteskasten,
Wo einen Augenblick sie stille stand.

„Das eine mir! Nicht eitlen Erdenland
Begehr' ich ... doch ein wenig könnt' ich rasten ...
Nein, lieber will ich heut und morgen fasten;
Das Ganze sei zu Gottes Ruhm verwandt!"

Zwei Scherflein — beide gab die Arme hin,
Dann geht sie, in der Menge fortgetrieben;
Doch einer sah ihr stille zu von fern,

Wie sie erfüllt, was Moses hat geschrieben:
Von ganzem Herzen sollst du deinen Herrn
Und deinen Nächsten wie dich selber lieben.

Paul Lang.

Das Brautfest im Spiegelsaale.

Mit Freuden schließt in seine Spiegelwände,
Du bräutlich Paar, dies Festgemach dich ein,
Den ersten Blick, den ersten Druck der Hände
Belauschte und verriet sein Wiederschein;
Du siehst's darum mit Kränzen reich behangen,
Beim Siegesfest der Liebe mit zu prangen.

Wie zauberhaft im Kreis' der blanken Halle
Hier jeder Rosenstrauß verzehnfacht blüht,
Und zehnfach rings aus klarem Prachtkristalle
Der Lichterglanz der Hochzeitfeier sprüht:
So mehr' auch euch sich allenthalb und immer
Der Freude Blumenflor, des Glückes Schimmer.

Und wenn im Leben gleich nach kurzer Dauer
Wie Bild dem Bilde dort im Spiegelgrund
Der Freude wechselnd nachfolgt auch die Trauer,
So biet' euch diesen Trost der schöne Bund:
Daß eurem Spiegelbilde gleich das eine
Getreu auch mit dem andern lach' und weine.

Karl Gottfried Ritter v. Leitner.

Splitter.

O Titeljagd der geistig Impotenten,
Der einzig richt'ge Titel wäre nur
Für diese titeldurstigen Skribenten:
„Geheimer" Rat der Litteratur.

*

Zu vieler Streben, Trachten, Dichten
Ist immer: Großes zu verrichten.
Thut Gutes, und ist's noch so klein,
Es wird doch stets ein Großes sein.

W. Constant.

Beruf.

Gieb einen Punkt mir, wo ich stehe,
Rätselvolles, verworrenes Leben!
Nicht aus den Angeln wollt' ich dich heben,
Wollte mildern dein dräuendes Wehe.
Sieh, es wird Abend und wird wieder Morgen,
Nichts ist gethan und nichts ist geborgen,
Und die Stunde zur Stunde spricht:
Nutzlos bist du, verweile nicht.

Gleich dem Wilde, dem aufgescheuchten,
Flücht' ich mich bebend, mit tiefem Grauen,
Wo die Menschen dem Tag vertrauen,
Wo die Kerzen des Festes leuchten.
Wehe, sie suchen mit wirren Geräuschen
Über das Nichts sich hinwegzutäuschen;
Leer ist das Herz und gefüllt der Saal,
Würzig der Trank und die Freude so schal.

Cymbelklang, bacchantisches Tosen
Drängt sich mir auf in einsamer Ferne;
Aber am Himmel sinken die Sterne,
Und auf der Erde welken die Rosen.
Hoch auf den Bergen, in Wäldern und Auen,
Nirgends ein Plätzchen, um Hütten zu bauen;
Nach einer Heimat sehn' ich mich bang:
Steil ist der Pfad und die Reise ist lang.

Glücklich, wer schafft in engsten Bezirken,
Glücklich die lenkende Hand am Steuer,
Nerviger Arm am Schmiedefeuer,
Glücklich, wer eins ist mit seinem Wirken!
Ich bin aus mir selber vertrieben,
Möchte hassen und muß doch lieben,
Möchte lieben und muß verschmähn,
Und im Innern will nichts erstehn! —

Kampf ist alles. Längst schon hingen
In dem Heiligtume die Waffen;
Friede, den ich mir selbst geschaffen,
Trug mich empor mit glänzenden Schwingen.
Schwebend über Wünschen und Leiden
Hofft' ich am Bilde mein Auge zu weiden,
An den schillernden Farben des Seins,
An dem verklärenden Truge des Scheins.

Aber die waltenden Mächte zeugen
Keinen zum müßigen Schwelgen und Schauen;
Mitthun soll er und miterbauen,
Unter das Joch der Arbeit sich beugen,
Soll nicht müßig im Weiten schweifen,
In der Werkstatt den Hammer ergreifen;
Stahl sei der Wille, die Hand sei Erz,
Müßt' er auch hämmern sein eigenes Herz.

Will es noch immer verlangend pochen,
Kränkelnd streben in lichtere Räume?
Nein, vorüber die Kinderträume,
Und des Geschickes Spruch ist gesprochen.
Nicht in des Mondes zärtlichem Scheine,
Nicht im lieblichen Märchenhaine,
Nur auf der Walstatt, im staubigen Streit
Winken die Siegespalmen der Zeit.

Hold und süß ist der Duft der Myrten,
Lauter und still die Seele der Frommen;
Aber ein Engel des Krieges ist kommen,
Uns mit dem Schwerte die Lenden zu gürten.
Denn im Grabe mit einem Fuße
Steht die Zeit, und im Scheidegruße
Fraget sie bang: Wann naht sich ein Held,
Neu zu erkämpfen den Frühling der Welt?

Langsam schleicht die Verwesung weiter,
Und der Held ist noch ungeboren;
Aber wir alle, treu verschworen,
Sind des großen Zukünftigen Streiter,
Möchten fromm mit betender Lippe
Wieder dem Sterne folgen zur Krippe,
Wenn er dereinst zum Leben erwacht
In der erneuten heiligen Nacht. —

Dämmrung herrscht noch, lastende, dumpfe;
Doch dem Gewaltigen, das wir ahnen,
Wollen wir tapfer die Wege bahnen,
Daß es einherzieht im Triumphe.
Und mir ist, als sänke der Schleier
Mir vom Auge; klarer und freier,
Vor des Zweifels Stürmen bewahrt,
Schau' ich das Ziel meiner Pilgerfahrt.

Sieh, o Geschick, in hoffender Stille
Fleht meine Seele um Mut und Stärke, —
Gieb ihr die Kraft zum heilsamen Werke,
Und beflügeln wird sie der Wille.
Scharen die Tapfern sich wacher zusammen,
Blitzen die Schwerter in heiligen Flammen,
Leuchtet der Morgen des Geistes herein,
Laß mich unter den Streitern sein.

Ludwig Fulda.

Arabische Sprüche.

Ein veredler Hahn
Fängt schon im Ei zu krähen an.

*

Wer da spricht, das frage nicht,
Aber merke, was er spricht.

Vor klugem Feinde hüt' dich sehr,
Vor dummem Freunde noch viel mehr!

*

Vom Allgütigen die Rast und Weile,
Aber vom Satan die Hast und Eile.

Übersetzt von G. Rosen.



Standhafte Liebe.

Ein Schwank von Heinrich Kruse.

Personen:

Hugo von Sennecterre, Abt von Saint Germain
Herr von Coucy, Kammerherr und Seneschall.
Tourangeaud, ein Goldschmied.
Tiennette, eine Leibeigene.
Prior und Mönche der Abtei.

Der Schauplatz ist bei und in Paris.

Erster Akt.

Im Freien.

Erste Szene.

Kammerherr von Coucy. Meister Tourangeaud.

Coucy. Ich wünsch' Euch, Meister, Glück!
Tourangeaud. Wozu?
Coucy. Ei, lieber Freund, wie redest Du?
Ward Euch es denn noch nicht bekannt?
Der König hat Euch ja ernannt
Zu seinem Goldschmied.
Tourangeaud. Richtig! Ja!
Coucy. Das ist ein stolzer Titel. Ah!
So schön und klangvoll sich zu nennen,
Würd' mancher ab die Hacken rennen.
Tourangeaud. Mir fehlt's nicht an Erkenntlichkeit.
Ich bürstete mein Feierkleid,
Und für die Gnade, mir verliehn,
Dankt' ich im Louvre auf den Knie'n.
Doch damit ist es abgethan,
Ich denke weiter nicht daran,
Ich lebe nur für meine Kunst
Und alles andre ist mir Dunst.
Als armer Junge kam ich an.
Coucy. Jetzt seid Ihr ein gemachter Mann!
Durch Eure Kunst, Genie und Geist —
Tourangeaud. Genie? Ich weiß nicht, was das heißt,
Ich sage: durch Beharrlichkeit.
Ich hatte fest mir vorgenommen,
Zum Gipfel meiner Kunst zu kommen,
Und sieh, ich bin vom Ziel nicht weit.
Coucy. Paris, die Stadt, ist weit und breit
Berühmt durch Kunst und Zierlichkeit,
Doch ob vor Neid die andern bersten,
Sind Eure Werke doch die ersten.
Tourangeaud. Man muß nach rechts und links nicht sehn
Und immer vorwärts, vorwärts gehn.
Coucy. So habt Ihr freilich es gemacht,
Vertieft in Arbeit Tag und Nacht;
Ihr sannt und zeichnetet und sannt,
Ihr saßt darüber wie gebannt.
Dann ward geschmolzen und gegossen,
Und viel gehämmert und gestoßen,
Gefeilt, gebosselt — bis man da
Zuletzt das schöne Kunstwerk sah.
Tourangeaud. Ja, die Figuren so zu treiben
Wie ich, das lassen andre bleiben.
Coucy. Doch über aller Arbeit heiß
Entgehet Euch des Lebens Preis.
Tourangeaud. Wie? Bin ich reich nicht und geehrt?
Coucy. Allein Euch ward kein Weib beschert,
Ihr habt nicht Kind noch Kegel.
Tourangeaud. Wahr!
Coucy. Und so verliert Ihr Jahr für Jahr.
Die Junggesellen leben ja
Stets aus dem Vollen, heirassa!
Ihr Frühstück ist sehr gut; indessen
Sehr mäßig ist das Mittagessen.
Das Abendbrod ist herzlich schlecht,
Geschieht den Junggesellen recht.
Tourangeaud (sich hinter den Ohren kratzend). Mir fiel es selbst schon manchmal ein,
Ich sollte längst verehlicht sein,
Allein ich hatte nie die Zeit. —
Und dann die große Blödigkeit!
Coucy. Ei, werter Meister, seid gescheit,
Wie kämt Ihr denn zur Schüchternheit?
Gar manches art'ge Hoffräulein
Und manche Bürgerstochter fein
Ließ dies und das von Euch sich reichen,
Als wollte sie's zum Kauf vergleichen,
Und äugelte doch seitwärts an
Den stattlich schönen, hohen Mann.
Für ihre Augen beßre Weide
Als alles köstliche Geschmeide,
Bemerktet Ihr's nicht?
Tourangeaud. Dann und wann
Ich bin nicht blind.
Coucy. Das könnt' Euch, Mann,
Ermut'gen, deucht mir, zuzulangen
Nach Vögelchen, die selbst sich fangen.
Tourangeaud. Ich werde rot, ich werde heiß,
Kein Wort vor Angst zu sagen weiß.
Coucy. Es ist doch leicht, ein Mädchen fragen.
Tourangeaud. So könnt Ihr, Herr von Coucy, sagen,
Denn Ihr versteht Euch auf die Fraun.
Coucy (geschmeichelt). Man sagt, ich sei ein Schwerenöter.

Tourangeaud. Ihr seid ein wahrer Damentöter.
Aus Gold ein Ringlein schmieden, traun,
Ist leicht für mich, der ich es kann;
Wie aber finget Ihr es an?
Coucy. So geht zum Vater. Ei potz Stern,
Euch hat zum Eidam jeder gern.
Tourangeaud. Ich werde bald auch vierzig Jahr,
Das ist bereits zu spät, nicht wahr?
Coucy. Es ist zu früh, es ist zu spat!
Der Junggesell stets Gründe hat.
Mit solchen Schenkeln, solcher Brust,
Mit solchen braunen Feueraugen,
Die Gold zu schmelzen könnten taugen,
Ist man ja aller Weiber Lust.
Mit Eurem vollen Lockenhaar
Scheint Ihr ein Jüngling noch fürwahr.
Tourangeaud. Und dann die Richtige zu finden!
Das ist ein schweres Unterwinden,
Schwer, wie aus einem Sack voll Schlangen
Den einz'gen Aal hervor zu langen;
Mir graut vor aller Freierei.
Coucy (kopfschüttelnd, bei Seite). Man glaubt nicht, daß
es möglich sei.
(laut) Ei was! Ihr gebt Euch einen Stoß!
Entscheidet Euch, und sei's durchs Los.
Ja, werter Meister, seid kein Tropf,
Verlobt Euch über Hals und Kopf. (Ab.)

Zweite Scene.

Tourangeaud (allein). Ich hab' ein Herz voll Jugendlust
Und eine hochgewölbte Brust,
Daran ich Löwen könnt' erdrücken
Wie Herkules aus freien Stücken.
Ich habe Zähne, welche beißen,
Um Stahl und Eisen zu zerreißen,
Ich kann das Kleinst' und Feinste sehn
Und trefflich in die Ferne spähn.
Bin ich denn wirklich vierzig Jahr?
Es ist am Ende gar nicht wahr!
Der Hofherr lächelte so schlau,
Und ich verstand ihn ganz genau.
Ich bin ein Mondkalb! Bin ein Thor!
Ich hatte hundertmal es vor,
Ich hab' es tausendmal bedacht,
Nun aber wird ein End gemacht.
Schön muß sie sein und sanft von Sinn,
Nur keine Widerbellerin!
Nach anderm brauch' ich nicht zu fragen.
Wenn aus den Wolken solch ein Kind
Herunterfiele, wie geschwind
Würd' ich sie froh nach Hause tragen.
Hier diese große Vorstadtwiese
Steht voller Veilchen, daß am Hauch
Man schon sie spürt. So blühen auch
Zum Pflücken tausend Mädchen.
Tiennette (hinter der Scene). Liese!
So komm doch, weiter voran! Fort!
Tourangeaud. Wer ist denn das? Wer kommt denn
dort?
Tiennette (kommt mit einer Kuh, die im Graben graft. Sie leitet die Kuh an einem an den Hörnern befestigten Stricke).
Sieh, Liese, welch ein schönes Gras
Mit Butterblumen. Schmeckt dir das?
(Sie erblickt Tourangeaud.)
Gott grüß' Euch, Herr! (Tourangeaud will antworten, wird aber von ihrer Schönheit so betroffen, daß er verlegen und stumm weiter geht.)
Ein schöner Mann!
Ein stolzer Herr! Ich sprach ihn an,
So konnt' er doch wohl „danke" sagen.
Allein vornehme Leute fragen
Nach unsereins nicht.
Tourangeaud (zurückkehrend bei Seite). Bring' ich Thor
Bei Mädchen nicht ein Wort hervor,
Auch wenn sie barfuß gehn?
Tiennette (bei Seite). Es spricht
Der fremde Herr noch immer nicht;
Doch sieht er mich so freundlich an.
Als hält' er seine Freude dran.
Tourangeaud (sieht scharf auf Tiennette; sie zieht das Busentuch in die Höhe). Wie heißest Du?
Tiennette. Ich? Tiennette.
Euch aufzuwarten.
Tourangeaud (bei Seite). Tiennette!
Der Name klingt so hell und rein
Als wie ein Silberglöckchen fein,
Paßt für das allerliebste Wicht.
Doch jeden andern Namen bald
Verschönerte die Huldgestalt. (laut)
Wie alt bist Du?
Tiennette. Das weiß ich nicht.
Da müßt Ihr zu dem Abte gehn,
Der hat in seinem Buch mich stehn.
Tourangeaud. Was ist Dein Vater, Mädchen?
Tiennette. Wenig.
Ist der Abtei dort unterthänig
Von Saint Germain als eigner Mann.
Tourangeaud. Was treibt er denn? Was fängt er an?
Tiennette. Arbeitet in dem Klostergarten,
Er hat die Reben abzuwarten,
Mein Vater weiß sie gut zu schneiden.
Tourangeaud. Und Deine Mutter?
Tiennette. Wäscherin.
Tourangeaud. Was bist Du selber denn?
Tiennette. Ich bin —
Jenun, ich muß die Gänse weiden.
Tourangeaud. Und führst die Kuh doch so umher?
Tiennette. Nur nach der Abendglocke, Herr.
Ihr seht mich so durchdringend an,
Als ob ich was begangen hätte.
Tourangeaud. O nein, Du holde Tiennette.
Das kommt nur daher — Hör mich an.
Ich bin ein Goldschmied in der Stadt,
Der einen schönen Laden hat,
Ich fasse Perlen, Edelsteine,
Ich schmiede Leuchter, Kelche, Schreine,
Nun ward ein Bild bei mir bestellt,
Das schönste, möglichst, auf der Welt,
Von Genoveva, unsrer Stadt
Patronin, die viel Liebe hat.
Tiennette. Sie wird auch auf dem Land verehrt,
Die so geprüft ward und bewährt.
Tourangeaud. Nun sinn' ich immer Nacht und Tag,
Wie ich sie würdig bilden mag,
Und als ich plötzlich Dich erblickte,
So war es mir, als ob Dich schickte
Mein Gönner, den ich anrief schon,

Der edlen Goldschmiedszunft Patron,
Saint Eloy. Da stand sie ja,
Die fromme Genoveva, da,
Du sahst so sanft geduldig aus —
So bist Du, Kind, wohl auch zu Haus?
Tiennette. Gehorsam bin ich, darf ich sagen,
Da könnt Ihr meine Eltern fragen.
Und Widerworte geb' ich nicht.
Tourangeaud. Nicht trügt Dein holdes Angesicht!
Ich forme nun die Heil'ge mir
Von Kopf bis zu den Zehn nach Dir —
Was ziehst Du Deinen Fuß zurück?
Tiennette. Des Sonntags zieh' ich Schuh' an.
Tourangeaud. Kind,
Der Nacktheit schäm Dich nicht. Es sind
Die Knöchel, Spann und Zehn zum Glück
So schön, wie einer Göttin Fuß
Der Künstler zierlich bilden muß.
Du bist ein schönes Mädchen; haben
Dir das nicht viele schon gesagt?
Und aus der Stadt die dreisten Knaben
Verfolgen Dich wohl?
Tiennette. Eine Magd
So arm wie eine Kirchenmaus
Da bleiben schon die Freier aus,
Liebhaber halt' ich mir vom Leibe.
Tourangeaud. O Perle Du von einem Weibe!
Tiennette. Wohl mancher kommt und gafft mich an,
Doch sieht er dieses Zeichen dann,
Fliehn sie wie vor der Pest hinweg.
Tourangeaud. Was hast Du da an Deinem Arm?
(Sie reicht ihm den Arm hin.)
Ein schmales Band aus Eisenblech?
Was ist denn weiter da für Harm?
Tiennette. Darauf das Wappen der Abtei
Zum Zeichen, daß ich hörig sei.
Tourangeaud. Leibeigen sagst Du?
Tiennette. Mancher sagt
Gutspflichtig, was uns mehr behagt.
Doch meine Eltern, ich, wir alle
Sind mit dem Vieh im gleichen Falle,
Das trägt ein solches Wappenschild
Am Halsband und ein Glöckchen auch,
Sonst ist es ganz derselbe Brauch.
Wir sind doch Gottes Ebenbild,
Allein bei uns es wenig gilt.
Wie Acker, Wiesen, Schaf und Rind
Wir Klostergut, nichts weiter sind.
Tourangeaud. Das sagst Du alles ganz gelassen,
Doch ich vermag es kaum zu fassen.
Vor Dir, Du himmlisch süßes Wesen,
Zu Lieb' und Andacht auserlesen,
Vor Dir zu fliehn wie vor der Pest!
Tiennette. Was sich doch, Herr, begreifen läßt.
Gesetzt, Gott segnet meinen Schoß,
Wird Hörigkeit der Kinder Los,
Und daran ist es nicht genug,
Es wird sogar der freie Mann,
Der mich heiratet, unterthan.
Tourangeaud. Leibeigen, sagst Du?
Tiennette. Ja, dem Fluch
Der Hörigkeit verfällt auch er.
Tourangeaud. Nicht möglich!
Tiennette. Doch so ist es, Herr!
Es folgt das Kind der schlechtern Hand,
So ist Gesetz es hier zu Land.
Tourangeaud. Und solch ein Blümchen wunderfein
Muß ungepflückt verwelken?
Tiennette. Nein!
Sobald ein Kathen frei wird, nimmt
Der Abt die Liste und bestimmt
Mir einen Burschen, der ihm paßt.
Der muß mich nehmen, und ich ihn,
Worauf wir dann zusammenziehn.
Tourangeaud. Gleichviel, ob Ihr Euch liebt, ob haßt?
Tiennette. Darnach wird bei uns nicht gefragt;
Denn er ist Knecht und ich bin Magd.
Tourangeaud (sich nachdenklich den Bart streichend, bei Seite).
Du sollst dem ersten besten Kerle
Nicht vorgeworfen werden, Perle.
Nein! Nein! Ich fasse Dich in Gold,
Du süßes Wesen, sanft und hold,
Doch muß ich vorher sie befrein.
Tiennette. Was sagt Ihr, Herr?
Tourangeaud (bei Seite). Ja, sie wird mein.
(Da Tourangeaud sie nicht beachtet, streichelt Tiennette ihre Kuh.)
Tourangeaud (zu Tiennette). Welch eine schöne Kuh Du hast!
Tiennette. Die Blässe steht ihr gut, nicht wahr?
Und seht ihr glattes braunes Haar.
Tourangeaud. Sie muht vor Lust, indem sie grast.
Tiennette. Die Kuh ist unser halbes Leben.
Soll ich nicht etwas Milch Euch geben?
Der Tag ist heiß. Ihr durstet.
Tourangeaud. Nein!
Ich durste nicht nach Milch noch Wein
Und irgend einem andern Trank.
Nein, nur nach Dir mein lebelang.
Ich hab' kein anderes Verlangen,
Als Dich als Weibchen zu umfangen.
Tiennette. Ihr wolltet Euch mit mir vermählen,
Ihr sprecht doch nicht im Ernste? Nein!
Tourangeaud. Und warum sollt' es denn nicht sein?
Tiennette. Ihr hörtet mich ja doch erzählen —
Tourangeaud. Der Abt wird doch so gütig sein,
Für Lösegeld Dich zu befrein.
Tiennette. So gütig sein? Ihr kennt ihn schlecht!
Der Abt —
Tourangeaud. Wie heißt er?
Tiennette. Sennecterre.
Hugo Vicomte von Sennecterre —
Hält strenge auf des Klosters Recht.
Er zählt schon dreiundneunzig Jahr,
Doch seine Sinne sind noch klar,
Er schlürft ein wenig mit dem Fuß,
So daß er langsam gehen muß,
Sonst spürt er gar noch nicht das Alter
Und singet kräftig seinen Psalter.
Er nimmt noch alles wohl in acht,
Auf seinen Vorteil stets bedacht.
Es geht die Rede von dem Alten,
Es werde seine eine Hand
Von ihm zum *Nehmen* nur verwandt,
Die andre hab' er zum *Behalten*.
Tourangeaud. So ist er wohl habgierig, hart?
Tiennette. Ja, sehr.

Tourangeaud. Das ist der Mönche Art!
Tiennette. Hart wie der untre Mühlenstein
Und eigensinnig obendrein.
Sobald wir sehr nach etwas fragen,
So sagt er Nein, um Nein zu sagen,
Was hörig ist zu seinem Haus,
Giebt nicht der strenge Abt heraus,
Und einen Menschen zu befrein,
Das fällt ihm, glaub' ich, gar nicht ein.
's war zu Paris ein Handwerksmann
Hier unserm Kloster unterthan,
Der bracht's zu Wohlstand, Haus und Herd,
Und da er nun zu frein begehrt,
Bot er dem Abte Lösegeld.
Herr Hugo sprach: „Mein lieber Sohn,
Daß Dir es gut geht, freut mich schon,
Und da es so mit Dir bestellt,
Will ich das Kopfgeld Dir erhöhn
Um zwanzig Livres. Es ist schön,
Hat reiche Leute die Abtei.
Das Lösegeld nimm wieder mit,
Da wärst Du ja auf einmal quitt."
Und kurz, der Schuster ward nicht frei.
Tourangeaud. So eigen ist er?
Tiennette. Ohnegleichen,
Ihr werdet nichts bei ihm erreichen.
Daß Ihr auf meine Niedrigkeit
Die Augen werft, wird allezeit
Mein Herz erfreun. Doch bitt' ich sehr:
Laßt ab! Es geht nicht, lieber Herr.
Tourangeaud. Ich lasse nicht von Dir!
Tiennette. O weh!
Daß nur nichts Schlimmes draus entsteh'.
Ihr schafft Euch nichts als Schwierigkeiten,
Die widrigsten Verlegenheiten,
Und seht, das macht mir große Pein.
Tourangeaud. Du wirst mein Weib.
Tiennette. In Schmach und Not
Bringt Ihr Euch! Wär' ich lieber tot.
O wollt doch nicht starrköpfig sein!
Tourangeaud. Das bin ich. Herz, Du kennst mich nicht.
Sieh, hier vor Gottes Angesicht (er bekreuzt sich und faltet die Hände)
Gelob' ich, alles dran zu setzen
Und Tag vor Tag mich abzuhetzen,
Solang ich Odem hab' und Leben,
Die goldne Freiheit Dir zu geben,
Denn Du sollst meine Gattin werden,
Du selbst und niemand sonst auf Erden.
Eloy steh', mein Schutzpatron,
Maria auch mit ihrem Sohn
In diesem Werk mir gnädig bei,
Und daß ich nicht undankbar sei,
Das soll dann kommen an den Tag.
Aus Silber stell' ich, stark im Feuer
Vergoldet und so schön und teuer
Als Hand und Kunst es nur vermag,
Ihr Bildnis auf zum Weihgeschenke.
Gott weiß, ich spreche, wie ich denke —
Tiennette. O je!
Tourangeaud. Was ist?
Tiennette. Ich hörte zu,
Der Strick entfuhr mir und die Kuh,
O, seht! ist mir davon gelaufen,
Sie stürmt im Heu, zertritt die Haufen.
Tourangeaud. Ich werde sie schon wieder fangen.
Tiennette. Ach ja! Sonst werd' ich Straf' empfangen.
(Tourangeaud rennt der Kuh nach.)
Wie rasch ist und wie stark der Mann!
Er packt sie bei den Hörnern an
Und hält sie wie im Schraubstock fest,
Bis sie sich willig leiten läßt.
(Tourangeaud kommt mit der Kuh zurück.)
Tourangeaud. So steh' ich Dir nun immer bei,
Mein liebes, süßes Bräutchen.
Tiennette. Ei,
Fangt Ihr schon wieder davon an?
Tourangeaud. Um gar nicht aufzuhören.
Tiennette. Nein!
Es darf und kann ja gar nicht sein.
Tourangeaud. Ei was! Wer hindert mich daran!
Tiennette. Wer weiß, ob's Monseigneur erlaubt
Und ob — und ob — und überhaupt —
Ihr müßt ein solches Bündnis scheu'n.
Es würde morgen Euch gereu'n.
Tourangeaud (ein Ende machend). Magst Du mich leiden?
(Pause. Endlich nickt Tiennette mit dem Kopfe.)
Also Ja.
So reiche Deine Hand mir.
Tiennette (ihm die Hand reichend). Da!
Tourangeaud. So sind wir Bräutigam und Braut.
Tiennette. Still! Redet, Herr, doch nicht so laut.
Wenn's jemand hörte!
Tourangeaud. Alle Welt
Hör's an! Ich möchte jubelnd schrei'n,
Daß Tiennette mir gefällt
Und Pfingsten soll die Hochzeit sein.
Tiennette (sich noch schwach sträubend). Nein, laßt es! Laßt es lieber sein.
(Tourangeaud schließt ihr den Mund mit Küssen.)
Tiennette. Ist alles dieses nicht ein Traum?
Tourangeaud. O gieb doch keiner Thorheit Raum.
Tiennette. O weh!
Tourangeaud. Was giebt's? Was ist geschehn?
Tiennette. Da schlägt es halb bereits, halb zehn,
Es strahlt von Lichtern die Abtei
Und mahnt mich, daß schon Nacht es sei.
Es ward schon viel zu spät. (zur Kuh) Geschwind.
Tourangeaud. So lebe wohl, mein teures Kind.
Tiennette. Fort, Liese, nun! Fort! Trab, Trab, Trab!
Sonst setzt es Schläge für mich ab.
Tourangeaud. Sei unbesorgt! Wer wird es wagen,
Feinsliebchen, meine Braut zu schlagen?
Bis Morgen, Herzblatt! (Er umarmt sie zärtlich.)
Tiennette. Guten Tag! (Sie küßt ihm die Hand.)
Tourangeaud. Sei's drum für heut! Dein Händlein fein
Wird bald von mir geküßet sein.
(Tiennette eilt fort, Tourangeaud will sie begleiten, wird aber von dem zurückkehrenden Herrn von Coucy zurückgehalten.)

Dritte Scene.

Tourangeaud. Coucy.

Coucy. Bleibt hier! Wem rennt Ihr denn da nach?
Ich ging noch in der Abendkühle,
Die uns so wohl thut nach der Schwüle,
Und muß nun sehn — Ihr haltet hier

Ein Schäferstündchen, scheint es mir.

Tourangeaud. Ich muß Euch bitten, nicht zu scherzen,
Die Sache geht mir nah zu Herzen.

Coucy. Die Phyllis ist sehr ländlich, eh!

Tourangeaud. Mein Herr von Coucy, ich versteh'
Hier keinen Spaß. Ich sag' es laut,
Die holde Magd ist meine Braut.

Coucy. Wie hat sich das so rasch gemacht?

Tourangeaud. Es war gethan schon, eh' gedacht.
Es giebt ein Pflänzchen, welches still
Am Grund des Wassers liegen will.
Es keimt und knospet und wir sehn
Es plötzlich in die Höhe gehn
Und von der Sonne hell beschienen
Mit hundert Blümchen blühn und grünen.
So ward mein Herz ans Licht gebracht.

Coucy. Ist alles denn schon abgemacht?

Tourangeaud. Es hat noch einen Haken!

Coucy. So?
Und welchen, lieber Tourangeaud?

Tourangeaud. Mein Schatz ist hörig.

Coucy. Ei, ei, ei!

Tourangeaud. Gehört zu Saint Germains Abtei,
Da muß ich sie vorher befrein.

Coucy. Ein Sümmchen wird es kosten wohl.

Tourangeaud. Was mich auch nicht gereuen soll.
Allein der Abt soll eigen sein,
Habsüchtig.

Coucy. Dafür gilt er. Ja!
Lehrt mich ihn kennen. Hahaha!
Er geht zu Hof und hält sich gern
Auf gutem Fuß mit hohen Herrn.
Das ist für Eure Sache gut.
Die Coucys sind vom blausten Blut.
Der König nennt mich Vetter.

Tourangeaud. Ei,
Als ob mit Euch verwandt er sei.

Coucy. Das ist er, bei Saint Dagobert!
Und die Verwandtschaft bringt ihm Ehr.
Ich gelte viel bei allen Herrn.

Tourangeaud. So nehmt Euch meiner an.

Coucy. Sehr gern.
Sollt sehn, was solch ein Gönner thut,
Ich bin ein wenig Capetinger,
Und schneid' ich, Freund, mir in den Finger,
So fließet königliches Blut.
Kennt Ihr der Coucys Wappenspruch?
„Ich bin nicht Prinz, ich bin nicht König,
Doch ist ein Coucy auch nicht wenig.“
Mich dünkt, mein Freund, das ist genug.

Tourangeaud. Nur nicht um mir zu helfen, Herr!

Coucy. So zweifelt daran doch nicht mehr.
Ich will Euch helfen. Wißt Ihr was?
Ich bin ja mit dem Herrn der Braut,
Dem Abt von Saint Germain, vertraut.
Ich kenn' ihn. Überlaßt mir das.
Wenn ich die Sach' ihm vorgetragen,
Wird er die Magd Euch nicht versagen.
Sie ist durch meine Protektion
So gut wie freigelassen schon.

Zweiter Akt.

Erste Scene.

In der Abtei Saint Germain. Der **Prior** und einige **Mönche.**

Prior. Sieh, eine schwere Staatskarosse!
Vier starke, goldgeschirrte Rosse,
Das Wappen größer als der Schlag.
Wer steigt heraus? Wer folgt ihm nach?

Diener (kommt und meldet). Der Seneschall und Kammerherr
Von Coucy.

Prior. Führ die Herren her.

Coucy (eintretend, gefolgt von Tourangeaud). Herr Abt —

Prior (vortretend). Der Abt ist nicht zugegen.
Ich bin der Prior der Abtei
Und rufe ihn sofort herbei.

Coucy. Ich komme heut in Sachen wegen
Hier meines Freundes Tourangeaud (ihn vorstellend).

Prior (im Abgehen, bei Seite). Herr Ourang — Orang
oder so.
Die Namen kann man nie verstehn.

Zweite Scene.

Coucy. Ich hab' Euch Freund genannt, es zieht,
Wenn man Euch so begönnert sieht,
Nun sollt Ihr sehen, wie ich wert
Dem Abte bin und hochgeehrt.

Der Abt (kommt mit dem Prior; beim Eintreten sagt er bei Seite zum Prior auf Coucy deutend). Das Herz ist gut, der Kopf ist
schwach,
Man sieht ihm seine Fehler nach.
(Er geht auf Coucy zu und reicht ihm die Hand.)
Sieh, alter Coucy! Lebst Du noch?
Und stets noch in der neusten Tracht?
Nun, wenn's Dir nur Vergnügen macht.

Coucy. Bin ich denn alt bereits?

Abt. Nicht doch!
Ein junger Mann von fünfzig Jahren!
(Er betrachtet das Plättchen auf Herrn von Coucys Kopfe.)
Nur fehlt es immer an den Haaren,
Zur Jugendzeit an Mund und Kinn
Und auf dem Haupte späterhin. (Er begrüßt Tourangeaud.)
Mein Prior hat den Namen schlecht
Verstanden, Herr. Wie heißt Ihr? Sprecht!
Es klang wie Orang-Utang. (Heiterkeit.)

Tourangeaud. Nein,
Der Name wäre ja nicht fein.
Ich heiße eigentlich Renaud,
Jean Jacques Renaud, doch Tourangeaud
Werd' ich gewöhnlich nur genannt.

Abt. Der Name ist ja sehr bekannt.
Weshalb denn heißt Ihr, Meister, so?

Tourangeaud. Ich kam hier als ein junger Mann
Aus Tours in der Touraine an,
Drum ward ich im Quartiere nur
Der junge Mensch genannt aus Tours.
Und meiner schönen Heimat wegen
Ist mir der Name ganz gelegen.

Abt. Ich bin mit Euch, Herr Tourangeaud,
Bekannt zu werden, herzlich froh.
Sogar der König rühmt Euch sehr
Und unsre Königin noch mehr.
Insonders zierlich schmiedet Ihr
Das Kirchensilber, sagt man mir.
Ich habe schon daran gedacht,
Ob Ihr vielleicht uns etwas macht

Für unsern Hauptaltar. — Jedoch
Darüber reden wir annoch.
Jetzt bringet das Gewerbe an,
Das Euch hieher führt, lieber Mann.

Coucy. Erlaubt mir, das Euch vorzutragen,
Ich bin sein Vormund, so zu sagen.

Abt. Das lange Stehen wird mir schwer,
Ich bitt' Euch, setzt Euch zu mir her. (Alle nehmen Platz.)

Coucy. Ich möcht', auf alte Freundschaft kühn,
Um ein Geringes Euch bemühn.

Abt. Ich bin sehr willig und bereit.

Coucy. Es ist nur eine Kleinigkeit.
Ihr würdet meinen Dank vermehren,
Wollt Ihr im voraus sie gewähren.

Abt (bei Seite). Dazu bin ich nicht jung genug. (laut)
Ihr redet, Coucy, wie ein Buch.
Ich will Euch gern gefällig sein,
Soviel ich kann und darf. Allein
Blindlings voraus gewähr' ich nicht.
Das stritte gegen meine Pflicht.

Coucy. Hier dieser Meister Tourangeaud
Hat was verloren.

Abt. Was und wo?

Coucy. Sein Herz an eine arme Magd
Von Eurem Kloster.

Abt. Was Ihr sagt!
Wie heißt die Magd denn?

Coucy. Tiennette.

Abt. Wie ich das auch erraten hätte.
(Er sagt etwas zum Prior, worauf dieser sich entfernt.)
Daß eine Schönheit ihn besticht,
Verdenkt man einem Künstler nicht.

Coucy. Er hat beschlossen, aufzugeben
Das öde Junggesellenleben.

Abt (lachend). Schimpft hier nicht auf die Junggesellen!
Sie wohnen rings in hundert Zellen!

Coucy. Und seine schöne Magd zu frein.

Abt. Die Magd ist unser und nicht sein.

Coucy. Er will sie Euch ja nicht entführen,
Er hoffet Euer Herz zu rühren,
Daß die Erlaubnis Ihr erteilt
Zur Hochzeit und zum Ehestand.

Abt. Ich weise das nicht von der Hand.

Tourangeaud (aufspringend). Wenn Ihr's gestattet unverweilt,
Bring' ich für Euren Hochaltar —
Ihr spracht davon —, ein Werk Euch dar,
Aus Dankbarkeit für Eure Gunst,
Ein Meisterstück der Goldschmiedkunst,
Das nicht Euch selbst bloß wird gefallen,
Nein, wohin auch die Fremden wallen
Es anzuschaun.

Abt. Was für ein Zeug
Schwatzt Ihr zusammen? Schämet Euch.
Wißt Ihr denn, guter Meister, nicht,
Wenn unsre Magd Ihr ehelicht,
Daß Ihr der Hörigkeit verfallt
Und seid in der Abtei Gewalt?
Ihr könnt dann gar nicht daran denken,
Uns, Eurem Herrn, etwas zu schenken,
Denn alles, was Ihr macht und habt,
Gehört nicht Euch, gehört dem Abt.

Tourangeaud. Das ist ja aber Barbarei!

Abt. Wie Ihr es nennt, ist einerlei.
Genug, es ist Gesetz und Recht.

Tourangeaud. Ihr nennt das recht, ich nenn' es schlecht!

Abt. Jähzornig seid Ihr, doch das ist
Ein Künstler ja zu jeder Frist.
Bedenkt, das Mädchen ist nicht mein
Und unser Kloster nennt es sein.
Nun hab' ich schon vor vierzig Jahren
Als Abt geschworen, zu bewahren
Des Klosters Recht und alten Brauch
Und hab' es treu gehalten auch.
Ich wollte die Abtei verwalten,
Daß ihre Rechte nicht veralten,
Denn, wird ein Recht nicht ausgeübt,
So wird es nach und nach getrübt.
Seit lange ward des Klosters Recht
An seiner Magd, Mann und Geschlecht
Nicht ausgeübt, daß Zeit es wäre,
Damit das Recht uns nicht verjähre —
(Tiennette wird sauber gekleidet hereingeführt.)
Ah, Tiennette!

Alle. Seht doch! Ah!

Abt. Blitzsauber steht das Mädchen da
Wie Zinn, das blankgescheuert eben
Von einer Köchin.

Tourangeaud. Süßes Leben —
(Er will auf Tiennette zugehn, der Abt hält ihn zurück.)

Coucy. Steht sie nicht da als Königin?
Die Schönheit hat ihr Gott verliehn,
Doch wer hat Hoheit sie gelehrt
Und Anmut? Das ist staunenswert.

Abt. Das lernt sich nicht! Das ist das Licht,
Mein Freund, das aus der Seele bricht.
Das schöne Mädchen macht, wer weiß?
Noch andre Männer rot und heiß,
Hofherrn und große Edelleute,
Und wert des Kampfes ist die Beute.

Tourangeaud. Der Engel mit den frommen Mienen
Soll Euch nur als Lockspeise dienen?

Abt. Ich frag' Euch, ist das Mädchen da
Ein köstliches Besitztum?

Alle. Ja!

Abt. Man wirft sein Eigentum nicht bloß
Dem ersten Besten in den Schoß.
Es soll die ganze Welt erfahren,
Ich will das Recht des Klosters wahren.

Coucy. 's wär' besser, darauf zu verzichten.

Abt. Mein sehr geehrter Herr, mit nichten!
Auf Recht beruht das Reich und wißt,
Das Recht gleich einem Harnisch ist;
Durch eine Lücke, noch so schmal,
Wird ohne Wert er überall.
Wenn heut Ihr unser Recht versagt,
Könnt morgen Ihr das Volk erheben,
Nicht Schoß und Steuern mehr zu geben,
Bis selbst der König wird verjagt.

Coucy. Ihr könntet Euch doch wohl bequemen,
Ein wenig Rücksichten zu nehmen,
Herr Abt, wenn solch ein Mann wie ich —

Abt. Herr Seneschall, ich wundre mich.
Laßt Euren Adel aus dem Spiel;
Die Kirche giebt darauf nicht viel.
Und hütet' einst er auch die Schwein',
Das hindert niemand, Papst zu sein.

Coucy. So schlagt Ihr Meister Tourangeaud

Das Mädchen ab?

Abt. Wer sagte so?
Ihr hörtet mich ja schon erklären,
Ich sei geneigt, es zu gewähren,
Wenn er sich fügt der Hörigkeit.

Tourangeaud. Ein Sklave sein für alle Zeit?
Niemals! Doch hab' ich Lösegeld
Euch für das Mädchen angestellt.

Abt. Hat eine Magd Gelüst zu frein,
So muß sie freigelassen sein!
Das heißt dem Recht ein Schnippchen schlagen.
Des Klosters Recht darf nicht veralten,
Ich schwur es und ich will es halten.
Ich habe jetzt nichts mehr zu sagen,
Ich muß erst das Kapitel fragen,
Denn dieser Fall ist viel zu schwer.

Coucy (aufstehend und den Hut ergreifend). Ich seh', ich kam vergebens her!
„Ich will's bedenken." Wenn so spricht
Der König, seht, so will er nicht.
Ich mußte solche Reden hören —
(Er will eine Unhöflichkeit sagen, besinnt sich aber.)
Allein ich will nicht weiter stören. (Ab.)

Tourangeaud. Ich sag' es laut und überlaut,
Das Mädchen da ist meine Braut.

Abt. So schreit doch nicht so fürchterlich,
Kann denn ein Mädchen über sich
Verfügen oder „Ja!" nur sagen?
Sie muß vorher die Eltern fragen.
Und sie und ihre Eltern sind
Zudem des Klosters Ingesind.

Tourangeaud. O, Gott im Himmel droben weiß,
Wie ich das Mädchen liebe heiß.

Abt. Die Liebe kann nicht brennend sein,
Sonst fügtet Ihr Euch still und fein
Und ginget in des Klosters Recht.

Tourangeaud. Ich werde niemals Euer Knecht.
Und sagt, was hättet Ihr an mir?
Mein Geist und meine Kunst sind frei,
(die Hand an die Stirn drückend)
Hier endet Eure Tyrannei
Und Eurer Habsucht blinde Gier.
Ihr könnt mich nicht durch Foltern zwingen,
Das kleinste Werk hervorzubringen.
Ich, der ich Götterbilder kann
Erschaffen, bin ein Lasttier dann.
Wer ist's, der mir mein Weib entrafft!
Wahrt Euch! Ich habe Simsons Kraft.
(Er schlägt mit geballter Faust auf einen eichenen Stuhl, so daß er zerschmettert.)

Abt. Ihr habt da, Meister, gar nicht recht,
Daß Ihr mir meinen Stuhl zerbrecht.
Der Stuhl hat Euch ja nichts gethan,
Auch ich nicht, seht Ihr's richtig an.
Zerschlägst Du auch das dickste Eisen,
Die Faust, mein Freund, kann nichts beweisen.
Doch wir verlieren jetzt die Zeit.
Wir werden schriftlichen Bescheid
Euch, Meister Tourangeaud, erteilen.

Tourangeaud. Und bald?

Abt. Wir brauchen nicht zu eilen.
Wir müssen erst doch überlegen,
Dann nimmt der Schreiber es entgegen,
Die Antwort zierlich abzufassen.

Tourangeaud. Das würd' ich, Herr, Euch gern erlassen.

Abt. Ihr seid ein Strudelkopf. Wir gehn
Der Ordnung Weg. Das Pergamen
Wird durch den Vogt Euch zugestellt,
Ob Euch es oder nicht gefällt.

Tourangeaud. Ihr wollt' Euch weigern, merk' ich schon.

Abt. Du bist es, der sich weigert, Sohn.

Tourangeaud. Ich bin kein zahmer, feiger Thor,
Der alles sich gefallen läßt,
Mein Arm ist und mein Wille fest.
Enthaltet Ihr mein Weib mir vor,
So geht's nicht gut.

Abt. Was soll das heißen?

Tourangeaud. Ich lasse sie mir nicht entreißen.
Ich setz' Euch, Herr, den roten Hahn
Aufs Klosterdach.

Abt. Pfui, schämt Euch, Mann.
Ihr wollt das Haus in Brand uns stecken.

Tourangeaud. Ich zünd' es an an allen Ecken,
Und wenn Ihr reitet durch den Wald,
So leg' ich mich in Hinterhalt.
Der Abt wird erst erwürgt im Grase,
Der Prior mit der roten Nase
Am Baum gehängt mit den Gedärmen
Des Abts; das wird mein Herz erwärmen.

Abt. Ihr seid von Sinnen! Euer Drohn
Verdiente scharfe Strafe schon.

Tourangeaud. Ich pack' all meine Schätze ein,
Mit zwölf Gesellen hinterdrein
Auf starken Gäulen angeritten
Komm ich nach Saint Germain und mitten
Aus allem Volk hol' ich heraus
Feinsliebchen, und dann fort im Saus!!

Abt. Wohin denn?

Tourangeaud. In ein fremdes Land,
Wo Euer Kloster unbekannt.

Abt. Entführen wollt Ihr uns die Magd?
Den will ich sehen, der das wagt.
Dafür sind Schloß und Riegel gut,
Wir nehmen sie in sichre Hut.
Sie bleibt im Kloster hier zurück.
(Tiennette wird abgeführt.)
Ihr macht Euch fort! Im Augenblick! (Allgemeiner Aufbruch.)

Tiennette (wendet sich, eh' sie aus der Thür geht, um und sagt zu Tourangeaud). Ich bleib' Euch dankbar allezeit
Für diese kurze Seligkeit,
Doch bitt' ich, Tourangeaud, Euch sehr,
Erzürnt nicht meinen Herrn noch mehr.
O, laßt es lieber! Laßt es sein!

Tourangeaud. Kind, Du bist mein, und ich bin Dein!
(Die weiteren Akte folgen.)

Sprüche.

Weisheit hat jeder für sich allein,
Dem andern kann sie wenig frommen.
Jeder muß selbst erst gedroschen sein
Und wissen, wie ihm die Tracht bekommen.

Bleibt schönes Glück dir stets getreu,
Dann scheint dir allgewohnt das Beste,
Doch Sorg' und Schmerz sind immer neu,
Sogar als altgewohnte Gäste.

Otto Roquette.



Heinrich Kruse.

Von Wilhelm Fischer.



Heinrich Kruse ist geboren am 15. Dezember 1815 in Stralsund, einer der alten Hansestädte,

„Die, wie ein Kranz um die Schale gelegt, rings blühten am Wasser,
Dort, wo Lübeck thront und das siebenthorige Rostock,
Bis wo der Preuße den Bernstein sucht nach dem Sturm aus dem Seegras."

Sein Vater war der Altermann des Gewandhauses und langjährige Landtagsabgeordneter für Rügen-Stralsund, Andreas Theodor Kruse, der auch als Schriftsteller aufgetreten ist; er beschäftigte sich namentlich mit der Verfassung und der Geschichte der Stadt Stralsund und sammelte seine Abhandlungen in den „Sundischen Studien". Die Stadt, einst nach Lübeck die bedeutendste an der Ostsee, ist jetzt herabgekommen, bewahrt aber in den herrlichen Kirchen und dem mächtigen Rathaus, und ebenso in einem fürstlichen Grundbesitz Erinnerungen an ihre große Vergangenheit, für die sich Heinrich Kruse schon als Knabe begeisterte, wie er denn den Stoff zu zweien seiner frühesten Dramen, „Witzlav von Rügen" und „Raven Barnekow", der Geschichte seiner Vaterstadt entlehnte. Er verlebte eine glückliche Jugend, großenteils auf dem Lande, zu Andershof, einem Familiengute nahe bei Stralsund, an der Ostsee gelegen. Das Gut war verpachtet, aber Herrenhaus und Garten, ein kleiner Landsee und ein daranstoßendes Eichengehölz der Gutsherrschaft vorbehalten. Natur und Ländlichkeit zogen ihn an; die gaudentes rure camoenae, namentlich Theokrit und Virgil, waren seine Lieblinge und Vorbilder, denn er versuchte sich früh in Idyllen. Er studierte 1833—1837 in Bonn und Berlin Philosophie und Archäologie. Auf der Universität wie auf dem Gymnasium schloß er manchen fürs ganze Leben dauernden Freundschaftsbund, wie er denn in einem Gedichte sagt, sein Herz sei treu, und man könne ihm, wie jenem Perserkönige, einst aufs Grab schreiben: „Er war ein Freund seiner Freunde." Nach den Universitätsjahren verlebte er längere Zeit (1838—1844) im Auslande, teils in Rußland, teils in England, wohin er durch Bunsen als Lehrer der beiden ältesten Söhne des Lord Ashley (des bekannten Philantropen, späteren Earl of Shaftesbury) berufen worden war. Dann wirkte er drei Jahre (1844—1847) als Gymnasiallehrer in Minden und durchstreifte oft mit seinen Schülern die freundliche Wesergegend, von Herder bezeichnend „die deutscheste" genannt. Den Mittelpunkt seiner Studien bildeten die geschichtlichen, worauf auch seine Dissertation Vita Arati Sicyonii hinweist; diese und ein paar archäologische Abhandlungen bezeichnen den Anfang und das Ende seiner wissenschaftlichen Laufbahn. Die großen Verhältnisse der Staaten und die Geschichte der Gegenwart beschäftigten ihn lebhaft, und da er auf seinen Reisen sich auch einige Länder- und Völkerkunde erworben hatte, so lag ihm der Entschluß nahe, sich der Politik und der Publizistik zuzuwenden. Er arbeitete kurze Zeit an der Allgemeinen Zeitung in Augsburg und ward dann in die Redaktion der Kölnischen Zeitung berufen. Vorher besuchte er Paris und kam von dort, abweichend von vielen seiner daselbst weilenden Landsleute, mit der Überzeugung zurück, daß der starre Widerspruch Ludwig Philipps und seines Ministers Guizot gegen jede Reform der damaligen sehr mangelhaften Verfassung ein verkehrter Weg sei, der leicht zum Abgrunde führen könne. Die sorgfältigste Kenntnis aller Thatsachen betrachtete Kruse von jeher als die notwendige Grundlage jedes politischen Urteils. Voir ce qui est, die Dinge sehen, wie sie sind, war immer sein Wahlspruch, den er auch gegen sich und seine eigenen Wünsche aufs strengste durchzuführen suchte. Daß er sich in der Beurteilung von Menschen und Dingen selten geirrt habe, ist eine Anerkennung, die ihm öfters von Fachgenossen ausgesprochen wurde. Er war ein freimütiger, aber sehr gemäßigter Liberaler, so daß er sich sagen konnte:

In moderation seeking all my glory,
While Tories call me Whig, and Whigs a Tory.

Dieser Richtung ist er auf seiner ganzen publizistischen Laufbahn treu geblieben. Von Köln wurde er 1848 nach Berlin als Chefredakteur der Neuen Berliner Zeitung (der sogenannten Geheimratszeitung) berufen, trat aber noch in demselben Jahr in die Redaktion der Deutschen Zeitung zu Frankfurt a. M. ein, deren Leitung ihm bald als Nachfolger von Gervinus anvertraut wurde. „Das wichtigste war", urteilt Anton Springer in seinem Buche über Dahlmann, „die Redaktion übernahm Heinrich Kruse. Neues Leben, frischer Geist und die Kraft einer felsenfesten Überzeugung atmeten wieder aus dem Blatte." Es galt als Organ der erbkaiserlichen Partei, der Mehrheit der National-Versammlung. Er harrte an der Spitze des Blattes aus, solange noch irgend eine Hoffnung war, die Reichsverfassung durchzuführen, ja sogar noch etwas länger. Die Demokraten bedrohten ihn mit Ermordung, und sein Freund Gervinus riet ihm, sich nicht länger in Frankfurt nutzlos auszusetzen, aber er antwortete, die Hunde, die bellten, bissen nicht, und behielt recht. Er verließ Frankfurt nicht eher, als bis er, ohnehin überarbeitet und erschöpft, zusammenbrach bei der erschütternden Kunde von dem plötzlichen Tode seines heißgeliebten Zöglings Francis Ashley auf der Schule zu Harrow, eines herrlichen Jünglings, auf den man das Wort anwenden konnte: „Angelus potius quam Anglus." Kruse ging an den Genfer See, nach Vevey, wo er fünf Monate brauchte, um seine zerrütteten Nerven wieder herzustellen. J. J. Rousseau nennt diesen Ort den schönsten Punkt, den er auf Erden erblickt habe, aber der Dichter, in seiner

Elegie Beven, sah alle Schönheiten nur wie durch einen Traumschleier. Das Fehlschlagen der deutschen Einheitshoffnungen beugte ihn nicht so tief wie manche andere Vaterlandsfreunde, da er sich in Frankfurt beständig gesagt hatte: Dieser Versuch muß gemacht werden, aber er kann und wird nicht bei diesem ersten Male gelingen. Noch vor Ablauf des Jahres 1849 trat Kruse wieder in die Redaktion der Kölnischen Zeitung ein. Die rückläufige Bewegung lastete damals schwer auf dem Blatte, das, genau gezählt, ein Dutzendmal mit sofortiger Unterdrückung bedroht wurde. Aber der Besitzer der Zeitung, Joseph Du Mont, widerstand mit der größten Charakterfestigkeit allen Einschüchterungen. Man konnte ihn zum Schweigen nötigen, aber nicht bewegen, im Sinne der damals herrschenden Partei zu reden, und die Redaktion war gleichen Sinnes. Der Chefredakteur K. H. Brüggemann mußte auf Befehl zurücktreten, und sein Freund Kruse übernahm an seiner Stelle die Leitung der Kölnischen Zeitung. Es gelang ihm, das Schiff, das in allen Fugen krachte, durch alle Klippen hindurch zu steuern, bis mit der Regentschaft des Prinzen von Preußen bessere Zeiten für die Presse eintraten. Das Rheinische Volksblatt ist seitdem mächtig aufgeblüht; zu dieser Blüte trug an erster Stelle die glückliche Weltlage Kölns bei, sodann die unermüdlich und in großem Sinne weiterstrebende Verwaltung des Blattes durch den Verleger Joseph Du Mont und seine Nachfolger Wilhelm Schultze und August Neven, dann aber auch die Redaktion sowohl Kruses als seines Vorgängers Brüggemann und seines Nachfolgers Schmits. Kruses Leitartikel fanden nicht bloß in Deutschland Beachtung, sondern auch im Auslande, namentlich in wichtigen und entscheidenden Zeiten. Dann zeichneten sie sich in ergreifender Weise durch Wärme der Empfindung und hohen Schwung der Diktion aus und wurden auch vielfach in fremde Sprachen übersetzt. So vor dem Ausbruche des Krimkrieges die Aufforderung: „Europa erwartet, daß England seine Schuldigkeit thue!" so im Sommer 1870 der begeisterte Aufruf gegen Frankreich, welcher, wie man wohl ohne Übertreibung sagen darf, in Millionen Herzen Wiederhall fand.

Seit der Wiedererrichtung des Deutschen Reiches war die Hauptstadt desselben für die Kölnische Zeitung so wichtig geworden, daß 1872 der bisherige Chefredakteur als Vertreter und Berichterstatter nach Berlin übersiedelte, wo für die beständige Verbindung mit seiner Redaktion durch die eigene Telegraphenleitung des Blattes gesorgt war. Kruse lebte zu Berlin in angenehmen Verhältnissen, und hervorragende Männer der Politik und der Wissenschaft, der Litteratur und der Kunst pflegten sich in seinem gastlichen Hause in heiterer Geselligkeit zu begegnen. Aber das Leben in der Reichshauptstadt ist angreifend, Kruses Augen und Nerven litten darunter, er empfand ein wachsendes Bedürfnis nach Ruhe und teilte 1883 dem Besitzer der Kölnischen Zeitung seinen Wunsch mit, sich zurückzuziehen. Herr August Neven-Du Mont erleichterte ihm diesen Entschluß in freundschaftlicher und großmütiger Weise und bat ihn nur, noch bis zum Juli 1884 auszuharren. Als er dann Berlin verließ, bewiesen die Nachrufe der Blätter, daß man ihn ungern scheiden sah. Er zog sich mit seiner Frau, einer Tochter des preußischen Generals Menckhoff, nach dem freundlichen Bückeburg zurück, wo er Villa und Garten erwarb und, unbekümmert um Politik, ganz seinen litterarischen Plänen lebt.

Diese Bestrebungen haben ihn von früher Jugend an durchs Leben begleitet, obgleich er erst spät damit hervortrat. Von den poetischen, meist humoristischen Kleinigkeiten, die er hier und da erscheinen ließ, ist vielleicht nur „Der Teufel zu Lübeck" zu erwähnen. Dieser Fastnachtsschwank in Hans Sachsens Manier erschien auf Geibels Betreiben 1847 bei Karl Reimarus in Berlin und wurde hin und wieder sehr gepriesen, verwehte aber in dem Sturmjahr 1848. Erst im Jahre 1868 ließ Kruse sein erstes größeres Werk erscheinen, „Die Gräfin", ein Trauerspiel, das er anonym bei Hirzel in Leipzig herausgab. Laube äußerte, das Drama könne nur das Werk einer Kraft ersten Ranges sein, und erklärte sich bereit, es aufzuführen. Darauf entdeckte sich ihm der Verfasser, und beide machten sich gemeinschaftlich an die Bühnenbearbeitung. Laube verlangte nichts weniger, als daß alle Scenenwechsel beseitigt werden sollten. Vergebens drang der Dichter in ihn, wenigstens zwei der notwendigsten Verwandlungen beizubehalten, namentlich die Hauptscene des Stückes, in welcher der Erbe Ostfrieslands sein Leben im Schloßgraben verliert. Auch die ganz auf die Umgebung berechnete Scene, wo Engelmann und Almuth vor dem Todesmoor Abschied nehmen, mußte innerhalb der Schloßmauern gegeben werden. Wirklich gelang es, alle Verwandlungen wegzuschaffen, bis auf eine, die Laube selbst nicht zu beseitigen vermochte. Das also verstümmelte Stück ward nichtsdestoweniger in Leipzig, wie Laube selbst berichtete, mit schönem Erfolge aufgeführt und auf großen, mittleren und kleinen Bühnen mit gleichem Glücke gegeben. Aber nirgends gelang es den Vorstellungen des Dichters, die Hauptscene zu retten. Als Grund pflegte vorgeschützt zu werden, das Ertrinken mache zu große Schwierigkeiten, und wenn er sich auf Fiesco berief, so zuckte man die Achseln. Erst im letzten Winter gelang es dem Verfasser, das Herz des kunstsinnigen Direktors eines Provinzialtheaters zu erweichen. Derselbe ließ Enno ertrinken und berichtete über den Erfolg: „Sie haben recht gehabt; die Scene ist die wirksamste des ganzen Stückes." Man wird bei der Ängstlichkeit der meisten Bühnenleiter an Frau Crelinger erinnert, die an Otto Ludwig schrieb: „Auf unserer Bühne darf nachgerade gar nichts mehr geschehen." Dieser Ausspruch ist freilich auch bezeichnend für den jetzigen Geschmack, aber der eigentliche Grund, weshalb die Scene gestrichen wurde, war doch die Scheu vor jedem, auch dem nötigsten Scenenwechsel. Das Grundgesetz für das Drama, die wichtigsten Teile der Handlung unmittelbar den Augen der Zuschauer vorzuführen, wird verletzt, um einem willkürlichen und kleinlichen Regelzwange zu genügen. Wie Kruse hierüber denkt, geht aus der Vorrede zur zweiten Auflage seines Trauerspiels „Das Mädchen von Byzanz" hervor. Er sagt darin: „Mir, der ich von den Freiheiten, welche Lessing der deutschen Bühne angeblich erstritten haben soll, nur den bescheidensten Gebrauch mache, wird unaufhörlich ein „Shakespearescher Scenenwechsel" vorgeworfen und mir der gute Rat erteilt, in Verwandlungen der Scene dasselbe weise Maß innezuhalten wie Lessing und Schiller. Shakespeare hat ein Dutzend Verwandlungen in einem einzigen Akte, und wie viel habe ich in dem Stücke, bei dessen Gelegenheit ich in dieser Hinsicht am meisten angegriffen wurde, in „König Erich"? In allen fünf Akten, im ganzen Stücke zusammengezählt, nur vier. Und wie viel Scenenwechsel

finden sich dagegen bei Lessing und Schiller, die ich zum Muster nehmen soll? Im „Nathan" acht, in „Wilhelm Tell" zehn, in „Don Carlos" fünfzehn, und in dem Werke, wo Schiller auf der Höhe seiner Kraft und Einsicht stand, im „Demetrius", würde er kaum unter zwanzig Scenenwechseln ausgekommen sein. Wie lange soll der Unfug und der Widersinn dauern, daß wir gewohnheitsmäßig Lessing immer noch als unsern dramatischen Gesetzgeber preisen, aber alle seine Lehren, namentlich die Grundlehre seiner Dramaturgie, daß wir Deutsche mit dem freien Geiste der englischen Bühne näher verwandt sind als mit dem gebundenen der französischen, täglich mit Füßen treten? Schiller sprach von der französischen Aftermuse, die wir nicht mehr ehren; aber ihre zertrümmerten Altäre sind überall wieder aufgebaut. Von der Höhe der Einsicht, auf der August Wilhelm Schlegel schrieb: „Für andere Dramen lasse ich einen häufigeren Scenenwechsel zu, für historische Dramen fordere ich ihn sogar", sind wir wieder herabgesunken zu einem Regelkram, kaum minder engherzig als die Vorschriften des Boileau und Batteux."

Im Jahre 1869 schwankte die Schillerkommission zwischen Geibels „Sophonisbe" und der anonym herausgekommenen „Gräfin". Sie schlug dem Minister vor, den Schillerpreis zu teilen, oder, wenn dies nicht zulässig erscheine, dem Verfasser der „Gräfin" einen zweiten Preis zu erteilen, wie es denn auch geschehen ist.

In rascher Folge ließ nun Kruse die nachfolgenden Dramen erscheinen: „Wullenwever", „König Erich", „Moritz von Sachsen", „Brutus", „Marino Faliero", „Das Mädchen von Byzanz", „Rosamunde", „Der Verbannte", „Raven Barnekow", „Witzlav von Rügen" und „Alexei". Alle zeichnen sich aus durch einfache und natürliche, aber zugleich edle und kräftige Sprache und durch vollständige Abwesenheit alles Phrasenhaften. Wenn die National-Zeitung von Kruses Prosa sagt: „In seiner Darstellung war nie etwas Gemachtes, kein falscher Ton", so läßt sich dies vielleicht auch auf seine Poesie anwenden. Ferner legen seine Dramen ein glänzendes Zeugnis ab für den historischen Sinn des Verfassers, der im Altertum und in der neueren Zeit, im Norden wie im Süden heimisch ist und oft sogar in seinen Bildern und Gleichnissen uns den augenblicklichen Schauplatz nahe zu rücken weiß. Auf eine Besprechung der einzelnen Dramen können wir uns hier nicht einlassen und wollen nur noch das Urteil anführen, das Gutzkow über „Wullenwever" fällte. Unumwunden erkannte er an, daß Kruses „Wullenwever" ein Fortschritt gegen den seinigen sei, bei dessen letzter Ausgabe er sich in der Vorrede äußerte: „Ich möchte mich versucht fühlen, die früheren Selbstanklagen zum größeren Teil zurückzunehmen, zumal im Hinblick auf die geringen Leistungen, die uns seit 1848 die dramatische Muse der Deutschen im historischen Fache gebracht hat. Ein Dichter, der im späteren Alter aus dem Zeitungswesen, dem man ihn allein gewidmet geglaubt, wie geharnischt sogleich mit drei Tragödien fast auf einmal hervortrat, hat eine inzwischen durch die Leistungen des Historikers Waitz noch gereiftere Erkenntnis über „Wullenwever" ebenfalls zu einem Drama anwachsen lassen. Ungeteilte Bewunderung mußte der naturwüchsigen Sprache Heinrich Kruses, seinem wohlgeformten Verse, dem Reichtum seiner bald naiven, bald großartigen Einzelzüge zu teil werden. Für den Stoff jedoch im ganzen zu fesseln, ihn für die Bühne dauernd festzuhalten, ist ihm nicht gelungen."

Daß Gutzkows Tadel nicht ungerecht sei, erkannte Kruse selbst an, indem er „Wullenwever" in der dritten Auflage umarbeitete. Von seinen zwölf Dramen ist bis jetzt nur die Minderzahl zur Aufführung gelangt, und meistens auch nur auf wenigen Bühnen. Das heutige Publikum zieht das Lustspiel, die Operette, das Sittenbild nach Pariser Mustern vor. Das Trauerspiel ist wenig beliebt, und manche große Bühne giebt im Laufe eines Jahres nur ehrenhalber eine einzige neue Tragödie, manchmal auch gar keine. Der Aufführung der Kruseschen Stücke stehen noch zwei besondere Umstände entgegen. Zwar wurden seine Werke von der Kritik meist günstig, zuweilen begeistert aufgenommen, aber bis zum Überdrusse der Vorwurf wiederholt, sie seien durch Mangel an Bühnentechnik und allzuhäufigen Scenenwechsel schwer aufführbar, der Dichter nehme zu wenig Rücksicht auf die Bühne. Dabei fehlte es nicht an fast ergötzlichen Widersprüchen und Gegenbeweisen. So hatte bei einem der letzten Stücke ein namhafter Kritiker gemeint, Kruse scheine sich gar nicht mehr um die Bühne zu kümmern. Und gerade dieses Stück wurde bei ausverkauftem Hause, nach den Theater-Recensionen „mit ganz außerordentlichem Erfolge" gegeben. Und ein Wiener Kritiker, der im übrigen über „Alexei" nicht sonderlich günstig urteilte, schloß mit den Worten: „Das muß man übrigens gestehen, Alexei ist ein Meisterstück der Bühnentechnik." Nach unserer Auffassung bleibt von jenem Vorwurfe wenig mehr übrig, als daß Kruse es standhaft verschmähte, einem kleinlichen und hoffentlich vorübergehenden Zeitgeschmacke sich zu unterwerfen. Aber zu der ungünstigen Wirkung jenes oft nachgebeteten Vorurteils kommt hinzu, daß der Dichter sich um das Bühnenschicksal seiner Werke gar nicht kümmert. Seit Jahren ist kein Intendant oder Theaterdirektor von ihm mit der Bitte angegangen worden, eines seiner Stücke aufzuführen. Wir wollen das im allgemeinen keineswegs billigen. Ein Künstler muß sich keine Mühe verdrießen lassen, um sein Werk durchzusetzen. Aber man muß doch die besonderen Umstände berücksichtigen, womit Kruse sich entschuldigt: „Ich hatte kaum Zeit, meine Stücke zu schreiben; ich hatte keine Zeit, mich um deren Aufführung zu bemühen." Seine Stellung war wichtig und verantwortlich, und bei seinem Grundsatze, zunächst die Berufspflicht zu erfüllen, war es keine Kleinigkeit, zwölf historische auf gründlichen Studien beruhende Dramen zu schreiben, die er manchmal fünf-, sechs-, ja siebenmal umarbeitete, ehe er sie veröffentlichte. An Lesern fehlte es denselben nicht, wie die nicht seltenen neuen Auflagen beweisen. Man pflegt seine Stücke mit verteilten Rollen zu lesen, und seinen „Wullenwever" haben die Schüler der oberen Klassen des Lübecker Gymnasiums wiederholt mit Beifall aufgeführt.

Seine bei Cotta in Stuttgart erschienenen „Seegeschichten" in wohlgebauten Hexametern zeigen ihn als Freund und Kenner von Land und See, vom Leben und Treiben an der Küste und an Bord. Sie atmen meist einen köstlichen Humor, wenn es auch an ernsten und rührenden Stellen nicht fehlt.

Auch einige lyrische Gedichte hat Kruse hin und wieder in Zeitschriften veröffentlicht, so die farbenglühende Elegie „Vevey", und jüngst die ernste Mahnung an die Elsäßer:

„Wähler!“ Hoffentlich erfüllt sich bald der Wunsch seiner näheren Freunde, diese und eine Auswahl noch ungedruckter in einem Bande vereinigt zu sehen.

Seit 1855 lebt Kruse auf seinem Sorgenfrei in Bückeburg. Bei seinem siebzigsten Geburtstage erhielt er aus ganz Deutschland und über dessen Grenze hinaus manche Beweise der Achtung und Teilnahme. Sonst ist aus seinem Leben nur noch zu erwähnen, daß sein einziger Sohn Francis als eifriger Landrat zu Altena in Westfalen in glücklicher, mit Kindern gesegneter Ehe lebt. Der Dichter ist noch immer rastlos thätig und hat in seiner beneidenswerten Muße drei neue Werke druckfertig gemacht: eine neue Folge von „Seegeschichten“, einen Band kleiner Dramen und eine Dichtung in zehn Gesängen, von der wir nichts weiter verraten wollen, als daß sie unseres Erachtens zu seinen besten Leistungen gehört. Möge die gütige Vorsehung ihm noch lange vergönnen

. . nec turpem senectam
Degere, nec cithara carentem!

Kleine Aufsätze und Recensionen.

Epische Dichtungen.

Von den vier epischen Dichtungen, über die ich diesmal zu berichten habe, sind eigentlich nur drei wirklich neu. Eine davon, „Sedan. Ein Heldenlied in drei Gesängen von Ernst v. Wildenbruch“, erschien bereits 1875 und erlebte jetzt die zweite Auflage (Frankfurt a. O., B. Waldmanns Verlag 1886). Sie ist also eine der älteren Arbeiten des seither zu gefestigtem Ansehen gelangten Dichters; sie dürfte aber gerade zur rechten Zeit erschienen sein, um einer verwandten, entgegenkommenden Stimmung zu begegnen. Das erstemal mag sie nicht rasch und unmittelbar genug nach den besungenen Ereignissen gekommen sein, und daraus erklärt es sich vielleicht zum Teil, daß die Dichtung trotz ihres so hervorragend nationalen Stoffes elf Jahre brauchte, um es zu einer zweiten Auflage zu bringen. Denn allerdings, da der Dichter „willkürlich erfundene“ Zuthaten streng verschmähte, so fehlte seinem Werke mancher der Reize, nach denen die Mehrzahl der Leser zumeist verlangt, besonders auch der einer überraschenden, spannenden Verwickelung. Aber der Dichter hatte es verstanden, diesen Abgang zu ersetzen durch lebendige Schilderung und episodische Heranziehung der Vergangenheit, die weite Ausblicke eröffnet und dadurch die Bedeutung und Größe der dargestellten Vorgänge hebt. Mir ist leider die erste Ausgabe zur Vergleichung nicht zur Hand; aber nach der einfachen Wiederholung des Vorwortes von 1875 ohne jeden Zusatz und anderm zu schließen, scheint es, als habe der Dichter von einer Überarbeitung ganz abgesehen. Sonst wären auch gewisse Mängel und Manieren der Technik, die eine noch minder geübte Hand verraten und dem heutigen Standpunkte des Dichters selbst schwerlich mehr genügen können, kaum stehen geblieben: so namentlich die allzu reichliche Anwendung des „Horch, horch!“ und „Seht dort“, die mehrfach harte Auslassung des Artikels, gelegentlich auch ein nicht ganz glücklich geratenes Bild u. dgl.; auch die spielende Einführung der Tilsiter Episode möchte ich dahin rechnen.

Aus demselben Verlag liegt auch eine neue Dichtung vor, die uns in das Neronische Rom versetzt: „Ventidia“ von Ludwig Anders. Dieser Name ist mir wenigstens bis jetzt nicht begegnet, und wir dürften es mit einem ersten Versuch zu thun haben. Als solcher aber ist er ganz ansprechend und läßt auf eine hübsche Begabung schließen, die bei ernstem Studium und strenger Selbstzucht Gutes hoffen läßt. Gleich „Caput I“, die geheimnisvolle Ermordung des jungen Lucius und das erste, ebenso milde als hoheitsvolle Auftreten Ventidias in der Osteria ihres Vaters, des alten Nullo, wo sie Licinius zum erstenmale sieht, mutet stimmungsvoll an und versetzt in Spannung. Dann freilich steht die Handlung durch zwei Kapitel beinahe still. Der Überfall, den Nero persönlich in den Katakomben auf die Christen, darunter auch Ventidia, ausführt, bringt sie wieder in Gang, und Ventidias Rettung durch Licinius und ihre Flucht giebt Gelegenheit zu Schilderungseffekten. Die Gerettete fällt aber durch einen Priester in die Hände Neros, dessen Blicke schon in den Katakomben begehrlich auf der schönen Christin ruhten. Indessen ist ihr Vater in den Kerker geschleppt worden: durch Lucius Varro um sein Lebensglück betrogen, hat er seit Jahren nur der Rache gelebt; auch Varros Sohn, der junge Lucius, war durch ihn gefallen, aber der letzte Streich gegen Varro selbst schlug fehl. Ventidia, die, bisher ahnungslos, das alles erst jetzt aus seinem Munde erfährt, kann ihn von dem ihm bestimmten Feuertode retten um den Preis — ihrer Ehre: sie sträubt sich, der Kaiser droht mit Gewalt; da rettet sie Licinius noch einmal vor seinen Lüsten — ein anderer Verginius — durch seinen Dolch; Nullo aber sprengt seine Kette und schleudert einen Brand in das Haus. Das alles ist nicht ohne Geschick erzählt, der Dichter versteht es auch, den rechten Ton anzuschlagen und am rechten Ort Züge realistischer Charakteristik anzuwenden. Aber man kann sich doch auch nicht verhehlen, daß wir eigentlich doch mehr eine Reihe von Scenen als eine strenge, ebenmäßig aufgebaute Komposition vor uns haben; auch der große Gegensatz zwischen Heiden- und Christentum, zu dem sich zuletzt auch Licinius plötzlich bekennt, spielt mehr nur nebenbei herein, als daß er zu voller Entwickelung käme; endlich entbehrt das Schicksal der Heldin in seiner Tragik doch zu sehr der Versöhnung. Auch in der äußeren Technik wird der Dichter noch etwas strenger gegen sich werden müssen: er erlaubt sich nicht nur mancherlei Härten, sondern geradezu auch Unrichtigkeiten in der Sprache und der Wahl der Bilder.

In das klassische Altertum versetzt uns auch die dritte Erzählung: „Cypria. Episches Gedicht in fünf Gesängen von einem ‚Epigonen‘“. Stuttgart, J. B. Metzler 1887, ja sogar in den griechischen Götterhimmel. Aber der „Epigone“ sorgt dafür, daß sein moderner Leser diese antike Götterwelt nicht zu ernst nehme, vielmehr sie wie er selbst mit überlegener Ironie betrachte. Auf dem Olymp ist ein arger Streit ausgebrochen zwischen Hero und Aphrodite, der Eros sekundiert. Es handelt sich um ein Liebespaar, Jason und Jola, das diese beiden begünstigen, während Hero eine andere Schöne „protegieret“, an der aber Jason trotz seinem Vater kein Gefallen finden will. Hero hat es erst gütlich versucht, jetzt „schreit“ sie, daß „der Olympus ganz bedenklich bebt und wackelt“ und dem „aus dem Mittagsschläfchen aufgeweckten“ Zeus, der zwischen ihnen vermitteln soll, angst und bange wird vor den „Nerven“ seiner Gattin. Er kneift Aphrodite,

„die in einer Rosawolke,
Halbverhüllt, von Rosendüften
Oder eau de mille fleurs duftend“

auf Eros sich stützt, in die Backen und läßt sich von ihr den Hergang erzählen. Nach einem solchen Anfang erwartet man eine auf parodistisch komische Wirkung berechnete Erfindung, und es käme darauf an, ob sie mit Geist und Laune durchgeführt wäre. Aber nein! Nicht nur für die Herzensirrungen und Schicksale seines Paares, ihre Entzweiung und Wiedervereinigung nach mancherlei Abenteuern, wie Seesturm, Piratenschiff und gewaltsame Trennung, verlangt der Dichter unsere ernste Teilnahme, auch unsern Glauben an die Götter, den er uns erst hinwegironisiert hat, nimmt er zuletzt ganz ernstlich in Anspruch. Und allerdings ohne sie, wie käme das junge Paar und wohl auch er selbst aus der Verlegenheit heraus? Aber etwas gar zu leicht hat er sich's dabei doch noch immer gemacht. Bei Jason sehen wir doch, wie ihn Eros von der fatalen Klippe,

an die man ihn festgebunden, weghilft; aber bei Zola, die wir auf dem Piratenschiff verlassen haben, müssen wir uns schon mit der Thatsache begnügen, daß wir sie auf einmal im Tempel der Aphrodite auf Cypern wiederfinden: wie sie

„aus den Händen
Ihres Räubers plötzlich hierher
Wunderbar geführet ward",

scheint sie selbst nicht viel besser zu wissen als der Leser, der über solche Flüchtigkeit der Komposition schwerlich so leicht hinwegkommen dürfte wie der „Epigone".

Eine Dichtung von ernsten künstlerischen Intentionen ist „Der Mönch von Sankt Bernhard" von O. F. Gensichen. Berlin, E. Grosser 1887. In wohlgebauten Versen (ein gut Teil Oktaven) und fast tadelloser, durchweg edler Sprache entrollt sie uns ein Menschenleben, das sonnig heiter beginnt und im dunklen Ordensgewande St. Bernhards mit dem Ausblick auf den „Weg durchs Totenthal, den Weg zum Frieden" endet. Sein Verlauf ist bezeichnet durch schwärmerische Jugendfreundschaft, Kampf mit der zuletzt doch siegenden Leidenschaft für das Weib des Jugendfreundes, ein kurzes, schuldbewußtes Glück, das derselbe Schuß zertrümmert, mit dem der Freund sein Leben endet, den Tod der Geliebten im Hospiz von St. Bernhard auf dem Bußwege nach einem römischen Kloster, endlich den Eintritt in den Orden, in dem der Held zwar nicht den Frieden des Glaubens, aber Ruhe in der Erwartung eines Grabes neben der Geliebten und in der treuen Erfüllung seiner heiligen Pflichten einen neuen Lebensgehalt findet; und was der „Dienst der Kirche" nicht vermag, das gewährt die Kunst; dichterisch angeregt von Jugend an schreibt der Held selbst als Mönch „von seinem Glücke, seiner Schuld den Sang". Diese Voraussetzung, sonst glatt durchgeführt, unterbricht nur gegen das Ende den Fluß der Erzählung. Der Dichter hatte die richtige Einsicht, daß wir den Mönch auch wirklich bei seiner Arbeit sehen müssen. Und so zieht er denn an demselben Tage, da er sein Gedicht vollendet, bei beginnendem Schneesturm aus im Dienste seiner Pflicht: er rettet in der That im Totenthal ein schon halb erstarrtes Leben; in derselben Kantine de Proz, wohin er den Geretteten gebracht, fügt er zu seinem dahin mitgenommenen Gedicht „den letzten Zug", der uns dies erzählt; den nächsten Morgen soll es der Wirt an einen Schulgenossen und dieser dann in die Welt hinaussenden; für sich hofft er, heimkehrend trotz des Unwetters nach der Ordenspflicht, sein Ende in dem Totenthal, durch das er einst todessehnsüchtig die Geliebte zum Hospiz geleitet. So klingt die Erzählung tagebuchartig aus. Ob aber der Ausgang der Dichtung mit dem ungelösten Widerspruch zwischen dem religiösen Zweifelgeist des Helden und seinem Mönchtum überhaupt ein rein befriedigender ist? So sorgfältig auch der Eintritt in den Orden motiviert ist, es bleibt doch nur allzuwahr, was der Held sich selbst zuruft: „Das Ende deines Lebens ist eine Lüge!" Nicht ganz unbedenklich ist auch die Scene vor Rudis Selbstmord. Dieser wird nur dadurch möglich, daß die Liebenden nach der verhängnisvollen Fahrt auf dem See und ihrem Bekenntnisse, seiner Aufforderung, ihn allein zu lassen, Folge leisten. Aber wie können sie das, nachdem sie schon sein Verhalten auf dem Kahne und zuletzt sein vielsagender Schrei bedeuten mußte, wie es mit ihm stehe? Trotz solcher Bedenken bleibt die Dichtung eine durch Adel der Form und viele Schönheiten anziehende Arbeit, an die man sich eben dadurch aufgefordert fühlt, einen höheren Maßstab anzulegen.

Prag. Hans Lambel.

König Dietrichs Ausfahrt. Epische Dichtung von Hermann Schreyer. Halle a. S., Buchhandlung des Waisenhauses 1887.

Der Name Hermann Schreyers ist nicht neu in unserer Litteratur. An dem Edelsten, was die deutsche Dichtung geschaffen hat, genährt und gebildet, trat Schreyer vor einigen Jahren als Erklärer und künstlerischer Nachbildner Goethescher Werke hervor. Er verfaßte (1881) eine Art von zusammenhängendem Kommentar zum „Faust" und schrieb (1884) in freier Ausführung des Goetheschen Entwurfes ein durch Reinheit der Form und edle Würde der Darstellung ausgezeichnetes Trauerspiel „Nausikaa" in fünf Aufzügen, dessen Handlung er überdies reicher und dramatischer zu beleben wußte, als sein großer Vorgänger es zu thun gedachte. Aber gerade seine Darstellung des Todes der Nausikaa, die von dem Entwurfe Goethes abweicht, zeigt, daß diese Sage, durchaus episch gedacht, jeder andern als der epischen (unter Umständen der novellistischen) Behandlung sich spröde erweist.

Kein derartiges Bedenken stört uns in dem Genusse seiner jüngsten Dichtung, einer völligen Neugestaltung des mittelalterlichen Gedichts von der Rabenschlacht aus dem Sagenkreise König Dietrichs von Bern. Die Grundlagen des Stoffes waren hier durch das alte Epos gegeben, der siegreiche Kampf des durch Etzels Heerscharen verstärkten Dietrich gegen Ottaker oder Ermanrich vor Ravenna und der rührende Tod der beiden Söhne Etzels, die nebst Dietrichs jüngeren Bruder Diether von dem riesenstarken Witther erschlagen werden. Aber es galt, die breite, nicht gleichmäßig kunstvolle Darstellung des alten Sängers knapp zusammenzuziehen, die wirkliche Handlung des Gedichts bedeutsam hervorzuheben, über das Nebensächliche hingegen rascher hinwegzueilen, dadurch Spannung und Rührung auch bei dem modernen Leser zu erwecken, vor allem aber die Charakteristik der Hauptpersonen, die in dem alten Gedichte meist nur durch einzelne Züge angedeutet ist, kräftig zu vertiefen und lebensvoll auszugestalten. Dazu konnte Schreyer, der diese Aufgabe richtig erkannte, manches brauchen, was die übrigen epischen Dichtungen des Mittelalters von den ostgotischen Helden berichten; er ging befugtermaßen noch weiter und flocht eine von ihm selbst erfundene, nicht eben bedeutende, aber hübsche Liebesepisode in die Sage ein, durch die er wenigstens den Zweck erreichte, die Charaktere der beiden hunnischen Prinzen lebhaft voneinander zu unterscheiden. Mit Recht scheute er sich nicht, kleine Züge der Überlieferung zu verändern, um den Edelsinn und Mannesmut Dietrichs schöner und größer hervortreten zu lassen. Nur das Gerüste der Sage entnahm er so seiner Vorlage; die Ausführung des einzelnen ist ganz sein Werk. An der äußeren Darstellung ist wieder die Reinheit und die Frische der Sprache zu rühmen, nicht minder die sinnliche Schönheit des Ausdrucks, die Kraft und der Reichtum der Bilder, die Schreyer im großen Stil episch auszumalen weiß. Glücklich gewählt ist auch die Strophenform mit ihren halb gereimten, halb reimlosen, halb männlich, halb weiblich endigenden Versen und ihrem freien Wechsel zwischen Jamben und Anapästen. Ihrem Charakter nach der Nibelungenstrophe verwandt, bewahrt auch sie den Leser vor weichlichem Überklang und vor eintöniger Ermüdung. Am wenigsten gelungen in dem ganzen, sonst so schönen Buche sind die Verse, mit denen der Dichter sein Werk der Großherzogin von Weimar widmet.

München. Franz Muncker.

Kulturhistorische Erzählungen.

Es ist ein Zug der Gegenwart, daß man für den Inhalt von Novellen und Romanen den erdichteten Herzensgeschichten Thatsachen der Wirklichkeit vorzieht, und die Neigung, das Völkerleben nicht bloß äußerlich, sondern auch in seinem innern Werden und Wollen verstehen zu lernen, herrscht immer mehr vor. Die gesamte Geschichtschreibung nimmt einen gewissen Hang zur Kulturgeschichte an, und die Gelehrten, die bloß politischen Stoff verarbeiten, werden bald keine anderen Leser mehr finden, als wiederum Forscher ihrer eigenen Art. Wir greifen hier vier der jüngst erschienenen Erzählungen heraus, deren jede ihren eigentümlichen Weg verfolgt, um ihr Zeitalter anschaulich vorzuführen, die eine die Reformationszeit, die andere die Vorjahre des dreißigjährigen Kriegs, während die dritte das damalige entsetzliche Gewühl in Deutschland schildert und die vierte zu Ende jenes greuelvollen Kriegs spielt.

Die erste Erzählung, „Hans Landschad von Steinach. Ein Kulturbild aus der Reformationszeit von Rudolf Bernhard von Walther" (Heidelberg, Winter 1886), kann sich mit vollem Recht ein Kulturbild nennen: sie beginnt mit dem Jahre 1500, schließt ein Menschenalter später und führt uns in lebhafter Folgereihe geschichtliche Gestalten vor. Fürsten und Ritter, Prinzessinnen und Hofleute, lustige Räte, Mönche, Juden, fahrende Schüler und Bauernanführer treten auf von den ersten socialen und kirchlichen Aufregungen bis zum Elend des Bauernkriegs. Es sind Bilder, gezeichnet von der Hand eines

feinsinnigen Geschichtsfreundes, dessen Kenntnisse weit die gewöhnlichen überragen. Die geschichtlichen Thatsachen spiegeln sich ab in der Tracht und Färbung ihrer Zeit, aber wir durchschauen auch Grund und Ursachen. „Die Macht," heißt es da, „welche die Reformatoren so schnell erwarben, gründete sich wesentlich darauf, daß sie mit Verständnis auf die geistigen Bedürfnisse aller, auch des geistig Armen einzugehen wußten." Für die Mönche aber war der Humanismus „eine neue Art Wissenschaft, die einem feinen Gifte glich, das immer weiter fraß und schließlich den ganzen Organismus zerstörte." Insbesondere waren es auch rechtsgeschichtliche Kenntnisse, welche den Verfasser unterstützten, als er sich durch gründliche Studien gleichzeitiger Schriften und Gedichte in seinen Stoff hineinarbeitete. Übrigens wird das Buch nicht getragen von einem einzigen durchherrschenden Ereignis, sondern es ist die Schilderung des Lebenslaufs eines Ritters und Sängers, dessen Urahne schon in Gottfrieds von Straßburg Tristan erwähnt wird. Seinem hochangesehenen Geschlecht, dessen Beiname wahrscheinlich aus einem Spotte entstanden, gehörten die herrlichen Burgen in schattigem Waldesgrün hoch auf einem Felsberg, dessen Fuß der spiegelnde Neckar umrauscht und das hübsche Städtchen Neckarsteinach umzieht. Neben den Geschichtsbildern erfreut uns eine Menge von Dichtungen, in welchen meisterlich Stil und Geschmack der Reformationszeit getroffen ist.

Der Gehalt eines anderen Buches: „Abenteuer des Grafen Georg Albrecht zu Erbach." Eine wahre Erzählung von Emil Kraus (Leipzig, Böhme 1887) ist nicht besonders bedeutend, gleichwohl aber anziehend, da wir daraus näheres erfahren über die berühmten Malteserritter und die Christensklaverei, deren glänzende oder schauerliche Schilderungen uns als Kinder beschäftigten. Ein junger Graf zu Erbach, dessen Bildungsreise sich im Jahre 1615 bis Neapel erstreckt, kann der ritterlichen Sehnsucht, die „Heldeninsel" der Johanniter zu sehen, nicht mehr widerstehen. Trotz allen Vorstellungen, wie gefährlich die afrikanischen Seeräuber seien, läßt er sich hinreißen und schifft mit einer stattlichen Gesellschaft deutscher Adeligen hinüber. Glücklich kommen sie nach La Valette, werden gerade als Deutsche und trotzdem, daß ihr protestantisches Glaubensbekenntnis anfangs die Franzosen aufstachelt, Bedenken aufzuwerfen, ehrenvoll aufgenommen und bewirtet und ergötzen sich an all den Eigentümlichkeiten des berühmten Ritterordens. Auf der Heimreise aber wird ihr Schiff von den Korsaren gekapert, entsetzlich sind die Leiden der Sklaverei, die um so fürchterlicher werden, je länger der Graf, welcher eines Königssohnes Anstand zeigt, seine Abkunft verbirgt. Natürlich verliebt sich auch eine türkische Prinzessin in den schönen Christensklaven, dieses Abenteuer aber kommt zu keiner Entwicklung, weil die Erbacher und ihre Freunde in Deutschland die Loskaufsgelder früher aufbringen und die Erlösten fröhlich heimschiffen. Die Darstellung ist überall so schlicht und natürlich, daß sie schon dadurch das Vertrauen auf ihre Wahrheit erweckt. Hin und wieder erhebt sich die Schilderung zu schönster Anschaulichkeit, so insbesondere die Ankunft in der Ordensstadt, das Gastmahl bei dem Ordensmeister, die Kaperung des Schiffes, die Quälereien der Christensklaven. Die Sprache erscheint nicht überall glücklich, etwas ins altertümliche gefärbt, z. B. im Folgenden: „Ich befinde die Posata mehr als schlecht vor solch ansehnliche Kompagnia und insonderheit der Grafen". Gerne lesen wir, was über das eigentümliche Wesen der Malteserritter berichtet wird, und stoßen wir dabei wiederholt auf ganz richtige Fingerzeige, wie: „die festen Formen der Courtoisie jener Zeit gaben jedem die Ehre, die ihm zukam, so daß es dem Manne von Takt und Erziehung ebensoleicht war, sich richtig und sicher in der großen Gesellschaft zu bewegen, als dem Formverächter schwer, sich in derselben zu erhalten." Aber sollen wir wirklich glauben, daß jeder Johanniter täglich 150 Paternoster habe beten müssen, oder daß ihre Kapitäns auf den Galeeren zur See Messe gelesen, oder daß der Großmeister mit einer Tafelrunde von zwölf sich habe von sechzig Rittern bedienen lassen, oder daß eine kristallene Sphinx in Ägypten ausgegraben worden?

„Johann Valentin Andreä, ein schwäbischer Gottesgelehrter des siebzehnten Jahrhunderts." Geschichtliche Erzählung von Albert Laudenberger (Barmen, Klein 1886) betitelt sich das dritte Buch. Andreä, geb. 1586, gest. 1654, war ein Enkel des Tübinger Universitätskanzlers gleichen Namens und ein ebenso origineller als fruchtbarer Schriftsteller in deutscher wie in lateinischer Sprache, Verfasser der Konkordienformel, und mußte es erleben, daß er für den Stifter der Rosenkreuzer galt, obwohl gerade er die Geheimnisvollen verspottete und gegen nichts mehr eiferte, als gegen mystisches Wesen und dogmatische Streiterei. Aus seinen lateinischen Versen, seinem Epos „die Christenburg", seiner Gedichtsammlung „Christliche Kurzweil" haben Herder und andere vieles übersetzt oder doch hervorgehoben, ein Beweis der Trefflichkeit. Aus vorliegendem Büchlein erfahren wir aber von der litterarischen Wirksamkeit Andreäs sehr wenig, — mit Unrecht, denn es bestand doch darin die gute Lebenshälfte dieses bedeutenden Schriftstellers. Um so klarer und kräftiger, mit einer schlichten Eindringlichkeit wird uns hier die andere Lebensseite dieses wahrhaft evangelischen Predigers dargestellt, sein Kampf für praktisches Christentum, für Wohlthätigkeit, für Sittlichkeit und Familienglück. Es gehörte eine große Seelenkraft, ein unermüdlicher Geist, ein tiefes Gottvertrauen dazu, um zu leisten, was dieser eine Mann gethan und erduldet hat.

Das vierte Werk, dessen wir heute Erwähnung thun: „Allzeit getreu." Historische Erzählung aus dem siebzehnten Jahrhundert von H. Brand (Kassel, Wigand 1887) ist ohne Frage unter den vier Erzählungen die bedeutendste, sowohl in poetischer als kulturhistorischer Beziehung. Der Verfasser hat sich nicht bloß durch Studien in Büchern, sondern auch in Akten und Urkunden sorgsam vorbereitet; er besitzt aber auch ein feines Verständnis für die kreisenden Anschauungen und Begehrnisse eines vergangenen Zeitalters und verbindet damit ein glückliches Talent, sich schön und treffend auszudrücken. Das Werk ist eine Biographie, wie das vorige, aber die Lebensbeschreibung eines Volksstammes während der letzten achtzehn Jahre des dreißigjährigen Kriegs. Die blinden Hessen, so genannt, weil sie immer nur aufs nächste und ganz besonders halsstarrig nur auf ihr Recht und nicht auf ihren Vorteil schauen, hatten ein doppeltes Ziel vor Augen: ihre Glaubensfreiheit wollten sie behaupten und ebenso ihr altes Landgebiet. „Allezeit getreu" sich selbst, ihrem Fürsten, ihrem Wort und Schwerte erreichten sie ihr Ziel. Von der Entsetzung der belagerten Stadt Hanau bis zur meisterhaft geschilderten Schlacht bei Allerheim erhält der Leser ein Kriegs- und Sittenbild nach dem andern, so anschaulich und so wahrhaft, daß man mit den damaligen Zuständen vertraut wird, und was mehr ist, daß man sie begreift. Fast neunhundert Jahre lang hatten keine feindlichen Heere es gewagt, in Deutschland einzudringen: jetzt kamen sie von allen Seiten her und über sein Volk ergoß sich eine Überschwemmung von allen Unholden, die eine Nation elend machen können. Und dieses Meer der Nöte und Leiden stand über Deutschland ein ganzes Menschenalter lang. Was für wirtschaftliche und sittliche Zustände daraus hervorgeben mußten, wie fast alle nur nach Beute und Reichtum trachteten und Besitz und Vermögen aus einer Hand in die andere wanderte, und Roheit und Verwilderung überhand nahm, das ist in unserm Buche trefflich dargestellt, aber auch, worin die Rettung lag, daß Deutschland nicht ganz zu Grunde ging. Diese Rettung lag in dem Heimatsgefühl aller, in dem Familien- und häuslichen Sinn der Frauen, in der Liebe der Männer zum Ackerbau und Geschäft. Nur die glühende Sehnsucht nach Friede führte ihn endlich herbei, und als man ihn wirklich hatte, „war er nicht, wie es viele geträumt, hereingebrochen als ein Licht, welches alles mit seinem Glanze erfüllt und erleuchtet, und nicht wie der Sommer, der mit siegender Gewalt den Blumen die Kelche erschließt zu Pracht und Duft, sondern langsam nur hielt er seinen Einzug, dem zögernden Lenze gleich, der mit Schauern von Eis und Schnee wieder vernichtet, was die warmen Sonnenstrahlen der Erde an Grün entlockten."

München. Franz v. Löher.

Redigiert unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung — Nachdruck, auch im Einzelnen, ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt.
Druck von A. Bonz' Erben in Stuttgart.

Deutsche Dichtung.

II. Band. 10. Heft. Herausgeber: Karl Emil Franzos. 15. August 1887.





Gedichte

von

Heinrich Leuthold.

(Ungedruckter Nachlaß.)

I.

Oden.

Den Kindern des Glücks.

Euch wog, ihr Sonntagskinder, die Gunst des Glücks
Mit Titeln, Gold und Orden die Lieder auf,
Und sorgenlos in schöner Muße
Könnt ihr wie Priester den Musen dienen.

Wir aber waren früh die Gedanken wohl,
Doch nie die tagwerkpflichtigen Hände frei;
Denn wann die Rechte schlug die Saiten,
Kämpfte die Linke den Kampf ums Leben.

Und mancher Stümper wies auf die Schwielenhand,
Mit der ich spielte, daß ihn der Neid erfüllt,
Und sprach: „Wie kommt der Mann der Arbeit
Unter die Gilde der Kunstgenossen?“

Und mancher meinte, während er selber doch
Den tiefen Ton zu treffen umsonst versucht,
Es seien undeutsch diese Weisen
Meines plebejischen Saitenspieles.

So blieb mir denn als Lohn der Entbehrungen
Und all des Undanks, den ich mit Stolz ertrug,
Ein einzig Recht: in Haß und Liebe
Darf ich dem Zuge des Herzens folgen.

Ich achte Schönes hoch und Erhabenes
Und freu' mich jeder geistig gesunden Kraft;
Doch beug' ich mich vor keinem Hut, noch
Kronen und Kränzen um leere Stirnen.

Entmutigung.

In dieser Welt des Trugs und der Täuschungen,
Wo selbst die Treue feil und der Glaube sind,
Und wo gewissenlose Klugheit
Über die Tugend den Sieg davonträgt,

Ist Jener Schicksal doppelt beklagenswert,
Die scharfen Augs die fressende Fäulnis sehn
Und doch voll hoher Ideale
Nur der Veredlung der Menschheit leben.

In ew'gem Streite liegen Verstand und Herz,
Die Kraft ermüdet, selbst die Begabtesten
Erfahren endlich: Eitel Stückwerk
Sind die Erfolge des höchsten Wollens.

Und viel errang schon, wer von Verbitterung
Sich frei erhält, Undank wie ein Mann erträgt
Und, großen Zielen zugewendet,
Bis an das Ende sich selber gleich bleibt.

Die Märtyrer der Freiheit.

Erwies ein freigewordnes Volk sich je
Als reif und mündig? Lohnt es der Mühe sich,
Verfolgt von Wahn und schnödem Undank,
Für die Erlösung der Welt zu ringen?

Tyrannenfäuste beugten zu jeder Zeit
Die größten Nationen ins Sklavenjoch;
Ein offnes Ohr den Schmeichlern liehen
Selbst die begabtesten freien Völker.

Die Besten aber, welche mit reiner Hand
Der Freiheit Saaten pflegen und nur sich selbst
Zur Erntezeit vergessen, werden
Treulos verraten vom eignen Volke.

Und dennoch sterben nimmer die Edeln aus,
Die sich dem Wohl der duldenden Menschheit weihn;
Das Gute lohnt sich selbst und lehrt uns
Willig des Dankes der Welt entbehren.

[illegible]

17. 1. 73. H. Leuthold.

Dem Schweizervolke.

Dich, o Vaterland, mit gerechtem Stolze
Preist dein Kind, dich schmücken Natur und Freiheit;
Durch Gemeinsinn, weise Gesetze bist du
Völkern ein Vorbild!

Du zuerst, vorleuchtend den Staaten Deutschlands,
Brachst des Papsttums Fessel und gabst dem Volke,
Freien Sinn und nützliches Wissen fördernd,
Treffliche Schulen.

Deinem Wohlstand sichern Gewerb und Landbau;
Spinn- und Webstuhl treibend, Gewerken dienstbar,
Keucht der Strom, und mitten im Schoß der Alpen
Wiehert das Dampfroß.

Aber Eins gebricht dir! Den Künsten baue
Einen Herd und gieb ein Asyl dem Schönen,
Dir zum eignen Schutz in dem künftigen Kriege
Aller mit allen.

Manch Talent verkümmert im Kampf ums Leben,
Unerkannt vom nüchternen Sinn der Menge,
Heimat-, hülflos irren im fernen Ausland
Viele der Deinen.

Derer Ruhm selbst, denen in fremden Ländern
Fremde Bildung wurde und fremder Beifall,
Bleibt dem Gut aufhäufenden Volk der Heimat
Ewig ein Vorwurf.

Lerne denn hochhalten die Kunst! Veredelnd,
Jede Kraft zu rühmlicher That beseelend,
Ganze Völker hebt sie zur Blüte höchster
Menschengesittung.

Aber ausgetilgt aus der Weltgeschichte
Wird ein Volk, das nüchternen Krämersinnes,
Bar der Ideale, versinkt zur Tierheit
Roher Erwerbgier.

Nicht umsonst ging Tyrus beinahe spurlos,
Ging Karthago unter, indes der Menschheit
Musterbild, unsterblichen Ruhmes Lichtbahn
Wandelt Athens Volk.

II.

Sprüche und Epigramme.

Dichterberuf.

Nicht zu verblüffen strebe der Dichter; sein höchster Beruf sei,
Allempfundnem zuerst Flügel des Worts zu verleihn.

Volksdichter.

„Bloß Volksdichter?“ das heißt: was Sophokles einst und Homer war,
Dante und Ariost, wähnst du, o Stümper, zu sein?

Neueste Poesie.

Glückliche Zeit der Maschinen! Sogar an poetischem Luxus
Liefert dir billig und rasch, was du bedarfst, die Fabrik.

Reciprocität.

„Selbstzweck sei sich die Kunst . . . Die göttliche diene der Zeit nicht!“
Leider verlangt ja die Zeit von der göttlichen nichts.

Politik und Poesie.

Fragen des Tages zu lösen, ist freilich des Dichters Beruf nicht;
Aber auf Ewiges sinnt nimmer ein knechtisch Gemüt.

Tendenzpoesie.

Hochverrat und Tendenz liegt selbst im Getriller der Lerche;
Wendet die Schuldige doch singend dem Lichte sich zu.

Hofdichter.

Nur Hofdichter gedeihn noch immer; die einen an Höfen
Machen den züchtenden Herrn, andre der Menge den Hof.

Religion und Schönheit.

Ebensowenig als Glauben erzwingt sich der Sinn für das Schöne;
Möchte man diesem nur auch Tempel wie jenem erbau'n.

Beste Staatsform.

Billig regiert sein und gut, das ist's, was ein jegliches Volk will;
Beides erreicht es zugleich nur, wenn es selbst sich regiert.

Ewig Dasselbe?!

Spiegel der Zukunft wär' das Vergangne? . . . Jedoch die Geschichte
Wirkt ins Gewebe der Zeit nimmer das nämliche Bild.

Geringer Verlust.

Sprichst du so, wie du denkst, das kostet dich viele der Freunde;
Aber es lehrt dich zugleich, was du an ihnen verlorst.

Selbstbelehrung.

Sieh in der Welt dich um und lerne von anderer Weisheit;
Aber im innersten Kern bleibe dir selber getreu.

Diese Zeit.

In dieser Zeit der Reklamen,
Da alles nach Lorbeern rennt,
Verzichte, mein Freund, auf Namen,
Denn du hast Talent.

Widerspruch.

Ist wirklich die Welt so schadenfroh,
Wie du sie schilderst in großen Zügen,
Was ärgerst du ihretwegen dich so
Und machst ihr dadurch so viel Vergnügen!

Lebensregel.

Den eignen Frieden dir nicht zu stören
Und stets in der Achtung der Menschen zu steigen,
Habe den Mut, die Wahrheit zu hören,
Und die Klugheit, sie zu verschweigen.

III.
Übertragungen.

Aus dem Französischen.

Wiegenlied.

Schlaf, süßes Kind! kein Kummer ist,
Kein herber Gram dir noch beschieden;
In deiner Kindheit Unschuld bist
Du noch mit aller Welt im Frieden.

Doch läßt die Jugendwelle leicht
Und sanft hin deine Wiege gleiten,
Es sieht dein Blick, soweit er reicht,
Die Ufer blühn auf beiden Seiten.

Wenn mit der Strömung zieht dein Kahn,
Den meine Wünsche fromm umkreisen,
Eilt meine Hoffnung stets voran,
Dem schwanken Boot die Bahn zu weisen.

Ich lasse meine Seele weit
In süßer Ahnung sich erschließen,
Denn alle künftige Seligkeit
Seh' ich aus dieser Wiege sprießen.

Wie ruhst du rein und sorgenlos,
Vom Lebensfrühhauch angefächelt!
O lächelte dir einst dein Los,
Wie jetzt dein Mund der Mutter lächelt!

Und schlöß' einst, leg' ich schlummermüd
Mich in die Gruft der Ahnen nieder,
Sanft wie dein Auge schließt dies Lied,
Mir deine Hand die Augenlider!

Nach J. Petit-Senn.

Der Märzwind.

Der Lenzwind stäubt von weißen Flocken
Die offnen Schwingen lustig aus;
Zur Erde ducken sich erschrocken
Die Veilchen und die Wiesenglocken,
Und Schwalben flattern bang ums Haus.

Ein dürftig halbverschlossnes Stübchen
Umschließt ein träumend Kinderpaar:
Rotmundig sie, mit Wangengrübchen,
Er fast ein allzu schüchtern Bübchen,
Dem sie doch gut von Herzen war.

Und plötzlich unterbricht ihr Plaudern
Ein Windstoß, der durchs Fenster hüpft,
Er läßt das Kind vor Kälte schaudern,
Daß es schutzsuchend unter Zaudern
Dem Knaben in die Arme schlüpft.

Und rascher pocht der Herzen Schlagen,
Zwei Augen senken langsam sich,
Errötend neigt er sich, mit Zagen,
Und möchte, doch er kann's nicht sagen,
Da seufzt der Wind: „Ich liebe dich!“

Und während sich vom Wiesengrunde
Durchs Stübchen Veilchenduft ergoß,
Traumtrunken flohen Stund um Stunde,
Indes zwei frische Rosenmunde
Ein langes, süßes Schweigen schloß.

Nach G. Casenestre.

Auf hoher See.

Wenn um entschlafne Küsten schäumend
Die sturmgepeitschte Meerflut brüllt;
Wenn, das Gewölk mit Silber säumend,
Das Mondlicht seinen Gram verhüllt;
Wenn ängstlich ob den Wassern streifen
Der Seemann sieht den Goëland:
Dann lieb' ich's, einsam hinzuschweifen
Mit meinem Weh entlang dem Strand.

Ich selber, ungewissen Strebens,
Der Winde und der Wellen Spiel,
Ich treibe auf dem Meer des Lebens,
Ein banger Fährmann ohne Ziel;
Mit der verräterischen Brandung
Ließ ich mein Fahrzeug gläubig gehn,
Und ach, nun ist kein Port der Landung
Für meinen Nachen mehr zu sehn!

Mast-, segellos, dem Ufer ferne,
Nahm mich die Nacht in ihren Schoß,
Und nur an einem schönen Sterne,
Der mich geleitet, hängt mein Los.
Wie bin ich froh, solang die dunkeln
Gewässer mild sein Strahl erhellt,
Daß doch noch einer Hoffnung Funkeln
Verheißend in mein Leben fällt!

Doch zog um dieses Sternes Lachen
Sich neidisches Gewölk seit je,
Und immer wieder wird mein Nachen
Ein Spiel der ungestümen See.
Wenn dann mit wildem Wogenschlage
Die Flut um seine Wandung zischt,
Indes sich meine laute Klage
Mit dem Getös der Brandung mischt,

Dann schlag' ich oft mein Aug', das feuchte,
Verzweifelnd auf in der Gefahr
Und such' umsonst die Eine Leuchte,
Die meiner Fahrt ein Leitstern war.
O schöner Stern! all deine Helle
Gieß in mein Leben ganz und voll,
Wenn nicht im Kampf mit Wind und Welle
Mein schwankes Fahrzeug scheitern soll!

Nach L. E. Gerard.

Madrigale.

Amor traf einst mein Lieb, das mich in Sorgen
Des Herzens stürzt, die all mein Denken lähmen.
„Ei, Mutter Venus," sprach er, „guten Morgen!"
Doch plötzlich schien mit weinerlichem Grämen
Der kleine Gott den Irrtum wahrzunehmen
Und ward ob dieser Täuschung ganz verwirrt.
„Je nun," sprach ich, „du brauchst dich nicht zu schämen,
Da sich, die heller sehn als du, geirrt."

* Nach C. Marot.

Nein, Liebchen, nein, du lenkst durch Winke und Geberden
Auf keine andre meine Wahl;
Zwar, wenn man dich gesehn, so kann man untreu werden,
Jedoch man wird's zum letztenmal.

* Nach La Sablière.

Wie hat die Liebe recht versucht,
Wer sagt, sie stürb' an Eifersucht.
Nein, nimmer steht bei ihrem Necken
Der Liebenden Verlangen still;
Ein bißchen Eifersucht muß wecken
Beglückte Lieb', die schlafen will.

Nach Mad. Deshoulières.

*

Hier in verschwiegenen, wildblühenden Gehegen
Bin ich an ihrer Brust gelegen.
Du reizend schöner Ort, wie du mir wiedergiebst
Die süßverlorne Zeit, da ich ihr Herz besessen.
Mein eigen seufzend Herz, hast du denn ganz vergessen,
Daß du die Ungetreue nicht mehr liebst?

Nach Boileau.

*

Der Freude warf ich vor mit Schelten,
Daß ihre Dauer so gering;
Ich frug, warum sie nur so selten
Erschiene und so eilig ging.
Doch sie versetzte: „Sag vielmehr
Den Göttern Dank mit Händefalten,
Denn, wenn ich dauerhafter wär',
So hätten sie mich selbst behalten."

Nach G. J. de Murat.

*

Wie macht uns doch in allen Lügen
Der Rest von Wahrheit stets Vergnügen!
Im Traum ein König, fand ich diese Nacht
Den Mut und hab' dir meine Lieb' geschworen;
Auch ging mir nicht sehr viel, seit ich erwacht,
Es ging mir bloß mein Reich verloren.

Nach Voltaire.

*

Antoinette, als einst der Teufel
Versuchte deinen Schutzpatron,
Hätt' jener in Gestalt und Ton
Dich nachgeahmt, dann ohne Zweifel
Wär' unser Heiliger trotz Asresen
Erlegen der Versuchung Reiz,
Es wär' denn, daß er seinerseits
So tugendhaft wie du gewesen!

Nach L'Attignant.

Aus dem Englischen.

An das Meer.

Tiefblaues Meer, laß deine Fluten rollen,
Durch die zehntausend Flotten spurlos gleiten!
Zerstörung ist allein des Menschen Wollen,
Dich zwingt er nicht! — Du selbst seit Ewigkeiten
Zertrümmerst nur! — Als Zoll zu allen Zeiten
Die Leichen stets vom Menschen forderst du,
Und stöhnend sinkt er; deine Wasserweiten,
Sie decken ihn und seinen Namen zu;
Ihm wird kein Sarg, ihm tönt kein Grabgeläut zur Ruh.

Dir drückt er keine Spur ein; keinen Raub
Gönnt ihm dein Reich! du pflegst ihn zu erfassen,
Und himmelan, für seine Bitten taub,
Verachtend seine Kraft, sein Zürnen, Hassen,
Hinschleuderst du ihn mit den Wogenmassen
Den Göttern, seinen Wahn ihm zu vertreiben,
Läßt den ohnmächtig Heulenden gelassen
An eine Bai, ein Rettungsmachwerk treiben
Und spei'st geruhig ihn ans Land; — dort mag er bleiben.

Weil Kriegesflotten, die mit Donnerschlünden
Felsschlösser rings zertrümmern an den Küsten,
Die Königen und Völkern Tod verkünden;
Weil eichne Schiffskolosse auszurüsten
Der Menschenzwerg vermag: will er sich brüsten,
Dein Herr zu sein und Herr des Kriegs; dies Holz,
Das riesige, ist deinen Wasserwüsten
Ein Spielzeug nur; — Schneeflocken gleich zerschmolz
Trafalgars Siegeswahn und der Armada Stolz.

Rings schwanden alle Reiche — deines nie!
Assyrien, Hellas, Rom — sie sind zerfallen!
Dein Zorn, als sie noch frei, verheerte sie
Und fraß Tyrannen dann; — Sklaven, Vasallen
Und Fremden sind die Küsten zugefallen
Und wurden öd; — es kam die Zeit im Fliehn,
Wie deine Fluten steigen oder fallen,
Nur in dein Antlitz keine Furchen ziehn,
Wie von Uranbeginn, so rollst du heut noch hin.

Glorreicher Spiegel, wo die Allmacht prächtig
Sich selbst im Sturme zeigt! zu jeder Zeit,
Still und bewegt, im Süd, am Eispol mächtig,
Nachtdunkel, hehr, — des Unsichtbaren weit
Gedehntes Reich, ein Bild der Ewigkeit!
Dein Schleim zeugt Ungeheuer vielgestaltig,
Die nie ans Tageslicht die Tiefe speit!
— So herrschend, stät im Wechsel mannigfaltig,
So wogst du hin einsam, frei, bodenlos, gewaltig.

Nach Byron.

Aus dem Italienischen.

Der fünfte Mai.

(Ode auf den Todestag Napoleons.)

Er war! wie nach dem letzten Hauch
Sein Körper, der verwaiste,
Dalag bewußtlos, starr, beraubt
Von einem solchen Geiste,
So steht die Erde schlaggelähmt
Bei dieser Nachricht still.
Stumm denkt sie an die Todesstund'
Des großen Schicksalsboten
Und weiß nicht, wann solch eine Spur
Ein andrer gleich dem Toten
Nochmals in ihren blutigen Staub
Zu treten wagen will.

Auf seinem Thron den Strahlenden
Sah meine Muse schweigend;
Als er in stätem Wechsel fiel
Und stieg, — dann ganz sich neigend,
Hat unter Stimmen Tausender
Die ihre man vermißt.
Jungfräulich rein von niederm Lob,
Sowie von frevler Schändung
Aufsteht sie jetzt bewegt beim Schluß
So glanzerfüllter Sendung
Und weiht ein Lied der Urne, das
Vielleicht unsterblich ist.

Von Alpen pyramidenwärts,
Vom Manzanar zum Rheine,
Traf unerbittlich stets sein Schlag
Rasch nach des Blitzes Scheine;
Von Scyllen bis zum Tanais,
Von dem zu jenem Meer.
War echt sein Ruhm? entscheiden mag's
Die Nachwelt einst; wir neigen
Die Stirn dem Höchsten, dem's beliebt,
In jenem uns zu zeigen
Den Stempel seiner Schöpferkraft
Gewaltiger als bisher. —

Die Lust, die stürmisch bebende,
An großem Plane hangend,
Der Seele Angst, die, ungestüm
Stets nach dem Szepter langend,
Erfaßt und hält die Palme, die
Zu hoffen Thorheit war, —
All das hat er erlebt; — den Ruhm,
Nur größer nach Gefahren,
Flucht, Sieg, des Kaiserthrones Glanz
Und das Exil erfahren;
Zweimal lag er im Staub und stand
Zweimal auf dem Altar.

Vor trat er; — zwei Jahrhunderte,
Sich feind, in Waffen starrend,
Demütig schauten sie auf ihn,
Wie ihres Schicksals harrend; —
Und schweigen hieß er sie und schuf
Als Schiedsmann beider Los,
Verschwand sodann, auf schmalem Strand
Thatlos sein Leben schließend; —
Ihm ward ein unermessner Neid
Und Mitleid überfließend,
— Ein Haß, der unauslöschlich war,
Und Liebe fessellos.

Wie dem Schiffbrüchigen aufs Haupt
Die Flut wälzt ihre Wuchten,
Die Flut, die erst den Ärmsten hob,
Daß seine Blicke suchten,
Wenn auch in stets vergebnem Spähn,
Nach einem fernem Strand,
So mochten sich auf diesen Geist
Erinnerungen schlichten; —
O, wie so oft der Nachwelt wollt'
Sein Leben er berichten,
Doch auf die ewigen Blätter stets
Sank müde seine Hand.

Wie oft, ach! wenn der träge Tag
Schweigend begann zu dunkeln,

Die Arme auf der Brust gekreuzt,
Gesenkt des Auges Funkeln,
Stand er, — indes Erinnerung
Dumpf brandend um ihn schlug.
Dann war er bei beweglichen
Zelten, zerstörten Wällen,
Beim Blitz der Bajonette und
Bei vollen Reiterwellen,
Bei den Befehlen, kurz und schnell,
Und schleunigstem Vollzug.

Vielleicht, ha! ward nach solchem Weh
Sein Herz des Mutes ledig,
Der Atem floh; — dann kam die Hand
Des Himmels mild und gnädig
Und trug in eine rein're Luft
Ihn voll Barmherzigkeit,
Und wies die Hoffnungspfade ihn,
Die immer blütenweichen,
Zu ewigen Feldern und zum Lohn,
An den nicht Wünsche reichen,
Wo Schweigen nur und Finsternis
Ist aller Ruhm der Zeit.

Unsterblich-schön wohlthätiger,
Triumphgewohnter Glaube,
Schreib ein auch den Triumph — freu dich,
Denn nie noch sank im Staube
Vor jener Schmach von Golgatha
So stolze Größe hin.
Doch hier verstumme jedes Wort —
Das diese Asche schändet!
Der Gott, der hinwirft und erhebt,
Der Leid und Tröstung spendet,
Hat auf sein einsam Lager nun
Gelegt sich neben ihn.

Nach Manzoni.

Epigramme.

Schulmeister ist einst der Verstand gewesen;
Doch bracht ihn jüngst in vielen Schulen um
Die Enkelin, die Wissenschaft, — warum?
Um zu erforschen sein geheimstes Wesen.

*

Bewunderswürdiges würde vollenden
Der menschliche Geist, anstatt zu ruhn,
Hätten die Menschen in ihren Händen
Weniger Bücher und mehr zu thun.

*

Das Schreiben eines Buchs, das ist für Nichts zu halten,
Kann das geschriebne Buch nicht Menschen umgestalten.

Nach Giusti.

Irene.

(Volkslied.)

Der klare Mond scheint einsam,
Kein Stern ist an dem blauen
Nachthimmel zu erschauen,
Es schläft die müde Luft.
Horch, wie vom Busch zur Esche
Den süßen Wohllaut tragend
Die Nachtigall nun klagend
Nach der Gefährtin ruft!

Und durch die Blätter rauscht sie,
Da sie den Ruf vernommen
Und jubelt laut im Kommen:
„Klag nicht, ich bin ja hier!“
Welch Finden, o Irene,
Vernimmst du es, o Traute,
Ach, wann mit solchem Laute
Wirst du erwidern mir?

Aus dem Ungarischen.

Büngöszdi Bandi.*

Büngöszdi Bandi! Speis und Trank
Und alles gab ich dir;
Was locktest du dafür mein Pferd,
Mein schnelles Pferd von mir?

Ich pflegte dich und liebte dich
Wie meinen eignen Leib;
Was hast du mir dafür verführt
Mein schönes, junges Weib?

Den weichen Arm schlingt lächelnd sie
Jetzt wohl um dein Genick.
Mein Leben gäb' ich gern dafür,
Wär's eines Henkers Strick.

Nach Petöfy.

* Name eines in Ungarn bekannten Räubers.





Leilas Freier.

Novelle von Marie von Olfers.

(Schluß.)

XII.

Kommt Liebe, sie wird siegen
Und finden den Weg.



Als am nächsten Morgen Enkelin und Großmutter in den hohen Laubgängen wandelten, sagte diese: „Ich wollte doch, Du wärst auch so weit! Ich wünschte, Du könntest Dein Nest bauen, hier unter meinen Augen; ich möchte es Dir so gern einrichten.“

„Erbinnen sind sehr schwer unterzubringen, wie es scheint,“ erwiderte Leila lächelnd. „Sie machen zu viel Ansprüche und sind wie die Sibyllinischen Bücher; je weniger mit der Zeit an ihnen ist, desto mehr verlangen sie. Ich bin uralt.“

„Grad zwanzig Jahre.“

„Im Grund bin ich viel älter und so erfahren über die Männer, Großmama. Entweder sie sind wie toll und blind verliebt; dann ist ihnen alles egal, man könnte krumm und schief sein, sie schwärmen uns als Venus an, oder sie rechnen sehr genau. Die verliebten sind mir zu blind, die nüchternen sehn mir zu klar.“

„Und Du selbst, hast Du nie einen liebgewonnen?“

„O ja, mehrere, zum Beispiel den Afrika-Onkel; für den schwärmte ich sogar, als ich sieben Jahre alt war, und fast hätte ich mich in Rafael verliebt, wenn nicht zum Glück Pip erschienen wäre, eh' ich nun unnütz mein Herz verloren.“

„Du bist vernünftiger geworden. Dein Onkel kommt zurück; geh nicht leichtsinnig um mit dem goldenen Schatz, den er Dir in seinem Herzen bietet. Du hast jetzt das Glück in der Nähe gesehn; lockt es Dich nicht?“

„Ich wünsche mir ein ganz besonderes! Mein Glück!“ — —

Nach Leilas Ansicht war dies der schönste Sommer, den sie je erlebte. Sie hatte die Großmutter für sich allein. „Du bist und bleibst meine beste Gesellschaft,“ versichert sie immer wieder, „sagst Dinge, die keinem andern einfallen; grausig schön, dann wieder lieblich wie Alpenrosen auf Schneefirnen. Alles echtes Gefühl, nicht erdacht, wie oft in der Welt.“

Darüber wurde es Herbst; Bertrand hatte eben das erste Kaminfeuer geschürt, Großmutter und Enkelin hatten sich behaglich am Theetisch zurechtgesetzt. Draußen heulte der Sturm wie damals, als die Freundinnen kamen. Ein wilder ernsthafter Schneesturm, der den Winter einführte. Vor seinem Toben hörte man nicht das Rollen eines Wagens, der vorfuhr.

Bertrand öffnete die Thür. Sie flog weit auf, und in Leilas Armen lag der Liebling rosig wie der Frühling. Die wirren krausen Haare drängten aus der dunklen Umhüllung; sie erstickte die Freundin fast mit ihren Küssen, dann wendete sie sich mit etwas mehr Zurückhaltung zur Gräfin.

„Wo kommst Du her?“ stammelte Leila, als sie endlich zu Worte kam. „Warum schriebst Du nicht? Wir hätten Dich abgeholt.“

„Direkt aus Ägypten komm' ich. Die Krokodile haben mich endlich entlassen aus diesem Fegefeuer. Wahrhaftig, ich hätte diesen frischen Schnee küssen mögen, und dieser heulende Sturm schien mir ein süßfächelnder West. Übrigens hab' ich geschrieben, um Dich auf den Streich vorzubereiten, ich hätte selbst bei dieser gütigsten aller Großmamas nicht gewagt, zum zweitenmal mit der Thür ins Haus zu fallen!“

Es wurde nachgeforscht, nichts war angekommen, endlich fand sich der Brief in des Lieblings eigener Tasche. „Du siehst, ich bin ganz die alte, um nichts verbessert,“ sagte sie, als sie ihn errötend hervorzog, „und doch habe ich wahrhaftig genug erlebt, um ganz neu zu werden. Mein armes Fräulein starb unter vielen Leiden. Wir waren sehr verlassen. Ich paßte nach Ägypten wie ein preußisches Schilderhaus zu den Pyramiden. Wär'

nicht Dein guter Onkel unser Lebensretter geworden, ich wäre gewiß auch in dem abscheulichen Lande zur Mumie geworden. Ich habe mich wie ein Kolli von ihm hieher spedieren lassen und habe gejubelt, als ich die guten Grenzpfähle der Heimat sah."

Unterdessen hatte draußen beim Abladen des Wagens eine sehr bedenkliche Verwirrung stattgefunden. Die schwarze Persönlichkeit eines kleinen Negers mit einem zähnefletschenden Affen setzte die Krone auf. Bonnelise wütete und selbst der zahme, höfliche Herr Bertrand gab Zornlaute von sich. „Mit einer Menagerie zu reisen, das ist stark," rief Bonnelise. „Den schwarzen Teufel mit seiner Bestie sperren Sie sofort in den Keller, Herr Bertrand!"

Aber das ging nicht so leicht. Affe und Neger wehrten sich, und zuletzt erhob sich drinnen solch ein herzzerbrechendes Geheul und Ohren zerreißendes Getöse, daß der Liebling aufmerksam wurde. „Ach, ich hatte Bimbo und Beppo ganz vergessen," rief sie, „sie werden sich nicht deutlich machen können; wenn man sie aber versteht, sind sie ganz leicht zu behandeln."

„Wie kommst Du zu solchem Gefolge?" frug die Gräfin.

Liebling wurde dunkelrot. „Sie gehören mir nur einigermaßen, ich übernahm sie herzubringen, sie gehören Deinem Afrika-Onkel, Leila. Er kommt in den nächsten Tagen; ich soll ihn anmelden."

„Wunderbare Boten hat er sich gewählt," brummte Bonnelise.

„Wo steckt denn der Onkel noch?" frug Leila.

„Wird angestaunt, angebetet, erduldet Feste; noblesse oblige, aber Berühmtheit noch mehr. Seine Bewunderer sind grausamer als die Menschenfresser, sie verzehren ihn mit Haut und Haar, und seine Seele dazu." Unter dieser Rede hatte sich das Äffchen Bimbo auf ihre Schulter gerettet und Beppo versuchte in klagenden Tönen, während ihm vor Kälte die Zähne klapperten, sich durch allen andern unverständliche Worte zu verteidigen.

„Das kann kein Christenmensch verstehn," sagte Bonnelise, „und wenn dieser Jüngling einen Schwanz hätte, würde ich keinen Augenblick daran zweifeln, daß er auch ein Affe wäre." Mit dieser darwinistischen Äußerung wandte sie dem unglücklichen Kauz den Rücken und wanderte in die Küche.

„Sie sind ganz zahm," äußerte Liebling, um Herrn Bertrand Mut zu machen, damit er sie mitnehme, aber darauf wandte die kleine Bestie sich so grimmig zähnefletschend um, daß auch er zurückwich.

„Du wirst sie selbst in ihr Quartier bringen müssen," meinte Leila, „mich wundert, daß der Onkel Dir diese Last auferlegt hat."

„Es war keine Last, nur Vergnügen. Du weißt, ich liebe solche fremdartige Geschöpfe; erinnerst Du Dich des Papageien? Wir, das heißt ich haben jetzt drei, einen roten, einen grünen und einen gelben."

„Muß das ein Geschrei sein! Meiner ist längst verstummt."

Liebling brachte ihre Schützlinge erst nach vieler Not zur Ruhe. „Beppo ist ein armer Waisenknabe," wiederholte sie, auf Bonnelises gutes Herz rechnend. Aber die antwortete: „Solches schwarze Zeug weiß viel von Vater und Mutter! Das schießt empor wie Spargel, bei dem ist's ganz einerlei."

Der Baron kam vorläufig nicht. So ging die Wirtschaft eine Weile fort. Die Freundinnen freuten sich an einander und die Großmama mit ihnen. Das merkwürdigste war, wie gut es in der Küche ging mit Bonnelise und Beppo. Es blieb dunkel, welche Verführungskünste der schwarze kleine Dämon ihr gegenüber ausgespielt, ihr Haß ging in die brennendste Liebe über. Dabei konnten sie kein Wort miteinander reden, aber die Nahrung bildete eine internationale Sprache, in der es offenbar ohne Mißverständnisse abging.

Nach und nach wurde der Liebling doch unruhig über das Ausbleiben des Barons. „Eigentlich wollte er vor mir ankommen," erklärte sie „er hatte Euch allerlei mitzuteilen. Wer weiß, wo er steckt, er ist vergeßlich; Gelehrte haben so viel in ihrem Kopf. Einmal hat er mich im Hotelzimmer eingeschlossen und aus Versehen den Schlüssel in die Tasche gesteckt."

„Reistet ihr denn zusammen?" frug die Gräfin erstaunt. „Obgleich er alt genug ist, Dein Vater zu sein, hättest Du es nicht thun sollen."

Liebling stotterte, errötete. „Er meinte, es sei das bequemste, einfachste!"

„Aber sehr unpassend," fuhr die Gräfin strafend fort. „Ich hätte dem Baron mehr Vorsicht zugetraut."

„Wenn man so viel unter Wilden lebt, kommen einem gewisse Sitten und Bedenken sicher recht unnütz vor," sagte Leila entschuldigend. „Weißt Du noch, Liebling, Du meintest damals, auf die Bäume zu klettern, hätte gewiß der Onkel von den Affen gelernt?"

Liebling wurde dunkelrot. „Ich war ein freches, undankbares Ding; jetzt bin ich über vieles andrer Meinung. Ich wollte, Du hättest nicht alle meine Albernheiten behalten; ich kannte Deinen herrlichen Onkel nicht."

„Das klingt ja ganz gefährlich. Wenn ich nicht wüßte, daß er nicht zum Verlieben paßt —“

Während Liebling anhub, darüber ihrer jetzigen Meinung in sehr verwirrten Worten Ausdruck zu geben, öffnete sich die Thür und der Baron trat ein. Hatte sich Lieblings Meinung über ihn geändert, so war sein Äußeres wenigstens nicht schuld daran; seine Kleidung war noch ebensobunt, sein Benehmen sogar noch weit verlegener. Er sagte wenig, sah stumm bald diesen bald jenen an, als wolle er einen Weg durch diese Seelenwüste finden. Umsonst versuchte Liebling, es ihm behaglich zu machen; er blieb einsilbig, und der ungemütliche Abend schien nie ein Ende nehmen zu wollen. Früher als sonst erhob sich die Gräfin zum Schlafengehn und rief Liebling scharf zu, mitzukommen, als diese zögernd an der Thür stehn blieb.

Leila wollte folgen, aber der Baron hielt sie zurück. „Nur ein paar Worte, Leila,“ sagte er flehend.

Das Mädchen erschrak; wollte er fortfahren, wo er es gelassen hatte? Er sah freilich nicht aus wie ein Verliebter, eher wie einer, der viel auf dem Gewissen hat.

Sie standen sich gegenüber am Kamin; die letzten Funken versanken. „Grad,“ dachte sie, „wie meine schöne Kindheit, einst geschmückt durch diesen guten Menschen.“ — Was er nur von ihr wollte? Sie frug endlich.

„Ich habe ein Bekenntnis abzulegen, das mir sehr schwer wird. Leila, ich bin Dir untreu geworden!“

Sie fuhr freudig auf. „Und alles ist wieder wie früher, lieber Onkel! Du bleibst hier?!“

„Doch nicht,“ sagte er, „aber hoffentlich sehn wir uns viel; jetzt bin ich ein guter, alter, verheirateter Onkel, vor dem sich junge Mühmchen nicht mehr zu fürchten brauchen.“

„Verheiratet?“ rief sie mißtrauisch; schwarze, braune, kupferfarbene Damen schwirrten in ihrer Phantasie in buntem, verworrenem Gewimmel.

„Es war ein toller Streich!“ fuhr er fort, „und doch so natürlich. Jetzt sollst Du mir helfen. Ich fürchte mich vor der Großmama.“

Sich fürchten vor der Großmama, diese Geliebte mußte ein entsetzliches Geschöpf sein! „Wenn überhaupt mit ihr zu leben ist“ — fing sie an.

„Du kennst sie, Leila!“

Da ging dem Mädchen ein großes Licht auf. Der Liebling! Wie war ihr das nicht gleich bei dem intimen Verhältnis mit Beppo und Bimbo eingefallen! „Aimée!“ stammelte sie, „o, ich begreife nur zu gut, wie man unsern Liebling lieben kann.“

„Nicht wahr?! Aber mich zu lieben, das ist schwer. Ein Gefühl des Verlassenseins führte sie mir zu, aber jetzt weiß ich, sie liebt mich.“

„Nun, dann ist ja alles gut, Onkel. Wen hättest Du zu fragen? Höchstens schneiden Deine Ahnenbilder Dir ein Gesicht. Die Großmama ist viel zu gut, um Aimée nicht tausendmal aufzunehmen, und was Deine Vorfahren Mißbilligendes sagen könnten, hörst Du nicht. Du bist ein glücklicher Mensch!“

„Doch nicht so ganz,“ antwortete er beklommen, „es giebt andere Bedenken. Schlimmere, bei denen große Schuld auf meiner Seite ist.“

„Bedenken bei Dir?“ frug Leila verwirrt.

„Wir sind in Ägypten schon Mann und Frau geworden, aber es liegt etwas Trennendes zwischen uns.“

Das Mädchen sah ihn sprachlos an.

„Ich war früher gebunden“ —

Leila wußte gar nicht mehr, was sie denken sollte.

„Gebunden durch mein Wort,“ fuhr er fort, „welches mich zwingt, noch zwei Jahre auf diesem verlornen Posten in Afrika auszuhalten!“

„Der arme Liebling! was soll dabei aus ihm werden!“

„Nicht wahr? Wie schlecht von mir, ihre Jugend an mich zu binden, während ich vielleicht als Krüppel oder gar nicht nach Haus komme!“

„Du hast es ihr doch nicht verschwiegen?“

„Das ist es ja eben, das arme Opfer meiner egoistischen Liebe weiß nichts. Ich habe sonst Mut, aber dies Geständnis wollte nicht über meine Lippen ihrem fröhlichen Gesicht gegenüber. Wir sind so glücklich, wenn wir beisammen sind. Ich werde ganz heimlich abreisen. Ihr werdet sie hier behalten, sie trösten —“

„Laß Dich nicht auf solch ein tückisches und vergebliches Geschäft ein,“ rief der Liebling, der ungesehen hinter ihnen gestanden. „Was! Du machst hier ein Komplott mit meiner Leila? Er wehrt sich umsonst, mich mitzunehmen, so unbequem es auch ist; wer heiratet, hat nun einmal seinen Klotz am Bein. Mag uns dieselbe Boa Constrictor umstricken.“

„Es wäre viel vernünftiger, Du bleibest hier,“ sagte die Gräfin hinzutretend.

„Vernünftig sind wir leider beide nicht! Nicht wahr, so unvernünftig es ist, Du nimmst mich doch mit? Ich möchte auch gerne berühmt werden

wie die englische Lady, die mit ihrem Mann von den Tigern gefressen wurde. Bimbo den Affen, Beppo den Neger und mich seine Frau wird er so bald nicht wieder los!" — —

„Auch der hat Dich vergessen," sagte die Gräfin, als sie allein waren. „Treue ist selten."

„Der Brief war wieder nicht an meine Adresse gerichtet," erwiderte Leila. „Es wäre ja auch nicht zum Aushalten, wenn man beladen mit all diesen unglücklichen Herzen, schuldbewußt durch das Leben ziehen müßte. Ich bin zufrieden, daß ich weiß: zur Not kann mich einer lieben."

Bonnelise aber schrie von neuem über Verrat und Hinterlist. „Diese Freundinnen werden bald keinen Mann mehr für unsre Komtesse übrig lassen! Es giebt keine Beständigkeit mehr, Herr Bertrand!"

„O Fräulein Bonnelise, und ich —?"

„Ich wollte, Komtesse Leila fände eine treue Seele, wie Sie es sind!"

Als das Paar mit Bimpo und Beppo abreiste, sagte sie: „Dazu muß man sechsmal um die Welt reisen, zu Haus lernt man solche Thorheit nicht! Den kleinen Teufel hätten sie uns wenigstens hier lassen sollen, damit ein Mensch aus ihm wird. Wenn er wieder unter die Gorillas kommt, wird er doch nur ein Affe. Man hatte seine Freude und seinen Lohn von ihm, denn gefräßig war er wie eine Ente."

XIII.

Armes Herz, in Eises Schoß
Liegt es hier, ach gieb es los!

Still strich nun der Winter vorüber. Im Frühjahr kam Apollonia mit der Baronin und dem Grafen Adas aus Italien zurück.

Die jungen Leute hatten dort ihre Tage meist zusammen verlebt. Des Mädchens vornehme Schönheit war ihm angenehm. Wie eine griechische Göttin nahm sie sich unter diesem Himmel aus, ihr edles Profil paßte zu den Tempeln und Lorbeerhainen. Mond und Sonne, alles schien ihr hier dienstbar zu werden, sie zu verherrlichen. Ihr Stolz, ihre etwas herbe Zurückhaltung zogen den Grafen an; mit männlichem Geist erfaßte sie seine ehrgeizigen Pläne, und die Glut, die in ihrem Herzen ihm unbewußt glühte, strahlte wohlthätig über ihm aus. Er brachte ihr die schönsten Blumen, die auserlesensten Früchte; sie fing an wie auf Wolken zu gehn und den Boden unter den Füßen zu verlieren. Warum sollte er sie nicht lieben? War ihr Adel nicht ebensoalt als der seine, und ihre Gestalt edel wie die seiner Ahnen? Brauchte er sich zu schämen, sie dort einzuführen? Konnte das elende Geld und Gut, das ihr fehlte, bei einer Natur wie die seine einen Unterschied machen? Dem Grafen aber lag die Idee, daß er die Gesellschafterin seiner alten Tante heiraten könne, so fern, daß es ihm gar nicht einfiel, seine Aufmerksamkeiten für gefährlich zu halten. So wandelten die beiden blind unter dem Zauber dieses verführerischen Landes dahin. Apollonias Leidenschaft schlug in hellen Flammen auf; je mehr sie sie verbergen mußte, desto mehr versengte sie ihre Seele. Schon ihre Briefe trugen eine wunderbare Glut in die kühle Schneelandschaft, die Leila umgab; heißer fremder Liebesatem wehte zu ihr herüber. — —

Wieder wanderten die Freundinnen Arm in Arm in den Gängen. Jetzt war nur Blütenschnee im Garten, ein kindlicher Frühling schlug eben kaum die Veilchenaugen auf. Fröhliche Vögel hüpften vor ihnen her, setzten sich hie und da auf die grünenden Zweige.

„Ich liebe ihn!" hatte Apollonia immer wieder gesagt. „Nimm Dich in acht!" meinte Leila, „Sterne, die auf die Erde fallen, haben ein schlimmes Schicksal."

„Ich will ihn ja nicht herabziehn, er soll mich erheben! Ich glaube, er liebt mich, Leila! Ich glaube es, und bei dem Gedanken wird alles um mich her ein Paradies. Mag kommen, was da wolle, im Augenblick bin ich glücklich, glücklich! selig!" Und sie erzählte all die kleinen Aufmerksamkeiten, die sie sich mit Recht als Bevorzugung auslegen konnte.

Wenn es nur nicht ein trauriges Ende nimmt, dachte die Freundin. Ihre Gedanken schweiften in seine Kindheit zurück; sie hörte ihn noch weinen, wenn er nicht überall der erste war, und die sanfte Stimme der Großmutter: „Der höchste Platz in der Welt, Adas, ist noch ein sehr niedrer und das Beste nicht viel wert!" Ob er sich herablassen, ob es die stolze Apollonia als Opfer annehmen konnte? Es mußte ein Wunder geschehn, eins von denen, von welchen die Gräfin gesprochen!

„Mag es traurig enden, wie Du denkst," rief Apollonia, „was hab' ich überhaupt andres zu erwarten? Schon seit wir hier sind, hat er sich verändert; er vermeidet mich, ich seh' ihn kaum; aber es kann ja auch Liebe sein; nicht wahr, es kann auch Liebe sein?! Liebe nimmt oft wunderbare Gestalt an. Aber Du verstehst davon nichts, ich möchte ihn hier vor mir haben, elend, verachtet, nur um ihm näher zu sein. Wie ich diesen Glanz hasse, der mich von ihm trennt. Alle Nächte lieg' ich wach im Bett; oft kommt eine wahnsinnige Ver-

zweiflung über mich, vor der ich mich selbst fürchte. Sieh mich nicht mit Deinen Kinderaugen so erschreckt an, Du weißt davon nichts! hüte Dich davor! Zu retten ist keiner, den es erfaßt, ebensogut könnte man Feuer mit Öl löschen!"

„Arme Apollonia," sagte Leila, „ich hoffe, daß er Dich lieben lernt."

Sie trennten sich am Thor. Als sie fortgefahren, ging das Mädchen in tiefem Sinnen durch den Garten einem Lieblingsplatz zu, der auf einem Abhang unter Bäumen lag. Die Sonne fing an, sich zu senken, ihr Glühen verlieh der jungfräulichen Frühlingsnatur sommerliche Wärme. Was war das Gefühl, dachte Leila, welches in ihr nicht erwachte und doch all die jungen Seelen beherrschte und verwandelte, die mit ihr aufwuchsen? Fehlte ihr etwas? War dieser Frieden, diese wohlige Ruhe, die sie wie Glück und Reichtum empfand, ein Mangel? Sie sah sich mit Adas als Kind durch die Gänge laufen, sie sah ihn vor sich stehn. Was liebte Apollonia in ihm? Langsam stieg seine edle Gestalt vor ihr auf. Ja, denken konnte sie es sich schon. Auf dieser Höhe hatte sie oft mit ihm gesessen, sie hatten die Sonne miteinander niedergehen sehen. Die Sonne liebten sie beide, den Mond nicht, darin hatten sie sich doch getroffen.

Als sie noch so im Sinnen über ihr Zusammensein war, rauschten die Büsche, und vor ihr stand, als ob sie ihm gerufen, der, welchen sie eben in der Seele gesehn. Sie fuhr zusammen, ihr schien, er habe ihre Gedanken erraten. Wie hatte er sich verändert, seitdem sie ihn nicht gesehn! Seine Schönheit war gereift und hatte der Macht des Ausdrucks Platz gemacht, die als erstes einen aus diesem klaren blitzenden Augenpaar traf.

„Willkommen zu Hause," sagte sie, ihm die Hände reichend. „Du wirst kein Heimweh nach unserm Gruß gehabt haben unter Italiens blauem Himmel. Apollonia ist ja noch ganz verzaubert."

„Ich," sagte er und setzte sich zu ihr auf das Moosbänkchen, „ich weiß mir nichts Schöneres, als mit Dir hier zu sitzen wie in den Kinderjahren; unter uns das Fleckchen Erde, dem wir entstammen, wie all die Blumen und Büsche ringsum. Du glaubst nicht, wie ich mich gefreut habe auf das Heimkommen!"

Er sprach in ungewohnt weichem Ton, ihr Herz klopfte. „Heut komm ich," rief er, „um Dir zu sagen, was ich damals sagen wollte. Damals warst Du noch ein Kind, jetzt wirst Du mich hoffentlich besser verstehen. Ich liebe Dich, Leila, liebe Dich, seitdem Du als kleines Ding hier an meiner Seite saßest, an meiner Seite Dein Leben lebtest. Wir gehören zusammen; fühlst Du es denn nicht, wie ich, vom ersten Augenblick an?!"

Sie war aufgestanden, ihr Herz schien zu zittern; was sie fühlte, wußte sie nicht, es war ein Wirrsal von Leiden; sie mußte an Apollonias Liebe denken.

Mit beängstigtem Ausdruck schüttelte sie den feinen Kopf. „Es kann nicht sein; es ist ja unmöglich!"

„Weshalb?" herrschte er sie an, „sag, ich will es wissen! so weit hab' ich doch durch meine Liebe ein Recht an Dir."

Sie schwieg und senkte den Kopf.

Da warf er die Hand von sich, die er gefaßt hatte, und stand vor ihr mit blitzenden Augen und verachtenden Blicken.

„Du hast kein Herz," sagte er, „nimm Dich in acht. Es macht einem viel Schmerzen, aber es ist noch viel schlimmer, ohne ein Herz zu leben. Mich siehst Du nicht wieder, ich ertrüg' es nicht. Es giebt ja einen Krieg im Auslande, wo man mich brauchen kann. Mein Dasein hast Du gebrochen, mein Glück zerstört."

„Adas!" rief sie, aber er war schon weit fort; sie legte den Kopf in die Hände und weinte. Das fühlte sie wohl: sie hatte ein Herz.

XIV.

Wann wird die Nacht mir enden,
Wann werd' ich wieder wach?

Im Schloß wartete man bis zur Nacht auf den Grafen; es ängstete aber niemand. Die alte Baronin schlief, die Leute waren angewiesen, sich um sein Gehn und Kommen nicht zu kümmern. Der Bursche, der das Pferd abnahm, schlummerte im Stall. Apollonia konnte allein keine Ruhe finden, wohl zwanzigmal hatte sie das Fenster geöffnet und in die Finsternis hinausgelauscht. Alles still, kein Stern; schwere Regenwolken hingen am Himmel. Man fühlte schon ihr wohlthätiges Rauschen; morgen mußte alles grün sein.

Er war noch spät fortgeritten, sie hatte ihn heruntereilen gesehen; hastig, ungeduldig, anders wie sonst. Unten bäumte sich der Rappe, den die Stallleute nur mit Mühe hielten, den nur er reiten konnte. Es war ein tückisches Tier; als der Reiter droben war, fuhr es wie der Blitz davon.

Die Dorfleute standen und bekreuzten sich, wo er vorbeikam, mit besorgten Mienen sahen sie dem tollen Ritt nach. Graf Adas ritt immer toll, wes-

halb erfüllte Apollonia heut solche Bangigkeit? „Wenn ich doch ein Knabe wäre," seufzte sie, „und dürfte ihm folgen, sehn, ob ihm nicht ein Unglück geschehn." Sie lehnte sich aus dem Fenster, auf jedes Geräusch achtend; es blieb alles still; nur der Regen rauschte. „Wenn ich ein Knabe wär'," seufzte sie wieder. „Und warum darf ich nicht hinunter und hinaus," dachte sie bitter, „wen geht es etwas an? Bin ich nicht ganz mein eigner Herr?"

Sie zündete ein Licht an und schlich sich hinab. Die Thür war nicht verschlossen, weil der Graf erwartet wurde, davor lag seine graue Dogge. Als Apollonia kam, stieß das Tier einen winselnden Laut aus. Sie lockte es an sich, der Hund und sie hatten eine Art Bündnis; beide liebten den Herrn. War er hart und grausam gegen die Dogge, dann kam das Tier sich bei ihr zu beklagen. Manchesmal hatte sie seinen großen Kopf zwischen den Händen gehalten und ihm in die traurigen Augen gesehn, bis ihr war, als verstünden sie sich.

Apollonia zog den Mantel fest über und löschte das Licht. „Komm!" sagte sie, „suche den Herrn!" Es schien, als sei damit des treuen Tieres Wunsch erfüllt; in weiten Sätzen sprang es voran, immer zu ihr zurückkehrend. Der Regen hatte aufgehört, aber die Dunkelheit war trostlos. Bald sank sie knietief in die Gräben, daß das Wasser hoch aufspritzte, bald ging es über Sturzacker. Es war ein wahnsinniger Gang, aber eine unbezwingliche Angst trieb sie. Schon waren sie im Wald, man hörte das Wehr rauschen, überfüllt von den Frühjahrsströmen. Sonst war kein Laut, außer dem Knistern der Äste unter ihren Füßen. Mehrmals glaubte sie ein Stöhnen zu vernehmen, aber es waren ihre Gedanken, die sie täuschten. Jetzt aber schlug die Dogge ein Geheul aus; das Herz stockte ihr. Nichts war zu sehn; Dunkel, fest wie eine Mauer, umgab sie . . . sie fühlte um sich, sie wußte nun, das Unglück war geschehn. . . . Wie würde sie ihn finden? Dort lag etwas Starres — Totes; es war der Rappe. Sie verlor nicht die Besinnung. Ihr Angstruf brachte die Förster, die in der Nähe wohnten, die Leute vom Rand des Waldes aus ihren Hütten. Sie kamen mit Laternen; das Geheul der Dogge zeigte den Weg. Der Graf lag am Wehr, halb im Wasser. Noch kurze Zeit, und die Strömung hätte ihn gefaßt und hinabgezogen. Offenbar war ein tollkühner Sprung schuld an dem Unfall. Die Leute befreiten ihn aus der gefahrvollen Lage, der Schmerz bei ihrer Berührung brachte ihn zu sich, er öffnete stöhnend die Augen und sah über sich gebeugt Apollonia. Jetzt hatte sie, was sie wollte, er lag entstellt, niedergeschmettert in ihren Armen. Sie dachte mit tiefer Reue an ihren Wunsch. . . . Dann ordnete sie mit kluger Hand den Transport und half, wo sie konnte. Im Augenblick war er zu sehr hingenommen, um sich zu wundern, daß sie nachts im Walde sei, und auch sie dachte keinen Augenblick daran, in welch ein wunderliches Licht es sie den Leuten gegenüber stellte.

Der Arzt, der gleich geholt wurde, konnte wenig Tröstliches sagen; Graf Adas war fast immer bewußtlos. Niemand sah ihn, als seine Pfleger. Die alte Gräfin kam herüber; Leila wagte nicht, sie zu begleiten; trotzdem sie keine Schuld hatte, machte sie sich die bittersten Vorwürfe, daß sie es nicht besser verstanden, ihn zu beruhigen. Apollonia war ohne Zweifel seine Retterin, ohne ihre Dazwischenkunft war er verloren. Im Dorf entstand ein großes Gerede; ihr Name war in aller Leute Mäuler; was kümmerte es sie, wenn er nur gerettet war und lebte.

Er lag Monate lang, es war ihm sehr bitter und das Schlimmste kam noch, als er versuchte, sich an Krücken fortzubewegen. Die ganze Welt war mit einem Schlage für ihn verwandelt. Wie ein entthronter Herrscher, der Sklavenketten trägt, kroch er dahin. Als er den wilden Sprung machte, hatte er wohl den Tod vor Augen gehabt, nicht aber dieses klägliche Siechtum. Wollte der Arzt ihn trösten, er würde besser werden, wenn auch schwerlich so wie früher, brauste er auf: „Lieber sterben!" Aber er starb nicht, er erholte sich langsam. Als das Frühjahr wieder seine grünen Fahnen aufpflanzte, konnte er draußen im Sonnenschein sitzen und mühsam sich am Stock weiter helfen. Er frug weder nach Leila noch nach Apollonia, und keine von beiden wagte ihm in den Weg zu treten. Die einzige, die ihm eine Wohlthat blieb, war die Großmama. Waren sie ganz unbelauscht, so konnte er seinen Kopf in ihren Schoß legen und unmännliche Thränen weinen wie ein Kind. Sie verstand ihn, sie kannte ja all seine hochfliegenden Pläne und fühlte, daß ein Reicher, der verarmt, weit größere Not leidet als der Armgeborne. Über Leila schwiegen beide. Sie wußte um Apollonias Liebe, die ihm nicht gefallen konnte.

„Sie that unrecht, sehr unrecht, sie Dir zu vertrauen," sagte sie, als Leila es ihr beichtete, „sie hat Dein Herz verwirrt. Nun lassen wir es jetzt ruhn, jetzt ist ja doch alles aus für den Armen."

An einem wonnigen Maitag — der Flieder

blühte in großen Dolden und die Vögel schrieen vor Wonne — saß Graf Adas zum erstenmal auf dem Altan und erwartete die Baronin und Apollonia. Er hatte ein wunderlich zorniges Gefühl, wenn er an sie dachte; warum hatte sie sich eingemischt? Der Gedanke, ihr dies elende Leben schuldig zu sein, jagte ihm das stolze Blut zum Herzen.

Die Baronin kam, aber allein. „Apollonia packt ihre Sachen," sagte sie, „und es ist auch besser nach all dem Skandal; sie ist mit Dir zu sehr in das Gerede gekommen, um hier zu bleiben. Mir ist auch ein andrer Dienstbote lieber, diese sah immer aus wie eine verkappte Prinzeß."

„Wo geht sie hin?" frug er barsch, „Du hast doch für sie gesorgt?"

„Nein; was geht es mich an? Sie ist mir weder verwandt, noch bin ich ihr auf irgend eine Art verpflichtet."

Graf Adas fuhr auf. „Ich aber bin ihr verpflichtet. Schicke sie her, ich habe mit ihr zu reden."

„Wer weiß, ob sie kommt? Sie ist sehr eigensinnig!"

Er saß und wartete, aber sie kam nicht. Im ganzen hatte er Geduld gelernt in diesem schweren Jahr. Dennoch riß sie ihm jetzt.

Schwerfällig machte er sich auf. Er wußte, sie wohnte ein paar Stufen hoch; ob er heraufkommen würde? Ein paar elende Stufen hemmten ihn schon. Mit aller Kraft, die er aufbringen konnte, überwand er sie, aber oben auf der Schwelle verließ sie ihn. Ohnmächtig sank er nieder. Apollonia hörte den Fall, öffnete die Thür, und wieder alles um sich her vergessend, rief sie nach Hilfe, rief die Diener, kniete neben ihm nieder. Man brachte ihn auf ihr kleines Ruhebett, weil es das nächste war. Sobald er zum Bewußtsein kam, herrschte er die Dienerschaft an, was sie hier zu gaffen habe; sie sollten machen, daß sie fortkämen, er brauche niemand.

In dem sonst so ordentlichen Zimmerchen sah es wüst aus; halb in, halb neben dem Koffer lagen Apollonias Sachen auf Stühlen und Tischen umher. Vor dem Ruhebett all die tausend Kleinigkeiten, die er ihr geschenkt: sein Bild, getrocknete Blumen aus Italien, der Pinien-Apfel, den er ihr im Hain der schönen Villa gereicht. Wie ein offnes Tagebuch lag es da, und vor ihm stand das Mädchen, bleich wie der Tod. „Apollonia," sagte er, „so kann es nicht fortgehn. Ich ertrag' es ebensowenig als Sie!"

„Was kann ich dafür," äußerte sie herb, „wenn das Schicksal uns verkettet. Ich wehre mich, wie Sie, gegen die Fessel, und wenn von meiner armen Seele die Schleier gerissen werden, daß man ihr Leiden sieht, sollten Sie nicht noch herkommen, es zu vergrößern. Was wollen Sie hier? Warum lassen Sie mich nicht in Frieden ziehn?"

„Wo wollen Sie hingehn, Apollonia?"

„Was geht es Sie an? Sie sollen es am letzten erfahren!"

Er richtete sich mühsam auf. „Wenn Sie nicht einen elenden Krüppel vor sich hätten, verstände ich ihre Sprache, so aber könnten Sie Barmherzigkeit üben. Ich kam Ihnen zu danken, Apollonia."

Sie stürzte an seinem Lager nieder und bedeckte seine Hand mit Thränen. „Verzeihung!" stammelte sie. „Wenn ich das Geringste wüßte, um Ihnen wohl zu thun, verschwände dagegen alles, was mich angeht, das Gerede der Leute, mein Stolz. Alles, alles!"

„Dann bleiben Sie," bat er, „bis ich eine Stelle für Sie finde, Apollonia."

Sie nickte und er klingelte nach seinem Diener, um sein Zimmer wieder zu erreichen.

„Apollonia bleibt," sagte er der Baronin, „aber Du thust doch gut, Dir einen Dienstboten zu verschaffen. Sie ist unser Gast bis auf weiteres."

XV.

Wolken, wenn sie dunkel schreiten,
Sind der Vorhang nur des Lichts.

Graf Adas Genesung machte Fortschritte. Er konnte längere Fahrten vertragen. Eine hatte er in Gedanken, aber es kostete ihm die größte Überwindung, Leila wiederzusehn, und doch glaubte er, daß nur sie Apollonia bewegen könnte, eine Stellung, über die er mit der Gräfin gesprochen, anzunehmen.

Leila erschrak, als sie ihn mühsam aus dem Wagen klettern sah. Ein warmes Gefühl für ihn strömte zu ihrem Herzen, ein heißer Wunsch, ihm zu helfen. Sein bleiches Gesicht überflog dunkle Röte, als er sie wieder sah. „Als ein ganz neuer Mensch komm' ich heut zu Euch", sagte er und versuchte zu lächeln, „und doch komme ich wieder bitten, Leila, um Hülfe bitten, ich muß jetzt alle Welt darum angehn, nichts vermag ich mehr allein. Du weißt alles, was geschehn ist, und kannst Dir denken, daß ich wegen Apollonia komme."

„Ich habe Dich erwartet, Adas. Du hättest nicht so undankbar sein können."

Er brauste auf. „Was ging ich sie an? Warum rettete sie mich? Was mußte sie mir nachspüren?"

„Du weißt es, Adas.“

„Ich weiß es freilich; es weiß es leider das ganze Dorf und alles, was damit zusammenhängt. Ich gab ihr wahrhaftig keine Veranlassung.“

„Arme Apollonia!“

„Geh zu ihr, Leila, thue, was Dir recht dünkt, in meinem Namen; ich möchte ihr Schicksal so freundlich als möglich gestalten.“

„Geld kann hier nichts nützen.“

„Das weiß ich, aber Geld, wie Du es bieten wirst, wie es ihr zukommt als meine Schuld, als meine Freude, als die größte Freude, die sie mir jetzt machen kann, und ich habe deren wenig genug, wahrhaftig! Du weißt, auf einem meiner Güter steht ein behagliches, kleines Häuschen an der Waldgrenze. Vielleicht findet sich doch später dort ein Glück für sie. Es gehört ein kleines Anwesen dazu. Sie hätte allerlei Gelegenheit zu helfen, wohl zu thun, am meisten mir.“

Leila versprach, mit der Freundin zu reden, nahm sich aber gleich vor, ihr anzubieten, zu ihr herüberzukommen, da sie im voraus wußte, was sie auf des Grafen Vorschlag antworten würde.

Sie fand Apollonia sehr verändert, bleich, abgezehrt, einen Ausdruck wilder Verzweiflung in den schönen Augen. „Ich seh' keinen Ausweg,“ sagte sie, „keinen! Was ich mir anthäte, käme als Vorwurf zu ihm zurück, dem ich helfen möchte mit allen Opfern, die ich bringen könnte. Dies aber kann ich nicht annehmen, Leila, ich kann es nicht, er darf es nicht von mir fordern.“

„Du hast recht, Apollonia, und darum hab' ich auch etwas ganz anderes vor. Du sollst zu mir kommen, zu Großmama und mir wie in der guten alten Zeit.“

„Zu Dir?“ sagte sie und sah sie fast erschreckt mit durchdringendem Blick an. „Du meinst es nicht, Du weißt, warum es keine Heimat für mich sein kann.“

Leila neigte in ihrer Wahrhaftigkeit den Kopf und schwieg; sie wußte nur zu gut, was Apollonia meinte.

„Ich kann nur hier sein oder fort, ganz fort,“ rief diese leidenschaftlich, „wo ich wie gestorben bin, nichts mehr höre, nichts mehr sehe. Mit der Zeit muß es so kommen.“

Betrübt verließ Leila die Freundin. Sie sprach lange mit Graf Adas, aber eine Hülfe fanden sie nicht. Das Leben ging seinen Weg weiter. Unvermerkt webte sich Apollonia dem des Grafen immer fester ein. Es war wunderbar, wie schnell sie es erriet, was ihm fehle, das rechte Wort der Erfrischung fand. Dabei stand sie bescheiden, demütig zurück. Langsam tauchte mit zunehmender Gesundheit ein Wunsch des Glücks in ihm auf. Wo fand er jemand, der ihn mehr liebte? Auch ihre Schönheit war wieder neu erblüht, und ihr Glanz schien oft wie Sonnenschein in sein trübes Dunkel. Weshalb war ihm die Vereinigung mit ihr als undenkbar erschienen? Leila hatte ihn nie geliebt, sie konnte kein Grund sein. Freilich, was konnte er ihr bieten? All diese Gedanken gingen oft durch seine Seele, ehe sie eines Abends Ausdruck fanden. Sie stand neben ihm auf dem Altan. Vor ihnen lag das schöne, weite Land, das ihm gehörte. Er hielt die Hände verschränkt und sah starr auf den Boden.

„Sie wissen nicht, was sie thun, Graf Adas,“ sagte sie, „mit Ihrem Mitleid wäre ich nicht zufrieden, ich brauche Liebe.“

„Verdient haben Sie sie tausendmal, Apollonia!“

„Ja, wenn man die verdienen könnte.“

„Wir sind beide elend,“ fuhr er fort, „wäre das nicht ein Band, aus dem eine Zuneigung wachsen könnte, die der edelsten Liebe nah' käme?“

„Habe Mitleid mit mir,“ schluchzte sie. „Versuche mich nicht! Du weißt ja, wie es steht: ich liebe Dich noch tausendmal mehr, seitdem ich Dich elend sehe, es bringt Dich mir gefährlich nah'.“

Auf dem Schloß der Gräfin hatte man keine Ahnung von den Dingen, die sich hier zutrugen. Eine Heirat lag so außer allem Bereich der Gedanken, desto überraschter wirkte die Anzeige einer vollzogenen Verbindung.

„Es giebt nichts als Egoisten unter euch Männern,“ sagte Bonnelise zu Bertrand. „Er hätte sich lieber eine barmherzige Schwester nehmen sollen. Gut, daß ihn unsere Komtesse nicht genommen; an dem ist so gut als nichts mehr dran.“

„O Mamsell Bonnelise, reden Sie nicht so grausam. Pflege ist Bestimmung des Weibes und nebenbei sein höchstes Glück!“

„Daraufhin lassen Sie sich nicht Ihre Knochen zerschlagen, Herr Bertrand, unsrer Heirat wäre es nicht förderlich!“

Die Großmama schüttelte den Kopf. „Ich hätte es denken können; echter Frauenliebe widersteht kein Mann, besonders nicht, wenn sie bequem ist.“

„O, ich hoffe, er wird sie lieben können,“ rief Leila, „welch Unglück würde sonst entstehn!“

„Nun, eine kühle Ehe wie so viele.“

„Apollonia würde sie nicht ertragen.“

„Sie kann zufrieden sein, daß ihre tolle Leidenschaft in einem so sichern Hafen endigt. Auf das höchste Glück durfte sie weniger rechnen als viele andre.“

Leila küßte stumm der Großmama Hand und stieg nachdenklich hinauf in das Zimmer, wo sie mit ihren Freundinnen so fröhlich geplaudert, als ihre Geschicke alle noch in der Knospe lagen. Sie setzte sich auf die Bettkante. Draußen sang die Nachtigall wie damals, auch der Mond flutete über die bunten Bilder der Wände. Alles außer ihr wie sonst. Zweien, Pip und Liebling, war das Leben voll und freundlich erblüht wie draußen der Sommer. Den beiden andern? — sie barg ihr Gesicht in die Hände und weinte.

XVI.

Wohlan, kein Erdgedanke mehr
Keim auf in Dir, o Herz.

Apollonia schrieb immer hoffnungsvoller. Weit über alles Erwarten erholte sich Graf Adas. Er ging am Stock, fühlte sich kräftig, wenn er auch lahm blieb; das schlimme Siechtum war überwunden. Sie waren wieder in Italien, in dem schönen Lande, in welchem Apollonias Glück angefangen. „Eine größere Seligkeit, als ich empfinde," schrieb sie, „kann es weder auf Erden noch im Himmel geben. Wir fangen an, größere Ausflüge zu machen. Unsre Villa liegt am Meer, umblüht von Myrten und Rosen. Meine vergangne Existenz fällt wie ein böser Traum von mir ab, ich kann mir nicht recht vorstellen, wie unglücklich ich war. Jetzt erst leb' ich, jetzt erst fühl' ich wie Ihr, wie die Glücklichen. Gönne es mir, ich habe zu viel gelitten. Denk Dir, Adas ist jetzt stolz auf mich, man findet mich schön; ach, nun möcht ich auch gut werden, gut und selbstlos wie Du, Leila."

Bonnelise versetzten diese Wonneausbrüche in die feindlichste Stimmung. Sie hätte passender gefunden, wenn Graf Adas gestorben wäre, da er ihre Komtesse nicht geheiratet. „Wenn ich eine Tochter hätte," meinte sie, „die sollte mir keine Freundinnen haben!"

Leila sammelte immer mehr Hilfesuchende. In der ganzen Gegend war keine arme Seele, die sie nicht kannte. Mit dieser großen Familie konnte sie sich nicht einsam fühlen. — —

Graf Adas und Apollonia waren jetzt auf der Heimreise, sie waren zwei Jahre verheiratet. Heute sollten sie nach Hause kommen. Das Land schmückte sich besonders lieblich dazu; die Bäume blühten wie Schnee, der Flieder duftete übersüß, die Matten grünten smaragden.

Leila hatte sich nicht hingetraut.

Gleich am zweiten Tag kam Apollonia herüber. Sie war viel schöner und strahlender als früher. Eilend zog sie Leila hinauf in ihr altes Schlafgemach, ganz verhangen von grünen Zweigen, die von außen in die Fenster drangen. Fröhliche Vögel hatten in ihrem Schatten Nester gebaut. Die junge Frau stand mit Leila davor und sah ihnen gerührt zu. „Ich bin so glücklich," sagte sie, „und soll doch noch glücklicher werden. Du wirst Pate sein, nicht wahr? Ich fürchte Dich nicht mehr, ich fürchte nichts mehr, seit er mich liebt."

Als Leila es abends der Großmutter erzählte, sagte sie: „Laß sie nur nicht zu sicher sein; junges Glück ist wie eine Blume oft über Nacht verwelkt, ich hab's erfahren."

Bonnelise meinte: „Sechs Mädchen gönn' ich ihr;" und als sie Apollonias Sorge um Adas sah, rief sie ganz entrüstet: „Gut, daß ein Kind kommt, da verliert der Herr Graf seine Kinderfrau." Aber Graf Adas wurde nicht nur angebetet, er betete selber an. „Der reine Götzendienst," schalt Bonnelise. „In einer natürlichen Ehe müssen sie im ersten Stadium ab und zu aneinander geraten, im zweiten giebt es einen Ausgleich und im dritten mag dann meinethalb die Vergötterung kommen."

Im Juli wurde drüben ein Töchterchen geboren. Erst ging alles glänzend. Schon fingen alle düstern Ahnungen der Gräfin, die bei solchem Anlaß immer wieder auftauchten, an zu verschwinden. Da kam ein Gerücht, das Kindbettfieber sei im Dorfe. Apollonia war von denselben Leuten verpflegt. Auch bei ihr zeigte es sich; aus allen Weltgegenden wurden Ärzte herbeigerufen. Leila zog herüber. Bald schien es besser, bald schlimmer; endlich täuschte sich niemand mehr, daß es zu Ende ging. Graf Adas war fassungslos. Sie schickte ihn manchesmal heraus, weil sie seinen Kummer nicht ertragen konnte.

Auch heut. Es wurde Abend, Leila saß an Apollonias Lager. Die Kleine war fast vergessen bei den Wärterinnen. „Leila," flüsterte die junge Frau, „ich weiß, daß ich sterbe! Sage nichts dawider! Ich bin so glücklich gewesen, daß Du mich nicht beklagen darfst. Elend wär' mein Leben ohne ihn gewesen, er liebt mich wirklich."

„Es sagen keine Worte, wie er Dich liebt, Apollonia. Was soll aus ihm werden ohne Dich?"

„Still davon. Für ihn giebt es noch Trost."

„Dein Kind! O, es wird ihm gram werden, weil es Dich verdrängt."

„Ich dachte nicht an das Kind. Komm ganz nah', Leila, ich dachte an Dich. Dir gehörte zuerst dies Herz, ich wußt es wohl; ich habe es Dir

genommen, Dir gebe ich es zurück. Du sollst die Mutter meines Kindes werden. Wenn er kommt, — er kommt gewiß, — stoß ihn nicht zurück. Er liebte mich, aber ich ihn noch viel mehr! O, wenn er mich liebte, wie ich ihn, und sähe mich sterben, es wäre schrecklich!"

„Laß die Zeit gehn, wie sie will," schluchzte Leila, „über Dich hinaus will ich nicht sorgen."

„Wie gut," fuhr die Sterbende halb im Traum lächelnd fort, „daß mein Bild ihm unentstellt in Jugend und Schönheit bleibt. Er wird gern an mich denken, mich lieb behalten!"

Sie schloß die Augen für immer. Tiefe Ruhe lagerte sich auf den verklärten Zügen, eine Glorie, die keiner, der sie sah, vergessen konnte, am wenigsten ihr Geliebter.

XVII.

Wenn unter Rosen oft auch Dornen stechen,
Von Dornen will ich meine Rosen brechen.

Wochen gingen hin. Es war nicht die Rede davon, daß die kleine Apollonia in Leilas Pflege gegeben werden sollte. Niemand, außer ihr, wußte, daß die Mutter ihr das Kind anempfohlen. Jedesmal, wenn ihr die Erinnerung durch die Seele fuhr, gab es Leila einen Stich in das Herz, und doch konnte sie sich nicht entschließen, ihre Ansprüche geltend zu machen. Angstvoll vermied sie Graf Adas zu begegnen, und auch er wich ihr aus.

„Es geht alles verdreht in der Welt," sagte Bonnelise. „Unsre Komtesse hat nichts und der Graf hat ein Wickelkind auf dem Hals. Ich wüßte einen Ausweg, aber lieber zwängen sich die Leute in eine Sackgasse, als durch die rechte Thür zu gehn."

„Das find' ich auch," meinte Herr Bertrand. „Wir beide sind auch auf dem Weg. Das vernünftigste wär', wir heirateten uns, so würden wenigstens zwei Menschen glücklich."

„Egoist," rief entrüstet Bonnelise, „und die Pietät, die heiligen Gefühle —"

„Heilige Gefühle sind sehr unbequem auf die Länge!"

„Und doch muß man sie haben, Herr Bertrand. Eh' nicht unsre Komtesse verheiratet ist, verlaß ich meinen Posten nicht."

„Ich wollte doch, Du gingst einmal herüber, nach dem Kind zu sehn," sagte die Großmutter; „es ist Dein Patchen. Hast Du nicht gelobt, dafür zu sorgen?"

„Es wird mir so schwer, mich an Apollonias Stelle zu drängen."

„Als ob Du das könntest! Lebende kann man verdrängen, Tote, geliebte Tote nicht; ebensowenig, wie Du einen Geist durch einen Körper verdrängen kannst. Sie schweben sicher in höheren Regionen über den Seelen, nichts trifft sie, nichts berührt ihr Verhältnis mit denen, denen sie wirklich dem Herzen nach angehörten."

Darauf ging Leila herüber. Das Haus sah verlassen aus; die Blumenbeete ungepflegt. Graf Adas war fast nie dort. Sie saß ein Weilchen bei der alten Dame, die sich über ihre Gesellschafterin gründlich ausklagte und dann in noch größere Klagen ausbrach, daß Apollonia die Rücksichtslosigkeit begangen, zu sterben. „Es war ein ganz neues Leben im Schloß. Dabei sie selbst so glücklich, so vortrefflich am Platz. Wer sich in acht nimmt, kann hundert Jahr werden, aber wer sich einem Mann opfert, wie sie es that, der hat keine ruhige Stunde. Das arme Würmchen ist auch darnach, das hätte sie lieber auch gleich mit hinüber nehmen können. Ein Mädchen! wo alles Lehn und Majorat ist. Adas sieht es gar nicht, aber ich höre mehr davon, als mir lieb ist. Das schreit, als sei's dazu auf die Welt gekommen. Wir sind schon bei der sechsten Wärterin. Das Kind hat gar kein Geschick, sich in die Umstände zu finden."

Betrübt ging Leila ihr Patchen aufzusuchen. Ihr Gewissen regte sich und erfüllte sie mit Bangigkeit. Von fern hörte sie lustiges Geplauder. Eine große Versammlung Dienstboten that sich gütlich an einer langen Tafel. Erschreckt stoben sie auseinander; als sie nach dem Kind fragte, hieß es: „Es schläft".

Sie folgte hinauf in das Zimmer, in dem sie Apollonia das letztemal gesehn, mit einem Gefühl tiefer Schuld. Ein trauriger Anblick wartete ihrer. Das Kind schlief nicht, es lag und wimmerte. Fliegen, Mücken umsummten seine Lagerstätte. Das eigne schlechte Gewissen ließ sie den schuldigen Pflegerinnen gegenüber verstummen. Sie nahm es aus dem Bettchen, sie wußte von den Dorfkindern her wohl damit umzugehn. Schlechter war selten eins verpflegt als dies im Schloß. Halb verfüttert, halb verhungert. Mochte Graf Adas denken, was er wollte, sie mußte Apollonias Kind retten.

Als sie es im Arm hatte, sah sie ihn in den Hof reiten. Auch er mußte sie am Fenster gesehn haben, denn was sonst nie geschah, er kam die Treppe herauf. Die Pflegerinnen verkrochen sich, sie hatten ihn fürchten gelernt. Er öffnete hastig die Thüre, die letzte Spur seines Sturzes schien verwischt, und doch sah er herabgekommen und elend

aus. „Was willst Du hier, Leila?“ fragte er, „das Kind stirbt, ich weiß es; mir und ihm ist nicht zu helfen.“

„Dem Kinde doch vielleicht, Adas, ich hätte längst kommen sollen, Apollonia hatte mich auf dem Todbett darum gebeten.“

„Sie . . . Dich?“ rief er überrascht.

„Vertrau es mir an, laß es mir ein Weilchen. Ein Mann kann dafür nicht sorgen wie wir. Wenn die Mutter es sähe, sie hätte Kummer um Euch beide.“

„Ich gehe morgen fort zur Armee,“ sagte er, „glücklicherweise bin ich wieder zu etwas zu brauchen. Komm ich nicht zurück, Leila, so denke, es war das beste für ihn und das arme Ding, das Du lieben wirst.“

„Lieben, Adas . . lieben, wie ich noch nie geliebt!“

Er sah ihr in die Augen, und ein wundersamer Ausdruck tauchte in den seinen auf. „Lebwohl“, sagte er, küßte ihre Hand und das Köpfchen seiner Kleinen und ging hinaus. Am nächsten Morgen erschien Bonnelise, um das Kind zu holen. Es ging nicht sacht ab, sie kam wie das rächende Donnerwetter. Glücklicherweise hörte Graf Adas nicht ihre Äußerungen. „Der will Haupt einer Familie sein! Nicht einen Spatzen gäb' ich ihm aufzuheben!“ Die Leute hielt sie ihres Zorns nicht einmal würdig. „Natürlich, wo der Stamm faul ist, sind alle Äste faul.“ Die Kinderfrau entließ sie sofort. „Lassen Sie die Hand vom Kind! Sie verstehen so viel davon, wie ein Butterfaß von einer Perlenschnur. Nun sollen Sie erleben, was bei guter Pflege herauskommt. Freilich, solch ein Jammerbild war bei uns nicht Mode, die Helderns sind eine andere Sorte.“

Leila bereitete dem Kleinen ein Bettchen dicht neben dem ihren. „Jetzt wird Komtesse absolut nicht mehr heiraten,“ klagte trostlos Herr Bertrand.

„Es könnte schon so kommen!“ antwortete Bonnelise, „solch ein Ding füllt auch die ganze Seele aus. Dabei ist sie eifersüchtig darauf, läßt mich nicht daran. Mir wär' der ledige Stand ganz recht, wenn die Puppe mein wär'.“

Es war ein wundersames Trio, die Großmutter, das junge Mädchen und das Kind. Es schien Leila, als sähe sie die kleine Apollonia mit den Augen ihrer Mutter an, lächelte ihr, dankte ihr, und eine Doppelliebe wuchs in ihr empor, wie aus dem Samen die Blume.

Oft, wenn es im Schoß Leilas lag, sagte die Großmutter: „Nun wirst Du Dein ganzes Glück von hier erwarten!“

„Erwarten!“ wiederholte sie, „hab' ich's nicht schon?!“

„Und der Vater scheint keine Eile zu haben, es Dir zu nehmen. Wie lang hat er sich nicht danach erkundigt.“

„Wer weiß, ob er es kann!“ Ob er lebt, wollte sie sagen, aber das traurige Wort erstarb auf ihrer Lippe. Drei Jahre warteten sie von einem Tag zum andern. Die kleine Apollonia sah aus wie ein Sonnenstrahl: schön, gesund, der Mutter ähnlich wie ein Tautropfen dem andern. Mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit hing sie an Leila. Bonnelise sah nicht ohne Neid zu, und doch, wenn sie daran dachte, Graf Adas könne kommen, ihrer Komtesse das Kind zu rauben, war sie zu jedem Kampf entschlossen. „Das wollen wir doch sehn, wer ein Recht darauf hat; der es pflegt, oder der es in die Welt setzt.“

Es kam kein vorbereitender Brief. Eines Tages stand er vor ihnen. Bonnelise ließ vor Schreck den Krug fallen, den sie in der Hand hielt. Herr Bertrand wies stumm in den Garten, von wo aus man Gelächter und Jauchzen hörte. Es war Mitsommer; auf der Wiese, auf der er zuerst die lustige Gesellschaft gesehn, sah Graf Adas ein Ding wie ein Elfchen hüpfen und springen. Seine langen Haare flatterten im Wind, es raufte die Blüten von den Zweigen und warf sie Leila in den Schoß, bis es zuletzt selbst hineinsprang und vor Wonne und Übermut laut aufschrie. Eine ganze Weile sah er dies liebe Bild an. Die Kleine entdeckte ihn; zuerst scheu wie ein Vögelchen, kroch sie immer tiefer in Leilas Umarmung.

Diese wollte aufstehn, ihn begrüßen, aber das Kind litt es nicht. Er saß auch schon an ihrer Seite und bedeckte ihre Hand mit Küssen. „Ich möchte Dir danken, Leila, aber ich kann es nicht!“

„Danken?“ rief sie, „danken für ein Glück, das Du mir geschenkt hast! . . . Apollonia, es ist Dein Vater, Dein lieber Vater, von dem ich Dir so viel erzählt habe!“ Aber das Kind sah scheu und mißtrauisch zu ihm auf. „Fremder Mann!“ sagte es, „fürchte mich.“

„Du wirst ihn lieb haben!“ sagte Leila.

„Hast Du ihn lieb?“

Da errötete Leila tief. „Hast Du mich lieb?“ frug Graf Adas.

Sie nickte und flüsterte: „Ich liebe Dich, liebe Dich seit lange, lange.“ —

Nun ging es wirklich ans Heiraten. Bonneliese träumte von einer Riesenhochzeit mit Feuerwerk, Triumphbogen, weißen Jungfrauen, langen

Ansprachen. Sie ließ der still beglückten Großmutter keinen Augenblick Ruhe mit all ihren Vorschlägen und was sie für unerläßlich hielt, dazu hätte ein Jahr Vorbereitung kaum gereicht. Diese aber lächelte ruhig. „Je eher, je besser, daß ich noch recht viel davon habe."

„Alle Freundinnen müssen kommen, damit sie sehn, daß wir doch das beste Teil behalten. In Quadrillen, Herr Bertrand, sollen sie nach unsrer Pfeife tanzen."

„Und dann" schloß Herr Bertrand schüchtern, „tanzen wir auf unsrer eignen Hochzeit."

Eines Tages wurde Bonnelise durch die Ankunft des Ortsgeistlichen überrascht. Leila kam im weißen Kleid herab, die Myrte in den Haaren. Graf Adas ging mit ihr in die Schloßkapelle. Plötzlich fand es sich, daß Bonnelise und Bertrand als Zeugen fungierten. Die Orgel stimmte ihr heiliges Lied an. Graf Adas und Leila wurden getraut.

Bonnelise war sprachlos, aber Leila umarmte sie lachend.

„Ich wußte keine liebere Brautjungfer als Dich. Eure Hochzeit soll mit aller Pracht, die Du für mich wünschtest, gefeiert werden, und dazu werden alle liebe Freundinnen kommen. Pip und Liebling geht es so gut, wie es einem gehen kann, wenn man aus Liebe geheiratet hat."

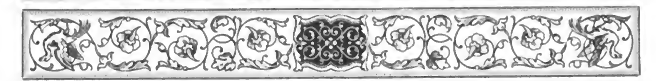


Zur Hochzeit einer Schauspielerin und eines Hochschullehrers.

Wo bei fröhlichem Fest in versammelter Schar nur der Freuden die andern gedenken,
Sei dem Dichter vergönnt, der ein Priester soll sein, in den Ernst die Gedanken zu senken,
Denn es eignet der Kunst, daß das Einzelne sie, das Vergänglichkeit eilend umnachtet,
Zu den Sternen erhebt und als Spiegelgebild von dem Ewigen sinnend betrachtet. —
Als die Kunde mir kam, daß dies schöne Geschöpf, das der Kunst, der erhabnen, geweiht war,
Sei dem Freunde verlobt, der der Wissenschaft in den Heerbann rühmlich gereiht war,
Da erfreute sich tief in der Brust mir das Herz: nicht nur, weil mir sicher bewußt war,
Daß vortrefflich gepaart, mit der Bürgschaft des Glücks, dies Paar für den Ernst und die Lust war;
Auch weil ich erkannt ein bedeutsam Symbol in des Paares Suchen und Findung:
Denn sie sind mir des Schönen und Wahren zugleich die begeisterte Liebesverbindung. —
Wie es Plato gelehrt, daß die ew'ge Idee uns erscheint im Gewande des Schönen,
So erschau'n wir in diesem erlesenen Paar sich die Kunst mit dem Wissen versöhnen.
Und das Wissen gewinnt unendlich dabei: denn des Menschen Wissen ist Stückwerk,
Doch des Weibes Schönheit, sie ist, wie die Kunst, ein von Göttern geschaffenes Glückwerk!
Auch der Weiseste spüret die Endlichkeit in der Forschungen kühnstem Getriebe:
Das Unendliche stellt uns die Schönheit dar und die Kunst und begeisterte Liebe. —
Und dies, du Künstlerin, laß mich dir, den Genossen, den Dichter, dir sagen:
Die Begeisterung sollst du aus deiner Kunst in die Ehe hinübertragen:
Kein Abschied ist's — eine Wandelung nur. — Und Heil dir, daß du sie korest,
Die dem Weib unentbehrliche Myrte gewannst und nicht doch den Lorbeer verlorest.
Denn der Lorbeer ist das geweihte Blatt der von Schönheit begeisterten Seele!
Da! Nimm ihn — den letzten! — aus meiner Hand, daß er niemals am Herde dir fehle.
Nicht der Bühne bedarf's und Theaterkothurns — nein: im Herzen wohnt dir das Schöne,
Und du trägst es hinüber ins ehliche Haus, daß es segenerklingend ertöne. —
Ihr andern aber seid dessen gedenk: nur den Boden schafft uns der Nährstand;
Von dem Boden zu nimmer erreichtem Ziel strebt trachtend und ringend der Lehrstand;
Doch der Künstlerberuf, den ehret mir hoch: denn die Künstler sind der Verklärstand,
Die des Seins sonst unerträgliche Last mit dem Schein der Vollendung verklären
Und das Sehnen nach ewiger seliger Rast in dem Traum uns des Schönen gewähren.
Wo das Wissen sich eint mit der Schönheit zumal wie des Leibes, der Kunst und der Seele,
Da erschau'n wir in schimmerndes Gold gefaßt der Menschheit höchste Juwele.
Und so laßt auf des Paares begeisterndes Glück selbst begeistert die Becher uns heben,
Laßt die Schönheit hoch und die Wissenschaft, laßt Braut und Bräutigam leben! —

Felix Dahn.





Standhafte Liebe.

Ein Schwank von Heinrich Kruse.

Dritter Akt.

In der Abtei. Sprechzimmer. Im Hintergrunde ein Gitter.

Erste Scene.

Der **Abt** und der **Prior**.

Abt. Er lärmt schon wieder draußen!
Prior. Ja,
Der Goldschmied ist schon wieder da.
Dreimal schon ward ihm hier verwehrt,
Die eingesperrte Magd zu sehn.
Zum viertenmal zurückgekehrt,
Will schier er auf dem Kopfe gehn.
Abt. Man muß ein wenig Mitleid haben
Mit diesem hochverliebten Knaben.
Prior. Er ist der frechste aller Frechen.
Abt. Ich kenn' auch wohl sein Hauptverbrechen.
Ja, Freundchen, die Burgundernase,
Der Wiederschein vom Wein im Glase,
Hat sehr Dich gegen ihn empört.
Prior. Es war auch wirklich unerhört.
Soll ich ihn gehen heißen?
Abt. Nein.
Man lud zu Hof mich gestern ein.
Prior. Wie war es gestern?
Abt. Nun, wie immer;
Denn will man schöne Feste sehn,
So muß man nach dem Louvre gehn.
Man sprach bei all dem Glanz und Schimmer
Fast nur von einer Bauernmagd,
Von unsrer Tiennette.
Prior. So!
Abt. Von ihr und ihrem Tourangeaud.
Prior. Was wurde denn bei Hof gesagt?
Abt. Die Herren wetteten erhitzt,
Der Goldschmied wäre zu gewitzt,
Für einen solchen Preis zu frein.
Die Damen gingen Wetten ein,
Daß unser Meister standhaft bleibe
In Treue zu dem holden Weibe.
Der König sprach: „Seid nicht zu hart!"
Die Königin nach ihrer Art
War sanft und freundlich: „Lieber Abt,
Wenn Ihr noch etwas Freundschaft habt
Für Eure Königin, so laßt
Sie wenigstens einander sehn,
Sonst kann ja, was Ihr wollt, geschehn,
Ihr macht zuletzt Euch noch verhaßt." —
Die Bürger nennen, wette ich,
Schon Nero und Busiris mich.
Prior. Was wollt Ihr machen, Abt?
Abt. Je nun,
Der Königin den Willen thun,
Ich bin ja ein galanter Mann,
Der Trotzkopf sich wohl längst besann,
Drohungen in den Mund zu nehmen,
Sei leichter, als sie auszuführen,
Ich denk', er wird sich schon bequemen.
Prior. So soll er Tiennetten sehn?
Abt. Mit guter Aufsicht mag's geschehn. (Ab.)
Prior. Der Abt fängt an und läßt sich rühren!
Er treibt es wohl nicht lange mehr.
He, Bruder Louis, komm mal her.
(Ein **Mönch** kommt.)
Wie lange wartet draußen schon
Der reiche Goldschmied?
Mönch. Eine Stunde.
Prior. Es mag genug sein. Gieb ihm Kunde,
Er könne kommen. Die Person
Wird aus der Zelle auch gebracht.

Zweite Scene.

Tourangeaud (eintretend). Nun? Wird mir endlich aufgemacht?
Prior. Ihr habt Euch also jüngst betragen,
Daß, hätt' ich hier allein zu sagen,
Man ließ Euch gar nicht mehr herein.
Zähmt diesmal Eure dreiste Zunge
Und schont vor allem Eure Lunge.
Wir sind nicht taub. Was soll das Schrei'n?
Tourangeaud. Unmenschlich handelt Ihr an mir.
Prior. Was? Haben, wie versprochen, wir
Nicht höflich Euch Bescheid gegeben?
Tourangeaud. O! Eure Antwort ist es eben.
Prior. Ward je auf rötlich Pergamen
Ein Schreiben zierlicher gesehn?
Die Ehe wurde Euch erlaubt,
Das Wichtigste doch überhaupt,
Nur müßt Ihr unser Recht erkennen —
Tourangeaud. Die Hörigkeit auch nur zu nennen,
Ist Unverschämtheit!
Prior. Stille, Mann!
Seht Eure Worte besser an.
Auch soll das Joch Euch nicht beschweren,
Wie klärlich unsre Worte lehren,
Dürft in der Stadt ja wohnen bleiben
Und Nahrung und Geschäft betreiben
Ganz ungestört.
Tourangeaud. Doch jedes Jahr
Soll ich, die Stadt verlassend, gehn,
Auf Eurem Gut am Pranger stehn!
Prior. Wie stellt Ihr das nur wieder dar?

Acht Tage sollt Ihr schlecht und recht
Dort wohnen wie ein andrer Knecht.
Tourangeaud. Lehmhütten nennt man diese Dinger,
Die aussehn wie ein Hundezwinger.
Prior. Es soll ja nur zum Zeugnis sein!
Tourangeaud. Es ist ja alles Spott und Hohn,
Das sieht man an dem Schreiben schon.
Der Brief ist sauber ja und fein
Mit vielen Blümchen ausgeziert
Und mit Figuren koloriert.
Auf einem Aste schnäbeln sich
Zwei Turteltauben inniglich
Und schauen aus nach einem Nest,
Das sich halb fertig sehen läßt.
Und wo das Schreiben von der Pflicht
Und von dem Dienst des Klosters spricht,
Ein Esel schwer beladen stand
Wie zur Erläuterung am Rand.
Prior. Das sind nun solche Schreiberspäße.
Tourangeaud. Und wenn ich das auch gern vergäße,
Doch daß Ihr schon vier Wochen fast
Mich nicht zu Tiennetten laßt,
Ist boshaft, teuflisch —
Prior. Stille doch!
Tourangeaud. Bald werd' ich rasend werden noch.
Sie liegt vielleicht im tiefsten Turm
Und um sie kriechen Molch und Wurm.
(Der Prior lächelt.)
Ich kann nicht schlafen, kann nicht essen,
Ihr lächelt kühl und kalt, indessen
Ihr kennet nicht die schönsten Triebe,
Ihr kennet nicht die holde Liebe.
Ihr Mönche seid wie Abälard,
Nachdem an ihm gefrevelt war.
Prior. Hört endlich auf mit Eurem Schmähn.
Tourangeaud. Ich muß, ich muß, ich muß sie sehn.
Dreimal habt Ihr mich fortgejagt,
Wenn Ihr mir heut sie auch versagt,
Ich schwör' es, lauf' ich, wie ich bin,
Zu meinem guten König hin,
Der wird Euch —
Prior. Warum wieder schrei'n?
Ihr stoßet offne Thüren ein.
Heut sollt Ihr Tiennetten sehn.
Tourangeaud. Ist's möglich? Wie ist das geschehn?
Prior. Man weiß bei Hof auch manchmal nicht,
Wovon man alle Tage spricht.
So kam auch Eure Sache vor
Bis zu der höchsten Herrschaft Ohr.
Die Fürstin sprach: „Kann's nicht geschehn,
Daß sich die beiden manchmal sehn?"
Das wollte nicht der Abt abschlagen,
Doch unterließ er nicht zu sagen:
Will sich der Trotzkopf nicht bequemen,
Das Recht des Klosters anzunehmen,
Hilft all sein Pochen nicht und Prachern,
Ich lasse nicht das Recht verschachern.
Tourangeaud. So soll ich heut sie sehn?
Prior. Ja, ja!
Tourangeaud. O Wonne! (Eine Thür wird aufgeschlossen.)
Prior. Seht, sie ist schon da.
Dort hinterm Gitter wird sie stehn.
(Tiennette wird von einem Mönche eingeführt.)
Der Mönch da muß Euch überwachen,
Entführungspläne nicht zu machen.
(Tourangeaud und Tiennette stürzen auf einander zu. Der Mönch will Tiennette zurückhalten.)
Nun, laß es immerhin geschehn,
Daß sich die beiden näher gehn,
Nur, daß die Liebenden sich küssen,
Darfst Du nicht ansehn, Bruder.
Mönch. Nein!
(Der Prior entfernt sich.)
So werd' ich seitwärts blicken müssen,
Das wird wohl seine Meinung sein.
(Der Mönch hält sich während der folgenden Scene im Hintergrund und thut, wie er gesagt.)

Dritte Scene.

Tourangeaud. Tiennette. Ein Mönch.
(Sie liebkosen durch das Gitter.)

Tourangeaud. Das allerhöchste Glück auf Erden
Ist, nicht von Dir getrennt zu werden.
Hast Du auch viel an mich gedacht?
Tiennette. Am Tage und im Traum bei Nacht.
Tourangeaud. Was war Dein Lager? Faules Stroh?
Tiennette. O nein! Das denke Dir nicht so,
Ich wohnte bei der Pförtnerin,
Auch kam der Abt zuweilen hin.
Mir schien in seinem ganzen Wesen,
Daß er schon milder ward, zu lesen.
Tourangeaud. Der Heuchler! Milder? Er? O nein,
Zwar giebt er zu, wir sollen frein,
Doch Du und ich und Kind und Kegel
Leibeigen. Also will's die Regel.
Das starre Recht gilt ihm allein,
Die Rechtsgelehrten pflichten bei,
Mag etwas gut und billig sein,
Das ist den Herren einerlei.
Tiennette. Der Abt hat einen Rechtsgelehrten,
Den in Geschäften er befragt,
Und als sie unter sich verkehrten,
So hört' ich, wie der Herr ihm sagt:
„Es ist zwar richtig, wenn ein Freier
Heiratet Eure eigne Magd,
So ist mit Leib und Gut er Euer,
So unser Recht es klärlich sagt,
Und alle Kinder, die sie zeugen,
Sie müssen in das Joch sich beugen
Und samt den Enkeln hörig sein."
„So ist es!" sprach der Abt. „Allein,"
Fiel der Notar mit Lächeln ein,
„Sobald das Weib ihm nicht gebiert,
Dann wird der Mann restituiert."
„Was heißt das?" frug der Abt. — „Der Mann,
Wenn kinderlos sein Weib ihm stirbt,
Die Freiheit wieder sich erwirbt
Und seine Knechtschaft endigt dann."
Ich stand dabei und hörte zu,
Drum mein' ich —
Tourangeaud. Nun, was meinest Du?
Tiennette. Heiratet mich. Ihr bleibt in Ehren,
Denn das vermag ich, wie Ihr wißt,
Ich will Euch Sklaven nicht gebären,
Ihr wisset nicht, wie schwer das ist.
Wir leben dann in Seligkeit,

Bis Euch der Tod von mir befreit,
Denn, wenn ich Mutterhoffnung habe,
So trag' ich selber sie zu Grabe.
Tourangeaud (sehr ernst). Was sagst Du, daß Du thun willst?
Tiennette (in Thränen ausbrechend). Sterben!
Die Seine fließt ja nah vorbei.
Tourangeaud. Du willst an Seel' und Leib verderben,
Mich frei zu machen? Davor sei
Der höchste Gott! Er gehe nicht
Mit Dir, Du Ärmste, ins Gericht!
Der Himmel mög' in Gnaden walten
Und Dir die Sünde nicht behalten.
Dein Wort, mein Kind, war sündhaft zwar,
Allein es machte offenbar
Den Abgrund Deiner Liebe. Mir
Willst Du Dich opfern? Alles mir?
Wie bist Du, meine süße Maid,
So ganz Uneigennützigkeit,
Und ich? Ich sollte gar nichts Dir
Aufopfern können, wie Du mir?
Es ist beschlossen und gethan,
Ich werde ein unfreier Mann.
(Tiennette wirft sich weinend an seine Brust.)
Sie werden mich nicht placken, Kind,
Dafür zu klug die Mönche sind,
Ein Huhn, das goldne Eier legt,
Es wird geschont und wohlgepflegt.
Ruft Euren Abt.
Mönch. Da kommt er schon.

Vierte Szene.

Die Vorigen. Der **Abt** und der **Prior** kommen.

Abt. Nun? Hast Du Dich bedacht, mein Sohn?
Tourangeaud. Ich will um Tiennettes willen,
Was Ihr von mir verlangt, erfüllen.
Abt. Und habt Ihr auch mit Fleisch und Blut
Den Schritt beraten, den Ihr thut?
Tourangeaud. Ich habe mir es abgerungen.
Abt. Freiwillig wollt Ihr —
Tourangeaud. Nein, gezwungen!
Doch ich verspreche alles jetzt,
Was Ihr im Schreiben aufgesetzt.
Abt. Macht auf! (Die Thür des Gitters wird geöffnet.)
Ihr dürft zusammenlegen
Die Hand. Ich geb' Euch meinen Segen.
Tourangeaud (hält Tiennette umschlungen). Ich hoffte Dich, mein süßes Leben,
Zu meinem Stand emporzuheben,
Jetzt muß ich selbst hinunterschreiten.
Gott wird uns schützen und geleiten.
Sein einz'ger Sohn nahm Knechtsgestalt
Auf Erden an und litt Gewalt.
(gegen den Abt gewandt)
Da Mitleid nicht und Menschlichkeit
In einer Kutte ist zu finden,
So muß ich jetzt mich unterwinden
Der herbsten Schmach, der Hörigkeit.
Ich schmiede mir ein Silberband,
Darauf das Wappen der Abtei,
Und wenn ich um den Arm es wand,
So hab' ich Nutzen noch dabei.
Abt. Und welchen?
Tourangeaud. Daß, wenn aller Mut
Mir ganz entsinkt und mir zur Pein
Das Leben wird, in meiner Wut
Ich etwas hab', darauf zu spei'n!

(Der vierte und fünfte Akt folgen.)

Heimweh.

Nicht wähne, daß der heil'ge Born
Dir innerlich versiegt,
Wenn auf dem Pfad dich Stein und Dorn
Verwundet und bekriegt,

Wenn freudeleer an fremdem Ort
Sich weiterspinnt dein Sein,
Und überall das eine Wort
Dir tönt: „Du bist allein!“

Zum Heimwehbangen wendet sich
Die Muse traulich hin,
Denn tief gesammelt innerlich
Empfängt sie solcher Sinn.

Geläutert' Heimweh bleibt ja doch
Der echteste Gesang,
Der je zum fernen Himmel hoch
Und in die Tiefen drang!

Marie von Najmajer.

Sommerwanderung.

Den frischen Winden entgegen
Durchs golden wogende Feld,
Ei! giebt's ein schöneres Wandern
Hinaus in die schimmernde Welt!

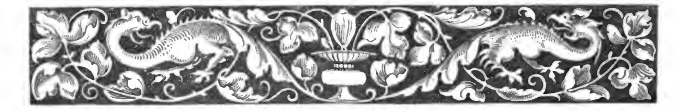
Vorbei an blumigen Matten,
Vorbei am rauschenden Bach,
Vorbei an gesegneten Bäumen
Mit schattigem Blätterdach!

Vorbei an duftigen Büschen,
Vorbei am ragenden Wald,
Draus hell zum fröhlichen Gruße
Das Lied der Vögel erschallt!

Hinan zum leuchtenden Schlosse,
Hinein ins kühle Gelaß,
Hinab die schallenden Stufen
Zum allerältesten Faß!

Und heimwärts im Mondenscheine,
Drin klingend ein Lied dir glückt,
Das weithin alles verkündet,
Was heut dich hat entzückt!

Friedrich Oser.



Heinrich Leuthold.

Von Franz Muncker.

Durch Not und Sorge hat sich mancher deutscher Dichter hindurchringen müssen, bis sein angebornes Talent, in eben diesem Kampf erprobt und gestärkt, sich künstlerisch rein und frei entfalten konnte. Ja wir sind fast geneigt, Sorgen und Not als die beinahe unentbehrliche Schule zu betrachten, deren das heranwachsende Talent zu seiner geistigen und sittlichen Vertiefung, seiner formalen Klärung und inneren Reife bedarf. Und doch weist gerade die Geschichte unserer Dichtung mannigfache Beispiele auf, daß hochbedeutende künstlerische Anlagen durch die Widrigkeiten des äußeren Schicksals in ihrer gedeihlichen Entwicklung völlig gestört oder wenigstens bedauerlich gehemmt und in gefährliche, ja verhängnisvolle Bahnen gelenkt wurden. Wie viel reicher hätte sich unter glücklicheren Verhältnissen Günthers Lyrik entfalten können; welche rein ausgestaltete Meisterwerke dürfte unser Drama einem Heinrich von Kleist verdanken, wenn die allgemeine politische Not und persönliches Unglück diesen Genius nicht in den Jahren seiner künstlerischen Reife schwer darniedergedrückt und lange vor der Zeit in einen unseligen Tod getrieben hätten! Dann vereinigen sich freilich meist eigne Schuld und äußeres Verhängnis, um das Glück des Menschen, die Erfolge des Künstlers rettungslos zu untergraben; aber wer, den die Glücksgöttin auf weichen Schwingen sorglos emporhob, darf den Armen, gegen die Tücken eines feindlichen Geschicks aussichtslos Kämpfenden der Schwäche oder der Feigheit zeihen, wenn ihm endlich der Mut sinkt und die Kräfte erlahmen?

Heinrich Leuthold gehört zu jenen beklagenswerten Sängern unseres Volkes, die im harten Kampfe des Lebens schmerzvoll erlagen: der Mensch brach unter der Last des Unglücks, das sich auf ihn häufte, ohnmächtig zusammen, bis ihn zuerst die Nacht des Wahnsinns von dem quälenden Bewußtsein seines Elends, dann ein verhältnismäßig früher Tod von seinem ganzen jammervollen Dasein erlöste; der Dichter aber gelangte nicht dazu, die Früchte seiner Poesie zu ernten und, durch den äußern Erfolg ermutigt, seiner Poesie selbst neue, andersartige und höhere Ziele zu stecken.

Leuthold stammte aus dem Züricher Dorfe Wetzikon; er war am 9. August 1827 geboren. In kümmerlichen Familienverhältnissen wuchs er mit drei Brüdern auf. Gleichwohl erhielt er eine ordentliche Schulbildung, die das in ihm schlummernde dichterische Talent frühzeitig wecken half. Zündend wirkte die Lektüre Schillers, Goethes, Lenaus, namentlich Herweghs auf seinen Geist. An den drei schweizerischen Universitäten studierte er die Rechtswissenschaften, vornehmlich jedoch Philosophie und Litteraturgeschichte. Aber zu einem geordneten Abschluß seiner Studien brachte er es nicht. Hinaus in die Ferne, nach dem Süden drängte es ihn, dort zu wandern, zu schauen, zu genießen. So durchzog er die französische Schweiz, Südfrankreich, Italien; in Chambery, in Turin, in Genua verbrachte er mehrere glückliche Monate. Er machte sich mit der neueren französischen und italienischen Dichtung vertraut und übersetzte aus beiden mancherlei; sonst aber störte ihn keine lästige Arbeit, kein mühvolles Amt im Genuß aller Schönheit des Südens, und Lied um Lied quoll ihm von den sangeskundigen Lippen. Mit einer warmen Empfehlung seines ehemaligen Lehrers und verehrten Freundes Jakob Burckhardt an Emanuel Geibel kam Leuthold 1857 nach München, um hier sich ganz dem litterarischen Berufe zu widmen. Herzlich nahmen sich die Mitglieder des dortigen Dichterkreises seiner an, allen voraus Geibel und Paul Heyse; mit ihnen und den übrigen Genossen, Hertz, Wilbrandt, Lingg, Schack, Scheffel, Hopfen, Grosse, fand er sich regelmäßig in der Gesellschaft „Krokodil" zusammen, ein gewaltiger Zecher, der nur selten von seinen poetischen Erzeugnissen eines zum besten gab, aber durch sein originelles, satirisch-kaustisches Wesen, durch seinen schalkhaften, mephistophelisch-rücksichtslosen Humor vielfach erfrischend und erheiternd wirkte. Erst später entfremdete ihm die beißende Schärfe seines Witzes einen Gefährten um den andern. Trotz dem vielseitig anregenden Umgang mit diesen Freunden beschränkte sich Leutholds poetische Thätigkeit auch jetzt auf kurze, lyrische oder epigrammatische Gedichte; ein größeres Werk, ein Drama z. B., nahm er nicht in Angriff. Schon die Sorge um das tägliche Brod ließ ihn nicht dazu kommen. Durch flache, rasch zusammengeschriebene, von einem unterhaltungssüchtigen, unkünstlerischen Publikum gierig gelesene und reichlich bezahlte Novellen sich seinen Unterhalt verdienen, hielt er für eine Entweihung der Kunst, deren er sich nicht schuldig machen wollte; so hieß es denn, als Kritiker seinen Erwerb suchen, Bücher, Theatervorstellungen, Leistungen der bildenden Künste besprechen. Und dabei blieb für dichterische Schöpfungen wenig Zeit übrig. Dann war Leuthold (seit 1861) als Feuilletonist, aber auch als politischer Journalist und Redakteur an den neugegründeten Organen der national-fortschrittlichen Partei in Süddeutschland thätig, zuerst an der „Süddeutschen Zeitung" in München und in Frankfurt a. M.,

dann an der „Schwäbischen Zeitung“ in Stuttgart, wo ihm ein neuer, anregender Verkehr mit litterarischen Freunden, Moriz Hartmann, Wilhelm Raabe, Otto Müller, Mörike, Johann Georg Fischer, zu teil wurde. Die Redaktionsgeschäfte wurden für ihn auf die Dauer immer unerquicklicher; er hielt das erstemal nicht viel über ein Jahr, das zweitemal (in Stuttgart) sogar nicht einmal drei Monate bei ihnen aus. Auch zum Publizisten war er keineswegs der rechte Mann. Man könnte sagen: er war zu gut dazu, er war zu sehr Künstler. Er feilte am Stil und an der Form seiner Artikel zur Verzweiflung seiner Chefs und Verleger nicht selten so lange, bis sie trotz der darin ausgesprochenen vortrefflichen Gesinnung, trotz des darin niedergelegten scharfen Urteils veraltet waren. Und mitten in diesem ihn selbst nicht befriedigenden Wirken überfiel ihn zum erstenmal die Krankheit, der nach mehr als anderthalb Jahrzehnten sein kräftiger, hünenhafter Körper langsam erlag. Von dem Tode seines letzten, liebsten Bruders im November 1862 auf das tiefste erschüttert, unternahm Leuthold mitten im Winter eine Fußreise nach der Schweiz. Er hoffte, daß die Abwechselung des Wanderlebens, das Wiedersehen der alten Heimat ihm die schwere Herzenswunde heilen werde, und statt dessen kam durch eine heftige Erkältung auf der Reise ein in ihm bereits lauerndes Lungenübel zum Ausbruch, dessen Folgen er bald selbst als nicht mehr zu beseitigen erkennen mußte.

Wohlthätig wirkte der Stuttgarter Aufenthalt auf seine Gesundheit ein. Aus ihm kehrte der Dichter im Winter 1865 nach München zurück, um zunächst, von dem litterarischen und auch dem politischen Treiben der Gegenwart vollständig zurückgezogen, die altgriechische Poesie, vor allem Homer, Aeschylos, Sophokles so gründlich zu studieren, wie er längst darnach sich sehnte, aber im Gewühl des Lebens nie dazu gelangt war. Und nun weckte Altvater Homer endlich auch in ihm den Drang, ein größeres Dichtwerk zu schaffen. Unter dem frischen Eindruck der packendsten Stellen der „Ilias,“ die ihm zum Teil wörtlich im Gedächtnis geblieben waren, schrieb Leuthold sein Epos „Penthesileia“ in zwölf Gesängen, deren Stoff ihm in allgemeinen Umrissen Quintus Smyrnäus lieferte. Homerische Gestalten und Homerische Episoden dienten ihm, diese Umrisse auszufüllen; eine gereimte Balladenstrophe Platens schien ihm am geeignetsten, um den antiken Stoff, an dessen Inhalt, Färbung und Zeitton er nichts ändern wollte, frei und selbständig in eine moderne Form zu gießen. Gewissermaßen in einem steten poetischen Rausch erhielt ihn die Arbeit; schon glaubte er seine große Stunde gekommen, um als echter, eigenartiger Dichter vor seine Nation hinzutreten. Als sein Epos fertig vor ihm lag, sah er klar die Täuschung ein: bei aller blendenden Farbenpracht, die er über sein Werk ausgegossen, bei allem phantasievollen Schmuck seiner Rede, bei der tadellosen Schönheit seiner Form war es doch nur eine Nachahmung Homers, vielfach in ihrem Charakter der „Achilleis“ Goethes verwandt, aber noch bedenklicher als diese, ohne die nötige epische Ruhe, ohne den von dem antiken Stoff geforderten epischen Vers des Homer. Schwankte schon die Sage des späten Altertums von Penthesileia zwischen altgriechisch-naivem und modern-sentimentalem Empfinden, so machte nun die übermoderne, dazu halb lyrische Strophenform Leutholds eine künstlerische Versöhnung der gegensätzlichen Eigenschaften dieses Mythus völlig unmöglich. Nichtsdestoweniger verdiente die Schönheit des Gedichts im einzelnen reichlich den Beifall, den die Freunde freigebig spendeten. Ihr Lob trieb den Verfasser zu neuen, ähnlichen Werken. Er begann einen Rhapsodiencyklus „Hannibal“ und entwarf ein episches Gedicht von Winkelried und der Schlacht von Sempach. Allein hier blieb es bei Bruchstücken. Die Verhältnisse wurden immer trüber. Sein Lungenübel griff weiter um sich; bald mögen auch die ersten Keime des Wahnsinns in seine Seele gefallen sein. Unter diesen Umständen traten die schroffen Ecken seiner Natur immer verletzender hervor: alte Freundschaften verscherzte er; eine von Woche zu Woche wachsende Verbitterung bemächtigte sich seiner. Selbst die rückhaltlose Begeisterung, mit der er anfangs das Glück der deutschen Waffen 1870 begrüßte, wich bald diesem Gefühle des Grolles; wieder meinte er die „Männer mit dem Hermelin um die Seele“, die von je der deutschen Sache mit selbstloser, freudiger Hingebung gedient hatten von dem undankbaren Vaterlande verkannt und vergessen zu sehen. Ein neuer Liederfrühling erblühte ihm damals; aber neben vereinzelten patriotischen Oden entsproßten diesem Sangeslenze zahlreiche satirische Zeitgedichte und bitterböse Epigramme. Zur regelmäßigen Arbeit vermochte sich der an Geist und Körper Krankende immer wenig mehr aufzuschwingen. Noch schrieb er eine Anzahl politischer Aufsätze für größere deutsche und schweizerische Zeitungen und verfaßte mehrere Artikel über neuere deutsche und französische Litteratur, namentlich über einzelne Vertreter der romantischen Schule in Frankreich für Heyses „Litteraturblatt“, Hartmanns „Freya“ und andere Zeitschriften. Aber auch Wochen, ja Monate verstrichen ihm in Unthätigkeit, und mit krankhaftem Eigensinn trat er aus seiner freiwilligen Verschollenheit selbst auf die bestgemeinten und ehrenvollsten Anfragen oder Anerbietungen oft nicht heraus. Zweimal sichtete er seine Gedichte, ohne sich endlich zur Herausgabe entschließen zu können. Quälend zehrte an ihm das Gefühl, daß er das einzige Mittel nicht ergreifen konnte, das ihm nach dem Urteil sachkundiger Ärzte Heilung oder doch nachhaltende Linderung seines Brustleidens gebracht hätte, ein längerer Aufenthalt in Ägypten. Er mußte sich begnügen, 1876 im südlichen Tyrol Stärkung seines zerrütteten Organismus zu suchen. Am Goethetag trug er dort zu Klausen im großen Kreis der Festgäste sein letztes Gedicht vor. Bald darauf brach die Katastrophe herein, und im August 1877 wurde der Tobsüchtige in die Irrenheilanstalt Burghölzli bei Zürich gebracht. Langsam siechte er dort dahin. Der einst so scharfe Geist verblödete nach und nach völlig; die körperlichen Leiden wurden ihm dabei nicht so schmerzlich fühlbar. Immer seltner wurden die lichten Stunden, in denen er von seinen Münchner Freunden mit rührender Herzlichkeit sprach oder gar, während er eines seiner alten Gedichte vor sich hinsummte, zum vollen, ihn selbst auf das heftigste ergreifenden Bewußtsein seines Elends kam. Am 1. Juli 1879 erlöste ihn der Tod.

Ein halbes Jahr vorher war die erste Sammlung seiner Gedichte erschienen, von Gottfried Keller und Jakob Baechtold herausgegeben, eine sorgfältige und strenge Auswahl aus den weitschichtigen Manuskripten Leutholds, die in den spätern Ausgaben (1880 und 1884) noch um einige

wenige Stücke vermehrt wurde.* Der Kranke durfte sich in den lichten Augenblicken seiner letzten Monate noch an dem Bändchen freuen. Bei den Lesern führte Keller es durch eine wohlwollende, besonnene, von Überschätzung freie Anzeige ein; die späteren Kritiken flossen von Lob über. Und zwar von einem zweifellos berechtigten Lobe, sobald man zunächst die formale Kunst des Dichters ins Auge faßt. Vollendung der äußeren, sprachlichen, metrischen, rhythmischen Form ist sonst am wenigsten die Sache der Schweizer Poeten; hierin überragt Leuthold sie samt und sonders, der echte Schüler Platens, den er allerdings erst nach und nach gerecht würdigen lernte, und Geibels, für dessen edles Walten im Leben und in der Kunst er dankbare Worte in Prosa und in Versen bis in seine spätesten Jahre fand. Aber schon vor und neben ihnen suchte er seine Muster in den verschiedenen Zeiten der Dichtkunst und bei den verschiedenen Völkern. Goethe, Heine, August Wilhelm Schlegel und Herwegh, Uhland und das altdeutsche Volkslied, aber auch die mittelalterlichen Minnesinger, die altgriechischen und die modernen französischen und englischen Dichter, unter ihnen besonders Byron waren ihm Vorbilder. Wie meisterhaft er die Form beherrschte, hatten gleich die ersten Versuche gezeigt, die er selbst in glücklicheren Jahren veröffentlichte. Mit Geibel zusammen gab er 1862 „Fünf Bücher französischer Lyrik vom Zeitalter der Revolution bis auf unsere Tage in Übersetzungen" heraus, großenteils Früchte seiner poetischen Beschäftigung auf seinen Reisen im Süden. Zusammen mit seinen übrigen, nur zum geringern Teil gedruckten Übersetzungen bekunden sie glänzend die Sprachgewalt Leutholds, sowie seine Gabe, sich der Eigenart der verschiedensten Muster anzuschmiegen. Zugleich beweisen sie augenfällig, wie er unmittelbar an und durch Geibel gelernt hat, dessen nachbessernde Meisterhand nicht selten an seine Übertragungsversuche noch die glättende Feile anlegte.

Bereits bevor er diesen Unterricht nutzen konnte, hatte sich seine eigene Lyrik reich entwickelt. Damals lehnte er sich vornehmlich an Heine, Herwegh und Byron an; Ursprünglichkeit der Anschauung und Darstellung fehlte seiner Poesie auch damals. Ebenso mangelte ihr stets ein besonders neuer und bedeutender Inhalt. Leuthold ist ein echter Lyriker, der darum auch die uralten Stoffe der Lyrik immer wieder besingt: den Frühling und die Liebe, Hoffen und Streben, Enttäuschung und Entsagung. Ein tiefschmerzlicher Grundton klingt aber durch diese Gedichte, wenn man sie im ganzen betrachtet, derselbe wehmütige Accord, der uns aus der Lebensgeschichte des Dichters entgegenhallt, der Gegensatz zwischen dem verzehrenden Drang, das Leben mit all seinen Freuden keck und fröhlich auszugenießen, und zwischen dem traurigen Bewußtsein, nicht nur auf diesen vollen Genuß, sondern selbst auf das bescheidene Maß des Glückes, das dem Durchschnittsmenschen vergönnt ist, verzichten zu müssen. Dann klagt der Sänger grollend die überirdischen Mächte und die Menschen rings um ihn als die Quellen seines Unglücks an; aber häufiger giebt er sich einer weichen, elegischen Stimmung hin. Innigkeit ist überhaupt mehr das Wesen seiner Dichtung als glühende Leidenschaft. Von der unbändig stürmischen Natur des Menschen Leuthold verraten seine Verse wenig; die heiße Erregung scheint in ihnen durch die künstlerische Darstellung abgekühlt, das wirr tobende Empfinden geklärt. Wir schauen nicht mehr in den unergründlich tiefen Strudel, der wirbelnd alles in seine unheimlichen Kreise hinunterschlingt, und noch weniger erblicken wir die von Stürmen gepeitschten aufspritzenden Wellen; ein ruhig-klarer Wasserspiegel breitet sich vor uns aus, der unser Auge bis auf den Grund dringen läßt. So kommt neben dem Liede, als dem reinsten Ausdruck der lyrischen Empfindung, auch die mehr lehrhafte ruhige Betrachtung zu ihrem vollen Rechte, Betrachtung der Natur, der Welt, des Lebens, bald auf geschichtlicher, bald auf philosophischer Grundlage ruhend, stets durch den Adel der Form vor nüchterner Trockenheit oder flacher Trivialität geschützt. Und nicht minder reich und kräftig strömt die Satire, die im Leben Leutholds eine so große Rolle spielte, in seine Dichtung aus. Seine Epigramme gehören zu dem Besten, was in unsrer Litteratur auf diesem Gebiete geleistet worden ist. Da trifft jeder Pfeil, und jeder bohrt sich tief in das blutende Fleisch. Da strömen ihm Bilder und Gleichnisse die Fülle zu; die Waffen der feinen Ironie, des derben Witzes, des bissigen Spottes, sie stehen ihm alle zu Gebote. Eine Eigenschaft seines Wesens wird freilich auch hier deutlich: die Verbitterung. Das Schicksal hatte ihn durch liebevolle Behandlung nicht verwöhnt; so liebte auch er die Welt und die Menschen nicht. In Augenblicken schmerzlicher Verbitterung, wie sie besonders in den spätern Jahren häufig kamen, schied er die Menschen nur in Verbrecher und Narren und freute sich resigniert, daß wenigstens die Zahl der ersteren auf unsrer Erde die kleinere sei. Früher war es anders gewesen; da hatte er mit Lust und Mut und Hoffnung und somit auch mit Liebe in das Leben geblickt. Zeuge sind jene ersten, frischen Wander- und Liebeslieder, jene phantasievollen Schilderungen italienischer Natur und Städtepracht, jene zauberisch einschmeichelnden Ghaselen aus den Tagen von Chambery, Turin und Genua. Das grausame Geschick, das sein Lebensglück untergrub, hat auch manche dichterischen Keime seiner Jugendlyrik nicht zur weiteren Entfaltung kommen lassen. Auch in diesem Sinne hatte Gottfried Keller recht, von Leutholds Gedichten zu sagen: „Das Buch hat nicht nur ein Schicksal, sondern es stellt ein Schicksal dar." Aber es stellt eben dieses Schicksal mit den Mitteln des echten Dichters dar, und als ein solcher, als ein Meister deutschen Gesanges, der seine Kunst heilig hielt und selbst in den Tagen des größten Elends von jeder Erniedrigung rein bewahrte, als ein ausgezeichneter Formenkünstler, dem sich nur wenige ebenbürtig an die Seite stellen dürfen, wird Leuthold stets einen ehrenvollen Platz in der Geschichte unsrer neueren Lyrik einnehmen.

* Gleichwohl wird man in jenen Gedichten Leutholds, welche unser vorliegendes Heft bringt und die nicht bloß in der Sammlung fehlen, sondern auch, wie wir mit aller Sorgfalt festzustellen bemüht waren, bisher überhaupt nie veröffentlicht worden, keineswegs minderwertige Versuche des Dichters erblicken dürfen, welche etwa aus inneren Gründen bisher zurückgehalten worden. Bezüglich der „Oden" und der „Sprüche und Epigramme" dürfen wir uns auf die Autorität des Dichters selbst berufen; dieselben wurden von Leuthold im Jahre 1875 an einen hervorragenden Schweizer Schriftsteller zur Aufnahme in eine von diesem geplante, aber nicht zur Ausführung gelangte Anthologie gesendet. Die „Übertragungen", sowie das autographisch wiedergegebene Gedicht hat uns der Bewahrer des Leutholdischen Nachlasses, Herr Dr. Baechtold freundlichst zur Verfügung gestellt. D. Red. der „D. D."

Kleine Aufsätze und Recensionen.

Novellen von Otto Roquette.

Nicht bloß dem Lyriker und Epiker, auch dem Novellisten Roquette sind wir für achtungswerte und erfreuliche Gaben verbunden, und seine jüngsten Leistungen als Erzähler schließen sich ihren Vorgängern ebenbürtig an. Es sind dies zwei Bände, von welchen der erste, bei Pierson in Dresden (1887) erschienene den Titel führt: „Über den Wolken und andere Novellen.“ Die Figurenreihe dieser heiteren Sammlung ist eine stattliche und reichlich die Betrachtung lohnende. Welch echt deutsche Charaktergestalt ist dieser rastlos dichtende, alte Konrektor Volmar in den „Siebenschläfern“, dessen Töchter „Vaters sämtliche Werke“ pietätvoll sammeln und bewahren, obwohl ihm an dem Fortleben seiner Musenkinder wenig liegt, wenn sie ihrem Zweck, eine trauliche oder gehobene Stunde weihevoll zu verschönen, einmal genügt haben. Oder jener arme, wegen Mangels an pädagogischem Talent aus dem Gymnasium entlassene Dr. Birkenstock in „Krähenfelde,“ den seine Bibliomanie mitten zwischen zwei reizende Frauengestalten hineinträgt, die von rechts und links weggeholt werden, indes ihm selbst nur Freundes- und Gönnerhände auf einen ebneren Lebenpfad winken. Oder jener Maler-Hauptmann Hanns Peter von Sturmfels in den „Vertrauten“, der in reiferen Jahren aus purer Gesetztheit eine Dummheit nach der andern begeht und als unverbesserliche Schmetterlingsnatur dastünde, wenn die Augen eines siebzehnjährigen Mädchens und einer wenig älteren Witwe nicht scharf genug wären, den schlimmen Anschein zu durchdringen. Denn wir erscheinen vor der Welt nicht immer so, wie wir glauben, weder in gutem noch in bösem Sinne. Die Titelnovelle „Über den Wolken“ hat eine edle unglückliche Frauengestalt zur Heldin, die sich am Schlusse beruhigend also ausspricht: „Ich habe gefunden, daß die Mehrzahl der Menschen die Gedanken und den Schmerz um das Verlorene mit der Zeit von sich ablehnt und am liebsten vergessen möchte, um Beruhigung zu finden. Nicht so ist es bei mir. Haben auch die Jahre den inneren Sturm beschwichtigt, so rufe ich doch jede, auch die schmerzlichste Erinnerung immer vor meine Seele, wie ein inneres Besitztum, welches zu mustern und zu verwalten ich das Bedürfnis habe. Denn ich fühle, daß ein großer und heiliger Schmerz sogar das Glück eines ganzen Lebens ausmachen kann.“ Das ist ebenso wahr als schön gesagt, und solcher Edelmut bleibt nicht fruchtlos für die Welt, auch wenn er sich bei der Heldin nur in der Widmung ihres Besitzes zu Stipendien für unbemittelte Studierende praktisch äußert. In „Bothos Erziehung“ bildet der willensstarke Hofmeister neben dem wilden Rangen unmerklich auch dessen leichtblütige Mutter, eine junge Witwe, zur Hausfrau, wirklichen Mutter und, was für ihn das beste ist, zu seiner eigenen, nicht sozial, aber moralisch ebenbürtigen Gattin heran. Es sind schlichte Erzählungen ohne großen Aufwand an spannenden Motiven, aber von einem Hauch liebenswürdiger Herzenswärme und manchmal von einem aus derselben entspringenden Humor wohlthuend durchweht.

Noch größeren Genuß als von diesen fünf Novellen, dürfen wir dem Leser von sechs anderen versprechen, welche derselbe Dichter jüngst unter dem Titel „Große und kleine Leute in Alt-Weimar (Breslau, S. Schottländer 1887) herausgegeben. Er greift keck hinein ins volle Leben der berühmten Kleinstadt und mischt Wahrheit und Dichtung zu heiteren Darstellungen, in denen Goethe und Schiller uns menschlich näher treten, als in gelehrten Werken über ihr Verhältnis zu den Zeitgenossen. Mit richtigem Takte läßt er indessen die „kleinen Leute“ auf dem Vordergrund seiner Bühne agieren; die „Großen“ stehn auch als Lebende in würdiger Entfernung von dem Treiben der ersteren, in das ihr persönliches Auftreten nur manchmal wie der Finger eines deus ex machina eingreift. Etwas wie Goethesche Weltanschauung schwebt über der Schilderung dieser anmutigen kleinen Ereignisse, die meist an Daten der Litteraturgeschichte oder hinterlassene biographische Aufzeichnungen anknüpfen. So die prächtige Geschichte „Rinaldo“, in welcher wir mit dem die deutsche Litteraturhistorie und Goethes Leben streifenden Romandichter Vulpius und besser mit dessen sensationellstem Werke und den lustigen Wirkungen desselben nähere Bekanntschaft machen. Schwankend, ob wir diese oder die folgende Novelle „Der gefrorene Kuß“ als beste Gabe in dem Bande bezeichnen sollen, müssen wir gleichwohl mit dem Autor raten, die Geschichtchen, welche dieser bringt, der Reihe nach zu lesen. Denn „sie bilden ein Ganzes; doch nicht so, daß jede die unmittelbare Fortsetzung der vorausgegangenen wäre, sondern wie ineinander geschlungene Ringe, deren jeder doch seine Selbständigkeit beansprucht.“ Das „unterbroche Opferfest“ führt uns in die geselligen Abendzirkel Goethes und zeigt uns, wie dieselben durch Kotzebues geschickte Spekulation auf die Schwäche der Verehrer des großen Dichters gesprengt werden. Im „Schülerchor“ erleben wir den merkwürdigen Kampf, welchen Goethe aus Kunst- und Staatsrücksichten um die Beteiligung von Gymnasiasten an theatralischen Aufführungen gegen die pädagogischen Skrupel des Rektors Böttiger zu führen genötigt ist. Dann folgt „Rinaldo“ und „Der gefrorene Kuß“, in dem es sich um die Frostspur zweier Lippen auf dem Glas eines Aquarells, das natürlich einen Frauenkopf darstellt, handelt. Alle Novellen spielen in dem Zeitraum von 1802—1805; nur die letzte, „Die schöne Lilie“, die unglückliche Ehe einer reizenden Schauspielerin mit dem genialen Charakterdarsteller Unzelmann behandelnd, führt uns in eine spätere Epoche. Es sind lauter echt kleinstädtische Geschichten, deren Substrat zudem viel Geschichtliches und Bekanntes enthält; aber das sind Quellen deutscher Geistesgröße, von denen man, wie Cassius von seines Brutus' Liebe, nie zuviel trinken kann. Neben dem unvergänglich Erhabenen blühte einst eine kleine Welt, welche unwiederbringlich dahingesunken ist. Auf ihr ruhte zuweilen der Blick jener großen Männer, in ihrem Anschaun erhoben sie sich und zogen die Kleineren teilweise zu sich empor. Das hat auch ihre schwankende Erinnerung für künftige Zeiten geadelt und gesegnet.

Wien. **Moriz Hoernes.**

Neue Romane.

Wir greifen zunächst zwei Romane eines bekannten Autors — Julius Grosse — heraus. Der erste: „Das Bürgerweib von Weimar. Eine Stadtgeschichte aus dem 17. Jahrhundert.“ (Zwei Bände. Breslau, Schottländer 1887) stellt einen der letzten deutschen Hexenprozesse dar, der freilich zum Glück den Charakter des Verspäteten — er ist von 1681 — trägt und mit der vollen Rechtfertigung der eigentlich bloß aus hämischem Neid über wohl erworbenen Wohlstand Angeklagten endet; ein Schlußergebnis, das dem doch Sieger bleibenden erleuchteten Volksgeiste zuzuschreiben ist. Nebenbei ist dies die bekannte Zeit deutscher Schmach und Ohnmacht, da Frankreich unter Ludwig XIV. unerhört dreist und ungestraft seine Raubangriffe auf dem Boden des weiland heiligen deutschen Reiches wagt; wie dieser Zustand auf einen wohlgesinnten, aber zum Retten weitaus zu schwachen Hof und Fürsten rückwirkt, ist lebendig an dem kleinen Weimar gezeichnet, welches um so mehr darniederliegt, als sein Herzog kränkelt. Wir haben hier einerseits eine recht innerlich in sich verlaufende gut bürgerliche Familiengeschichte, anderseits die trüben Reflexe einer Staatengeschichte, welche für die Machtstellung der Reiche Europas durchgreifend wurde, dazu Sturm und Revolution in der Stadt selbst, Händel um ständische Freiheiten und Rechte, wie sie damals einen Kleinstaat bewegten. Form und Färbung einer Kriminalgeschichte herrschen vor. Das beste ist die Zeichnung der Bürgersfrau, welche mit Fug als Heldin vorangestellt ist, in ihrer überraschend einsichtigen, würdigen und etwas resoluten Art, hinter welcher doch viel Gemüt steckt, eine Prachtgestalt. Gut sind auch die Figuren aus dem Volke geschildert, vor allem anschaulich dargestellt, wie in der Bewohnerschaft einer

ganzen Stadt ohne irgend einen örtlichen Grund über Nacht die Stimmung umschlagen kann vom Hosianna zum Kreuzige ihn oder umgekehrt; diese Wandelbarkeit der Volksmeinung, jedem bekannt, der einmal im öffentlichen Leben stand und mit dem Volke verkehrte, ist zu allen Seiten und in allen Zonen die gleiche. Ein paar bettelhafte Gestalten aus der unbeständigen Masse sind besonders charakteristisch herausgegriffen. Das Ganze ist eine gesunde Lektüre, zumal in den sonst schweren Ernst der Situation viel Humor hineinspielt.

Anders der zweite Roman, der allerdings auch wieder das Interesse einer Art Kriminalgeschichte beansprucht: Der Spion. (Dresden, Pierson 1887.) Nach einer etwas gar zu künstlich vorgeschobenen Einleitung führt die eigentliche Erzählung mitten in die Entstehungszeit jener revolutionären Denkart in Rußland, welche schließlich in unsern Tagen zu dem viel berufenen und durch seine schauderhaften Gewaltthaten in aller Welt berüchtigten Nihilismus herausgewachsen ist. Wir stehen in den letzten trüben Regierungsjahren des Czaren Alexander I.; da stehen sich einerseits die despotische Herrschaft des furchtbaren Grafen Arabtschejeff barbarischen Andenkens und anderseits als Opposition die allbekannten Geheimbünde des Nordens und Südens mit ihren in die höchsten fürstlichen Familien hineinreichenden Teilnehmern gegenüber, deren ausgesprochener Zweck es ist, das Haus Romanow zu stürzen, wenn nötig auch durch den Kaisermord. Also die Erscheinungen, die dann beim Tod Alexanders in dem verunglückten Aufstand der Dekrabisten ihren Ausbruch nahmen. Nach unserem Roman ist's ein russifizierter Engländer, Sherwood, welcher die beabsichtigte frühere Erhebung noch zu Alexanders Lebzeiten verhindert, indem er nach einem höchst wechselreichen und interessanten Lebenslaufe den Geheimbund und dessen Häupter entdeckt, dem kaiserlichen Kabinett denunziert übrigens im geheimen eine ganze Anzahl der Bedrohten warnt und entweder zum Abfall vom Bunde oder zur Flucht ins Ausland bringt. Doch die Geschichte verflicht sich höchst tragisch, innerlich wie äußerlich: der Mann, der halb aus hochliegendem Ehrgeiz, halb aus verblendeter, ehrsüchtig sich wendender Liebe und doch wieder aus Pflichtgefühl handelt, wird nicht nur allen Parteien verdächtig, sondern sich selbst ein unerträgliches Rätsel: Ist er ein verächtlicher Spion und Denunziant? Ist er ein hochzupreisender Staatsretter? An den furchtbarsten Zweifeln leidet er bis zum Erdrücken, als ihm nach bezwungener Schilderhebung die Größe winkt; aber noch schneller handelt die Nemesis. Er hat vor Jahren aus vornehmem Hause seine Frau entführt, die dann in stiller reiner Liebe alle Leiden und Entbehrungen getragen; an dem Abend des Glückstages, da er sich wieder mit ihr vereint findet, wird er von einem dem Geheimbund angehörenden Verurteilten, der hat entfliehen können, erschossen. Sein eigener Schwager kommt auf dem Wege nach Sibirien beim Fluchtversuch um, und dessen Gattin, die Schwester seiner Frau, ertränkt sich im Schloßteich; der alte Schwiegerpapa verliert ob all den Schrecken den Verstand. Natürlich ist die Zeichnung solcher Dinge in hohem Grade drastisch, der Held aber ein Rätsel, über das wir nicht entscheidend urteilen können; in den verschiedensten Farben schillernd, scheint er bald gemein und gesunken, dazu ein geckenhafter Renommist, bald von dem großartigsten und reinsten Gedanken getragen; ein Glanzmoment ist die idealisierte Audienzscene vor dem furchtbaren neuen Czaren Nikolaus. Der Schlußeindruck ist schwer und trüb, wie das bei dem blutigen Material nicht anders sein kann.

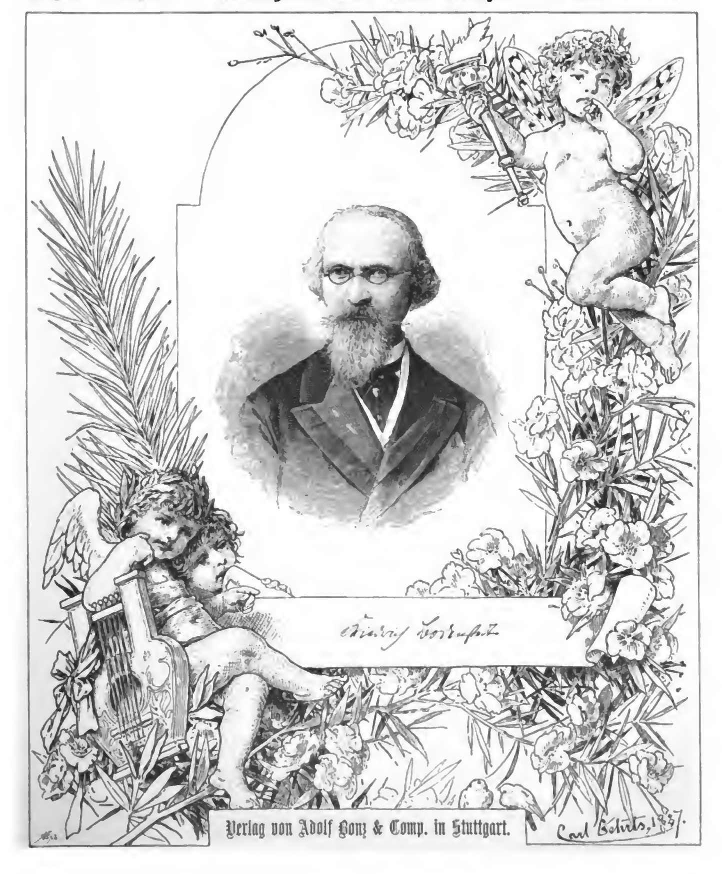
Daran sei die Besprechung der Werke zweier bisher wenig bekannter Autoren gereiht. Sibyllas Traum und Andres. Von E. v. Breidenbach. Berlin und Rostock, Verlag der Album-Stiftung (Carl Hinstorff) 1887 macht einen guten Eindruck. Sibylla, das Kind einer reichen und vornehmen norddeutschen Familie, die gleich bei der Geburt die Mutter verliert, ist eine überaus zarte und träumerische Natur. Sie verliert in Rom am Fieber Schwester und Vater, lebt noch eine Zeit in der überaus freundlichen Familie eines Arztes, muß dann aber in das deutsche Haus des hochgestellten Oheims übersiedeln und leidet da unter den kalten und hohlen, hochmütigen und vergnügungssüchtigen Menschen schweres Leid, das nur gemildert wird, als sie sich dem kranken kleinen Knäblein der Familie liebend anschließen kann. Ein langer Landaufenthalt in waldiger Gegend, dann in Venedig stärken sie und den Knaben, und da findet sie auch einen geliebten und edel denkenden Gatten. — Die da so kurz und prosaisch rubrizierten Begebnisse sind reizend geschildert und vertieft; die Naturbilder im Reflex ihres Eindruckes aufs fühlende Menschenherz mit intimem Verständnis dargestellt. Die Charaktere in ihren schneidenden Gegensätzen und der zu schwerem Leide sich gestaltende Kampf einer reinen zarten Seele mit den flachen und recht gemeinen, ja unter dem übergeworfenen Firnis rohen Modemenschen sind mit Wucht erfaßt. Über allem liegt der unverkennbare und doch in seinem Wesen nicht zu zeichnende Hauch wahrer Poesie. Das „Andre" im Titel ist eine tagebuchartige Aufzeichnung — „Aus meiner Mappe" — und bringt ein modernstes Gesellschaftsbild aus dem Leben der ungeheuerlichen Riesenstadt London, und zwar das Bild einer spezifisch geheimnisreichen und dunkeln Seite dieses Lebens, von der viele Hunderttausende, die in dem Häusermeer leben und sterben, keinerlei Ahnung haben. Da wird uns nämlich eine ganz besondere Klasse ihrer Bewohner vorgeführt, die Nobody's children (Niemands Kinder, auch Straßen-Araber), ohne Eltern noch Verwandte, ohne Brot noch Geld, ohne Dach noch Kämmerlein, ein überaus jammervolle Gesellschaft, die Rekrutenschule der Verbrechen und tragischen Geschicke. Und wenn da von einem edlen Menschenfreund und seinen Asylen erzählt und an schlagenden Beispielen nachgewiesen ist, wie man den bedauernswürdigsten der armen kleinen Menschengeschöpfe rettend beisteht und was Schönes man aus den elenden Ausgestoßenen machen kann, so müssen wir nur wünschen, daß Tausende die rührenden Lebensbildchen lesen und beherzigen und sich für solche Samariterwerke begeistern. Auch hier ist gleich mit den ersten Pinselstrichen das Wesen der nebelig düstern Welthauptstadt mit ihren dunkeln Geheimnissen charakteristisch wiedergegeben. — Übrigens liegt bei diesem Stücke das Verdienst ausschließlich in der Tendenz; der ganze Aufsatz ist nicht komponiert, sondern einfach in der sorglos ungeordneten Folge von Tagebuchblättern wiedergegeben, mit mehrfach unnützen und störenden Repetitionen. Ich bedaure das, denn in jener ersten Nummer hat der Autor bewiesen, daß er mittelst einer zweiten sorgsamen Überarbeitung, Sichtung und Neuordnung der Materie und Feilung des Stils ganz gewiß unschwer ein noch ergreifenderes und ästhetisch weit befriedigenderes Gesamtbild hätte herstellen, also den spezifisch litterarischen Forderungen mit dieser Darstellung des Elendes hätte genügen können.

Die Rose von Sesenheim. Eine Erzählung aus Goethes Liebesleben von Arthur Zapp. Berlin Siegfried Cronbach 1887 trägt den Vermerk „Übersetzungsrecht und Dramatisierung vorbehalten". Ich meine, beides zu sagen war überflüssig. Arme Friedrike, wie viele unrufue Federn haben sich schon an dir, dem stillen und lieblichen Kinde versündigt! Beim Himmel, endlich wär's einmal an der Zeit, mit dem Singsang aufzuhören. — Das Büchlein ist gut gemeint; aber diese neueste Variation der alten Geschichte bringt uns weder viel Neues noch Besonderes; wäre sie nicht so kurz, sie würde herzlich langweilen. Unsere Opposition aber ist zudem eine prinzipielle, die sich nicht bloß an die Fersen dieser einzelnen Erzählung heftet: Ist denn die dichtende Erfindung in unseren Tagen so armselig geworden; fehlen interessante Stoffe, der Ergründung und Zeichnung werte psychische Probleme in dem Maße, daß es angezeigt wäre, immer wieder den alten Kohl aufzuwärmen? Oder sollen wir's billigen, daß einer gerade herrschenden Mode zu lieb unsere Autoren das Allerüberflüssigste und dutzendfach Breitgetretene immer und immer wieder aufrühren? Dem gesunden Empfinden und kräftigen Denken widerstrebt das; ich kann nicht anders, mir erscheint jede neue Variante dieses Stoffes und verwandter, die sich an historische Größen hängen, einfach — eine Profanation.

Zürich. **J. J. Honegger.**

Deutsche Dichtung.

II. Band. 11. Heft. Herausgeber: Karl Emil Franzos. 1. September 1887.



Sakuntala.

Von Friedrich Bodenstedt.

Wie König Duschjanta um Sakuntala warb.*)

Als zur inselreichen Wälini
Nun der König kam, wo schimmernd sie
Das Gebirg vom Büßerhaine scheidet,
Sieht er, wie auf üppiger Rasenstelle
Einsam eine liebliche Gaselle
In dem hohen Kussagrase weidet.
Sorglos sieht sie Fußvolk nahn und Reiter,
Reckt das Köpfchen und grast ruhig weiter.
Lange blickt der König starr vor Staunen
Auf sie hin, solch Schauspiel war ihm neu;
Dann erwachten seine Jägerlaunen,
Doch das Tier zu schießen trug er Scheu:
Gar zu leicht wär' solch ein Schuß gewesen
Auf ein friedlich Tier; er wollt' es jagen
Und erst in der Flucht zum Ziel erlesen.
Rasch vom Roß sprang er in einen Wagen,
Der zur Jagd mit Rennern war bespannt,
Ließ den Wagen dann mit Blitzesschnelle
Lenken nach dem Stande der Gaselle,
Bis sie plötzlich die Gefahr erkannt
Und am frischen Kussagras noch käuend
Eilig fortsprang, vor den Pferden scheuend.
Die Gaselle flog mit Windeseile
Vor dem Wagen hin, der eine Weile
Weit zurückblieb, doch mit Ruf und Hieben
Wurden so die Renner angetrieben,
Daß sie bald, sich windschnell fortbewegend,
Dem verfolgten Tiere kamen näher,
Und der König, ein geübter Späher,
Rasch den Pfeil auf seinen Bogen legend,
Hebt zum Schuß den Bogen an die Wange,
Doch da trifft sein Ohr mit flehendem Klange
Eine Stimme: „Töte nicht das Tier!
Auf geweihtem Boden weilst Du hier."
Eine andre Stimme scholl daneben:
„Schon, erhabner Herr, des Tieres Leben!
Nimmer darf sein Blut die Erde röten,
Sünde wär's, das arme Tier zu töten;
Es gehört zu unsrem Siedlerhaine,
Unser Friedensrecht ist auch das seine!"
Gleich beim Nahn der beiden frommen Männer,
Die so flehentlich zum Könige sprechen
Und sein Jagdvergnügen unterbrechen,
Hielt der Wagenlenker seine Renner
An . . . Duschjanta senkte seinen Bogen
Und gab Antwort huldvoll, wohlerwogen:
„Euer mahnend Wort spricht Euch zum Ruhme,
Weil es Eifer für das Recht bethätigt,
Das seit alters Eurem Heiligtume
Zukommt und von mir auch ward bestätigt.
Als ich vorhin die Gaselle hetzte,
Wußt' ich nicht, daß ich das Recht verletzte,
Wußte nicht, daß dieser Wiesenrain
Zugehörig Eurem Büßerhain,
Den ich zu besuchen bin gekommen.
So viel Gutes hört' ich von des frommen
Vater Kanwa friedlicher Gemeinde,
Daß ich kam, in Ehrfurcht mich zu neigen
Vor ihm und Euch durch die That zu zeigen:
Mich zum Freunde habt Ihr, nicht zum Feinde! — —
Führt mich zu des heiligen Mannes Wohnung,
Meine Ehrfurcht möcht' ich ihm bezeigen —"
Sprach der König, der dann bald gelernt,
Daß ihn eine Wallfahrt hielt entfernt:
Niemand habe Kunde, auf wie lange;
Seine Tochter jetzt des Hauses walte
Und es nach des Vaters Weisung halte
Offen, würdigen Gästen zum Empfange.
Darauf bat Duschjanta die Brahmanen,
Daß man ihn zu Kanwas Tochter führe;
Doch im Büßerhain kam ihm ein Wahnen,
Daß sich Königsprunk dort nicht gebühre,
Der ihm oft geworden schon zur Bürde
Als Notwendigkeit bei Hof und Heere.
Und nun that er von sich Schmuck und Wehre,
Alle Zeichen seiner Herrscherwürde,
Um im Geist sich völlig zu versenken
In der Büßer Fühlen, Thun und Denken.
Bald kam er dem heiligen Strome nah,
Wo der Weg durch blühende Gehege
Lief zum Hause von Sakuntala.
Offnen Auges sah er auf dem Wege
Bilder tiefen Friedens, ungewohnte
Ihm, der aufwuchs unter Kriegeslärmen
Und umflattert war von Höflingsschwärmen,
Wenn er herrschend in der Hauptstadt thronte. — —

*) Wir entnehmen diesen Abschnitt dem Manuskripte, und zwar dem zweiten und dritten Gesange von Bodenstedts neuester epischen Dichtung „Sakuntala", welche noch im Laufe dieses Jahres in prächtiger Ausstattung mit Illustrationen von Alex. Zick im Verlage von Adolf Titze in Leipzig erscheinen wird.

Den gewundnen Weg zum Hügelrücken
Stieg Duschjanta leichten Schritts hinan
Und wie plötzlich festgewurzelt dann
Blieb er stehn in staunendem Entzücken.
Weithin unter sich, in blühenden Räumen
Sah er Blumenbeete zwischen Bäumen,
Die bald einzeln, bald in Gruppen standen,
Bald in Doppelreihn den Raum durchschnitten.
Und in leichten, ländlichen Gewanden
Durch die Beete schlanke Mägdlein schritten,
Hochgeschweifte Kannen in den Händen,
Durstigen Blumen frischen Trank zu spenden.
Anfangs ihrer zwei nur sah der König,
Aber bald gesellte sich zu ihnen
Eine dritte, und als sie erschienen,
Lachten die zwei andern silbertönig.
Wie zuvor von solchem herzigen Lachen
Ward Duschjantas Ohr und Herz bewegt —
Aber die das Lachen angeregt,
Sollte bald ihm auch ein Ende machen.
Königlich war sie von Wuchs und Gang,
An Gestalt die andern überragend,
Deren Lachen ihr zum Gruß erklang,
Als sie, eine leere Kanne tragend,
Kam, im nahen Teich sie neu zu füllen.
Eine sprach: „Wie Deine Augen glühen
Von der ungewohnten Arbeit Mühen!
Ganz erschöpft suchst Du uns zu verhüllen
Stolzen Sinnes, was Dein Herz bewegt,
Und trägst Deine Last mit ernster Würde,
Gleich als wäre sie als heilige Bürde
Dir vom Vater Kanwa auferlegt.“
Ihr zur Antwort sprach Sakuntala:
„Thöricht redest Du, Prijámwada,
Liebgeworden sind mir meine Pflichten
Und als Bürde fühl' ich sie mit nichten.
Nicht die Arbeit drückt mich, nur mein Kleid,
Heut zu fest geschnürt hast Du's fürwahr!“ —
„Nein,“ erwiderte die junge Maid,
„Es ist heute, wie es gestern war.
Schon seit Monden ward zu eng die Hülle
Für des Busens jungfräuliche Fülle,
Doch erst heute bei dem vielen Bücken
Fühltest Du die Enge Dich bedrücken,
Bis Du sie ganz unerträglich fandest.“
„Weil Du mir zu fest die Knoten bandest
Auf den Schultern,“ sprach Sakuntala;
„Anassúja, komm und löse da
Mir ein wenig die zu festen Knoten!“
Anassúja that wie ihr geboten.
Doch Duschjanta kam vom Hügelhange
Jetzt auf einem buschverhüllten Gange
Leisen Schrittes in der Jungfraun Nähe,
Daß er alle besser hört' und sähe.
Spähend lauscht der König, vorgebogen
Durchs Gebüsch; doch das Gespräch verstummte:
Eine Biene plötzlich kam geflogen,
Die Sakuntalas Gesicht umsummte;
Und vergebens wehrt sie sich der Biene:
Kaum verscheucht, ist sie schon wieder da;
Anassúja und Prijámwada
Sprangen bei mit angsterfüllter Miene,
Doch gelangs den Jungfraun allen dreien
Schwer, sie von der Biene zu befreien,
Die, behend und furchtlos ohnegleichen,
Von Sakuntala nicht wollte weichen,
Ihr auf Nacken, Nase flog und Wangen,
Nicht zu scheuchen war und nicht zu fangen,
Bis sie endlich ganz nach eignem Sinn
Summend fortflog, niemand sah, wohin.
Scherzend nahm Prijámwada das Wort:
„Wenn Dir wieder eine Biene droht,
Ruf den König an in Deiner Not,
Schon Duschjantas Name scheucht sie fort;
Denn er ist des Haines Hort und Schutz,
Sicher beut ihm keine Biene Trutz!“
Als Duschjanta dieses Wort vernommen,
War er kaum noch zu sich selbst gekommen
Bei dem Schauspiel, das er heimlich nah
Wie ein schönes Traumbild vor sich sah.
Schwer bewahrt' er seine stumme Haltung,
Seit des Bienenangriffs Angsterregung
In der Abwehr wechselnder Bewegung
Alle Reize brachte zur Entfaltung
Der drei Huldgestalten, deren eine
Ihm das Herz bewegte wie noch keine
Aller Schönen, die er je gesehn.
Doch jetzt kann er nicht mehr schweigend stehn.
Wagte sich die Biene, ihr zu nahn —
Denkt er — ist's für mich auch wohlgethan.
Hab' ich diese Biene doch beneidet,
Wie sie sich an ihrem Reiz geweidet,
Ihr geküßt den Nacken und die Wange,
Und mich treibt's in glühendem Überschwange
Zu der zaubervollen Jungfrau hin,
Darf ich auch nicht sagen, wer ich bin;
Denn der Glanz des Königsnamens blendet
Leicht die Kargste, daß sie Huld verschwendet
Nicht des Mannes, nur des Namens wegen;
Doch das bringt nicht echter Liebe Segen,
Den ich suche! . . .
Also denkend, brach
Durchs Gebüsch der König vor und sprach
Nach gebrachtem ehrerbietigen Gruß:
„Holde Jungfraun, eilig trug mein Fuß
Mich zu Euch, da ich hier Angstruf hörte,
Als ob jemand Euren Frieden störte.
Wer ist der Verwegne? sagt es mir!
In des Königs Namen steh' ich hier,
Den Ihr anriefst, wie mein Ohr vernommen;
Euch zu schützen wird er selbst gern kommen.
Denn ich weiß, wie er den Büßerhain
Heilig hält, aus seinem eignen Munde;
Keinem Frevler würd' er hier verzeihn,

Der Euch störte auf geweihtem Grunde."
 Als die Mädchen hörten diese Rede,
Stand verlegen schweigend anfangs jede;
Selbst Prijámwada, der von der Zunge
Leicht das Wort gewöhnlich kam im Sprunge,
Stand vor diesem Fremdling stumm befangen,
Und Sakuntala, der nicht entgangen,
Daß sein Glutblick nur auf sie sich lenkte,
Wußte nicht, was mit sich zu beginnen,
Stand verloren ganz in tiefem Sinnen,
Während sie den Blick zur Erde senkte.
Da trat Anassúja vor und sprach:
 „Hoher Herr, kein Frevler unterbrach
Hier den Frieden auf geweihtem Grunde:
Eine Biene war's, die uns erschreckte,
Weil sie drohend unsre Herrin neckte,
Bis wir sie verscheucht mit Hand und Munde.
Unsre Herrin heißt Sakuntala,
Vater Kánwas Tochter steht sie da,
Der jetzt fern vom Haus, auf Pilgerfüßen."
 Als Duschjanta dieses Wort vernommen,
Rief er: „Nichts kann mir erwünschter kommen,
Als die Tochter Kánwas zu begrüßen!
Unser König, der jetzt in der Nähe,
Wünschte herzlich selbst, daß er ihn sähe;
Seine Wohnung kam ich zu erkunden
Und das Schönste hab' ich hier gefunden.
Folgt der König mir nun auf dem Fuße,
Wird's ihm tröstlich sein, an Kánwas Platz
Dich zu sehn als herrlichsten Ersatz!"
 Huldvoll dankt Sakuntala dem Gruße,
Schlägt nicht mehr den Blick verlegen nieder,
Findet offnen Auges selbst sich wieder,
Wenn auch ganz verändert wunderbar,
Seit ihr dieser Mann erschienen war.
 Gerne folgt er ihr zu Kánwas Klause,
Kostet alle Früchte, die sie beut,
Fühlt bei ihr sich wohler als zu Hause,
Ist von allem, was sie sagt, erfreut. —
Abschied nahm er, ohne noch zu wissen,
Wo zur Nacht er find' ein Ruhekissen,
Doch es war ein Abschied ohne Sorgen
Bei dem Gruß: „Auf Wiedersehn bis morgen!"
Scheidend sprach er: „Laß zum Angedenken
Dieses Tags mich diesen Ring Dir schenken
Und mich selbst ihn auf den Finger drücken
Deiner Hand, die er hinfort soll schmücken."
 Nicht verweigern kann sie, was er fodert;
Doch als er nun ihre Hand berührte,
War's, als ob er Feuer darin spürte,
Das in Flammen bis zum Herzen lodert.
„Zauberkraft," sprach er, „wohnt in dem Ringe,
Die der Hand sich mitteilt, die er ziert;
Weh Dir, wenn er je verloren ginge:
Mich verliert, wer diesen Ring verliert!" — —
 Eh' Duschjanta zu des Weges Ende,
Den ihn die Brahmanen führten, kam,
Ward's ihm, bei dem seligen Erinnern
An Sakuntala, auch klar im Innern,
Daß er mit dem Ringe, den sie nahm,
Ihr Geschick dem seinen eng verwoben.
Gern hätt' er den Schleier nun gehoben
Ihrer Herkunft, und er that die Frage
Einem der Brahmanen, wie der fromme
Vater Kánwa zu der Tochter komme,
Der doch einsam lebte seine Tage.
 Der Brahmane sprach: „Sakuntala
Lebt als Pflegekind in Kánwas Hut,
Ist kein Sproß aus seinem eignen Blut;
Ihr Erzeuger ist Wiswámitra,
Der erhabne König, der als Büßer
Im Gebirg des Himawan verschwand
Und ein Leben der Entsagung süßer
Als den Glanz und Ruhm des Thrones fand.
Noch in rüstiger Vollkraft seiner Jugend
Übt' er sich, zu völliger Befreiung
Von der Weltlust, so in Selbstkasteiung,
Daß die Götter, neidisch seiner Tugend,
Ihre schönste Nymphe, Ménaka,
Ihm vom Himmel sandten auf die Erde,
Ihn zu prüfen, und wie er sie sah,
Fand er bald, daß er ihr Opfer werde,
Weil zu widerstehn unmöglich war.
Liebeselig lange blieb das Paar
Heimlich in der stillen Waldeswildnis,
Wo dann Ménaka ein Kind gebar,
Eine Tochter, ganz ihr eignes Bildnis.
Doch sie konnte sich des Kinds nicht freuen,
Sah den Neid der Götter sich erneuen
Und, wie sie vom Himmel kam hernieder,
Mußte sie hinauf zum Himmel wieder.
Als Wiswámitra sie sah verschwinden
Hinter Bäumen, wieder sie zu finden,
Rannt' er durch den Wald in wilder Pein,
Und das arme Kind blieb ganz allein.
Geier kamen kreischend angeflogen,
Ließen bei dem holden Kind sich nieder,
Ihm zum Schutz, mit deckendem Gefieder.
Da kam Kánwa jenes Wegs gezogen
Und, das Kind den Geiern zu entreißen,
Nahm er's zu sich als ein teures Pfand.
Weil die Geier hier Sakuntas heißen,
Ward das Kind Sakuntala genannt."
 So sprach der Brahmane, und dem König
Klangen seine Worte zaubertönig,
Füllten sein Gemüt mit seliger Freude.
Angelangt vor seinem Zeltgebäude,
Das am Ufersaum errichtet war,
Bei dem Lager seiner Jagdgenossen,
Nahm er Abschied vom Brahmanenpaar
Für die Nacht, und eh' sich müde schlossen
Seine Augenlider dacht' er lange
In des Herzens glühendem Überschwange
Noch der wonnigen Empfindung nach,

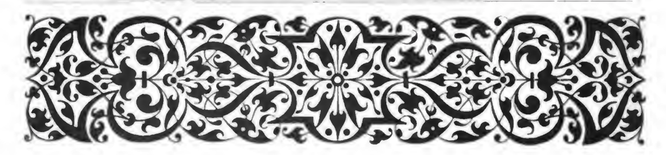
Die ihn aus Sakuntalas Gemach
In sein Zelt getragen wie auf Schwingen.
Und was vom Brahmanen er vernahm,
Wie Sakuntala zu Kánwa kam,
Hört' er wie Erlösungsworte klingen:
Denn jetzt um sie werben durft' er offen,
Die so mächtig schon sein Herz entflammte,
Als er sie im Bastgewand getroffen,
Doch, wie er, aus Königsblute stammte.

Als Duschjanta nach dem frohen Tag
Schlummernd schon in seinem Zelte lag,
Waren unter Vater Kánwas Dach
Lange noch die jungen Mädchen wach;
Nach des Gastes Abschied war bei ihnen
Auch die Mutter Gautami erschienen,
Die zu gutem Rate stets erbötig,
Dabei freundlich blieb und guter Dinge.
Mehr als je schien guter Rat jetzt nötig
Bei Sakuntala mit ihrem Ringe,
Die wohl fühlte, daß an diesem Ring
Ihrer ganzen Zukunft Schicksal hing.
Solch ein leuchtend Kleinod war noch nie
Den drei Mädchen zu Gesicht gekommen;
Staunend sah's auch Mutter Gautami,
Die des Ringes Wert bald wahrgenommen,
Jeden Edelstein als echt erkannte
Und nach seiner Eigenart benannte.
Dann sich wendend zu Sakuntala
Sprach sie: „Als ein Liebesunterpfand
Kam Dir von Duschjantas eigner Hand
Dieser Ring. Der König selbst war da,
Dich zu seiner Gattin zu erkiesen,
Weil er Dich begehrenswert gefunden,
Und da Du willfährig Dich erwiesen,
Bist Du durch den Ring an ihn gebunden,
Doch bis zur Vermählung ist's noch weit.
Willst Du Dich fürs Leben ihm gesellen,
Kannst Du selbst ihm die Bedingung stellen,
Deren Nichterfüllung Dich befreit.
Blick nicht so bestürzt bei meinen Worten,
Nur Dein Wohl hab' ich zum Augenmerke,
Offen stehn Dir alles Glückes Pforten,
Darum geh beim Eintritt klug zu Werke,
Daß Du nicht schon strauchelst an der Schwelle,
Wo ein einziger Fehltritt bringt Verderben.
Leicht geschieht's beim ersten Liebeswerben,
Daß sich glühend Herz und Herz gesellt,
Aber um als Glück sich zu bewähren,
Muß der Liebe Glut das Auge klären.
Männerlieb' ist flüchtig meist — und immer
Blendet königlicher Glanz und Schimmer.
In Duschjantas großem Liebeshaine
Blühten vor Dir viele Blumen schon,
Ihm zu vollem Glück fehlt nur die eine,
Die ihm schenkt als Erben einen Sohn,
Der mit Heldenhand die Ruhmesflamme
Schürt und nährt in Purus Königsstamme. —
Und vom König, aus Prophetenmunde,
Geht durchs Land verheißungsvolle Kunde,
Daß zum Erben ihm ein Sohn entstehe,
Wenn er bald zu einer neuen Ehe
Eine makellose Jungfrau finde,
Die aus Liebe nur sich ihm verbinde
Und er selbst allein aus Liebe wähle
Als die Tochter eines Unterthanen,
Unbewußt, daß unter ihren Ahnen
Sie, gleich ihm, berühmte Könige zähle.
Alles fügt sich nun zu solchem Bunde;
Denn durch mich erst wurde Dir die Kunde,
Daß Duschjanta Dir den Ring gegeben.
Darum darfst Du hoch Dein Haupt erheben
Und nach Deinem vollen Wert Dich schätzen
In der Ford'rung würdigen Liebeslohns,
Wo es gilt, Dein Leben einzusetzen
Für die Ehren eines Königsthrons.
Naht der König Dir, um Dich zu frei'n,
Muß sein Königswort Dir Bürge sein,
Eh' du nachgiebst seinem Liebeswerben,
Daß, wirst Du die Mutter eines Sohnes,
Dieser Erbe werde seines Thrones.
Nun genug des guten Rats! Ich schweige,
Du nickst mir verständnisinnig zu.
Längst schon ging der müde Tag zur Neige,
Ich will schlafen gehn jetzt; schlaf auch Du!

Früh schon war Sakuntala im Bade,
In der Málini, mit den Gespielen;
Die gelösten dunklen Haare fielen
Üppig lang herab, wie am Gestade
Von den Bäumen der Lianen Ranken
Aus den Höhn bis in das Wasser sanken,
Die Gestalt der Bäume ganz umschließend,
Auf den Wellen selbst wie Wellen fließend.
Rein, im unentweihten Glanz der Jugend
Schimmerten die lieblichen Geschöpfe,
Als, in Vorsicht wendend ihre Köpfe,
Spähend um nach allen Seiten, lugend,
Ob kein Mann zu sehn sei fern und nah,
Daß sie kein Gebot der Zucht verletzten,
Sie zuerst den Fuß ins Wasser setzten,
Und entschlossen dann Sakuntala
Rasch voran den beiden andern schreitend,
Bald zum Schwimmen ihre Arme breitend,
Hinter sich die blanken Füßchen hob,
Daß das Wasser perlend aufwärts stob,
Doch alsbald sich ruhig glättend wieder,
Wie durch einen Schleier ihre Glieder
Schimmern ließ, wie sie sich fortbewegte
Und beim Schwimmen nicht bloß Füß' und Hände,
Auch die sanftgeschwungnen Hüften regte . . .
Blumendüfte wehten vom Gelände
Auf der Spiegelflut, wo bald zusammen,
Bald vereinzelt die drei Mägdlein schwammen,

Ihrer Glieder zarten Bau zu stählen,
Bis Sakuntala zur Heimkehr mahnte
Und den Rückweg eilig selber bahnte,
Um beim Morgenopfer nicht zu fehlen. — —
Seit Sakuntala den Rat vernommen,
Den ihr Mutter Gautami gegeben,
War ein Zwiespalt in ihr Herz gekommen,
Den sie nur mit innerm Widerstreben
Selbst sich eingestand; Gedanken störten
Ihren Sinn, die das Gemüt empörten
Und als kluge Warner vor Gefahren
Doch gewaltsam nicht zu bannen waren.
Seit der Ring an ihrem Finger glühte,
War sie nicht mehr, wie sie sonst gewesen;
Wenn sein Feuer ihr ins Auge sprühte,
Gab es ihr in Flammenschrift zu lesen:
Dieser Königsring an deiner Hand
Paßt nicht zu dem schlichten Bastgewand . . .
Dennoch liebte sie Duschjanta herzlich
Jetzt noch wie im ersten Augenblicke,
Und nur der Gedanke war ihr schmerzlich,
Daß er ihr im Wechsel der Geschicke
Nicht so ganz wie jetzt zu eigen bliebe,
Da zu viele teilten seine Liebe. —
Tiefbewegt vom ruhelosen Schwanken
Streitender Gefühle und Gedanken,
Und zu stolz, zu sagen, was sie litt,
Lenkte sie zum Garten ihren Schritt,
Liebgewordne Arbeit zu erneuen
Und durch Thätigkeit sich zu zerstreuen.
Aber endlich von des Tages Hitze
Müde, im Bereich der Blumenbeete
Suchte sie nach einem schattigen Sitze,
Wo die Luft vom Strome Kühlung wehte.
Eine Ruhbank winkte lockend zwischen
Blühenden Kessarbäumen und Sirischen.
Müde ließ Sakuntala sich nieder
Auf der Bank an schattig kühler Stelle.
Plötzlich hebt ein Geier sein Gefieder,
Während eine flüchtige Gaselle
Pfeilschnell herschießt zu Sakuntala
Und, in wenig Augenblicken nah,
Ihren Schoß sich wählt zum Ruhekissen
Ihres Köpfchens, zärtlich angeschmiegt,
Kindlich unbefangen vor ihr liegt,
Glücklich, sich in gutem Schutz zu wissen.
Lächelnd beugt Sakuntala sich vor,
Streichelt ihre liebliche Gaselle;
Da scholl eine Stimme ihr ins Ohr:
„O, wär' ich an dieses Tieres Stelle!"
Und, die Blicke nach dem Schall gewandt,
Sah sie, daß der König vor ihr stand,
Sah, wie seine Augen Feuer sprühten,
Mund und Wangen vor Erregung glühten,
Doch im Augenblick, da er erschien,
Sah er die Gaselle scheu entfliehn,
Die er als dasselbe Tier erkannte,
Das er künstlich sich zum Feind erzogen,
Hinterdrein mit Roß und Wagen rannte
Und es hart bedräut mit Pfeil und Bogen.
Mancherlei stieg auf in seinem Innern,
Was ihm trübte seine Lebensleuchte
Und ihm jetzt als störendes Erinnern
Kam, das er gewaltsam von sich scheuchte,
Als er, seiner Wünsche Ziel so nah,
Sich allein mit der Geliebten sah.
Schen erhob sie sich, ihn zu begrüßen,
Ihre Hände drückt' er in die seinen
Und sank liebeglühend ihr zu Füßen.
Doch sie sprach: „Mir will's nicht ziemlich scheinen,
Daß ein König mir zu Füßen liegt."
Seine Wang' an ihren Arm geschmiegt,
Rief er, flehend ihr ins Auge blickend:
„So reich mir die Hand, mich zu erheben
Zu Dir Aug in Auge, süßes Leben!"
Und sie hob ihn auf, Gewährung nickend.
Hand in Hand bald saßen sie beisammen
Und die Hände zeugten von den Flammen
Ihrer Herzen, die sich nur bedrängten,
Weil sie ihre Fesseln noch nicht sprengten.
Feurig sprach Duschjanta, aber schweigend
Saß Sakuntala, sich lauschend neigend,
Als er ihr erzählte, wie ihm alles,
Was er mit den Büßern heut verhandelt,
Nur berührt als Worte leeren Schalles,
Da sein Herz, in Liebe ganz verwandelt,
Für nichts andres mehr Verständnis habe.
„Doch nun wandl' ich selbst am Büßerstabe,"
Rief er, „da Du meine Liebe kennst
Und Dich doch noch spröde von ihr trennst.
Büßer, die nach Seelenruhe streben,
Bergen Feuerstoff, leicht zu entzünden;
Denn der Liebe nur entspringt das Leben,
Um sich neu durch Liebe zu begründen.
Schönheit weckt auch Heiligen Begierde;
Doch Du, aller Heiligen Kron' und Zierde,
Teilst nicht die von Dir erweckten Gluten
Und läßt mitleidslos mein Herz verbluten.
Wohl als Büßer bin ich hergekommen,
Doch zu höhrem Zwecke dient die Buße,
Als sich zu kastein; was kann sie frommen,
Folgt Erlösung ihr nicht auf dem Fuße?
Und nur Du vermagst vor allem Bösen,
Das noch in mir lebt, mich zu erlösen!"
Ihm zur Antwort gab Sakuntala:
„Ich bin nicht gewöhnt, mich zu verstellen;
Gleich als ich zum erstenmal Dich sah,
Fühlt' ich Herz und Augen sich erhellen,
Meinen ganzen Bau vor Wonne beben,
Wie sich's nie zuvor mit mir begeben.
Dir ins Herz zu sehn durft' ich nicht fodern,
Meine Glut für Dich konnt' ich nicht hindern;
Tag und Nacht fühlt' ich sie mich durchlodern,
Ohne meines Herzens Weh zu lindern,

Seit ich weiß, ich kann Dir nicht gehören,
Ohne andrer Liebesglück zu stören;
Denn Dir blühn daheim der Blumen viele,
Du kannst mich nicht lieben wie ich Dich,
Und zur Selbstverachtung triebe mich
Liebe, die nur dient zu flüchtigem Spiele . . .
Dein Erscheinen hat mich im Beginne
Wie ein Sonnenaufgang schier geblendet,
Wunderselig wurde mir zu Sinne,
Als Du huldvoll Dich mir zugewendet
Und mein Blick in Deinem Blick sich sonnte.
Solchem Mann in treuem Bund fürs Leben
Mich mit Leib und Seele hinzugeben,
War das Höchste, was ich denken konnte.
Kannt' ich doch nicht Deinen hohen Rang,
Bis Dein Ring an meinem Finger steckte
Und aus meinem schönen Traum mich weckte . . ."
„Deine Rede klingt mir wie Gesang,"
Rief der König, „und Dein holdes Weigern
Kann nur meine Liebe zu Dir steigern,
Da Du nicht den König in mir liebst,
Sondern nur dem Mann die Ehre giebst.
Süßes Mädchen, glühender Liebe Qualen
Wärmen Dich, derweil sie mich verzehren.
Sonnenglut kann Mondglanz überstrahlen,
Doch nicht Blumen, die zur Nacht blühn, wehren
Noch am Tag zu glänzen, wenn geschlossen
Ihre Blütenkelche, die sich ganz
Nur erschließen in des Mondes Glanz,
Der begierig ihre Düfte trinkt,
Eh' er vor der Sonne Strahl versinkt.
Ich bin nur der Mond, Du bist die Sonne,
Beider Licht quillt aus demselben Bronne,
Ob sie auch getrennt am Himmel scheinen,
Sind sie doch auf Erden zu vereinen
In zwei Menschenherzen, die sich lieben
So wie wir, von gleicher Glut getrieben.
Geh nicht mit dem König ins Gericht,
Auf das Wesen sieh, — nicht auf den Schein;
Meine erste Liebe bist Du nicht,
Aber meine letzte sollst Du sein!
Schüttle nicht das Haupt! Nicht Herzenswahl
Machte mich zu vieler Frau'n Gemahl.
Oft, wenn ich ein feindlich Volk gebändigt,
Ward der Hader völlig erst beendigt,
Wenn vom Herrscherstamm ein holder Sproß
Als Gemahlin zärtlich mich umschloß.
Ich begreife ganz Dein Widerstreben,
In Gemeinschaft solcher Frau'n zu leben,
Doch das darf kein Hindernis uns sein,
Dich mir ganz, gleichwie mich Dir zu weihn.
Keine Frau von allen, mir erkoren,
Hat bis jetzt mir einen Sohn geboren,
Doch allein die Mutter meines Erben
Kann den höchsten Rang im Reich erwerben,
Und als ich zum Büßerhain gekommen,
Hab' ich ein prophetisch Wort vernommen
Durch zwei Greise, die mir hier begegnet
Und mein Kommen feierlich gesegnet
Durch den Ruf, daß mir ein Erbe werde,
Der berufen sei zum Herrn der Erde.
Diese selben Greise führten mich
Geradeswegs zu Dir; so fand ich Dich
Als die Auserkorne zur Erfüllung
Ihres Munds prophetischer Enthüllung.
Wie das Licht entspringt aus dunklem Schoße,
So hat dunklen Ursprung alles Große.
In des heiligen Büßerhaines Stille
Möge sich vollziehn des Himmels Wille,
Und daß alles würdiglich geschehe,
Mög' uns einen die Gandharwa-Ehe,
Die nichts andres heischt zu treuem Bund
Als des Herzens Aushauch durch den Mund,
Und an Heiligkeit um nichts geringer
Als die andre. Meinen Ring am Finger
Trägst Du schon; durch ihn bin ich gebunden.
Unsre Herzen haben sich gefunden,
So laß unsre Lippen auch sich finden,
Uns vor Gott und Menschen zu verbinden
Unzertrennlich." Und Sakuntala,
Da ihr alles so nach Wunsch geschah,
Widerstand nicht länger. Mit Geziem
Hingezogen, hing sie fest an ihm
Wie die reife Frucht am Mangobaume . . .
Als Duschjanta mit Sakuntala
Niederstieg aus dem geweihten Raume,
Sah das selige Paar in den Gehegen
Anassûja und Prijâmwada.
„Freundschaft kommt der Liebe hold entgegen,"
Rief der König. „Seht hier mein Gemahl,
Eben mir vermählt aus freier Wahl!
Viele Blumen gilt es nun zu pflücken,
Um Sakuntalas Gemach zu schmücken,
Und als Königin dann führ' ich sie
In ihr Haus zu Mutter Gautami!"
Wie verklärt von reiner Freudenfülle
Strahlte nun Sakuntalas Gesicht;
Ihre Seele sprang aus ihrer Hülle,
Wie die Blume aus der Knospe bricht.
Vor dem Haus am Hügel saßen beide
Unter blühenden Kirschenbäumen,
Sich erfreuend an der Augenweide
Von Gebirgen, die den Himmel säumen,
Unten sich mit dunklem Grün umkränzen,
Oben hell von Schnee und Eise glänzen,
Deren Schoße Bäche sich entringen,
Die in Felsenrinnen niederspringen,
Bald im Abgrund einer Schlucht verschwindend,
Bald wie Schlangen sich zu Thale windend,
Bis ihr Lauf zur Mâlini sich wendet,
Wo ihr schimmernd Einzelleben endet. — — —



Lieutenant Burda.

Eine Novelle aus Österreich von Ferdinand von Saar.

I.



Bei dem Regiment, in welchem ich meine Militärzeit verbracht hatte, befand sich auch ein Lieutenant, Namens Joseph Burda. In Anbetracht seiner Charge erschien er nicht mehr allzu jung; denn er mochte sich bereits den Dreißigen nähern. Dieser Umstand würde schon an und für sich genügt haben, ihm bei seinen unmittelbaren Kameraden, die fast durchweg flaumige Gelbschnäbel waren, ein gewisses Ansehen zu verleihen, aber er besaß noch andere Eigenschaften, die ihn besonders auszeichneten. Denn er war nicht bloß ein sehr tüchtiger, verwendbarer Offizier; er hatte sich auch durch allerlei Lektüre eine Art höherer Bildung erworben, die er sehr vorteilhaft mit feinen, weltmännischen Manieren zu verbinden wußte. Als Vorgesetzter galt er für streng, aber gerecht; Höheren gegenüber trug er eine zwar bescheidene, aber durchweg sichere Haltung zur Schau; im kameradschaftlichen Verkehr zeigte er ein etwas gemessenes und zurückhaltendes Benehmen, war jedoch stets bereit, jedem einzelnen mit Rat und That getreulich beizustehen. Niemand wachte strenger als er über den sogenannten Corpsgeist, und in allem, was den Ehrenpunkt betraf, erwies er sich von peinlichster Empfindlichkeit; so zwar, daß er in dieser Hinsicht, ohne auch nur im geringsten Händelsucher zu sein, mehr als einmal in ernste Konflikte geraten war und dieselben mit dem Säbel in der Faust hatte austragen müssen. Infolge dessen wurde er ein wenig gefürchtet, aber auch um so mehr geachtet, ohne daß er dadurch anmaßend oder hochfahrend geworden wäre, wenn es auch dazu beitrug, die etwas melancholische Würde seines Wesens zu erhöhen.

Dem allen hatte er es zu danken, daß man auf eine große persönliche Schwäche, die ihm anhaftete, kein Gewicht legte — oder besser gesagt, dieselbe wie auf Verabredung einmütig übersah. Er war nämlich ungemein eitel auf seine äußere Erscheinung, die auch in der That eine höchst einnehmende genannt werden mußte. Von hoher und schlanker Gestalt, hatte er ein wohlgebildetes Antlitz, dessen leicht schimmernde Blässe durch einen dunkeln, fein gekräuselten Schnurrbart noch mehr hervorgehoben wurde, und auffallend schöne graue Augen, die von langen Wimpern eigentümlich beschattet waren. Es fehlte zwar nicht an Krittlern, welche behaupteten, daß er eigentlich schief gewachsen sei, und wirklich pflegte er beim Gehen die rechte Schulter etwas emporzuziehen; aber gerade das verlieh seiner Haltung jene vornehme Nachlässigkeit, die mit der Art, wie er sich kleidete, in sehr gutem Einklange stand. Denn obgleich sein Uniformrock stets von untadelhafter Weiße und Frische war, so zeigte derselbe doch niemals jenes gleißende Funkeln, welches das unmittelbare Hervorgehen aus der Schneiderwerkstätte bekundet hätte, und wiewohl Burda gar sehr wohl auf „taille“ hielt, so saß doch, bis zur eleganten Beschuhung hinab (von der man wußte, daß sie stets nach einem eigenen Leisten hergestellt wurde), an ihm alles so leicht und bequem, als wäre es nur so obenhin zugeschnitten und angepaßt worden. In dieser Weise erschien das, was ein Ergebnis sorgfältiger Berechnung war, nur als der natürliche gute Geschmack eines vollendeten Gentlemans, dessen Taschentücher, wenn sie entfaltet wurden, einen kaum merkbaren Wohlgeruch von sich gaben, und wenn man auch im stillen seine Glossen machte, daß sich Burda von seinem Burschen — der ein kurzes Privatissimum bei einem Haarkünstler hatte nehmen müssen — täglich frisieren ließ: so trachtete doch mancher, es ihm in seiner Weise gleich zu thun, ohne jedoch das Original auch nur im entferntesten zu erreichen.

Daß diese raffinierte und gewissermaßen verborgene Sorgfalt, die er auf sein Äußeres verwendete, im letzten Grunde mit dem Bestreben zusammen-

hing, bei dem anderen Geschlechte den günstigsten Eindruck hervorzubringen, braucht wohl nicht erst ausdrücklich gesagt zu werden, und ebenso selbstverständlich ist es, daß sich Burda nach dieser Richtung hin für unwiderstehlich hielt. Nicht daß er etwa dieses Bewußtsein irgendwie zur Schau getragen oder gar, wie wohl einige von uns pflegten, mit Herzenseroberungen geprahlt hätte; er beobachtete vielmehr in solchen Dingen die äußerste Zurückhaltung und nur aus gewissen Symptomen konnten Schlüsse gezogen werden. Da waren es denn entweder zarte Damenringe, die er am kleinen Finger seiner wohlgepflegten Hand trug, oder ein aus Haaren geflochtenes Armband, das zufällig unter seiner Manschette zum Vorschein kam — sowie plötzliches geheimnisvolles Verschwinden zu gewissen Stunden, was zu allerlei Vermutungen Anlaß gab, denen er zwar nicht geradezu widersprach, aber deren weitere Erörterung er sofort mit ernstem Stirngerunzel abschnitt. Überhaupt nahm er nur selten an Gesprächen teil, welche die Liebe und somit auch die Frauen zum Gegenstande hatten, welch letztere er von einem ganz eigentümlichen Standpunkt aus betrachtete. Wie nämlich für einen mehr berüchtigten als berühmten Feldherrn der Mensch erst beim Baron anfing, so begann für Burda das weibliche Geschlecht erst bei der Baronesse. Den einfachen Geburtsadel einer jungen Dame ließ er nur dann gelten, wenn der betreffende Vater General oder Präsident irgend einer hohen Landesstelle war; auf gewöhnliche Hofratstöchter pflegte er mit einer Art von Mitleid herabzusehen; Damen der Plutokratie verachtete er gründlich. Alles andere existierte für ihn einfach gar nicht, und er gab jedesmal seiner Verwunderung Ausdruck, wenn er erfuhr, daß ein Offizier irgend eine wohlhabende Bürgerstochter geheiratet hatte (was er eine Mesalliance nannte); im schärfsten Tone aber tadelte er es, wenn jemand zu einer Dame von zweifelhaftem Rufe in mehr als ganz vorübergehende Beziehungen getreten war.

Diese hochstrebenden Neigungen konnten um so seltsamer erscheinen, als Burda selbst von ziemlich dunkler Herkunft war. Als Sohn eines kleinen Rechnungsbeamten, hatte er eine nur dürftige Erziehung erhalten, anfänglich das Gymnasium besucht, aber sich bald als Eleve in das Amt seines Vaters aufnehmen lassen, um diesem weiterhin nicht mehr zur Last fallen zu müssen. Später, als die Zeitläufte günstige Aussichten bei der Armee eröffneten, war er als Kadett in unser Regiment getreten. In jene Zeit schienen auch seine ersten Erfolge bei den Frauen gefallen zu sein. Denn wie die Sage ging, hatte sich damals die Tochter eines höheren Generals, in dessen Adjutantur er, seiner schönen Handschrift wegen, verwendet wurde, schwärmerisch in ihn verliebt. Diesem Roman hatte jedoch der General, nachdem er einem geheimen Briefwechsel auf die Spur gekommen, sofort damit ein Ende bereitet, daß er den Helden nach Verona versetzen ließ, wo sich der Werbebezirk des Regimentes, das ein italienisches war, befand. Dort, unter südlichem Himmel, in der Vaterstadt Romeos und Julias hatte auch unverzüglich eine dunkellockige Marchesa ihr Auge auf den schmucken Krieger geworfen und mit ihm — einem eifersüchtigen, der österreichischen Fremdherrschaft äußerst abholden Gemahl zu Trotz — ein höchst leidenschaftliches Verhältnis begonnen, bei welchem es an nächtlichen Zusammenkünften mittelst Strickleiter, blutigen Überfällen von Seite des Marchese u. s. w. nicht gefehlt haben sollte. Kein Wunder also, daß Burda, einmal Offizier geworden, nicht tiefer mehr herabsteigen konnte und seine Netze bloß in den oberen Regionen aufrichtete. So glaubte man auch jetzt trotz seiner Zurückhaltung zu wissen, daß er in der ansehnlichen Provinzstadt, wo diese Geschichte zu handeln beginnt, die besondere Gunst einer Stiftsdame erworben habe, welche, obgleich nicht mehr ganz jung, als vollendete Schönheit galt. Nebenher wurde freilich auch behauptet, das ganze bestehe darin, daß Burda sehr häufig unter den Fenstern des Stiftsgebäudes vorüberwandle und in der daran stoßenden Kirche jeden Sonntag die Messe höre; ein unschuldiges Vergnügen, das auch jedem anderen geboten wäre. Wie dem aber gewesen sein mochte: die meisten von uns, von einem ähnlichen Hange beseelt, hielten an der Überzeugung fest, daß Burda infolge seiner Vorzüge ein Auserwählter sei, und fuhren fort, mit einer Art sehnsüchtiger Bewunderung zu ihm emporzublicken.

Indessen sollte doch einmal seinem Ansehen ein gelinder Stoß versetzt werden. Es war nämlich unter den jüngeren Offizieren die Gepflogenheit entstanden, schriftliche Meldungen und sonstige Eingaben mit absichtlicher Flüchtigkeit zu unterzeichnen (was genial aussehen sollte), oder dabei die Buchstaben so grillenhaft zu verschnörkeln, daß die betreffenden Namen in der That oft nicht zu entziffern waren. Unser Oberst, eine schwarzgallige, pedantische Natur, nahm somit die stets erwünschte Gelegenheit wahr, dem jungen Volk am Zeuge flicken zu können, und ließ die hervorragendsten Übelthäter, darunter auch meine Wenigkeit, vor sich bescheiden. Wir hatten

schon vorher von der Sache Wind bekommen und waren nicht wenig erstaunt, auch Burda, dessen Unterschrift an kalligraphischer Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig ließ, unter den Vorgeladenen zu erblicken. Nachdem uns der Oberst mit sarkastischem Behagen die corpora delicti vor Augen gehalten und mit näselnder Stimme jeden einzelnen gefragt hatte, wie er denn eigentlich heiße — und was dies und was jenes zu bedeuten habe, schloß er mit einem sehr scharfen Verweise, für die Zukunft exemplarische Strafe in Aussicht stellend. Dann wandte er sich in etwas gemäßigtem Tone an Burda: „Und auch Sie, Herr Lieutenant, habe ich kommen lassen, um eine Frage an Sie zu richten. Seit wann sind Sie denn Graf geworden?"

Burda zuckte leicht zusammen. Dann erwiderte er, allmählich bis unter die Stirnhaare errötend, mit fester, fast herausfordernder Stimme: „Graf? In welcher Hinsicht meinen dies der Herr Oberst?"

Der Oberst trat einen Schritt zurück und kniff, wie er es in Erregung pflegte, das rechte Auge zu. „In welcher Hinsicht? Mit Hinsicht auf Ihren letzten Wache-Rapport. Derselbe ist" — er hielt ihm das Schriftstück entgegen — „mit Gf Burda unterzeichnet. Dieses Gf ist, wie ich aus den Unterschriften des Herrn Majors Grafen N . . . und des Herrn Hauptmannes Grafen K . . . entnehme, eine beliebte Abkürzung des Wortes Graf. Was haben Sie darauf zu erwidern?"

„Ich erlaube mir zu bemerken," sagte Burda in strammer Haltung, „daß dieses Gf keineswegs das Wort Graf bedeuten soll. Es ist die Abkürzung meines Namens Gottfried."

„Gottfried? Sie heißen ja Joseph!"

„Allerdings. Aber es dürfte dem Herrn Oberst bekannt sein, daß man bei der Taufe in der Regel den Namen des Vaters mit empfängt. Mein Vater führte den Namen Gottfried; somit heiße ich Joseph Gottfried."

Der Oberst trat noch einen Schritt zurück und zwinkerte krampfhaft mit dem rechten Auge. „Dann muß ich Sie bitten, Ihren Taufschein aktenmäßig vorzulegen, damit die Regimentslisten, in welchen, so viel ich weiß, bloß der Name Joseph eingetragen erscheint, richtig gestellt werden können. Aber trotzdem werden Sie künftighin weniger zweideutige Abkürzungen zu wählen haben." Er machte eine kurze Verbeugung und wir waren entlassen.

Als wir die Thüre hinter uns hatten und nun insgesamt die Treppen hinabschritten, herrschte peinliches Schweigen. Das Komische des ganzen Auftrittes hätte eigentlich zu allgemeiner Heiterkeit angeregt, aber die Gegenwart Burdas, der die Sache sichtlich ernst nahm und überdies nicht ganz ohne Verlegenheit schien, drängte die Äußerung einer solchen Stimmung zurück. Wir verabschiedeten uns von ihm mit einigen oberflächlichen Worten, und auch in der nächsten Zeit blieb uns diese Befangenheit ihm gegenüber; es war, als hätte etwas Fremdes, Unerwartetes seine leuchtende Erscheinung getrübt.

Er selbst aber legte noch am selben Tage seinen Taufschein, der wirklich beide Namen enthielt, auf dienstlichem Wege vor und unterzeichnete von nun an mit augenfälliger Absichtlichkeit und ohne jede Abkürzung: Joseph Gottfried Burda.

II.

Dieser unliebsame Zwischenfall wurde übrigens wie alles, das keine bemerkenswerten Folgen nach sich zieht, um so eher wieder vergessen, als bald darauf ein Ereignis eintrat, welches die Gemüter in leicht begreifliche Aufregung versetzte. Das Regiment erhielt nämlich eines Tages ganz plötzlich den Befehl, in die Wiener Garnison einzurücken, was damals als große Auszeichnung betrachtet wurde. Aber auch aus sonstigen Gründen wurde diese Anordnung von den Offizieren mit großer Freude begrüßt. Denn viele von uns waren gebürtige Wiener und konnten nunmehr ihre Angehörigen auf längere Zeit wiedersehen, während den übrigen Gelegenheit geboten wurde, das mehr oder minder fremde Leben der Hauptstadt kennen und genießen zu lernen. Nebenbei galt es, das Regiment in der kurzen Spanne Zeit, die hiezu noch vergönnt war, in den allerbesten Stand zu setzen, was jedem einzelnen rastlose Thätigkeit auferlegte — bis endlich der große Tag erschien, an welchem wir die Waggons bestiegen und, im Wiener Nordbahnhof angelangt, mit klingendem Spiele der Kaserne entgegen zogen, die uns in einer der nächsten Vorstädte angewiesen war.

Wien selbst trug damals noch ganz seinen früheren Charakter zur Schau. Die alten Thore mit den unbeweglichen Brücken über den Stadtgraben bestanden noch; die Kastanien- und Lindenalleen auf dem Glacis führten nach den Vorstädten, und wenn heutzutage die innere Stadt von der Ringstraße wie von einem blendenden Juwelengürtel umspannt scheint, so glich sie damals, von den Ringmauern der Bastei eingeschlossen, einem Schatzkästlein, in welchem die meisten Kostbarkeiten zusammengedrängt lagen. Auch der öffentliche Verkehr war einfacher, gleichsam intimer als jetzt. Die verschiedenen amtlichen Berufszweige gingen räumlich nicht allzuweit auseinander, ebenso die mannigfaltigen Objekte des

Vergnügens und des Genusses — und so hatte sich denn auch jeder von uns bald mit den Verhältnissen vertraut gemacht und in seiner Weise eingelebt. Diejenigen, welche zur Bequemlichkeit neigten und außerdienstlichen Begegnungen mit hohen und höchsten Vorgesetzten gern aus dem Wege gingen, vermieden es nach Möglichkeit, die Straßen und Plätze der Stadt zu betreten, und verbrachten ihre freie Zeit in der Nähe der Kaserne. Andere hingegen — zumeist ältere Hauptleute mit stark entwickelten gastronomischen Neigungen — liebten es, Weinstuben und Restaurants aufzusuchen, die sich eines besonderen Rufes erfreuten, woselbst sie auch meistens bis tief in die Nacht hinein hängen blieben, um dann in heiterster Stimmung nach Hause zurückzukehren. Schließlich aber gab es einzelne, die kein höheres Vergnügen kannten, als, aufs sorgfältigste angethan, das Pflaster des Grabens und Kohlmarktes zu beschreiten und solche Orte aufzusuchen, wo sie, um zu sehen und gesehen zu werden, ohne besonderen Kostenaufwand mit der vornehmen Welt zusammentreffen konnten. Daß zu diesen wenigen auch Burda gehörte, versteht sich von selbst, und es war in der That bewunderungswürdig, wie vollendet er sich in dieser Hinsicht benahm. Wenn er so in nachlässiger Haltung vor dem weltberühmten Café Daum stand und die Vorübergehenden mit kühlen Blicken betrachtete, oder mit gemessenem Schritte seinen Rundgang auf der Bastei antrat, war er geradezu das Muster eines eleganten Offiziers. Niemand vermochte im Wintersalon des Volksgartens, während die Kapelle der Gebrüder Strauß heitere und ernste Weisen zu hören gab, mit vollendeterem Anstande Platz zu nehmen, und im Stehparterre der beiden Hoftheater wußte er stets einen Pfeiler zu erobern, an welchen gelehnt er seine Blicke nach den Logen — das heißt nach den weiblichen Insassen derselben schweifen ließ.

In dieser Zeit war ich Burda, der mich bis dahin nur wenig beachtet, näher getreten. Den Anlaß hiezu hatte eine ökonomische Frage gegeben. Es mangelte nämlich in den Kasernen an einer ausreichenden Zahl von Offizierswohnungen, infolge dessen mehrere von uns entsprechende Geldentschädigungen erhielten. Da war es denn nun Sitte, daß die Besitzer von sogenannten „Naturalquartieren" einen oder mehrere Kameraden bei sich aufnahmen, damit jedem einzelnen die entsprechende Zinsquote zur Aufbesserung der schmal bemessenen Gage dienen könne. Auch Burda, der eine Wohnung in der Kaserne hatte, mußte daran denken, einen Mieter zu suchen — oder, wie dies in seiner Art lag, sich einen solchen auszuerwählen. Daß die Wahl auf mich fiel, mochte in erster Linie wohl damit zusammenhängen, daß ich zu der Kompagnie versetzt worden war, bei welcher er selbst stand; aber ich hatte immerhin Grund, seine Aufforderung als Auszeichnung zu betrachten und sie um so lieber anzunehmen, als sich ein besonderer, mir sehr erwünschter Vorteil daran knüpfte. Denn ich hatte schon damals litterarischen Neigungen nachgegeben und wünschte im Laufe des Tages einige ruhige, völlig ungestörte Stunden zu haben; aber wie wäre dies in einer kameradschaftlichen Wirtschaft, wo es in der Regel ziemlich wüst herging, zu erreichen gewesen! Burda jedoch, der die Rücksicht in Person war und überdies stets seine eigenen Wege ging, bot mir in dieser Hinsicht alle Sicherheit. Ich kündigte sofort in dem Privathause, wo ich mich bereits eingemietet hatte, und zog in seine Wohnung, welche eigentlich nur aus zwei Zimmern bestand, diese aber waren sehr geräumig, und jedes hatte seinen eigenen Eingang. Die Verbindungsthür wurde abgesperrt, von beiden Seiten ein Kasten davor gerückt — und die Sache war in Ordnung gebracht.

Anfänglich hielten wir uns beide ziemlich fern voneinander; er aus gewohnter Zurückhaltung — ich aus Furcht, ihm lästig zu fallen; es war eben, als wohnte jeder für sich allein. Im übrigen befand sich Burda während des Tages nur selten zu Hause; war dies aber der Fall, so lag er gewöhnlich auf einer niederen Ottomane, die er aus zwei übereinander geschlichteten Strohsäcken und einem Überwurf aus grell gemustertem Zitz höchst sinnreich hergestellt hatte, und las, was er sehr gerne that, französische Romane. Fast niemals drang ein störender Laut zu mir herüber, und ich konnte deutlich nachfühlen, wie er beim Kommen und Gehen den Schall seiner Schritte sogleich abdämpfte. Nur seine häufigen Waschungen vernahm ich — und bisweilen auch ein leises Geräusch, welches er dadurch hervorbrachte, daß er seine neueste Uniform stets eigenhändig bürstete; ein heikles, wichtiges Geschäft, das er selbst seinem außerordentlich geschulten Diener nicht anvertrauen mochte.

So trafen wir denn außer Dienst nicht allzu oft zusammen; am häufigsten noch im Burgtheater, das ich begreiflicherweise so oft es nur anging besuchte, während Burda jeden zweiten Tag mit der Oper abwechselte. Fanden wir uns nach der Vorstellung im Foyer, so pflegten wir gemeinschaftlich nach Hause zu gehen; denn nach dem Theater zu soupieren, gestatteten unsere Mittel nicht. Hingegen lud er mich zuweilen in huldvoller Stim-

mung ein, bei ihm den Thee zu nehmen, was allerdings im eigentlichsten Wortsinne zu verstehen war, da in der Regel Rum und Sahne fehlten und höchstens etwas abgelegenes Weißbrod als Beigabe erschien.

Eines Tages hatte ich mich eben an den Schreibtisch gesetzt, um den zweiten Gesang eines größeren Gedichtes in Angriff zu nehmen, zu welchem ich mich unter dem Eindruck von Ernst Schulzes „bezauberter Rose“ hatte verleiten lassen, als ich an der Verbindungsthür ein leises, immer eindringlicher werdendes Klopfen und zuletzt die Stimme Burdas vernahm: „Störe ich, wenn ich einen Augenblick hinüberkomme?“

Obgleich mir nun diese Unterbrechung nicht sehr gelegen kam, so war es doch selbstverständlich, daß ich entgegenrief: „O nicht im geringsten! Es wird mich sehr freuen, Dich bei mir zu sehen.“ Und damit eilte ich an den Eingang, um Burda zu empfangen, der auch alsbald, ein zusammengefaltetes Papier in der Hand, bei mir eintrat.

Nachdem ich ihn gebeten hatte, auf einem der beiden braun gestrichenen Stühle Platz zu nehmen, welche einen großen Teil meiner Zimmereinrichtung bildeten, fragte ich, was ihn zu mir führe.

„Ich habe hier,“ sagte er, „ein paar Verse niedergeschrieben, und da ich weiß, daß Du Dich mit Poesie beschäftigst, so wollte ich Dich bitten, das Gedichtchen durchzusehen, ob sich nicht etwa Verstöße gegen das Metrum oder sonstige Fehler eingeschlichen haben. Willst Du mir diese Gefälligkeit erweisen?“

„Mit größtem Vergnügen,“ erwiderte ich, indem ich das Blatt entgegen nahm. Es enthielt zehn bis fünfzehn Verse, die im ganzen ziemlich steif, aber vollständig korrekt waren und beiläufig mit folgenden Reimen schlossen:

„Soll mir der Stern der Hoffnung nicht erbleichen,
So gieb, erhabner Engel, mir ein Zeichen!“

„Es ist nichts daran auszusetzen,“ sagte ich, das Papier zurückgebend.

„Ich dachte es wohl,“ entgegnete er ernst. „Aber ich wollte ganz sicher gehen.“

Jeden anderen würde ich möglicherweise jetzt gefragt haben, an wen eigentlich die Verse gerichtet seien; allein Burda gegenüber war das nicht zu wagen. Auch interessierte es mich nicht gerade übermäßig. Diesmal aber war es mir, als wollte er gefragt sein. Denn er blieb mit gekreuzten Beinen sitzen und blickte, die rechte Fußspitze hin und her bewegend, wie erwartungsvoll vor sich hin. Ich unterbrach also endlich das Schweigen, indem ich, wenngleich noch immer etwas zaghaft, begann: „Und darf man vielleicht wissen — — ?“

Er wandte rasch das Haupt und streckte mir die Hand entgegen: „Lieber Freund, Du hast in der Zeit unseres Zusammenwohnens nicht bloß meine Zuneigung, sondern auch meine Achtung in hohem Grade erworben. Ich kann und darf Dich daher auch vollständig in alles einweihen — um so mehr, als es mir, offen gestanden, ein Bedürfnis ist, diesmal einen Vertrauten zu haben. So höre denn: die Verse sind an die jüngste der Prinzessinnen L. . . gerichtet.“

Nun hatte ich allerdings nichts Geringes zu hören erwartet; dennoch erstarrte ich fast vor Erstaunen, daß Burda seine Blicke so hoch erheben könne, hatte ich doch nicht vermutet, wenn ich auch nicht umhin konnte, seinen sublimen Geschmack zu bewundern. Die Prinzessinnen L. . . gehörten zu den blendendsten Erscheinungen der aristokratischen Frauenwelt, welche damals an Schönheiten so auffallend reich war. Von mütterlicher Seite verwaist, dem Alter nach kaum um je ein Jahr voneinander verschieden, trugen sie alle drei mit ihren kühn und doch zart geschwungenen Nasen die ausgesprochenste Familienähnlichkeit zur Schau, und wenn sie, in der Regel gleich gekleidet, in der Loge saßen oder in den Prater fuhren, so mochte dieser Anblick wohl schon viele Herzen höher schlagen gemacht haben. Daß aber irgend ein Erdensohn, wenn er jenen Kreisen nicht angehörte, es wagen sollte, der Tochter eines Fürsten, aus souveränem Geschlechte und am Hofe eine der ersten Stellungen einnehmend, in solcher Weise, mit solchen Erwartungen zu nahen: das überstieg all und jede Voraussetzung. Ich blieb sprachlos.

Burda schien sich an meinem Erstaunen zu weiden. „Nun,“ sagte er endlich lächelnd, „siehst Du darin etwas so ganz Unmögliches?“

Nun galt es wieder, ihn nicht zu verletzen. „O nein — durchaus nicht — — ich habe nur nachgedacht. Auf welche Art willst Du denn der Prinzessin das Gedicht zukommen lassen?“

„Auf welche Art? Ganz einfach durch die Post.“

„Durch die Post?“

„Natürlich. Du weißt, daß ich mich ein wenig auf Kalligraphie verstehe. Ich bringe also die Verse ohne Unterschrift und ohne meine Hand zu verraten aufs zierlichste zu Papier. Auf der Adresse ahme ich eine Damenschrift nach, und um die Empfängerin sofort wissen zu lassen, von wem der Brief kommt, siegle ich mit feinem, blaßgelbem Lack —

mit der Farbe unserer Aufschläge," setzte Burda erklärend und bereits etwas ärgerlich hinzu, da er in meiner Miene noch immer keine verständnisvolle Zustimmung bemerken mochte.

„Das ist alles ganz gut," warf ich jetzt ein, „aber wie, wenn der Brief in unrechte Hände fällt?"

Burda sah mich mit mitleidsvoller Überlegenheit an. „In unrechte Hände? Glaubst Du denn, daß man in fürstlichen Häusern den Töchtern die Briefe öffnet, wie dies wohl in bürgerlichen Kreisen von Seite mißtrauischer Väter und Mütter geschehen mag?"

„Vom Öffnen ist nicht die Rede. Aber der Brief kann in Gegenwart anderer Personen überbracht werden. Und wenn dann hinsichtlich desselben an die Empfängerin eine Frage gerichtet wird — was soll sie erwidern?"

Burda rückte ungeduldig auf dem Stuhl hin und her. „Lieber Freund," sagte er gereizt, „man sieht doch gleich, daß Du keine Ahnung hast, was in der Aristokratie Sitte und Gepflogenheit ist. In solchen Familien hat jedermann seine eigenen Appartements, seine eigene Dienerschaft — und man empfängt eben seine Briefe für sich allein. Indessen hast Du ja in gewissem Sinne recht," fuhr er nach einer Pause einlenkend fort; „ich selbst verkenne ja das Bedenkliche des Unternehmens nicht. Aber Du wirst zugeben, daß meinerseits etwas gewagt werden muß; denn die Prinzessin kann doch nicht den ersten Schritt thun. Im übrigen habe ich alles wohl erwogen und reiflich überlegt. Die Sache steht einfach so: entweder erwartet man — und ich habe Gründe, dies aufs bestimmteste anzunehmen — von mir eine Kundgebung, dann begreifst Du wohl, daß es mit dem Briefe keine Gefahr hat. Denn selbst angenommen, daß er der Gegenstand irgend einer Frage würde, so besitzt man gewiß auch den nötigen weiblichen Scharfsinn, um sich aus der Affaire zu ziehen. Oder: ich habe mich bis jetzt vollkommen getäuscht — nun dann wird man die Verse einfach bei Seite werfen — und alles ist aus."

Diese ruhige Auseinandersetzung wirkte. Mir selbst kam jetzt das ganze weniger seltsam und gefährlich vor. Ich hätte freilich noch einwenden können, daß in dem Schritte, den er unternahm, etwas Verletzendes für die junge Dame selbst liege; aber ich unterdrückte diese Bemerkung und sagte bloß: „Ich sehe, Du hast alle Umstände aufs genaueste in Betracht gezogen, und so kann ich Dich nur bitten, mir zu verzeihen, daß ich mir gestattet habe — —"

„Du bist vollkommen entschuldigt," sagte er herablassend, indem er sich erhob. „Es war ja Deine Pflicht, mich auf mögliche Zwischenfälle aufmerksam zu machen — und ich danke Dir dafür. Damit Du jedoch siehst, wie grundlos Deine Einwürfe waren, so fordere ich Dich auf, Zeuge meines Erfolges zu sein." Er stand einen Augenblick nachsinnend. „Heute ist der Zwölfte — morgen sende ich das Gedicht ab — am Vierzehnten erhält es die Prinzessin — und am Fünfzehnten hat man die Loge im Burgtheater, denn es ist ein ungerader Tag. Ich ersuche Dich also, am Fünfzehnten mit mir gemeinsam das Burgtheater zu besuchen und während der Vorstellung an meiner Seite zu bleiben. Das weitere wirst Du sehen." Damit reichte er mir die Hand und begab sich, von mir auf den Gang hinausgeleitet, in sein Zimmer.

Als ich wieder allein war, wirbelte es mir im Kopfe. Sollte es möglich sein! rief ich aus. Sollte die Prinzessin wirklich . . . Warum nicht? Es waren ja doch schon ähnliche Fälle vorgekommen! Burdas Zuversicht hatte etwas Ansteckendes; sie schien sich jetzt auch mir mitteilen zu wollen. Aber nein, nein! Es ist ganz und gar undenkbar! sprach endlich die gesunde Vernunft und behielt das letzte Wort. Dabei vergaß ich freilich, daß ich vorhin selbst daran gegangen war, in dem zweiten Gesange meiner Dichtung mit glühenden Farben ein geheimes Stelldichein zu schildern, welches zwischen einer Königstochter und einem Knappen (der sich allerdings am Schlusse als Königssohn würde entpuppt haben) stattfinden sollte.

III.

Der Tag oder besser gesagt der Abend, an welchem Burda von dem „erhabenen Engel" ein Zeichen erwartete, war da. Wir begaben uns also — und zwar ziemlich früh — in die noch dämmerhaften Räume des Burgtheaters, um uns einen guten, vollkommene Umschau gewährenden Platz zu sichern. Diese Vorsicht erwies sich übrigens als überflüssig, denn man gab Minna von Barnhelm, welches Stück bei den meisten von uns in dem Rufe stand, langweilig zu sein, und obgleich sein zweiter Titel für das Militär sehr anziehend hätte klingen sollen, so blieb doch diesmal das Parterre, wo es sonst von Uniformen wimmelte, um so spärlicher besucht, als im Kärntnerthor-Theater der „Prophet" aufgeführt wurde, welche Oper damals mit Ander als Johann von Leyden noch immer eine sehr starke Zugkraft ausübte. Burda aber wollte in der Minna von Barnhelm ein besonders günstiges Vorzeichen erblicken; ja, er warf sogar

hin, daß man das Stück vielleicht auf ausdrücklichen Wunsch der Prinzessin angesetzt habe. Ich fand diese Voraussetzung ziemlich gewagt, was er auch zugab; indes blieb er dabei: es sei jedenfalls ein merkwürdiges Zusammentreffen der Umstände.

Inzwischen hatte sich der Licht spendende Kronleuchter von oben herab gesenkt; das Haus belebte sich, das Niederklappen der Sperrsitze wurde vernehmbar und mischte sich mit einzelnen Klagelauten der Instrumente, die man im Orchester zu stimmen begann. Endlich war die Ouverture in gewohntem Mißklange abgespielt — und die Vorstellung begann.

Jetzt konnte man auch deutlich wahrnehmen, wie spärlich das Theater überhaupt besucht war. Die Logen- und Sitzreihen wiesen klaffende Lücken auf; ein Beweis, daß auch die vornehme Welt das klassische Lustspiel nicht besonders zu schätzen wisse. Nur die Galerien erschienen stark besetzt. Auch die fürstlich L . . sche Loge zeigte sich zu sichtlicher Bestürzung Burdas leer. Schon hatte sich die erste Scene zwischen Just und dem Wirt — von Laroche und Beckmann aufs köstlichste dargestellt — abgespielt, schon hatte Major Tellheim seinen Edelmut, Ludwig Löwe als Werner den unverwüstlichen Zauber seines Naturells zu entfalten begonnen, der Vorhang fiel — und noch immer gähnte die Loge wie ein dunkler Abgrund, in welchen die Hoffnungen Burdas zu versinken drohten. Da — als das Orchester eben mit einer jammernden Zwischenmusik anhob, konnte man in dem nicht allzu geräumigen Viereck ein leichtes Wehen und Schimmern bemerken, Stühle wurden gerückt — und die drei Schwestern setzten sich, während Burda vor Aufregung zitterte, an die Brüstung.

Der zweite Akt begann. Luise Neumann, als Franziska, schlug ihre schalkhaftesten und dabei innigsten Laute an, die Aktion verwickelte sich — und nun nahm das Stück einen immer lebhafteren Fortgang, bis es am Schlusse des dritten Aktes zu stürmischem Beifall hinriß. Ich sah auf Burda. Er hatte die ganze Zeit über regungslos an seinem Pfeiler gelehnt dagestanden. Eine stille, wonnige Verklärung war über seinem Antlitz ausgebreitet und seine Augen schimmerten in feuchtem Glanze. Was nun die jungen Damen in der Loge betraf, so konnte ich durchaus nicht bemerken, daß man Burda irgendwelche Beachtung schenke. Die Prinzessinnen hatten anfänglich etwas zerstreut nach der Bühne geblickt; bald aber war ihre Aufmerksamkeit gefesselt worden, und jetzt, nachdem sich der Vorhang wieder herabgesenkt, sprachen sie leise miteinander. Dabei sahen sie wohl im Hause umher und ihre Blicke schweiften auch über das Parterre, ob aber die jüngste Burda besonders ins Auge gefaßt habe, ließ sich nicht ermitteln.

Dieser verließ jetzt seinen Standort und winkte mir mit den Augen, ihm in den kleinen, niederen Seitengang zu folgen, welcher als Verlängerung des Parterres benützt wurde und, obgleich man von dort aus kaum die Bühne sehen konnte, in der Regel ebenfalls überfüllt war. Heute aber zeigte er sich leer und vereinsamt, und Burda setzte sich auf die schmale, hartgepolsterte Bank, die an der Wand hinlief. Nachdem ich mich neben ihm niedergelassen hatte, flüsterte er mir zu: „Nun, hast Du bemerkt?“

„Bemerkt? Was denn?“

„Daß sie ganz in Gelb gekleidet ist.“

„Das ist mir nicht aufgefallen.“

„Weil Du nicht darauf geachtet hast. Tritt hinaus und überzeuge Dich, daß sie unsere — das heißt m e i n e Farbe trägt.“

Als ich mich nun wieder an meinen früheren Platz begab, hatte der vierte Akt bereits begonnen. Ich blickte nach der Loge — und in der That, es war so, wie Burda gesagt hatte. Das tief in den Schultern ausgeschnittene Kleid war von mattem Gelb; im dunklen Haar wiesen sich gelbe Rosen — und vor allem leuchtete mir ein großer Fächer von hellem Goldgelb in die Augen, den die Prinzessin nachlässig auf und nieder bewegte. Ich begriff nicht, wie ich dies alles hatte übersehen können, da es doch um so auffallender war, als die beiden älteren Schwestern heute anders, und zwar in zartes Blau gekleidet waren. Es sah wirklich wie Absicht aus.

Das Stück näherte sich dem Ende. Burda war inzwischen wieder an meiner Seite erschienen, und als jetzt der Vorhang fiel, raunte er mir zu: „Komm, wir wollen sie noch in den Wagen steigen sehen.“

Wir eilten in die Garderobe, nahmen unsere Mäntel und stellten uns in der Einfahrt auf. Das Haus leerte sich diesmal rasch; es dauerte daher nicht lange, so erschienen die Prinzessinnen, in weiße, mit Schwan besetzte Theatermäntel gehüllt. Ihr Vater, der gegen Ende der Vorstellung im Hintergrunde der Loge sichtbar geworden, folgte ihnen auf dem Fuße, während zwei Wagen vorfuhren. Man sonderte sich paarweise; der Fürst mit der jüngsten Tochter stieg in den ersten Wagen, die beiden andern in den zweiten — und die schmucken Gefährte rollten von hinnen. Wir sahen ihnen noch eine Weile nach, und ich glaubte zu bemerken, daß sie, auf dem Michaelerplatz angelangt, sich trennten und jedes eine andere Richtung nahm.

Nun entfernten wir uns und Burda schlug, ohne ein Wort zu sagen, den Heimweg ein; doch nicht wie gewöhnlich durch die Stadt, sondern über das verödete Glacis vor dem Burgthor. Es war im Dezember. Der Tag hatte sich frostig angelassen, jetzt aber war es milder geworden. Feiner weißer Nebel lag wie ein matt durchleuchteter Schleier über der Stadt, dabei fing es in weichen, dichten Flocken zu schneien an.

Da Burda in seinem Schweigen verharrte, so schritten wir eine Zeit lang stumm nebeneinander hin. Aber ich fühlte, daß er erwartete, ich würde das Gespräch eröffnen, und begann daher endlich: „Nun, hast Du eine weitere Kundgebung erhalten?"

Er warf mir einen Blick von der Seite zu. „Eine weitere Kundgebung!" erwiderte er scharf. „Genügt denn nicht diese eine, daß sie, wie schon erwähnt, meine Farbe trug? Hätte sie mir vielleicht noch Zeichen machen — oder vor dem Theater in die Arme fallen sollen?"

Ich sah, wie sehr ich ihn mit meiner Frage gereizt hatte. „Keineswegs," erwiderte ich, „ich meinte ja nur — — Und wenn Du wirklich überzeugt bist, daß die Wahl der Farbe eine absichtliche war —"

„Überzeugt?" rief er noch mehr aufgebracht. „Als ob da noch ein Zweifel sein könnte!" Und sich gewaltsam mäßigend, fuhr er fort. „Ich vergesse, lieber Freund, daß Du das Recht hast, mich vor möglichen Selbsttäuschungen zu warnen. Aber wie soll ich Dir meine Überzeugung beibringen? Das bleibt doch immer nur Sache des Gefühls!"

„Gewiß," bekräftigte ich, um einem unersprießlichen Streite vorzubeugen. „Und Dein Gefühl wird jedenfalls das richtige sein — wenn ich auch nicht absehe, was sich aus dem allen entwickeln soll."

Er blieb stehen und blickte mir bei dem Schein einer nahen Gasflamme ernst ins Gesicht. „Entwickeln! Entwickeln!" wiederholte er verächtlich. „Mich wundert nur, daß gerade Du so fragen kannst. Du bist doch Poet — oder willst es wenigstens sein, und so solltest Du auch begreifen, daß es Verhältnisse giebt, die keine weitere Entwickelung zulassen, weil sie an sich schon der Gipfel alles Glückes sind. Oder ist es nicht das höchste Glück, zu wissen, daß man die Gedanken, die Phantasie eines solchen Wesens beschäftigt? daß man in einem solchen Herzen die ersten Empfindungen wachgerufen hat? Was kann, was darf ich mehr erwarten?"

Ich gestehe, daß ich mich beschämt fühlte. Das Zarte, Vergeistigte seiner Auffassung imponierte mir; es war, als hätte ich ihm ein Unrecht abzubitten. „Verehrter Freund," sagte ich mit aufrichtiger Wärme, „ich ersuche Dich, vor allem zu glauben, daß ich mich sehr wohl in Deinen Seelenzustand versetzen kann. Aber ich gestehe Dir auch offen, daß ich Dich trotz Deines idealen Sinnes — den ich stets bewundert — doch für einen Mann gehalten habe, dem ein solch traumhaftes Glück auf die Dauer nicht zu genügen vermag."

Er sah mich eigentümlich an. „Vielleicht hast Du recht," erwiderte er nach einer Pause, indem er sich wieder in Bewegung setzte. „Und damit Du siehst, wie weit mein Vertrauen zu Dir geht, will ich Dich auch noch in eine andere Angelegenheit einweihen. Dieselbe ist zwar bis jetzt nicht viel mehr als ein Luftgebilde, sie kann aber im Laufe der Zeit festere Umrisse annehmen — und dann Aussichten auf Möglichkeiten eröffnen, die gegenwärtig ganz undenkbar sind. Wenn Du bei mir eine Tasse Thee trinken willst, so werde ich Dir alles darauf Bezügliche auseinander setzen."

Wir schritten nun rascher aus, und so waren wir bald zu Hause angelangt, wo uns der Diener Burdas ceremoniell die Mäntel abnahm. Dann servierte er auf einer blank gescheuerten, wie Silber aussehenden Zinnplatte den Thee, welchem heute, wie zu voraussichtlicher Feier des erfolgreichen Abends, etwas kalte Küche beigegeben war, schob auf einen Wink seines Herrn noch einige Kohlen in den Ofen und verschwand.

Nachdem wir den Thee genommen und Cigarren angezündet hatten, stellte Burda die Lampe auf eine Konsole, die neben der Ottomane stand, und lud mich mit einer Handbewegung ein, dort Platz zu nehmen. Hierauf schloß er ein versperrtes Schiebfach seines Schreibtisches auf und entnahm demselben einen Pack vergilbter und brüchiger Papiere, welche er, indem er sich jetzt gleichfalls setzte, zwischen uns beiden niederlegte.

„Du entsinnst Dich vielleicht noch," begann er nach kurzem Schweigen, „jenes ärgerlichen Auftritts beim Regimentsrapport, als wir noch in B . . . waren?"

Nun entsann ich mich desselben sehr wohl, wollte es aber nicht sofort merken lassen. „Ach ja," sagte ich nach einer Weile, „Du meinst die Geschichte wegen der Unterschriften?"

„Allerdings. Und ich kann Dir jetzt gestehen, daß der Oberst mir gegenüber nicht ganz im Unrechte war — denn ich hatte mit jenem Gf in der That einen Doppelsinn verbunden." Er legte die rechte Hand auf die Papiere und fuhr fort: „Ich

habe nämlich Grund, anzunehmen, daß ich aus einem alten adeligen Geschlechte stamme. Und zwar aus einem Grafengeschlechte, das seinen Sitz in Böhmen hatte, nach der Schlacht am Weißen Berge jedoch, in welcher es an der Seite des sogenannten Winterkönigs gekämpft, von Ferdinand dem Zweiten seiner Güter entsetzt und gezwungen worden war, das Land zu verlassen. Gewissen Traditionen zufolge waren es zwei Brüder, welche dieses Los getroffen. Der eine von ihnen hat sich, wie man glaubt, nach Sachsen gewendet, wo noch heute ein adeliges Geschlecht meines Namens blüht. Der zweite blieb verschollen. Gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts aber soll ein direkter Nachkomme von ihm — allerdings als bloßer Bürgerlicher — wieder in Österreich eingewandert sein, der sich auch wirklich Burda geschrieben hat. Schon mein Großvater war auf die mutmaßliche Descendenz unserer Familie von diesem Manne aufmerksam gemacht und ermuntert worden, Nachforschungen einzuleiten. Dies geschah und die hier liegenden Schriftstücke sind das Resultat jener Bemühungen. Sie stellen auch den fraglichen Zusammenhang so ziemlich klar — allein über den Hauptpunkt: ob nämlich der erwähnte Einwanderer wirklich ein Nachkomme des verschollenen Grafen Burda gewesen ist, konnte leider nichts Bestimmtes ermittelt werden. Mein Großvater ließ also die Sache, welche mit nicht unbeträchtlichen Kosten verbunden war, um so eher auf sich beruhen, als ja im besten Falle wohl der Grafentitel, keineswegs aber die Wiedererlangung der konfiszierten Güter erzielt werden konnte, welche in den Besitz anderer, zu jener Zeit treu gebliebener Adelsfamilien übergegangen waren. Mein Vater war nun schon gar nicht der Mann, eine solche Angelegenheit wieder aufzunehmen, und ich muß es als wahres Wunder betrachten, daß sich diese Papiere in seinem Nachlasse noch vorgefunden haben. Ich selbst legte sehr lange Zeit hindurch kein Gewicht darauf; erst nach und nach habe ich ihre Bedeutung kennen gelernt — und jetzt, da sie mir unter den Dir bekannten Umständen unschätzbar geworden, ist mein Entschluß zur Reife gediehen. Schon morgen sende ich das ganze an einen jungen Historiographen ab, den ich in B . . . kennen gelernt und welcher gegenwärtig am dortigen Landesarchiv in Verwendung steht. Ich hatte ihm schon damals einige Andeutungen gemacht, infolge deren er sich bereit erklärte, mir mit Hilfe seiner gelehrten Verbindungen an die Hand zu gehen. Vor allem, meinte er, wäre es geboten, mit den von Burda in Sachsen Fühlung zu nehmen und ein Einverständnis zu erzielen. Dann könnte es vielleicht unseren gemeinschaftlichen Bestrebungen gelingen, durch einen Gnadenakt der betreffenden Souveräne für beide Linien den Grafentitel, welcher mir ja selbstverständlich vollkommen genügen würde, zu erreichen."

Ich war diesen Auseinandersetzungen mit wachsendem Erstaunen gefolgt und wußte fürs erste nicht, was ich erwidern sollte. Wohl lag die Sache nicht geradezu außerhalb all und jeder Möglichkeit, allein die Durchführung erschien mir mit Hinblick auf die damit verbundenen Schwierigkeiten ganz und gar illusorisch. Ich überlegte eben, wie ich dies in zartester Weise andeuten sollte, als mir Burda zuvor kam.

„Ich verkenne nicht," fuhr er fort, „welche fast unübersteiglichen Hindernisse sich in den Weg stellen. Denn ganz abgesehen davon, daß sich der erwähnte Hauptpunkt wohl niemals ganz ins klare wird setzen lassen, so ist es auch gewiß, daß man von Seite jener Familien, in deren Reihen die Grafen Burda neuerdings aufzutauchen hätten, alles anwenden wird, um solche, wenn auch berechtigte Eindringlinge fern zu halten. Und sie werden um so leichteres Spiel haben, als sich der betreffende Stammbaum leider nicht rein erhalten hat. Hingegen könnte freilich wieder der Umstand, daß ich zu einigen, gegenwärtig sehr hervorragenden Adelsgeschlechtern — zum Beispiel mit den Y . . . und den Z . . . — infolge von früheren Ehebündnissen sogar in verwandtschaftliche Beziehungen treten würde — gerade dieser Umstand, sage ich, könnte vielleicht dazu beitragen, daß man von Seite anderer hoher Persönlichkeiten, die Du ja erraten wirst, fördernd in die ganze Angelegenheit eingriffe und dieselbe dem erfreulichsten Resultate zuführte."

Es war erstaunlich, wie Burda sich alles und jedes zurechtlegte. Und in der That: wenn er sich hinsichtlich der Gefühle, die er der Prinzessin zumutete, nicht einer vollständigen Täuschung hingab, so erschienen seine Hoffnungen, so abenteuerlich sich dieselben ausnahmen, nicht ohne einen gewissen Haltpunkt. Ich hütete mich aber sehr, ihn darin zu bestärken, und sagte bloß: „Das wirft allerdings ein neues Licht auf die Sache, und wie immer auch der Erfolg sich gestalten möge: meiner besten Wünsche, meiner aufrichtigsten Teilnahme kannst Du gewiß sein."

„Das bin ich," antwortete er, mir herzlich die Hand drückend, „so wie Deines unverbrüchlichen Schweigens."

Er war aufgestanden, um die Papiere wieder zu versorgen; ich aber, da es mittlerweile spät

geworden, empfahl mich und ging auf mein Zimmer. Im Bette liegend, dachte ich unwillkürlich über alle diese Mitteilungen nach und verfolgte die Fäden, die sich hier zu einem so seltsam lustigen Gewebe ineinander schlangen. Als ich endlich einschlief, hatte ich verworrene Träume, in welchen die Gestalten Burdas und der Prinzessin mit jenen meines romantischen Gedichtes zusammenflossen, das ich übrigens seither nicht wieder aufgenommen hatte.

(Schluß folgt.)

Waldbrand.

Als die Kinder wieder Kinder
Führten in den Wald,
Wo als Pfad- und Freudenfinder
Ehdem selbst ich galt,
Wo das Lied von Weihnachtsbäumen
Ich den Meinen sang —
Macht' ich still in meinen Träumen
Mit den Waldesgang.

Dacht' mir, der daheim geblieben,
Wie die Enkelschar
Nun auch sich umhergetrieben
Da, wo Kind ich war;
Wo die dunkelgrünen Tannen
Mancher Sturmwind bog,
Seit die Zeit, die gern wir bannen,
Nur zu schnell verflog.

Wie so wunderbar die Lichtung,
Wenn der Sonnenschein
Gleich dem Geistesstrahl der Dichtung
Drang ins Herz hinein.
In Gedanken bei den Kleinen
War ich mit im Wald,
Und fast wollte mir es scheinen,
Doch wär' ich nicht alt.

Abend ward's — mit roten Wangen,
Heiß und atemlos
Kamen sie zurück und sprangen
Gleich mir auf den Schoß:
„Ach, Großvater, deine Tannen
Standen all in Glut,
Unsre hellen Thränen rannen
Dort, wo du geruht.

Feuer hat den Bergesrücken
Ringsum schwarz verkohlt,
Wo vordem du mit Entzücken
Waldesduft geholt;
Traurig, als wir heimgegangen,
Klang's aus deinem Lied,
Das wir an dem Orte sangen,
Den nun alles flieht."

So der älteste der Knaben.
Und mein schöner Traum,
Meine Hoffnung war begraben
Samt dem Weihnachtsbaum.
Wenn im Winter wieder Lichter
Auf den Zweigen glühn,
Sieht in ihnen wohl der Dichter
Waldbrandfunken sprühn.

Karl Steller.

Am Kolke.

Die Nacht ist stumm, die Nacht ist schwül;
Es rauschet der Mühlbach sein unstätes Spiel
Und kann nicht schweigen, nicht schweigen.
Ich lehn' in Gedanken am Mühlenwehr,
Es grollen die Wasser so dumpf und schwer,
Sie brausen und rauschen, — wohin und woher?
„Komm mit uns, wir wollen's dir zeigen!"

Durchs Erlendickicht der Nachtwind pfeift
Und flüsternd die glühende Stirn mir streift,
Er kann nicht schweigen, nicht schweigen.
O sage mir, sage, was ist das Glück?
Der Wonnen zerstiebender Augenblick?
Da haucht's aus den Erlen vernehmlich zurück:
„Komm hierher, dann will ich's dir zeigen!"

Es stöhnt im Röhricht und ächzt an dem Teich,
Dort wallet ein Schemen, wie Nebel so bleich,
Er kann nicht schweigen, nicht schweigen.
O sage mir, all, die ertranken hier,
Ob Ruhe und Frieden sie fanden bei dir?
Da schallt es vernehmlich herauf zu mir:
„Komm zu mir, ich will es dir zeigen!"

Vom Grunde, da lacht es und winkt es mir zu:
„In unseren Armen ist selige Ruh',
So komm doch, wir wollen's dir zeigen!"
Doch sagt mir, was wird aus der Seele mein,
Wenn ich schon längst werd' zerronnen sein,
Geht sie auch zur ewigen Ruhe ein?
Die Schatten erblassen und schweigen.

Hermann Lorns.

Der Spiegel.

Ich wollte dich beschenken,
Nichts war mir gleich zur Hand,
Bis endlich dieser Spiegel
Sich für dich passend fand.

Ich reich' ihn mit der Bitte, —
Verweigre sie mir nicht, —
Schau nicht auf meine Gabe,
Schau nur dein Angesicht.

Aus dem Persischen von H. Brugsch.

Gedichte

von

Friedrich Bodenstedt.

Germania.

Wo weiland Völker Schlachten schlugen
Und Schrecken in die Feinde trugen,
Da zog das wilde Heer der Streiter,
Berauscht von Siegen, immer weiter,
Bis es, am Ende der Triumphe,
Versank im eignen blutigen Sumpfe.
Doch kaum war Deutschlands Sieg erkämpft,
Ward seine Kriegsglut auch gedämpft
Und Geisteskraft und Leibesstärke
Gelenkt zu edlem Friedenswerke.
Den Völkern rings, nicht sich allein,
Wollt' es ein Hort des Friedens sein.
So schaut Germanias ehrnes Bild
Herab aufs rheinische Gefild,
Die starke Hand aufs Schwert gestützt —
Es hat gezeigt, was es ihr nützt —
Hoch über sich den Himmelsdom,
Tief unter sich den Segensstrom,
Der jetzt in ihrer sichern Hut
Vom Fels zum Meer wälzt seine Flut.
Nun strömt das Volk aus allen Gauen
Herbei, das Heldenweib zu schauen,
Das unser altes Reich erneute
Und eine Saat des Segens streute,
Die aus der heimischen Bezirkung
Schon weithin ausdehnt seine Wirkung,
Daß überall, wo Deutsche wohnen
Umhergestreut in fremden Zonen,
Sie stolzer nun ihr Haupt erheben,
Gleichwie geweiht zu höherm Leben
Durch ihres Vaterlandes Glanz
Und Herrschermacht im Friedenskranz.

Der Tod der Großmutter.

Ich seh' sie noch am offnen Fenster sitzen,
Bemüht, aus einem schwarzen Stück Papier
Mit feiner Schere mir ein Bild zu schnitzen;
Bewundernd blickt' ich auf die Finger ihr.
Mir unbegreiflich war's, wie so geschwinde
Ein lebensvolles Bild vor mir erstand:
Zuerst vor unserm Haus die alte Linde
Wuchs wie durch Zauberei ihr aus der Hand;
Trotz ihrer Schwärze war sie leicht erkennbar,
Ein Schattenbild, wie es der Mond enthüllt.
Es war zur Blütenzeit: vom Bild untrennbar
Schien auch der Duft, der ganz die Luft erfüllt.
Zu neben dieser Linde spielten Kinder
Mit einem Pudel; ich war auch dabei;
Trotz allem Schwarz erkannt' ich mich nicht minder
Im Bild, als ob ein Spiegel vor mir sei.
Mir war es so erstaunlich wie ergötzlich
Zu Mute bei Großmutters Wunderwerk.
Da fiel die Schere aus der Hand ihr plötzlich,
Und nun gab's ein erschütternd Augenmerk:
Als hätt' ein jäher Blitzstrahl sie getroffen,
Sank sie zurück im Stuhl, darauf sie saß,
Die schönen, lieben, treuen Augen offen,
Doch starr und ausdruckslos nun, wie ein Glas.
Mir war's, als fühlt' ich selbst den Tod im Herzen
Beim Hinblick auf das friedliche Gesicht;
Doch keinen Ausdruck fand ich meiner Schmerzen,
Stumm blieb ich stehn, selbst weinen konnt' ich nicht.
Auch bangte mir nicht vor des Todes Nähe,
Der so verklärt dem Blick sein Opfer bot:
Ich dachte, wenn mir Gleiches jetzt geschähe,
Gern folgt' ich der Entschlafnen in den Tod,
Die eben Schattenbilder rief ins Leben
Vor meinen Augen mit beseelter Hand,
Und deren Leben schattengleich entschweben
Ich selbst nun sah, derweil ich vor ihr stand . . .
Die Thränen kamen erst, als in der Truhe
Man ihrem Leib die letzte Ruhstatt gab;
Gleich ihr einst einzugehn zur ewigen Ruhe
Wünscht' ich und pflanzte Blumen auf ihr Grab.

Sprüche.

Die Zeit kann Furchen schreiben ins Gesicht,
Doch Furchen draus vertreiben kann sie nicht.

*

Der Himmel that sein Geheimnis noch keinem kund
Und schloß allen, die danach fragten, den Mund,
Doch das redliche Streben, es zu erraten,
Erzeugte schon große Gedanken und Thaten.

Mag zwischen Auf- und Untergang
Der Tag sich dehnen noch so lang
Und schön: er weckt durch seine Dauer
Und Schönheit nicht die heiligen Schauer,
Als wenn er sich in lichten Gluten
Erhebt, — in dunklen muß verbluten.

Jeden streift einmal das Glück,
Nur bei wenigen weilt es lange,
Doch von seinem lichten Gange
Bleibt die lichte Spur zurück.

*

Was uns das Glück beschert,
Unglück uns nimmt im Leben:
Es hat keinen andern Wert,
Als den wir selbst ihm geben.

Dem Untergang folgt Auferstehn,
Der Schlummer kürzt die nächt'gen Stunden,
Doch Glück sagt ein „Auf Wiedersehn!“
Stumm schleicht es fort und bleibt verschwunden.

*

Wenn dich Nebel trüb umwallen,
Wahre dir dein inneres Licht;
Mit der Welt magst du zerfallen:
Mit dir selbst zerfalle nicht!

Todesahnung.

Aus dem Russischen des J. J. Nadson.*)

Nein, Muse, lock mich nicht mit glänzenden Geschicken
Und Kränzen einstigen Ruhms! Mein Urteil ist gefällt;
Der Tod späht überall nach mir mit gierigen Blicken
Und hält sein Opfer fest... Zu schwer durch diese Welt
Ward mir der rauhe Pfad... Unrast und Zweifel nagen
An meiner wehen Brust... Der müde Pilger kann
Des Marterweges Qual und Unbill nicht mehr tragen
Und schwankt zum Untergang in seines Schicksals Bann...

Doch lebt' ich noch so gern!... Könnt' ich für dich nur leben,
Mein teures Heimatland! wie hab' ich dich geliebt!
Könnt' ich doch andrer Herz zu gleicher Lieb' erheben,
Wie meines für dich glüht, das sich dir ganz ergiebt!...
Dein Sänger würd' ich sein zu deiner Feinde Schrecken,
Doch dir zum Schutz gleichwie ein Wachthund treu und zahm;
Mir würde frische Kraft dein Lebenshauch erwecken,
Durchglüht von deiner Schmach, teilt' ich auch deinen Gram!

Zu spät!... Schon drängt der Tod... gleich dunklen Sturmeswellen
Zieht er umwölkt heran... Im Blut erstickt die Glut,
Im Wahn erlahmt der Geist... Hol aus, mich zu zerschmettern,
Führ den Vernichtungsschlag nur schleunig und trifft gut!

* Als vor einigen Monaten die Kunde vom Hinscheiden Ssergéi Nadsons durch die Zeitungen ging, stimmten die Petersburger und Moskauer Nachrufe darin überein, daß Rußland in ihm den bedeutendsten Dichter verloren habe, den es seit Puschkin und Lermontow besessen. Sein früher Tod war die Folge eines schweren unheilbaren Leidens, das ihn im Spätherbst 1884 auch nach Wiesbaden führte, wo ich ihn kennen lernte und körperlich schon so schwach fand, daß an völlige Herstellung nicht zu denken war. Auch gab er sich darüber keiner Täuschung hin und wünschte nur, bis zum letzten Hauche geistig so frisch zu bleiben, um klar ausdrücken zu können, was ihm das Herz bewegte. Von Wiesbaden ging er nach Nizza, von wo er mir, bei Übersendung der ersten Sammlung seiner Gedichte — die auch die letzte bleiben sollte — einen langen, rührenden Brief schrieb (9. April 1885). Ein starkes Heimweh und bestimmtes Vorgefühl seines Todes trieb ihn nach Rußland zurück. Er wollte nicht in der Fremde sterben und suchte seine letzte Ruhestätte im südlichen Teile der Krim am Schwarzen Meere, wo er im Alter von kaum 24 Jahren starb. Ich habe zu Ehren seines Andenkens ein paar Gedichte von ihm übersetzt, die mir am besten geeignet scheinen, die Tiefe seiner Empfindung und die eigenartige Kraft seines poetischen Ausdrucks zu veranschaulichen. F. B.

Am Grabe Iwan Turgenjews.

Aus dem Russischen des J. J. Nadson.

Schon lange scholl's trübe von Munde zu Munde,
Nicht heimlich, das Unglück trat offen zu Tag, —
Doch als das Gerücht ward zu wirklicher Kunde,
Wie schwer traf uns alle der schmerzliche Schlag!
Von den wenigen Führern der beste gefallen!
Nun fehlt's uns an Männern, wie er einer war;
Wessen Herz wird den Schmerz seines Volks widerhallen?
Wessen Geist wird uns führen aus Not und Gefahr?

Fern deiner Heimat, in Jahren voll Schmerzen,
Unser Lehrer und Freund, botst du wenig zuletzt,
Konntst nicht mehr künden, wie russische Herzen
Dulden und brechen, von Unheil gehetzt.
Doch du lebtest im Glauben an all unser Gutes
Und sankst überwältigt von Leiden ins Grab,
Ein Märtyrer russischen Geistes und Blutes —
Auf dem ruhmvollen Posten löst keiner dich ab.

Nicht hier, nicht bei Weihrauch und Kerzengefunkel,
Nicht im bunten Gewühl bei lautschallender Brust
Oder leisem Gebet erhellt sich das Dunkel
Und fassen wir ganz unsren bittren Verlust:
Erst wenn wir daheim deine Schriften erschließen,
Uns an hoher und lichtvoller Schöpfung erbaun,
Daß wir Thränen sogar des Entzückens vergießen,
Können ganz wir in deiner Größe dich schaun!..

Und lange noch abends beim traulichen Schimmer
Der Lampe im Freundes- und häuslichen Kreis,
Im Garten am Fluß, im Studentenzimmer,
Auf der Schulbank und wo man noch sonst von Dir weiß —
Wirst als Herzensvertrauter du unter uns weilen,
Und Widerhall finden in jeglicher Brust
Werden stets deine schöpferisch lebenden Zeilen,
Worin du uns selbst neu zu schaffen gewußt!

Schicksal

Wer kann den Schicksalsknäuel entwirren,
Daß Fäden Grund und Folge binden,
Daß wir auf graden Weg oft irren,
Auf krummem weg uns wiederfinden?
Was kommen soll, muß sich vollenden,
Mag, wie er will, sich drehn und wenden
Der stolze Mensch im eitlen Wahn,
Er wandelt nur auf eigner Bahn!
Was ist unendlich? was bezirklich?
Was bloße Einbildung? was wirklich?
Was offne Täuschung oder was Wahrheit?
Nie ganz wird uns darüber Klarheit.
Nur Worte sind es, die wir nennen
Um Unzertrennliches zu trennen,
Um Unbegreifliches zu fassen
Und Unauflösliches zu lassen.
Die Ewigkeit steckt in der Zeit,
Die Zeit steckt in der Ewigkeit.
Leb' ich in Gott, lebt Gott in mir;
Ist Licht in mir, bin ich in ihr.
Was ich durch Geist und Herz und Sinne
Wahrnehmen kann, steckt Ihm drein,
Gleichwie das Licht den Schatten macht
Und dieser nur vom Lichte lebt.

Friedrich Bodenstedt.

Standhafte Liebe.

Ein Schwank von **Heinrich Kruse.**

Vierter Akt.

Erste Scene.

Im Kapitelhaus der Abtei. **Prior** und **Mönche.**

Prior. Man sagt, daß unsre Tiennette
Ein Hochzeitsfest gefeiert hätte,
Wie nie noch in Paris gesehn.

Ein Mönch. Sie wollten ganz bescheiden sein
Und zogen in der Dämmrung ein,
Doch drinnen tausend Fackeln wehn,
Und aus der dichtgedrängten Menge
Erschallen fröhliche Gesänge,
Und alles hinterdrein dem Paar,
Bis es in seinem Hause war.
Kein König wohl nach Notre-Dame
Mit größerem Gefolge kam.
„Hoch Tourangeaud und Tiennette!"
So scholl es ringsum in die Wette.

Prior. Ich wünsch' dem Goldschmied Heil und Glück,
Denn sieh, es fließt auf uns zurück.

Mönch. Wir haben einen Arbeitsmann,
Der uns für hundert schaffen kann.

Zweite Scene.

Die **Vorigen.** Der **Abt** tritt ein.

Abt. Wir haben vor der ganzen Welt
Des Klosters Rechte festgestellt.

Prior. Darüber freuen wir uns alle.

Abt. Jedoch ob auch in diesem Falle
Es weise, klug und rätlich sei,
Es auszuüben, einerlei,
Was auch daraus entsteh', ist mir
Noch zweifelhaft.

Prior. Was saget Ihr?

Abt. Das größte Recht kann hier auf Erden
Manchmal zum größten Unrecht werden.
Und wenn wir näher prüfen, sehn
Wir dies vielleicht auch hier geschehn.
Man muß die Fälle unterscheiden
Und allzugroße Härte meiden;
Den großen Künstler muß man ehren,
Sein Ansehn, seine Achtung mehren,
Und ist sein Leben ohne Tadel,
Verdient der Mann den höchsten Adel.
Ein solcher Mann ist Tourangeaud.
Und ihn so tief herabzusetzen,
Muß jegliches Gefühl verletzen,
Das sehn wir in Paris.

Prior. Wieso?

Abt. Hoch Tourangeaud! Das grad soviel
Im Mund des Volkes sagen will,
Als nieder mit dem Abte da
Von Saint Germain Auxerrois!
Wir stoßen selbst noch oben an,
Wie niemand besser wissen kann.
Der Handel ist nicht nach dem Sinn
Des Königs und der Königin.

Prior. Ihr habt ja doch mit aller Kraft
Auf jenen uns das Recht verschafft.

Abt. Jawohl, um meinen Eid zu halten:
Des Klosters Recht darf nicht veralten.
Doch war dabei ich nicht so weit,
Wie jener glaubt, von Menschlichkeit.
Ist unser Recht erst anerkannt,
So dacht' ich, liegt's in unsrer Hand,
Ob nicht es zu erlassen sei,
Und ferner dacht' ich so dabei:
Ungleicher Stand ist in der Ehe
Gar oft der Grund von manchem Wehe.
Um üble Folgen abzuwehren,
Muß man die Heirat ihm erschweren,
So hat der Meister Zeit und Weile,
Damit er sich nicht übereile.
Als eingesperrt das Mädchen war,
Nahm die Gelegenheit ich wahr,
Sie selbst mir näher anzusehn,
Und seht, ich muß es eingestehn,
Das Mädchen ist von seltner Art;
Aufs neue fragt man immer sich,
Woher ihr alles dieses ward,
Geist, Anmut und so weiter. Ich
Will nichts mehr sagen, daß Ihr nicht
Zuletzt mir lachet ins Gesicht,
Ich könnte mit schneeweißen Haaren
Und meinen dreiundneunzig Jahren
Verliebt noch scheinen. Tourangeaud,
Der seine Prüfung wohl bestanden,
Wird noch gerühmt in allen Landen.
Ich wüßte gar nicht, wann und wo
An Treue und Standhaftigkeit
Die Welt ein schöner Beispiel leiht.
Er wohnt nun glücklich in Paris
Mit Eva wie im Paradies.

Prior. Ist denn sein Kopfgeld schon bestimmt?

Abt. Noch nicht.

Prior. Was mich doch Wunder nimmt.
Das ist doch, offen es zu sagen,
Für uns die erste aller Fragen.

Abt. Ich merke wohl, Ihr habt nicht Lust,
All meine Winke zu verstehn.

Prior. Die, scheint es, auf Freilassung gehn?

Abt. Ich leugn' es nicht. Mir ist bewußt,
Daß ich des Klosters Vorteil wahre
Und, wenn es sein kann, gerne spare.
Doch wer den Pfennig spart, der sehe,
Daß nicht des Thalers quitt er gehe.
Hört erst das Neuste aus der Stadt,
Was gestern sich begeben hat.

Vom Rathaus kam ein Zug geschritten
Paarweis zum Haus von Tourangeaud,
An seiner Spitze der Prevot
Mit goldner Kette, und als mitten
Im Kreis der Hausherr vor ihm stand,
Da reicht ihm der Prevot die Hand
Und sagte: „Wir erscheinen heute,
Die Ratsherrn und die Älterleute
Der Kaufmannschaft und der Gewerke,
Damit die ganze Stadt es merke,
Wie hoch Ihr steht in unsrer Gunst,
Ihr, Meister, selbst und Eure Kunst.
Wir wünschen Glück mit Herz und Hand
Zu Eurem Haus und Ehestand.
Der Schimpf, den Ihr erfahren habt,
Vermehrt Euch nicht, nur den Abt,
Wir alle, alle sehn Euch an
Für einen freien, edlen Mann."
Die Bürgerschaft ist sehr erregt,
Vom Hasse gegen uns bewegt,
Die Spötter wissen viel zu sagen
Von unsrer Kirche gutem Magen,
Und gegen unsre Gierigkeit
Die Menge gar zu gerne schreit.
Sie schilt auf Mönche und auf Pfaffen,
Nicht ahnend, was wir Gutes schaffen,
Und daß wir keinen ohne Spenden
Von unsrer Klosterpforte senden.
Wie leicht sich ihre Wut entzündet,
Zeigt mancher Aufstand, wie Ihr wißt,
Und manches Haus, das fest gegründet,
Jetzt in den Grund gerissen ist.
Dies reiche Stift hat lange schon
Erregt den Neid bei groß und klein,
Und wenn am Himmel Wetter drohn,
Zieht klüglich man die Segel ein.

Prior. Ihr malt es lebhaft aus, allein
Es wird für jetzt so schlimm nicht sein.

Mönch. Es ward ein Fisch von uns gefangen,
Wie keiner noch ins Garn gegangen,
Wir sollten wieder in das Meer
Den Fisch nun werfen? Nimmermehr!

Abt (erzürnt). Soll man den Tourangeaud befrein?
Ich sage: Ja! Wer saget: Nein?
Ihr schweiget alle? Offenbar
Gleicht das Empörung auf ein Haar.
Denkt Ihr, der Alte sei so schwach
Geworden schon und lasse nach?
Noch steh' ich strack in meinen Schuhn,
Und, da es not thut, zeig' ich's nun.
Ich hatte einen harten Strauß
Mit jenem Starrkopf auszufechten,
Nun fangen in dem eignen Haus
Die Brüder an, mit mir zu rechten.
Da gilt es also Disciplin
Und straff die Zügel anzuziehn.
Hört mal: Hugo von Senecterre,
Der Abt von Saint Germain, ist sehr
Bereit und willig das zu thun,
Was die Statuten fordern. Nun,
Was heischen sie von ihm? Er muß
Vor einem wichtigen Entschluß
Anhören das Kapitel. Gut,
Er hat Euch angehört und thut
Fortan nur das, was ihm beliebt
Und aus der Sache sich ergiebt.
Ich lasse mich nicht darauf ein,
Wie eine Puppe nur zu sein,
Die man am Faden lenkt. Wo war,
Ihr Brüder, Eure ganze Schar
Zur Zeit, wo ich das Amt antrat?
Die ältern sah man in den Wiegen
Als schreiende Geschöpfchen liegen,
Die jüngern waren ungeboren.
So laßt mich, bitt' ich, ungeschoren
Und wollt mich nicht am Faden ziehn.

Prior. Mein Wahlspruch, Herr, ist stets: „Ich dien."
Ich bin des Herrn Knecht und sein Wille
Geschehe mir!

Abt. Sei Du nur stille!
Du willst stets klüger sein als ich
Und schwatzest viel. — Ich kenne Dich!

Ein Mönch. Mein gnäd'ger Abt, da Ihr befahlt,
Es etwas doch zu sagen galt.
Doch Eure höhere Erfahrung
Verehren wir als Offenbarung.

Zweiter Mönch. Ein kräftig Wort von Euch genügt,
Daß jeder gern sich freudig fügt.

Prior. „In meinem Kloster bin ich Papst!"
Das war die Antwort, die Du gabst,
Als sich der Bischof wollte mengen
In eine Angelegenheit.

Abt. Er kannte mich nicht. Seit der Zeit
Läßt er das Maul wohlweislich hängen.
Seid Ihr mir alle beigefallen?

Einige. Jawohl!

Andere. Ja! Ja!

Noch andere. Wie stets! In allen!

Abt. So leben, liebe Brüder, wir
In schönster Eintracht immer hier.

Prior. Wenn Ihr Euch fest entschlossen habt,
Den reichen Goldschmied zu befrei'n,
So stimmen wir wohl alle ein.
Nur möcht' ich Eins empfehlen, Abt.

Abt. So habt Ihr, Prior, dennoch was
Zu sagen, immer leckes Faß?

Prior. Ein großes, schweres Lösegeld
Werd' als Bedingung ihm gestellt,
Wie das der Meister leisten kann.

Abt. Mir geht es um des Klosters Schutz
Und nicht um groben Eigennutz.
Ich kenne besser meinen Mann.
Ein großer Künstler, der so leicht
Erwirbt, giebt leicht das Geld auch aus,
Er sparet nicht, soweit es reicht,
Und macht als kleiner Fürst ein Haus.
Er denkt an heute, nicht an morgen,
Und mag nicht sorgen, mag nicht schmorgen.

Prior. Freigebig ist er.

Abt. Überlaßt
Ihm nur, wie er sich dankbar zeigt,
Ich wette fast, es übersteigt,
Mein Freund, was Du im Sinne hast.
Doch lassen wir den Mann sich lösen
Mit einem schweren Lösegeld,
Ist das ein Festschmaus für die bösen

Pariser Jungen. Alle Welt,
Das wissen wir nicht erst seit gestern,
Ist froh, auf die Abtei zu lästern.
Die Summe, die er uns verschrieben,
Wird nacherzählt und übertrieben.
Wenn wir dagegen unsern Mann
Umsonst, aus Gnaden frei gelassen,
So sind wir Haus auf allen Gassen
Und jeder rühmt uns höchlichst dann!

Prior. Wie weit der Abt doch immer schaut!

Abt. Seid Ihr zufrieden? Sagt es laut!

Alle. Wir sind zufrieden! Ja und Amen!

Abt. So wollen denn in Gottes Namen
Wir reiten in die Stadt hinein
Und einmal einen Zug versuchen,
Wobei die Bürger uns nicht fluchen,
Nein, wo sie Hosianna! schrei'n.
Wir könnten's freilich thun im stillen,
Doch um der Herrn Pariser willen,
Die gar zu gern ein Schauspiel sehn,
So mag es denn mit Pomp geschehn.
Zieht aus dem Stall den besten Gaul,
Legt ihm das Goldgebiß ins Maul.
Ob ich das Maultier lieber nehm'?
Ja, ja; das ist mir mehr bequem.
Vergeßt den Federbusch auch nicht
Und was nur in die Augen sticht.
Legt auch mein bestes Meßgewand
Und meine Mitra mir zur Hand.
So reit' ich denn hinein im Schritt,
Ihr reitet, das Kapitel, mit,
Und wenn das Volk weiß, was es gilt,
So sehet Ihr ein andres Bild.
Sie lästern nicht, und ihr Geschrei,
Es lautet: „Hoch! Hoch die Abtei!"

Fünfter Akt.

Paris, im Hause des Goldschmieds.

Erste Szene.

Tourangeaud (allein). O, Tiennette! Tiennette! —
Wenn ich doch stets sie bei mir hätte!

Tiennette. Was hast Du, Männchen, denn schon wieder?
Was rufst Du mich vom Boden nieder?

Tourangeaud. Am ersten Abend war es doch
Zu spät geworden, weißt Du noch?
Ich hab' vergessen, Dich zu fragen,
Hat man denn wirklich Dich geschlagen?

Tiennette. Man schlug mich zweimal ins Gesicht!
Doch ich empfand die Schläge nicht.
Und deshalb mich zu stören, Jean,
Wenn ich zu thun hab'! Welch ein Mann!
Du wirst mich noch am Bändel binden.

Tourangeaud. Das würd' ich, ja, am besten finden!
(Er herzt sie.) Du weißt, Du bist mein Sonnenschein,
Und ließest mich so lang allein.

Tiennette. Du Kindskopf, fünf Minuten nur
Nach meiner schönen goldnen Uhr
Und dieses Halsband! Diese Kette!
Was sagte dazu wohl Babette?
Ich bleibe, Jean, ja stets zu Haus.

Tourangeaud. Doch gehst Du immer ein und aus.
Was machst Du nur den ganzen Tag?

Tiennette. Ei, lieber Jean, ich sehe nach.
Wenn ich die Wahrheit sagen soll,
Die Junggesellen hausen toll,
Nichts steht an seinem rechten Ort,
Und all das überflüss'ge Zeug.
Was denket nur Ihr dabei Euch?

Tourangeaud. Die Sachen waren immer fort,
Ich konnte sie nicht wieder finden,
Da schafft man sich denn neue an!

Tiennette. Auf diese Art geschah es dann,
Daß, Gott verzeih' mir meine Sünden,
Ich zweiundzwanzig Stiefel fand,
Die paarweis, wohlgewichst ich stellte
In eine Reihe und dann schellte.
Du kamst, ich nahm Dich an die Hand
Und zeigte Dir die Herrlichkeit.

Tourangeaud. Wir lachten dann wie nicht gescheit.
So leben seit drei Wochen wir
Wie frohe Kinder glücklich hier.

Tiennette. Und ich, ich schwamm die ganze Zeit
In einem Meer von Seligkeit,
Nur daß — versprich mir, lieber Jean,
Daß Du nicht lachen willst!

Tourangeaud. Nein! Nein!

Tiennette. Manchmal ich nicht begreifen kann:
„Wer bin ich? Und was mag ich sein?
Die Gänsemagd? Die reiche Frau?"

Tourangeaud. Was Du für Grillen hast! Schau, schau!

Tiennette. Im Traume ging ich durch die Haide,
Die Gänse hütend auf der Weide.
Ist ein Geschäft auch noch so klein,
Es will gelernt, geübt doch sein.
Die Gänse sind oft schlimm zu hüten,
Sie zischen Menschen an und wüten,
Doch wußt' ich stets die bösen Alten
Mit meiner Rut' in Zucht zu halten.
Mehr liebt' ich meine Gösselein,
Erst grau, dann gelb. Und wenn den Weihn
Ich oben in der Luft erblickte,
Die Angst den Atem mir erstickte,
Herab ihn stoßen sah ich kaum,
Da trug er eins schon auf den Baum.
Er hielt das Tierchen in den Krallen
Und ließ die Federn auf mich fallen,
Daß stöhnend ich davon erwachte
Im seidnen Bett und dankbar dachte:
„Du brauchst dich jetzt — das freut mich sehr —
Um Gänse nicht zu kümmern mehr!"
Nur Eines macht mir bittern Schmerz —

Tourangeaud. Was ist denn das, mein liebes Herz?

Tiennette. Seh' ich Dich mit Entzücken an,
Dich schönen, stolzen Menschen, kränken
Muß mich es wahrlich dann, zu denken:
Er ist nicht mehr ein freier Mann,
Er hat um mich, das arme Ding,
Gemacht sich niedrig und gering,
Der arme Mann ist nun leibeigen
Um meinetwillen.

Tourangeaud. Willst Du schweigen!
Sie haben uns noch nichts gethan,
Drum sehen wir es ruhig an.

Tiennette. Der Abt ist auch so schlimm doch nicht,
Wie man von ihm gewöhnlich spricht.

Ich weiß es von der Pförtnerin,
Bei der ich lang gewesen bin.
Er rechnet scharf, ja, das ist wahr,
Muß alles stimmen auf ein Haar,
Er kann um einen Pfennig schmälen,
Doch Gold verschenken ohne Zählen.
Wenn lässig und unordentlich
Es zugeht, freut die Menge sich,
Und wer beim Abte nichts erreicht,
Der rächet sich durch Reden leicht.
Und gegen mich war stets er gut,
Er spaßte gern mit heiterm Mut.
Das Schreiben, welches Dich so neckt,
Dem Schreiber hat's der Abt gesteckt,
Mir hat er auch was mitgegeben.

Tourangeaud. Was war es denn, mein süßes Leben?

Tiennette. Er sagte: „Nichts als Flederwische!"
Und als ich hinging nach dem Tische,
Lag oben nichts als wie zum Spotte
Von Gänsefügeln eine Rotte;
Doch unten lag das feinste Linnen,
Drei Jahre braucht man, um's zu spinnen.
Er kann doch wohl so schlimm nicht sein,
Und wenn zuerst ich anders sprach,
So sagt' ich's nur den andern nach.
(An das Fenster laufend.)
Was läuft da plötzlich groß und klein?
Was kommt denn da die Straße her?
Ein langer Zug. Welch ein Gedränge
Und immer größer wird die Menge.
Nun sag' ich aber gar nichts mehr!
Der Abt!

Tourangeaud. Der Abt!

Tiennette. Er ist schon nah.
Von seinem Maultier steigt er da.

Tourangeaud. Vor unserm Hause? Der Besuch
Gilt uns?

Tiennette. Ja, das ist klar genug.
Er wird gestützt, doch steigt er heiter
Und lachend auf der Treppe weiter,
Nun ist er oben und ein Staat
Geistlicher Herren im Ornat.

Tourangeaud. Ich fürchte mich nicht vor den Leuten.
Was mag die Heimsuchung bedeuten?
(Er öffnet die Thür. Abt und Gefolge treten ein.)

Zweite Scene.

Tourangeaud. Tiennette. Abt und Gefolge.

Tiennette (zu Tourangeaud). Wir müssen knieen.

Tourangeaud. Knien? Ja so!
(Beide fallen vor dem Abt auf die Kniee. Tiennette küßt dem Abte den Saum des Kleides und sagt zu Tourangeaud)
Du mußt des Rockes Zipfel fassen.

Abt. Wir wollen heut es Dir erlassen.
Steht auf! (Sie erheben sich.)
Mein lieber Tourangeaud,
Wir kommen, um uns umzusehn
Nach Dir und Deinem Wohlergehn.
Du hast ein großes schönes Haus,
Es sieht wie ein Schmuckkästchen aus.

Tourangeaud. Das Haus ist Euer, gnäd'ger Herr,
Und alles, was Ihr seht umher,
Halsbänder, Humpen, Ketten, Ringe
Und alle andern schönen Dinge,
Korallen, Perlen, Edelsteine
Von grünem, rotem, blauem Scheine,
Und Diamanten nebst Opalen
Und viele Gold- und Silberschalen,
Dies alles und der ganze Laden
Gehört nicht mir, nein, Euer Gnaden.

Abt. Wie demutsvoll doch jetzt Ihr sprecht!

Tourangeaud (ingrimmig). Herr Abt, so will es ja das Recht!

Abt. So ist's. Ihr seid in unsrer Macht.
So haben wir mit Wohlbedacht,
Beschlossen heute morgen denn,
Bei Dir mal tüchtig auszufegen,
Wir packen ein den ganzen Segen
Und bringen ihn nach Saint Germain.
Ja, ja, wir wollen ohne Säumen
Jetzt dazu schreiten, aufzuräumen.
(Tourangeaud will auffahren.)

Tiennette (ihn anstoßend). Sieh doch des Abtes Schalksgesicht!
Er spricht gewiß im Ernste nicht.

Abt. „Verfluchte Räuber seid Ihr! Diebe!
Und Ihr verdientet alle Hiebe!"
Das ist's ja wohl, das willst Du sagen.

Tourangeaud. Herr Abt, wie könnt Ihr also fragen?

Abt. Ihr seid ein Hitzkopf, Tourangeaud
Seid darum recht von Herzen froh,
Daß Ihr ein kluges Weibchen habt,
Sie kennet besser ihren Abt.
Heut' sind nicht, um zu nehmen wir,
Nein, Kinder, um zu geben, hier,
Ihr habt die Prüfung wohl bestanden,
So daß wir wert des Lohns Euch fanden.
Ihr sollet nicht mehr hörig sein,
Wir kommen, um Euch zu befrei'n

Tourangeaud. Ist's möglich?

Tiennette. Nun ist alles gut!

Tourangeaud. Ich schöpfe neuen Lebensmut.
(Beide knieen vor dem Abte nieder.)
Freiwillig knieen jetzt wir gern
Vor unserm lieben, alten Herrn!

Abt (den Knieenden einen leichten Backenstreich versetzend).
Empfangt die letzten Streiche denn
Als Knecht und Magd von Saint Germain,
Ich sprech' im Namen der Abtei
Vom Dienst und jeder Pflicht Euch frei.
Steht auf! Und seid nicht mehr die Beute
Von leerer Furcht, Ihr freien Leute.

Tiennette. Habt Dank! (Sie küßt ihm die Hand. Er küßt sie auf die Stirn.)

Abt. Du weinst, mein liebes Kind?

Tiennette. Nur Freudenthränen, Herr, es sind!
Und wenn bei Sonnenschein es regnet,
Wird doppelt unser Feld gesegnet.

Tourangeaud. Ich weiß nicht, was ich sagen soll.
Mir ist's im Kopfe wirr und toll,
Ich flucht' Euch und Ihr segnet mich!

Abt. Der Handel scheint Euch wunderlich.
Ich hab' es besser, als es scheint,
Mit Euch, mein lieber Herr, gemeint.
Das Gänseblümchen, das am Rand
Des Weges sanft errötend stand,
Ihr wolltet's pflücken unverweilt
Und hättet leicht Euch übereilt.
Ich habe solcher Hast gewehrt

Und Euch die Heirat sehr erschwert.
War's nur ein Einfall, wär' die Reue
Zu bald nur bei Euch eingekehrt,
Doch durch Standhaftigkeit und Treue
Habt Ihr der Neigung Ernst bewährt.
Von Tiennetten kannt' ich nicht
Mehr als Ihr hübsches Angesicht,
Auch sie war erst zu prüfen.

Tourangeaud. Wie
Bestand denn diese Prüfung sie?

Abt. Freund, wär' sie Euer würdig nicht,
So hättet Ihr sie nie gekriegt.
Nun seid Ihr, Gott sei Dank, ein Paar,
Wie Adam und wie Eva war,
Vollkommen fast an Seel' und Leib,
Der starke Mann, das schöne Weib.
Wie lebt Ihr miteinander? Sagt!

Tourangeaud. Nicht besser hat es wohl behagt
Im Paradies dem ersten Paar.

Abt. Und das Geschäft?

Tourangeaud. Blüht wunderbar,
Weil alle Welt nun nach uns fragt.
Der Laden steht zu allen Stunden
Voll Herrn und Damen, lauter Kunden,
Die kaufen wollen, wie sie sagen;
Doch alle ihre Blicke fragen:
Wo bleibt die junge, schöne Frau?
Der Meister Goldschmied lächelt schlau.
Dann klopft er an die Hinterthür
Und Tiennette tritt hiefür.
„Zu viel Herrschaften sind erschienen,
Ich kann sie alle nicht bedienen,
Du mußt mir helfen, Kind!“ Und dann
Geht's Gaffen und Bewundern an.
Seht, Herr, so geht es alle Tage,
Fast wünsch' ich eine kleine Plage
Des Himmels auf mein Haupt herbei,
Daß allzugroß mein Glück nicht sei.

Abt. Und gar kein Zank? Und niemals Streit?

Tiennette. Nie, Herr!

Tourangeaud. Niemals in Ewigkeit.

Abt. Nun, nun, und wenn's auch mal geschähe,
Ein wenig Streit ist Salz der Ehe.
Ich sehe, daß Ihr glücklich seid.

Tourangeaud. O, Herr, durch Eure Menschlichkeit!
Wie hab' ich Euch so sehr verkannt!

Abt (ihm die Hand reichend). Wir sind ja besser nun bekannt.

Tourangeaud. Mir fließen Worte nicht vom Munde,
Die Hand bezeuge meinen Dank.
Ich geh' ans Werk in dieser Stunde,
Das schönste, das mir je gelang.
Ihr spracht von Eurem Hochaltar;
Dort bring' ich mein Dankopfer dar.
Auf einem Berg von Silber steht
Der Heiland aus getriebnem Gold,
Zwar hoheitsvoll, doch mild und hold,
Aus dessen Mund die Predigt geht.
Die Jünger sitzen, andachtstrunken,
Ein wenig tiefer, ganz versunken.
Noch tiefer steht das Volk gedrängt,
Das lauschend an dem Munde hängt,
Der sanft und freundlich Seligkeit
Den reinen Herzen prophezeit.
In jedermanns Gestalt und Wesen
Ist deutlich ausgedrückt zu lesen,
Wie er den Samen aufgenommen,
Der aus des Sämanns Hand gekommen.

Abt. Ein schönes Werk!

Tourangeaud. Wenn's Gott verleiht,
Das schönste in der Christenheit!

Abt (zum Prior). Nun, lieber Bruder, wer hat recht?

Prior. Der Goldschmied macht sich gar nicht schlecht.

Abt (er giebt Tiennetten die Hand). Was wünsch ich Dir, mein Töchterlein?
Nur immer, was Du bist, zu sein.
Und zähme Deinen wilden Mann,
Soweit man Bären zähmen kann.

Tiennette. O, einen Bären nennt Ihr Jean?

Abt. Man darf auf Deinen lieben Mann
Wohl gar nichts sagen mehr, mein Kind?
Da sieht man, wie sie einig sind!
Lebt wohl! Ich bitte, mit dem Alten
Hübsch gute Nachbarschaft zu halten.
Kommt oft heraus zu der Abtei
Und meldet, wie es bei Euch sei,
Ob schon der Storch geklappert hat,
Und ob ich darf Gevatter stehn.

Tourangeaud. So sei's!

Tiennette. Viel Ehre in der That!

Abt. Worauf wir denn zur Tafel gehn.
Der Prior sorgt für guten Wein
Und schenkt ihn eigenhändig ein,
Er überläßt dem Laienbruder,
Dem Kellermeister, nicht das Ruder.
Er pfleget zärtlich jedes Faß,
Das angefüllt mit edlem Naß,
Und flüstert beim Kredenzen leise
Den Jahrgang. Das ist seine Weise.
Er schenkt Euch gern vom besten ein,
Nur müßt Ihr nicht unhöflich sein
Und rot des Priors Nase nennen.
Lernt seine Nase besser kennen!
Seht her! Wie ist die Nase da
Des Priors?

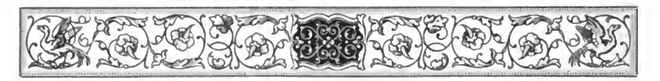
Tourangeaud. Kreideweiß beinah!

(Alle gehen lachend ab, von Tourangeaud begleitet.)

Dritte Scene.

Tiennette (allein, schaut durch das Fenster auf die Straße). Mein Gatte hilft ihm in den Bügel
Und führt das Maultier fort am Zügel,
Geleitet ihn bis an das Thor,
Das Volk drängt aus den Häusern vor.
Mein Mann hat einen Sack zur Hand,
Gefüllt mit Münzen bis zum Rand.
Er streut die Silberlinge aus;
Sie krabbeln drum vor jedem Haus.
Nun kehrt er schon zurück im Lauf,
Wirft hoch den leeren Beutel auf
Und fängt ihn wieder ausgelassen,
Als könnt' er sich vor Lust nicht fassen.
Er springt die Trepp' herauf. Es schellt.

Tourangeaud (stürzt herein und umarmt Tiennette). Ob irgendwo wohl auf der Welt
Ein glücklicheres Pärchen wohnt?
Standhafte Liebe wird belohnt!



Aus jungen Tagen.

Erinnerungen von Friedrich Bodenstedt.

Das ehemalige Königreich Hannover, mein engeres Vaterland, stand in Tüchtigkeit seiner Bevölkerung und in vortrefflichen Bildungsanstalten keinem andern Lande nach; nur Kunst und Poesie haben dort nie eine gastliche Heimstätte gefunden. Es erklärt sich das zum Teil aus dem vorwiegend nüchternen, auf das handgreiflich Nützliche gerichteten Sinn der Bewohner, deren überwiegender Mehrzahl das Plattdeutsche geläufiger war als das Hochdeutsche, welches sie erst in der Schule lernen mußten, um es in der Kirche zu verstehen, — weit mehr aber noch aus den wunderlichen staatlichen Verhältnissen, die ebenso doppelter Natur waren wie die sprachlichen.

Bekanntlich bestieg 1714 der hannoversche Kurfürst Georg Ludwig, ein Urenkel König Jakobs I., den englischen Thron, und seit der Zeit blieb Hannover im engsten Verbande mit England. Schon während des siebenjährigen Krieges arg verwüstet, wurde das Land 1803—1805 von den Franzosen besetzt und völlig ausgesogen. Dann fiel es in Preußens Hände als ein Geschenk Napoleons, um erst teilweise und 1810 ganz dem Königreich Westfalen einverleibt zu werden. Auf dem Wiener Kongresse wurde es, hauptsächlich durch englischen Einfluß, zu einem Königreich erhoben, blieb aber eine englische Provinz, auf Unkosten Preußens wesentlich vergrößert.

In meiner Jugend wurde Hannover durch einen Statthalter, den Herzog von Cambridge regiert, bis nach dem Tode Wilhelms IV. (1837) in England dessen Nichte als Königin Viktoria den Thron bestieg, worauf dann nach deutschem Erbrecht der nächste männliche Erbe, Herzog von Cumberland, unter dem Namen **Ernst August** als König in Hannover einzog und sein Regiment damit begann, das zu Recht bestehende Staatsgrundgesetz aufzuheben, um ein neues nach seinen Gelüsten dafür an die Stelle zu setzen. Um dies zu ermöglichen, wurden alle Staatsdiener ihrer auf die Verfassung geleisteten Eide entbunden und auch alle Professoren und Advokaten zur Einsendung von Dienst- und Huldigungsreversen aufgefordert. Daraufhin erklärten bekanntlich die „Sieben von Göttingen" (Dahlmann, Albrecht, die Gebrüder Grimm, Gervinus, Ewald und W. E. Weber) ihre Überzeugung von der rechtlichen Unmöglichkeit, die Verfassung durch einen Willkürakt aufzuheben. Sie wurden dafür ohne Untersuchung und Rechtsspruch ihrer Ämter entsetzt und Dahlmann, Jakob Grimm und Gervinus des Landes verwiesen. Allen übrigen wurde anheimgegeben, bis zu einem bestimmten Tage ihre Huldigungsreverse einzusenden, oder sich als entlassen zu betrachten. Auf die Vorstellungen, welche dem Könige in ehrerbietigster Form gemacht wurden über die nachteiligen Folgen seines Verfahrens gegen die Göttinger Universität, die bis dahin in so hohem Ansehen gestanden, antwortete er in seiner charakteristischen Weise: „Ach was! Professoren und Dirnen kann man überall ums Geld haben."

Ich erinnere mich noch lebhaft der tiefgehenden Aufregung, welche das rücksichtslose Auftreten des neuen Herrschers damals hervorrief, der unbeugsam blieb, weil er wußte, daß die große Mehrzahl der Beamten schon durch die Not gezwungen sein würde, sich seinem Willen zu fügen. Er hatte es hauptsächlich auf das liberale Bürgertum abgesehen, von dem er keine Revolution zu fürchten brauchte, seit die Führer des Göttinger Putsches von 1831 sicher hinter Schloß und Riegel saßen. Auf das Heer konnte er sich verlassen; der Adel fiel ihm von selbst zu, da das neue, mit großem Glanz in Scene gesetzte Königtum eine Menge neuer Hofämter schuf und zugleich eine ganze Schar von Gesandten brauchte, um an allen Fürstenhöfen seiner Würde gemäß vertreten zu sein. Auch das Landvolk hielt zum König, da dieser dem Bauernstande die ihm seit 1813 eingeräumte Vertretung in der Ständeversammlung ließ, die zu völliger Bedeutungslosigkeit herabsank, da die Rechte der Stände bei der Gesetzgebung auf ein bloßes Gutachten beschränkt wurden, welches unberücksichtigt blieb, wenn es dem Könige nicht gefiel.

Daß in diesem Wirrwarr von Zuständen, diesem Machtspiel mit Eiden und Rechtsbegriffen, herbeigeführt durch einen König, der als englischer Prinz in ein norddeutsches Land gekommen, ohne auch nur einen Satz richtig deutsch sprechen oder schreiben zu können, für die Musen keine Heimstätte zu finden war, ist einleuchtend genug. Die einzige poetische Begegnung, welche er im Leben gehabt, knüpft sich an den Namen einer schöngeistigen Stiftsdame aus Kurhessen, welche, mit Empfehlungen des Kurfürsten versehen, sich an verschiedenen Höfen als „Stegreifdichterin" hören ließ. Der hannoversche Monarch empfing sie in Gegenwart des feingebildeten Kronprinzen, spätern Königs Georg, der ihm helfen mußte, sie über das Wesen ihrer Kunst auszuforschen. Als sie dann sagte: „Wenn Majestät gnädigst geruhen wollen, mir einige männliche und weibliche Reime zu geben, so werde ich gleich ein Gedicht dazu machen —" brach der König in ein lautes Gelächter aus und erwiderte: „Männliches und weibliches Reim? Davon habe ich nie gehört, Mamsell!"

Der Kronprinz erklärte ihm nun durch englische Beispiele den Unterschied zwischen männlichen und weiblichen Reimen, worauf der König nach einigem Nachdenken wieder anhub: „Also wenn ich sage ‚tick, tack, tuck' so ist das männliches Reim, und wenn ich sage ‚ticken, tacken, tucken' so ist das weibliches Reim?"

„Zu Befehl, Majestät!"

„Nun, so mach Sie mal einen Vers darauf!"

. . . Nach den obigen kurzen Bemerkungen über mein engeres Vaterland bis zum Einzug seines ersten Königs,

unter dessen Regiment das Welfentum zu neuer Erstarkung kam, muß ich nun auch ein paar Worte über meine kleine Vaterstadt sagen, in welcher ich die ersten vierzehn Jahre meines Daseins verlebte. Die ältere Ausgabe des großen Handbuchs der Geographie von Dr H. A. Daniel, welche ich besitze, weiß darüber nur folgendes zu berichten: „Im früheren kleinen Stift Hildesheim liegt Peina in morastiger Gegend an der Fuse. Die Stadt hatte früher eine Citadelle mit halben Bastionen. In der Stiftsfehde viel belagert; aber „Peina war gemacht so feste, daß die Eule (eine große Kanone) blieb im Neste". Schloß, Amthaus. Wichtige Pferdemärkte. In der Nähe Steuerwald und Himmelsthür, früher bischöfliche Schlösser; Schwichelt und Oberg, Stammsitze der gleichnamigen gräflichen Familien."

Hier ist das stattlichste Gebäude von Peina, das neben der katholischen Kirche gelegene alte Kapuzinerkloster vergessen, welches mit seinen großen, wohlgepflegten Gärten, von prächtigen Baumgruppen umragt, den schönsten Teil der Stadt bildete und in meiner Jugend noch von mehreren alten Mönchen bewohnt war, die auf den Aussterbeetat gesetzt zu sein schienen. Ich kam oft ins Kloster, um für meinen Vater, der ein großer Blumenfreund war, vom Bruder Gärtner Sämereien zu holen, und die alten graubärtigen Kapuzenträger, die nackten Fußes auf Sandalen einherwatschelten, behandelten mich immer mit großer Freundlichkeit. Sie erschienen mir in der feierlichen Stille ihres Klosters, dessen Wandelgänge mit alten Bildern, römische Heiligtümer darstellend, geschmückt waren, als die merkwürdigsten Menschen der Stadt, von welcher sie ganz abgesondert lebten und wo man sie nur bei der großen Prozession der Fronleichnamsfeier zu sehen bekam, zu welcher die ganze Stadt sich so festlich schmückte wie zu keinem andern Feiertage im Jahreslauf, obwohl die überwiegende Mehrzahl der Bewohner nicht katholischen Glaubens war. Von konfessionellen Gehässigkeiten habe ich in meiner Heimat nie etwas gehört; Protestanten, Katholiken und Juden lebten friedlich nebeneinander . . .

Ich war in glücklich verlebter Kindheit acht Jahre alt geworden, als mich ein Unfall traf, der von tiefster Nachwirkung auf mein Leben werden sollte. Mein Vater fand, daß es die höchste Zeit für mich sei, schwimmen zu lernen; allein so gerne ich auch im Wasser umherplätscherte, so wollte mir doch die frühe Morgenstunde, in welcher ich ihm zum Bade folgen mußte, gar nicht behagen. Ich zitterte vor Kälte, ehe ich an den Fluß kam, und zeigte mich in den ersten Schwimmversuchen sehr ungeschickt. Um mich zu üben, ging ich in wärmeren Tagesstunden heimlich allein zum Flusse und machte auch bald mir selbst erfreuliche Fortschritte im Schwimmen, traute mir aber mehr zu, als meine Kräfte erlaubten, und versank eines Tages in eine Tiefe, aus welcher ich ohne fremde Hülfe nicht lebendig wieder zum Vorschein gekommen wäre. Mein Retter war ein junger rüstiger Mann, Namens Specht, der gerade auf der Wiese in der Nähe beim Heu beschäftigt war, mich versinken sah und mir zu Hülfe eilte.

Ich hatte aber schon so viel Wasser geschluckt, daß es, wie ich später erfuhr, nicht leicht war, mich am Leben zu erhalten, zumal einige Zeit verging, ehe ärztlicher Beistand beschafft werden konnte.

Als ich zum erstenmal wieder die Augen aufschlug, sah ich ein wunderhübsches Mädchen, ein Nachbarskind, an meinem Lager stehen. Sie hieß Klärchen Scheidt und erschien mir wie ein Engel. Ihr holdseliges Bild hat sich mir unvergeßlich eingeprägt. Als sie mich so mit unsäglich rührendem Ausdruck teilnahmvoll anblickte und meine Hand berührte, glaubte ich, sie wolle mich mit sich hinauf zum Himmel nehmen. Aber sie verschwand wieder, um meinen mit dem Arzt im Nebenzimmer weilenden Eltern zu melden, daß ich erwacht sei.

Ich bin später zu wiederholtenmalen dem Wassertode sehr nahe gewesen, aber ohne einen so nachhaltigen Eindruck davon bewahrt zu haben, wie von jenem ersten Male, wo die Rettung aus der Gefahr einen Umschwung in mir erzeugte, der bestimmend für mein ganzes Leben werden sollte. Ich hatte, solange ich noch in Gefahr schwebte, meine Mutter so viel weinen sehen, daß ich oft inbrünstig zum Himmel aufflehte, mich ihr zu erhalten. Als ich nun sah, daß der liebe Gott meine Gebete erhörte, mich wieder gesund und meine Mutter wieder heiter machte, gab ich meinem Dank dafür in so gehobener Stimmung Ausdruck, daß daraus mein erstes Gedicht entstand. Es war nichts als ein loses Gefüge schlichter, aber tief empfundener Verse, denen die Reime von selbst kamen, wie den Augenlidern die Wimpern.

Ich schrieb mein kindliches Versgestammel nur für mich nieder, weil ich selbst nicht begreifen konnte, wie ich dazu gekommen, daß plötzlich alles so klappte, was mir durch den Kopf ging: ich mußte es schwarz auf weiß vor mir sehen, um mich zu überzeugen, daß es seine Richtigkeit damit habe. Allein meine Mutter kam dazu, las die Verse, zu welchen sie ahnungslos die nächste Veranlassung gegeben hatte, und war ganz gerührt davon. Als ich viele Jahre später die Verse wieder einmal zu Gesicht bekam, gefielen sie mir besser als alles, was ich seitdem geschrieben hatte.

Doch genug davon! wenigstens für den Augenblick, wo Erinnerungen sich mir plötzlich verdunkeln, die eben noch wie lichte Wölkchen im Schimmer des Frührots vor mir schwebten.

Es giebt nichts Schwierigeres, als im Alter über die eigene Kindheit zu schreiben, wenn man die Sache ernst nimmt und es nicht macht wie die meisten Biographen, welche die merkwürdigsten Beziehungsfäden zwischen Jugend und Alter zu spinnen wissen, um die Mannesthaten ihres Helden als naturnotwendige Folgen seiner Kinderspiele nachzuweisen.

Tausende von Kindern spielen an demselben Orte dieselben Spiele, ohne daß daraus besondere Schlußfolgerungen in Betreff ihrer späteren Entwicklung zu ziehen wären. Das geschieht auch nur, wenn es einem unter Tausenden gelingt — gleichviel ob durch eigenes Verdienst oder Gunst des Schicksals — sich besonders hervorzuthun und von sich reden zu machen. Nun sucht man sich zu erklären, wie das so gekommen ist, aber in den seltensten Fällen mag es so gekommen sein, wie es erklärt wird, sicher weiß man es in keinem Falle . . .

Nach meiner Genesung fing der Unterricht im Lateinischen an, welcher in der geistlosen Weise, wie er betrieben wurde, mir wenig Freude machte. Ich lernte in den ersten Jahren nur, weil ich mußte; lebhafteres Interesse dafür kam mir erst, als ich den Cäsar zu lesen begann. Inzwischen trieb mein einmal geweckter poetischer Drang, genährt durch das Lesen von Schillers, Körners und

Bürgers Werken, manche neue Blüte, trotz allem, was Vater und Lehrer thaten, ihn zu unterdrücken. Gegen ihre Vorstellungen, daß in hannoverischen Landen noch kein Poet zu langem Leben gediehen sei und daß selbst so schöne Talente wie Hölty und Ernst Schulze früh dahingesunken seien wie einsam gepflanzte junge Bäume, denen es an schützender Umgebung gefehlt, — ließ sich nichts einwenden, als was ich nicht sagen durfte: daß ich gern auf ein langes Leben verzichten würde, wenn ich ein kurzes so ausfüllen könnte, wie sie es gethan.

An Eifer in meinen Studien ließ ich es weder damals noch später fehlen, und was mir Poetisches durch den Kopf ging, trug ich oft Wochen lang mit mir herum, bevor es zum Ausreifen kam, hielt es dann aber wohl verborgen. Erst wenn die Tagesarbeit gethan war, erlaubte ich mir, meinen Liebhabereien nachzuhängen. Was mich nach meiner Errettung aus der Wassersgefahr am tiefsten bewegte, war der in meiner Gegenwart erfolgte Tod meiner Großmutter, die bei uns im Hause wohnte und an der ich mit schwärmerischer Liebe hing. Ihr Geist war im Alter so klar geblieben wie ihre schönen, seelenvollen Augen, und ihr Gedächtnis so frisch, als ob sich erst gestern alles begeben hätte, was sie aus dem vorigen Jahrhundert zu erzählen wußte. Ohne sonderliche Anleitung hatte sie aus eigenem Antrieb allerlei Kunstfertigkeiten in sich ausgebildet, bis in ihre alten Tage hinein eine gereimte Chronik ihrer Erlebnisse geschrieben und charakteristische Bilder dazu gezeichnet. Im Ausschneiden von Bildern mit der Schere aus freier Hand hatte sie es zu wirklicher Meisterschaft gebracht. Dazu war sie ein unerschöpfliches Schatzkästlein von alten Sagen und Märchen, die sie so fesselnd und anschaulich vorzutragen wußte, daß man nie müde wurde ihr zuzuhören. Alles belebte sich durch ihre Blicke, Worte und Hände. Sie war eine echte Künstlernatur ohne Eitelkeit und Ehrgeiz, und erst seit sie Witwe geworden und meiner Mutter an den neuen Herd gefolgt war, fortwährend bemüht, durch Übung ihres Könnens sich das Leben zu verschönen und ihre Angehörigen zu erfreuen. Sie starb, vom Schlage gerührt, als sie eben beschäftigt war, ein Bild für mich aus schwarzem Papier zu schneiden.

Wenn ich nach den ersten Anregungen suche, die für meinen Lebensgang bestimmend geworden, so kann ich sie nur bei meiner Großmutter finden. Von ihr habe ich die ersten Verse gehört, welche ich verstand; bei ihr habe ich spielend lesen, schreiben und zeichnen gelernt. Ihre Reimchronik, ihre Sagen und Märchen haben mir lange im Kopfe gespukt und allerlei poetische Träume erweckt. Ihr Tod traf mich mit so überwältigendem Schlage, daß ich keine Worte fand, meinen Schmerz auszudrücken, und es mir nach verschiedenen unbefriedigenden Versuchen erst einige Jahre später gelingen wollte, ihr ein kleines poetisches Denkmal zu setzen*.

Was mich sonst noch in jenen Jahren zu poetischen Ergüssen begeisterte, waren die Eindrücke einer Ferienreise in den Harz unter Führung eines mir sehr sympathischen Lehrers; ferner eine Episode aus der Geschichte der langen und blutigen Hildesheimer Stiftsfehde, in welcher meine kleine Vaterstadt im Kampfe gegen die Herzoge von Braunschweig eine so heldenmütige Rolle spielte, daß noch heute eine merkwürdige Triumphschüssel im Museum von Braunschweig davon Zeugnis trägt. Übrigens sind diese Jugendarbeiten von Druckerschwärze unberührt geblieben. Diejenigen Gedichte, durch welche ich zuerst in weiten Kreisen bekannt geworden bin und welche auch bald in fremde Sprachen übersetzt wurden, mußten große Umwege machen, um auch zur Kunde meiner Heimat zu gelangen. Sie erschienen unter der Überschrift „Auf Wanderungen im Kaukasus geschrieben“ während der Jahre 1844—45 im Cottaschen „Morgenblatte“ zu Stuttgart, eingeführt von Gustav Schwab und Gustav Pfizer. Bei den inzwischen auch zum großen Teil entstandenen, sogenannten Liedern des Mirza Schaffy dachte ich ursprünglich gar nicht daran, sie zu veröffentlichen. Als sie nach meiner Rückkehr in die Heimat dennoch ans Licht traten, stellte der fremde Name meinen eigenen bald in den Hintergrund. Trotz aller Aufklärungen wurden wir von der Menge der Leser für zwei verschiedene Personen gehalten, und so ist es geblieben bis auf den heutigen Tag, wo das deutsche Buch bereits in hundertfünfundzwanzig Auflagen über die Welt verbreitet ist und die Zahl der Übersetzungen in fremde Sprachen fortwährend zunimmt.

Am Abend meines Lebens haben sich die Erinnerungen an meinen Lebensmorgen wieder mächtig in den Vordergrund gedrängt und mich zu einer größeren epischen Dichtung getrieben, welche, in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts spielend, im nächsten Jahre unter dem Titel „Hermenshof“ erscheinen wird.

* Wir haben das bisher ungedruckte Gedicht in diesem Heft an anderer Stelle mitgeteilt. Die Red.



Friedrich Bodenstedt.

Von Hermann Lingg.

In der Reihe derjenigen hervorragenden Schriftsteller, welche mit dichterischem Schaffen ein reichbewegtes Leben verbinden, steht für unsere Zeit als einer der ersten Friedrich Bodenstedt. In seiner Jugend hat er den Orient bereist, in späteren Jahren ist er nicht vor den Mühseligkeiten einer längeren Seereise zurückgeschreckt, die ihn nach Amerika und bis in den fernen Westen des neuen Kontinentes trug. Er hat die Gipfel des Kaukasus gesehen und hat das Rauschen des indischen Oceans an den Gestaden Kaliforniens gehört.

Zwischen diesen beiden Höhepunkten des Lebens liegt eine seltene Fruchtbarkeit litterarischer, schöpferischer und bildender Thätigkeit nach den verschiedensten Richtungen. Die Früchte der Orientreise sind Werke, welche von scharf beobachtendem Geiste und einem eingehenden Studium von Land und Leuten beredtes Zeugnis geben. Es sind

dies die Bücher: „Die Völker des Kaukasus und ihre Freiheitskämpfe gegen die Russen“, „Tausend und ein Tag im Orient“ und „Die poetische Ukraine“, eine Sammlung südrussischer Volkslieder mit einer Abhandlung über die Geschichte der Kosaken. Die Heimreise führte den jungen Dichter vorerst nach Konstantinopel, dann nach Kleinasien und den griechischen Inseln. Im Jahre 1846 verweilte Bodenstedt in Italien, mit Altertumswissenschaften beschäftigt, dann eine Zeit lang in München, in Triest, in Paris, in Frankfurt; in Triest den „Österreichischen Lloyd“ redigierend, in Frankfurt die „Weserzeitung“. Da erschienen „die Lieder des Mirza Schaffy“, gleichfalls eine Frucht und das bedeutendste Ergebnis der Orientreise. Es giebt nur wenige Bücher in der deutschen Litteratur, die so großes Aufsehen erregten, die so rasch und so allgemein bekannt wurden, die so viele Auflagen (über 120) erlebt haben und in so viele fremde Sprachen übersetzt wurden; eben jetzt ist wieder eine Übertragung ins Englische vorbereitet. Diese kleinen, zierlichen Lieder, die von Wein und frohem Lebensgenuß sangen und eine so praktische Weltweisheit verkündigten, gewannen alle Herzen. Die morgenländischen Töne, die zuerst im west-östlichen Divan, dann in Rückerts und Platens Ghaselen Anklang gefunden hatten, blieben trotz ihrer Schönheit und ihres Tiefsinns doch vielen etwas Fremdes; „Mirza Schaffy“ dagegen war durchaus und allen verständlich. Es war ein Büchlein, das man, hatte man einmal darin gelesen, so bald nicht wieder weglegte, das man in die Einsamkeit des Landlebens mitnehmen konnte, das einem mitten im Treiben der Welt einen anziehenden Ruhepunkt gab. Man konnte Lebensregeln und Trost daraus schöpfen und fand sich immer angenehm angeregt und erheitert. Sein Erscheinen eröffnete einen lustigen Krieg gegen Pedanterie, Zopf und Scheinheiligkeit, aus dem der Dichter siegreich hervorging.

Das Interesse steigerte sich noch, als ein Streit darüber entstanden war, ob Mirza Schaffy eine wirkliche Persönlichkeit oder nur ein vorgenommener Name für den Dichter Bodenstedt sei, ob die Lieder die eines Morgenländers und nur Übersetzungen oder die eigenen des deutschen Dichters seien. Bodenstedt selbst erklärte nun, Mirza Schaffy sei ein wirklich Lebender, sei sein Lehrer im Persischen und Tatarischen, nicht ohne Einfluß auf die Entstehung jener Gedichte gewesen, und dieser Einfluß wäre nicht etwa durch ein poetisches Talent, sondern vorzugsweise durch die Persönlichkeit des Mannes, die Reinheit seines Charakters, seine Natürlichkeit und weise Lebensführung angeregt worden. So kam es, daß der Schüler seinem älteren Freunde, der ihm als Typus eines Morgenländers und Bild eines Hafis erschien, diese Lieder in den Mund legte. Das war keine Mystifikation, sondern ein Zoll dankbarer Anerkennung.

Der große Ruf, den diese Werke ihrem Verfasser eintrugen, erhöht durch seine vortrefflichen Übersetzungen der Poesieen Puschkins und Lermontows, lenkte die Aufmerksamkeit des Königs Maximilian II. auf den jungen Dichter und veranlaßte seine Berufung nach München. Bodenstedt hielt nunmehr Vorlesungen an der Universität, die von einer zahlreichen Zuhörerschaft besucht wurden, er sprach auch im Liebigischen Hörsaale, und seine Vorträge übten gleichfalls eine mächtige Anziehungskraft aus. Man sah an jenen Abenden, an welchen Liebig, Pettenkofer, Carriere, Geibel und Bodenstedt lasen, die Gebildeten aller Stände, Männer und Frauen, in dem erwähnten Hörsaale versammelt. Man drängte sich um Einlaßkarten zu diesen Vorlesungen der Koryphäen der Wissenschaft und Kunst, sie bildeten vorwiegend den Stoff der Unterhaltung und füllten die Feuilletons der Zeitungen. Bodenstedt las über slavische Volkspoesie und über das altenglische Theater bis auf Shakespeare. Letzteres waren Bruchstücke eines größeren Werkes, das zum Teil einem früheren Aufenthalt in England seine Entstehung verdankte: „Shakespears Zeitalter und die Werke seiner Zeitgenossen“. Daran reihte sich die meisterhafte Übersetzung der Sonette Shakespeares, in solcher Vollendung, wie sie vorher noch nicht gelungen war, und wie sie wohl kaum wird übertroffen werden.

An der Tafelrunde, welche die Größen in Wissenschaft und Kunst um die Person des edlen, hochsinnigen Königs Maximilian II. von Bayern versammelte, nahm auch Bodenstedt einen Platz ein und machte die Reise durch das bayrische Gebirge an der Seite des Monarchen mit. Diese Reise, die er selbst höchst anziehend beschrieben hat, ging von Lindau bis Berchtesgaden und bildet eine der schönsten Erinnerungen im Leben des Dichters. Es ist selten, daß ein Fürst der dichterischen Muse seine Gunst zuwendet, wenn es aber geschieht, so umgiebt solche Epoche ein Nimbus, der mit der Zeit nicht schwächer wird, sondern an Glanz nur zunimmt. — Bodenstedt gehörte selbstverständlich auch dem „Krokodil“ an und war durch seine gewinnende Persönlichkeit und durch seine eminente Begabung zu improvisieren ein besonders gern gesehenes Mitglied dieser Gesellschaft von Poeten, die alle vierzehn Tage zusammenkamen, um Gedichte vorzutragen und zu beurteilen. Diese mündlichen Kritiken, die sehr ernst und gewissenhaft gepflogen wurden, waren vielen förderlich und gaben nie zu Verstimmungen Anlaß. Man weiß ja, wie Geibel seines Amtes als Vorstand mit Weisheit und Milde gewaltet hat. Weniger bekannt dürfte sein, daß es zwischen ihm und Bodenstedt zuweilen Wettkämpfe im Improvisieren gab, die mit bewundernswerter Schlagfertigkeit, mit vielem Humor von beiden Seiten geführt wurden. — Bodenstedts gastliches Haus, berühmt durch seine und seiner Gattin Liebenswürdigkeit, war ein Sammelpunkt von Celebritäten; kein bedeutender Fremder kam durch München, der nicht bei ihm Einkehr hielt. Hier war man sicher, eine Berühmtheit zu treffen; hier wurden die bedeutendsten Namen genannt; hier begegneten sich die ausgezeichnetsten Gelehrten, Künstler und Dichter. Die anziehendsten Gespräche wurden hier geführt; bald waren es Schilderungen von Erlebnissen in fernen Ländern, bald Erörterungen über philosophische Gegenstände, über neue Erfindungen, neue Bücher, bald auch geistvolle Recitationen aus unseren Klassikern und aus den Dichtern der Gegenwart, welche die Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen und Herz und Geist erquickten. Wenn da die heranwachsende Jugend des Hauses mit Spannung den Worten des Vaters oder eines der Gäste folgten, so erhöhte das ganz besonders den unvergeßlichen Eindruck eines solchen Abends bei Bodenstedt.

Es läßt sich erwarten, daß ein Dichter, der so eingehende Studien über das Theater zur Zeit des größten Dramatikers und über ihn selbst gepflogen, der Bühne gegenüber nicht wohl unproduktiv bleiben konnte. Bodenstedt schrieb denn auch mehrere Dramen. Unter diesen

möchte ich seinem „Kaiser Paul" den Vorzug geben; diese historische Tragödie halte ich für sein mächtigstes und bühnenwirksamstes Stück. Die Fortsetzung des Demetrius kontrastiert zu sehr von dem Bruchstücke Schillers durch eine allzu realistische Führung. „König Autharis Brautfahrt", ein Versuch, nach Art der Shakespearischen Lustspiele die Sage von Autharis und Theudelinde zu gestalten, fand am Münchner Hoftheater beifällige Aufnahme, weniger das nach dem englischen Dichter bearbeitete „Alexander in Korinth", obwohl auch diese Komödie ein paar höchst interessante Scenen enthält.

Von den epischen Dichtungen Bodenstedts zeichnet sich „Ada die Lesghierin" durch glänzende Färbung und lebensvolle Schilderungen des Morgenlandes aus. Das Epos in Prosa ist vertreten durch mehrere Erzählungen, u. a. „Vom Hofe Elisabeths und Jakobs", „Das Herrenhaus im Eschenwald" und durch den Roman „Ernst Bleibtreu".

Bodenstedts Verdienste um die deutsche Litteratur sind vielfach und bedeutend. Persönlich neidlos und alles Gute bei anderen anerkennend, hat er uns fremde Litteratur näher gebracht und besonders mit slavischen Dichtungen näher bekannt gemacht. Er hat uns, wie oben erwähnt, das altenglische Theater erschlossen und viel zur Kenntnis Shakespeares und seiner Werke beigetragen; er hat uns mit dem frischen Trank aus morgenländischem Becher, mit seinem unübertrefflichen „Mirza Schaffy" beschenkt.

Daß keine andere seiner Gedichtsammlungen ein gleiches Glück gehabt hat, dies Los der Gleichgültigkeit des Publikums gegen Lyrik teilt er mit uns allen, es kamen aber noch andere Umstände hinzu. Seine zumeist in Tiflis entstandenen Lieder waren das erste freie Aufatmen nach schweren Prüfungsjahren in beengenden Verhältnissen, und da an Veröffentlichung nicht gedacht wurde, so konnte in jugendlichem Übermut manches gesagt werden, was dem Autor in Deutschland zu jener Zeit hätte gefährlich werden können.

Die späteren und unter seinem Namen veröffentlichten Gedichte sind nicht mit derselben Unbefangenheit aufs Papier geworfen, doch enthalten auch diese: „Aus Heimat und Fremde", „Aus dem Nachlasse Mirza Schaffys" und „Neues Leben" Vorzügliches, so die „Bilder aus dem Thüringer Walde" Tiefempfundenes, und in den Sprüchen Proben gereifter Weltanschauung, überraschend durch die Wahrheit der in ihnen ausgesprochenen Beobachtungen.

In glücklichem Alter, von Kindern und Enkeln umgeben, lebt der Dichter in Wiesbaden, geehrt und geliebt, soweit die deutsche Zunge klingt, und hochangesehen auch bei andern Völkern. Mög' es dem bewährten Manne gegönnt sein, die Freunde und sein Vaterland noch mit mancher Gabe seines rüstigen Geistes zu erfreuen. Zunächst sieht man mit Spannung der Fortsetzung der „Denkwürdigkeiten aus meinem Leben" entgegen, die zu Ende dieses Jahres vollständig erscheinen soll.



Kleine Aufsätze und Recensionen.

Was will das werden? Roman in neun Büchern von Friedrich Spielhagen. Drei Bände. 2. Auflage. Leipzig, Verlag von L. Staackmann 1887.

In unserer Romanlitteratur, die von Jahr zu Jahr üppiger aufschießt, giebt es wenig Werke, die mit so ungeteilter Freude begrüßt zu werden verdienen, wie diese jüngste Erzählung Spielhagens. Das ist wieder einmal ein echter Roman im großen Stil, künstlerisch gut aufgebaut, im einzelnen oft meisterhaft ausgeführt, mit einer Seelen- und Herzensgeschichte, die uns lebhaft anzieht und mächtig ergreift, zugleich aber ein umfassendes, wahrheitsgetreues Abbild unsrer gesamten modernen Gesellschaft, der unklar gährenden Zustände, welche das Ringen nach einer besseren Lösung der socialen Frage in allen Schichten des Volkes, den höchsten wie den niedrigsten, hervorgerufen hat. Mitten in diesen Zuständen befangen, vermögen wir nicht mit Sicherheit den rettenden Ausweg aus ihnen zu finden; ohnmächtig, die Gährung zu beschwichtigen, bangen wir, was sich wohl aus ihr entwickeln werde. Die Frage „Was will das werden?" drängt sich uns, wenn wir das Treiben der Gegenwart in Staat, Kirche und Gesellschaft ernst betrachten, immer wieder auf; sie wählte der Dichter, der dieses Treiben darstellt, bedeutungsvoll zum Titel seines Werkes. Eine völlig genügende, d. h. eine zuverlässige, nicht bloß auf ahnungsvolle Vermutungen gestützte Antwort kann auch er uns nicht geben. Wir dürfen eine solche billigerweise jedoch gar nicht von ihm erwarten; sein größtes Verdienst bleibt es hingegen, daß er uns zeigt, wie laut und wie allgemein jene Frage durch unser gesamtes sittliches und geistiges Leben der Gegenwart hindurchklingt. Nicht nur in den niederen Ständen, in den sogenannten Arbeiterkreisen, an die man gewöhnlich zunächst oder gar ausschließlich denkt, wenn man von der Macht der Socialdemokratie spricht, sondern ebenso in den mittleren, den höheren und höchsten Schichten der Gesellschaft haben die socialistischen Ideen, bald in höherem, bald in niedrigerem Grade, Anerkennung gefunden und eine eigenartige Weiterbildung erfahren, und unter ihrem Einfluß treten in unserm gegenwärtigen Gesellschaftsleben allerorten Widersprüche zu Tage zwischen dem Denken, Reden und Handeln der meisten Menschen, in denen autoritativ überlieferte Anschauungen mit eignen Erfahrungen und daraus hervorgegangenen selbständigen Meinungen in Zwietracht kommen. „In jedem von uns steckt ein Stück von einem Socialdemokraten", wenigstens in jeder freisinnigen, edel strebenden Natur — diese Wahrheit, die so viele aus Scheu vor dem verrufenen Worte gern vertuschen möchten, an den verschiedensten Beispielen nachzuweisen, war die erste Absicht unsers Verfassers. Er führt diesen Nachweis möglichst sachlich, ohne einseitige persönliche Tendenzen. Gerecht würdigt er alle Verhältnisse, erkennt überall das Echte und Gute an, verdeckt und verschleiert nirgends das Falsche und Gefährliche. Nie trübt ein Hauch von Unduldsamkeit, die ausschließlich die eigene Ansicht gelten läßt, das Bild, das er vor uns entrollt.

Dieses Bild selbst aber ist durchaus nur mit künstlerischen Mitteln gezeichnet, und über den allgemeinen kulturellen Absichten, die der Maler dabei verfolgt, sind nirgends seine nächsten, künstlerischen Zwecke vergessen. Weitverzweigt, aber kunstvoll und sehr übersichtlich gegliedert stellt sich uns der Roman dar. Die mannigfaltigen Fäden der Handlung sind natürlich durcheinander geflochten, so daß die Geschichte nie stille steht und fast nie gewaltsam weiter bewegt werden muß. Nie waltet ein bloß äußerlicher Zufall; alles, was geschieht, erfolgt notwendig aus den Charakteren der handelnden Personen. So mangelt denn auch die poetische Gerechtigkeit nicht; Schuld und Sühne

entsprechen sich, und die ganze Geschichte rundet sich einheitlich künstlerisch ab, wenn auch nicht alle Verhältnisse darin zu einem völlig bestimmten Abschlusse geführt sind. Nur an ganz wenigen Stellen in der zweiten Hälfte des Werkes sind durch die etwas gesuchte Vereinigung äußerlicher Motive theatralische Effekte erzielt, wie sie im Sensationsroman üblich sind; in allen übrigen Teilen des Werkes, namentlich aber im ersten Bande, verschmäht der Erzähler alle derartigen unkünstlerischen Mittel. Mit vornehmer Ruhe stellt er dar, keineswegs krankhaft aufregend, aber mit unwiderstehlicher Gewalt anziehend, fesselnd, rührend. Seine Worte ergreifen uns so innig, weil sie so einfach und unverstellt, zugleich so eindringlich und ausführlich die Wahrheit sagen. Eigne Jugendeindrücke und zum Teil wohl auch eigne Gemütserfahrungen hat Spielhagen hier verwertet; nur so konnte ihm das Meisterstück gelingen, das er in der Schilderung des schlichten Tischlerhauses und seiner Bewohner, in der Ausmalung des Verhältnisses zwischen Vater, Mutter und Sohn, in der Darstellung der ersten Freunde und Freundinnen des heranwachsenden Jünglings lieferte. Mögen den herrlichen Eindruck dieser ersten Kapitel dann auch einige Abschnitte, die mehr in der herkömmlichen Romanweise gehalten sind, abschwächen, er verwischt sich doch nie völlig und wird stets wieder aufgefrischt, sobald im weiteren Verlaufe der Geschichte die alten Personen und Verhältnisse wieder auftauchen. Spielhagen weiß uns eben wirklich lebende Gestalten, wahre Menschen mit individuell ausgeprägtem Charakter vor Augen zu stellen. So viele Personen auch auftreten, keine gleicht der andern; keine Figur ist auch nur in kleinen Zügen nach einer Schablone gebildet: alles ist dem Leben abgelauscht, so glücklich, daß wir bei einzelnen Gestalten trotz dem veränderten Namen deutlich die Personen aus dem öffentlichen Leben der letzten zwei Jahrzehnte erkennen, die dem Verfasser zum Modell gedient haben. Und wie folgerichtig und wahr bis in alle Einzelheiten sind diese Charaktere ausgestaltet! Wie ist z. B. jedes Wort Ulrichs für den leicht aufwallenden, aber edelmütigen, burschikos-liebenswürdigen Kraftmenschen bezeichnend! Daraus erklärt sich auch die Anziehungskraft, die ziemlich alle diese Personen während der Lektüre auf uns ausüben, mögen uns ihre Ansichten und Zwecke auch noch so verwerflich erscheinen, ja mögen sie selbst hin und wieder in formal wenig gelungenen Sonetten zu uns reden. Desto besser ist die Prosa, die stellenweise durch solche Verse unterbrochen wird, einfach, natürlich, unverkünstelt, mitunter etwas breit, aber stets klar, anschaulich, bilderreich und von warmer Empfindung belebt. Den Dichter macht nicht nur der Geist, mehr noch das Herz; ein echtes Dichterwerk, spricht Spielhagens Roman denn auch mit beredter Zunge zu dem Geist und Herzen des Lesers.

München. **Franz Muncker.**

Romane und Novellen.

Eine Reihe neuer Romane und Novellen liegt mir zur Beurteilung vor, die, obschon aus keinem bestimmten Gesichtspunkte hiezu gewählt, gleichwohl eine gewisse geistige Verwandtschaft verraten. Ich möchte sie psychologische Romane und Novellen nennen. Es scheint den Verfassern darin fast immer um die Lösung irgend eines psychologischen Problems zu thun gewesen zu sein, durch welches sie das Interesse des Lesers zu erregen und zu fesseln suchten, was meist zu einer bald mehr, bald minder gesuchten Zuspitzung der dargestellten Verhältnisse und Charaktere geführt hat. Dies erregt bisweilen ein Mißbehagen, welches noch dadurch gesteigert wird, daß das Talent sich der Aufgabe nicht immer gewachsen zeigt und die dargestellten Konflikte großenteils auf geschlechtlichen Verirrungen und Fehltritten beruhen. Besonders auffällig tritt jene gesuchte Zuspitzung in dem Romane: „Jusjurandum" von Ida Klein (Prag, Mercy 1886) hervor. Wie schon der gelehrte Titel des Buches andeutet, ist hier eine starke Gabe jenes Selbstbewußtseins vorhanden, dem man bei schöngeistigen Frauen nicht selten begegnet; auch unter den vielen Citaten und Mottos, die zu dem anspruchsvollen Apparat dieses Romanes gehören, sind nicht wenige den Schriften der Verfasserin selber entnommen, obschon sie meist auf nichts als recht gewöhnliche Gemeinplätze hinauslaufen. Da der vorliegende Roman zugleich eine Art von Künstlerroman ist, so hat dies die Verfasserin zu mancherlei musik-ästhetischen Abschweifungen, Ausfällen auf Richard Wagner und seine Verehrer, Erläuterungen der Beethovenschen Sonaten ꝛc. verleitet. Die Verfasserin hat, wie mir scheint, hier zeigen wollen, wie Genie und Seelenadel selbst noch dem Schlamme der menschlichen Gesellschaft entspringen und trotz ihrer Reinheit und Unschuld durch die Schuld anderer zu Grunde gehen können. Alberta, die Tochter eines verworfenen Weibes, ist ein solcher weißer Schwan, ein musikalisches Wunderkind von tadellosester Reinheit der Seele. Es ist aber nicht sowohl die verhängnisvolle Verbindung mit ihrer entsetzlichen Mutter, als die Liebe zu einem jungen Grafen, was sie ins Verderben reißt. Auch Graf Hugo würde ohne die rettende Hand einer trefflichen Schwester im Taumel der Lüste untergegangen sein. In dieser Schwester verehrt er nun ebendeshalb mit schwärmerischer Hingebung das Ideal seines Lebens. Als er daher eines Tags von der Nachricht ihrer tötlichen Erkrankung überrascht und erschreckt wird, legt er in einer romantisch-fatalistischen Anwandlung das Gelübde ab, falls sie am Leben erhalten bleibe, jedem irdischen Glück für sich selbst entsagen zu wollen. Es ist dieses Gelübde, dieser einem phantastischen Einfall nicht unähnlich sehende Schwur, aus welchem die Dichterin das tragische Schicksal der beiden Liebenden zu entwickeln sucht. Ein solches Motiv erweist sich hierzu natürlich nicht stark genug, zumal die Darstellung, die überhaupt nicht frei von dilettantischem Wesen ist, noch an weiteren phantastischen Willkürlichkeiten, sowie an mancherlei Nachlässigkeiten des Stils und schwülstiger Unbeholfenheit des Ausdrucks leidet. Besonders stören gewisse Provinzialismen darin. Ich führe dafür nur folgenden Satz an: „Er hielt das Strafgericht in donnernden Briefworten ober ihrem Haupte, obschon er wußte, daß er sich selbe nicht zu Gewissen führen werde." — In dem Bande „Novellen" (Prag, Mercy 1886), der mir von derselben Verfasserin vorliegt und der reiner im Stil ist, verdient besonders die „Zum guten Engel" bezeichnete Novelle wegen des keken, originellen Motivs Hervorhebung, das zu seiner vollen künstlerischen Entwicklung freilich noch eines größeren Talentes bedurft hätte. Ein schönes, junges Mädchen läßt sich, aus Liebe zu ihrer Mutter, bereden, einem jungen Fremden, der sie dafür reichlich zu belohnen verspricht, ein paar Stunden Gesellschaft zu leisten. Aspasia hat keine Ahnung von der Gefahr, die ihr droht, und da der junge vornehme Fremde keineswegs ein Lüstling ist, sondern selbst zum erstenmale der Versuchung, den verführerischen Weg des Lasters zu betreten, erliegt, so wird ihre Unschuld beiden zur Rettung. Sie beschwichtigt nicht nur das Verlangen der Sinnlichkeit, sondern auch die an dem Zauber ihrer Schönheit erwachende Liebe des jungen Grafen, den sie zum selbstlosen Wohlthäter des Mädchens macht. Der Zufall belohnt jedoch diese Entsagung, indem er die beiden sich heimlich Liebenden später wieder zusammen- und, trotz der Verschiedenheit des Standes und Vermögens, einen Bund fürs Leben herbeiführt. Eine bei ähnlichen Verhältnissen im Sturm der Leidenschaft eingegangene Verbindung führt dagegen in der Novelle „Felsenschlucht" zu einem tragischen Ausgang. Die Verfasserin fand hier wieder Gelegenheit, ihrem Hange zu romantischer Phantastik in überschwänglicher Weise nachzugeben. Schwächer noch erscheinen die Novellen: „Der Vater als Richter" und „Er ist tot."

Ein ungleich durchgebildeteres Darstellungstalent tritt dem Leser aus Hermann Küchlings „Novellen" (Breslau, Eduard Trewendt) entgegen, obschon auch sie von ungleichem Werte sind. „Mephistos Schwiegersohn" behandelt ein Motiv, das auch in Ida Kleins „Jusjurandum" ein Nebenmotiv bildet. Auch hier spielt die Kunst, aber die theatralische Darstellungskunst, eine Rolle. Wie dort Albertas Mutter, hat hier Leonore Vater und Geliebten verlassen und hintergangen, um sich einer leichtfertigen Liebe hinzugeben, die sie ins Elend und Verderben reißt. Wie dort der alte Musikus Flieder, gewinnt hier der biedre Bibliothekar Geßner in späteren Jahren ein tiefes Interesse für die Tochter der Gefallenen, die ihm als das wiedergewonnene Glück seiner verlorenen Jugend entgegentritt. Auch er glaubt sie nicht anders retten zu können, als indem er sie von ihrer trostlosen Vergangenheit völlig loslöst, nur daß er, um dies zu ermöglichen, ihr sogar seine Hand an-

trägt. Gertrud hat sich aber nicht, wie Alberta, die Reinheit ihrer Unschuld zu retten vermocht. Wie ihr tyrannischer Vater sie einst gezwungen, dieselbe im Drange der Not zu opfern, so zwingt er sie auch jetzt wieder, das Geheimnis ihres sittlichen Falles aufs strengste gegen Geßner zu wahren, den sie aus der Fülle eines dankbaren, aber vom Gewissensdrucke belasteten Herzens liebt. In dem Kampfe zwischen Liebe und Pflicht geht das liebenswürdige Mädchen zu Grunde, dessen Fehltritt Geßner nur zu bereitwillig verziehen haben würde, wenn er in Zeiten davon gewußt. — „Wildauer" ist eine Kriminalgeschichte. Es handelt sich darin um eine aus Eifersucht begangne Gewaltthat, in der sich ein früheres Unrecht rächt, da die Eifersucht wesentlich in letzterem hier ihren Grund hat. Die psychologische Entwicklung der Begebenheit ist in ihrer schlichten Einfachheit nicht ohne Feinheit. — Gesuchter ist das Motiv der letzten, „Liebesopfer" benannten Novelle, das in einem jener leichtfertig in die Zeitungen geworfenen Ehegesuche besteht, dem ein junges ehrbares Mädchen aus Liebe zu ihrem alten Vater Folge leistet, sich aber sofort verletzt wieder zurückziehend, als es das frevelhafte Spiel erkennt, das mit ihm getrieben wird.

In seiner „Weltlichen Beichte" empfiehlt sich Ulrich Frank (Leipzig, Wilhelm Friedrich 1887) als gefälliges Darstellungstalent leichtlebiger Stoffe. Die Verfasserin scheint sich mit Vorliebe der Darstellung problematischer Frauencharaktere zuzuwenden. In der Novelle „Schweigen", in welcher das Schweigen dem beglückten Liebhaber zur vornehmsten Ritterpflicht gemacht wird, tritt dem Leser ein junges Mädchen entgegen, das bei dem täuschendsten Scheine der Unschuld einem jungen Manne nach der ersten Begegnung auf einem Balle die weitestgehenden Zugeständnisse unter der Zusicherung unverbrüchlichen Schweigens macht. Die Liebenden, durch Verhältnisse plötzlich getrennt, sehen sich erst nach Jahren in einem Badeort wieder. Das Mädchen ist inzwischen die glückliche und beglückende Gattin eines hohen Beamten geworden. Beide verraten mit keinem Wort, keinem Blick etwas von ihren früheren Beziehungen, obschon das Verhältnis auch jetzt wieder ein sehr freundschaftliches wird. Diese Enthaltsamkeit trägt dem einstigen Liebhaber der Dame den anerkennenden Dank derselben ein, der freilich nicht ganz verdient ist, da das Geheimnis von ihm inzwischen an einen Freund verraten worden, der es nun eben, indiskret genug, der Öffentlichkeit übergiebt. Durch die verschiedene Haltung der beiden Frauencharaktere unter ähnlichen Verhältnissen bildet die Novelle das Gegenstück zu „Mephistos Schwiegersohn". Stärkere Neigung zur Demimonde-Litteratur verrät die Verfasserin noch in „Weinen", der zweiten Novelle des Buchs.

Paul Lanzky erweist sich in seinem „Erlöst vom Leid" (Leipzig, Wilhelm Friedrich 1887) als Anhänger der neuen naturalistischen Schule. Wie in dieser, spielt der Pessimismus auch hier eine Rolle; hat der Verfasser seine Novelle doch geradezu als „pessimistische" bezeichnet. Er behandelt darin die Frage, ob ein mit einer erblichen Krankheit Behafteter ein Recht hat auf Liebe und Ehe, die er nach längerem Kampfe bejahend beantwortet. Wenn man auch seine Weltanschauung nicht teilen sollte, wird man sich doch durch die Folgerichtigkeit seiner einfachen Darstellung, die nicht ohne Tiefe ist, angesprochen finden. Auch das hier behandelte Motiv findet sich, nur noch mit andren Motiven verwickelt, in noch einer andern der mir vorliegenden Dichtungen, in dem Romane: „Aus der Praxis" von Wilhelm Walloth (Leipzig, W. Friedrich 1887) wieder, erscheint hier jedoch in ungleich gesuchterer und dabei zum Teil lüsterner, ja roher Weise behandelt. Wie dort Riccardo, wird hier Emma Bohn, die Tochter einer unheilbaren Geisteskranken, von dem Gedanken beherrscht, mit der Anlage zu dieser furchtbaren Krankheit behaftet zu sein. In ärmlichen Verhältnissen lebend, wird sie plötzlich Erbin eines großen Vermögens, mit der Bedingung jedoch, sich zu verehelichen. Aus Liebe zu ihrer kranken Mutter (auch dieses Motiv kehrt hier wieder) geht sie diese Bedingung in einer Weise ein, welche geeignet scheint, dieselbe ganz zu umgehen. Sie verheiratet sich durch Vermittlung eines Arztes, den sie ins Vertrauen gezogen, mit einem Kranken, der seiner Auflösung entgegen zu gehen scheint und unmittelbar nach Abschluß der Ehe ins Hospital geschafft wird. Der Zufall will jedoch, daß dieser Kranke, ein junger Maler, der keine Ahnung von dem mit ihm getriebenen frevelhaften Spiel hat, nicht nur Emma leidenschaftlich liebt, sondern wider Erwarten nach einiger Zeit geheilt aus dem Krankenhause entlassen wird. Er trifft gerade in dem Augenblicke bei seinem Weibe ein, wo dieses nach längerem Kampfe auf dem Punkte steht, den sie bedrängenden Bewerbungen jenes Arztes, eines Freundes des Malers, nachzugeben, der ihre Ehe vermittelt hat. Anfangs legt der betrogene Gatte sich die Verwirrung beider und das kühle Ausweichen Emmas zu seinem Vorteile aus. Endlich durchschaut er doch das mit ihm getriebene Spiel und zieht sich verletzt von seinem Weibe zurück. Bis hieher ist es dem Dichter so ziemlich gelungen, das Interesse des Lesers zu fesseln. Die weitere, zu einer schließlichen Versöhnung führende Entwicklung sinkt jedoch in bedenklicher Weise, obschon die drastischesten Mittel: lüsterne Modellscenen, Mordanschläge, schamloser Ehebruch, versuchter Selbstmord dafür aufgeboten werden.

Minder ausschweifend in der Erfindung, wenn schon noch immer willkührlich und phantastisch genug, ist ein zweiter, „Seelenrätsel" benannter Roman desselben Verfassers (Leipzig, W. Friedrich 1887). Er bildet in vieler Beziehung ein Gegenstück zu der Novelle: „Felsenschlucht" von Ida Klein, nur daß es hier nicht der Mann, sondern ein junges, vom Glücke verzogenes Mädchen ist, welches, um einer sie bedrohenden Konvenienzheirat zu entgehen, sich nicht nur über alle Standesvorurteile hinwegsetzt, sondern auch dem geliebten Manne, dem Sohne eines im Dienste ihres Vaters stehenden Försters, in der bedenklichsten Weise entgegenkommt. In der That ist ihre Leidenschaft stark genug, sowohl den Widerstand ihres Vaters, als den beleidigten Stolz ihres ohnedies kühlen Geliebten zu überwinden, während in „Felsenschlucht" gerade der unversöhnliche Stolz des beleidigten Weibes den tragischen Ausgang herbeiführt.

Obschon unter all diesen Dichtungen von sehr verschiedenem Wert nicht eine von wahrhafter poetischer Bedeutung ist, so stehen doch die unter dem Titel „Wahres und Erträumtes" veröffentlichten Arbeiten von Cécile, Gräfin Kayserling-Rautenburg (Berlin u. Rostock. Verlag der Album-Stiftung 1887) hinter ihnen allen zurück. In „Am einsamen Kreuz" liegt eine oberbairische Dorfgeschichte vor, in der man bekannte Motive in phantastischer Behandlung begegnet. Es ist schwer zu sagen, was daran wahr, was erträumt ist. „Zurück in die Welt" ist eine Kriminalgeschichte, welche von der Wiederherstellung eines ungerecht Verurteilten handelt. Ihr dürfte zum Teil ein wahrer Vorgang zu Grunde liegen. Das Erträumte aber herrscht jedenfalls in den phantastischen „Kinderscenen Schumanns im Traum und Märchenlande erläutert" vor.

Einer ganz andren Gattung erzählender Dichtungen gehören endlich die mir noch vorliegenden, unter dem Titel: „Allerhand Slag Lüd", erschienen „Geschichten för den Winterabend" von Johann Hinrich Fehrs in plattdeutscher Mundart an. Nicht nur, weil sie uns aus den Kreisen der Ganz- und Halbwelt in die tieferen Schichten des Volks herabführen, sondern auch, weil hier die Charakterschilderung bei möglichster Naturtreue die Hauptsache ist. Klaus Groth, dem diese Erzählungen gewidmet sind, dürfte den Verfasser auch wesentlich beeinflußt haben; doch ist er keineswegs bloßer Nachahmer. Seine Darstellungen beruhen auf eigner, guter Lebensbeobachtung, und wenn er die Natur auch mit Vorliebe im Niederen sucht, so weiß er dieses doch mit gesundem Humor zu beleuchten, ihm das Eigentümliche mit behaglicher Freude abzugewinnen und es in der frischen, anschaulichen Sprache und aus dem Geiste des Volkes zu schildern.

Dresden. **Robert Prölß.**

Redigiert unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung. — Nachdruck, auch im Einzelnen, ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt.
Druck von A. Bonz' Erben in Stuttgart.

Deutsche Dichtung.

II. Band. 12. Heft. Herausgeber: Karl Emil Franzos. 15. September 1887.





Lieutenant Burda.

Eine Novelle aus Österreich von Ferdinand von Saar.

(Schluß.)

IV.

Weihnachten und Neujahr waren herangekommen. Ich hatte diese festliche Zeit, soviel es anging, im Kreise meiner Verwandten zugebracht, war daher mit Burda, der jetzt mehr als je seine eigenen Wege verfolgte, nur wenig zusammengetroffen. Erst der beginnende Karneval brachte uns einander wieder näher. Burda forderte mich nämlich eines Tages auf, mit ihm den Hofball zu besuchen, der demnächst stattfinden sollte und an welchem jeder Offizier teilnehmen konnte. „Du kannst Dir wohl denken," sagte er, „was mich dazu bestimmt. Die Prinzessin erscheint jedenfalls auch, und somit ist die erste, vorderhand einzig mögliche Gelegenheit zu persönlicher Annäherung geboten. Man wird es herbeizuführen wissen, daß ich vorgestellt werde — das weitere findet sich dann. Im übrigen ist es jedenfalls interessant, ein solches Fest in Augenschein zu nehmen." Ich pflichtete bei und wir trafen die nötigen Verabredungen.

Es war ein eisig kalter, dunkler Januarabend, als Burda und ich — wir hatten einen Fiaker genommen — in der Hofburg vorfuhren und die hell erleuchtete Treppe hinanstiegen. Der Eintrittssaal war noch ziemlich leer, nur dienstthuende Hofchargen, einige höhere Militärs — darunter auch der Adjutant des Fürsten L . . ., ein noch sehr junger, etwas stutzerhaft aussehender Major — und mehrere Staatsbeamte, welche Ordensritter waren, standen in kleinen Gruppen verteilt. Nach und nach aber bewegte es sich immer zahlreicher durch die hohen, weit geöffneten Flügelthüren herein. Es glänzte und flimmerte von gold- und silbergestickten Uniformen, von Ordensbändern und Sternen; die Großwürdenträger des Reiches erschienen, darunter ungarische und polnische Magnaten in reicher, malerischer Nationaltracht. Endlich die Damen: ein blendendes Gewoge von Spitzen, Sammet und Seide, von Blumen und Federn, von Diamanten und Perlen. Entblößte Nacken und Arme schimmerten; stolze, ausdrucksvolle Frauenköpfe tauchten auf, helle und dunkle Augen leuchteten, rosige Lippen lächelten Grüße zu. All das bewegte und drängte sich mehr oder minder rasch dem großen Saale zu, der die Zuströmenden aufnahm.

Die Prinzessinnen L... waren noch nicht erschienen, und schon begann das Antlitz Burdas, mit welchem ich mich nahe am Eingang hielt, sich zu verfinstern, als sie in Begleitung einer älteren Dame von auffallender Hoheit in Gestalt und Blick hereintraten, heute alle drei in duftiges, mit kleinen Silberflittern übersäetes Weiß gekleidet, Maiglöckchen im Haar — ein entzückendes Bild jugendlicher Anmut und Frische. Diesmal konnte ich deutlich wahrnehmen, daß Burda sofort bemerkt wurde. Um die Lippen der beiden älteren zuckte es eigentümlich, während die jüngste — ich glaubte mich nicht zu täuschen — wie unmutig das Haupt abwandte und mit einer gewissen Hast dem Saale zudrängte.

Als nun auch wir denselben betraten, standen wir vor einer dichten Menge, welche keinen Überblick gestattete, während der Schall der verworrenen Stimmen wie fernes Meeresbrausen an unser Ohr schlug. Plötzlich trat tiefe Stille ein, und die Massen teilten sich. Eine Thür hatte sich geöffnet, auf deren Schwelle der Ceremonienmeister erschien, das Nahen des Hofes ankündigend. Gleich darauf zeigte sich der jugendliche Monarch, der damals seine hohe Braut noch nicht heimgeführt hatte, eine Erzherzogin am Arm. Hinter ihnen die männlichen und weiblichen Familienmitglieder, dann der gesamte Hofstaat, mit dem Fürsten L . . . an der Spitze. Der Kaiser geleitete seine Dame nach der Balustrade, woselbst sie im Kreise der übrigen Platz nahm. Gleich darauf erscholl der Taktierstab des Kapellmeisters — und der Ball begann.

Sofort vollzog sich eine Bewegung im Saale. Die älteren Herren verließen denselben oder zogen sich in entfernte Ecken zurück, während die Tanz-

lustigen, so gut es anging, in der Nähe der Damen blieben, welche längs der Wände zu sitzen kamen.

Ich selbst hatte mich von Burda zurückgezogen und war mit mehreren andern in eine offene Verbindungsthür getreten; von dort aus konnte ich den ganzen Saal überblicken, wo der Tanz bereits begonnen hatte. Bald fiel mir auch unter den walzenden Paaren die Prinzessin ins Auge, die mit einem blutjungen Dragoner-Offizier von kleiner, aber zierlicher Gestalt lustig dahin flog. Ich spähte nach Burda und fand ihn an einem Pfeiler stehen, den er auch hier, hart an einem Spiegel, zu behaupten gewußt hatte. Wie ich ihn, der, ein Bild starrer Erwartung, vor sich hinblickte, so betrachtete, kam mir seine Erscheinung weit weniger vornehm und anziehend vor, als sonst; er wurde offenbar von der ganzen Umgebung in den Schatten gestellt. Auch fiel mir jetzt zum erstenmal auf, daß seine Gesichtszüge eigentlich unbedeutend waren und daß er eine sehr kleine, gedrückte Stirn hatte.

Während ich so meine Betrachtungen anstellte, fühlte ich mich leicht an der Schulter berührt. Ich wendete mich um und stand dem Adjutanten des Fürsten gegenüber.

„Dürfte ich Sie bitten," sagte der Major sehr freundlich mit leiser Stimme, „mir einen Augenblick Gehör zu schenken, Herr Lieutenant. Ich hätte ein paar Worte mit Ihnen zu sprechen." Er faßte mich zuvorkommend beim Arme und führte mich in ein kleineres Nebengemach, wo ein vereinsamtes Büffet stand. Dort lud er mich zum Sitzen ein und begann, indem er mir vertraulich näher rückte: „Vor allem möchte ich Sie fragen, wie der große, schlanke Offizier heißt, welcher im Saale an einem Spiegelpfeiler steht. Sie werden wohl wissen, wen ich meine, da Sie, wenn ich nicht irre, in seiner Gesellschaft hier erschienen sind."

Ich war begreiflicherweise gleich anfangs sehr betreten gewesen; nun aber suchte ich mich zu fassen und nannte mit möglichster Unbefangenheit den Namen Burdas.

„Und darf ich mir erlauben, weiter zu fragen, ob Sie mit diesem Herrn näher bekannt sind — das heißt, ob Sie mit ihm auf vertrautem Fuße stehen?"

Ich erwiderte, daß Burda mein Freund sei.

„Das ist mir lieb," sagte der Major, indem er seine Hand leicht auf die meine legte. „Denn Sie können Ihrem Freunde auch einen wahren Freundschaftsdienst erweisen. Wollen Sie das?"

Diese Worte klangen höchst einschmeichelnd; aber mir ahnte nichts Gutes. „Gewiß bin ich bereit — und wenn Sie mir erklären wollen — —"

Er lehnte sich zurück und hustete leicht. „Nun," begann er „das ganze ist von nicht allzu großer Bedeutung — aber immerhin eine delikate Angelegenheit. Ihrem Freunde hat es nämlich beliebt, an der jüngsten Tochter meines Chefs Wohlgefallen zu finden. Nun steht dies allerdings jedermann frei, besonders einem in jeder Hinsicht so ausgezeichneten Offizier, wie dies Ihr Freund ohne Zweifel ist. Nur mit den Kundgebungen seines Wohlgefallens sollte er, in richtiger Erwägung der Umstände, etwas vorsichtiger sein. Daß er im Theater beständig nach der fürstlichen Loge blickt, möchte noch hingehen. Allein die Prinzessin kann seit einiger Zeit kaum mehr ans Fenster treten, ohne den Herrn Lieutenant zu gewahren, der vor dem Palais auf und nieder schreitet; sie kann keinen Spaziergang unternehmen, ohne von ihm, wie von ihrem Schatten, gefolgt zu werden — ja selbst wenn sie ausfährt, weiß es Ihr Freund so einzurichten, daß er beim Ein- und Aussteigen stets in der Nähe ist. Unlängst ist es sogar vorgekommen, daß, als der Wagen eine Zeit lang vor einem Juwelierladen hielt, eine Rose durch das offene Coupéfenster geworfen wurde. Im Anfang," fuhr der Major mit ironischem Lächeln fort, „hat man die Sache nicht allzu übel aufgenommen. Sie wissen ja, junge Damen sind — wie soll ich sagen — unter allen Umständen nicht ganz frei von einer gewissen Koketterie. Bald aber moquierte man sich — und jetzt, da bereits zum zweitenmale mit der Post anonyme Verse eingetroffen sind, in welchen die licentia poetica bis zum äußersten getrieben wurde — jetzt fängt man an, diese fortgesetzten Huldigungen unerträglich zu finden, und hat sich bemüßigt gesehen, den durchlauchtigsten Papa ins Vertrauen zu ziehen. Dieser hat wieder mich beauftragt, die Sache in unauffälligster, schonendster Weise beizulegen, und ich selbst glaube am besten zu thun, wenn ich Sie jetzt herzlich bitte, Ihren Freund auf das Unstatthafte seines Benehmens aufmerksam zu machen."

Da hatte ich nun, was ich vorausgesehen, und befand mich in größter Verlegenheit. „Sie werden nicht verkennen, Herr Major," sagte ich nach einer Pause, „welch peinlichen Auftrag Sie mir da erteilen. Es fällt immer ein schiefes Licht auf denjenigen, der sich in fremde Angelegenheit mischt, und oft wird gerade der wohlmeinendste Rat zur Beleidigung. Das aber habe ich meinem Freunde gegenüber zu befürchten, der in jeder Hinsicht von äußerster Empfindlichkeit ist. Da ich jedoch erkenne, daß ihm jedenfalls ein Wink gegeben werden muß,

so werde ich es trotzdem versuchen, wenn ich auch — und ich bitte dies wohl zu beachten — für den Erfolg nicht einstehen kann."

„Gewiß, das können Sie nicht," sagte der Major, indem er aufstand. „Aber ich lege Ihnen die Sache noch einmal ans Herz, denn ich würde es aufrichtig bedauern, wenn ich gezwungen wäre, andere Wege einzuschlagen." Er hatte bei diesen Worten eine etwas strenge Miene angenommen und reichte mir die Hand zum Abschied.

Den unerquicklichsten Gedanken und Empfindungen überlassen, ging ich noch eine Weile auf dem glatten Fußgetäfel des stillen Raumes auf und nieder, in welchen die Tanzmusik, leicht gedämpft, herüberdrang. Da war denn der leuchtende Traum Burdas zerflossen und hatte einer höchst unangenehmen Wirklichkeit Platz gemacht! Was sollte ich nun thun? Wie dem Verblendeten die Augen öffnen, um ihn vor dem Fluch der Lächerlichkeit und vor noch Schlimmerem zu bewahren? Ich trat an das Büffet und trank ein Glas Limonade, ohne den Süßigkeiten Beachtung zu schenken, die vor mir in allen Formen und Farben aufgehäuft waren. Dann machte ich mich wieder auf den Weg nach dem Saale, wo eben eine Française zu Ende ging. Wie ich bemerken konnte, hatte die Prinzessin auch diese mit dem jungen Dragoner-Offizier getanzt, dessen zartes, fast mädchenhaftes Gesicht sehr erhitzt aussah. Als sich jetzt die Reihen lösten und die Paare Arm in Arm nach rechts und links auseinander bogen, verließ eine Schar von Zuschauern den Saal; darunter auch Burda, der kreidebleich war und mich kaum erkannte, als ich jetzt auf ihn zuging.

„Ach, Du bist's," sagte er endlich. „Wo hast Du denn gesteckt?"

„Ich war in einem Nebenzimmer, wo ich mich nach einigen Erfrischungen umgesehen hatte."

„Und sonst — wie unterhältst Du dich?" fragte er zerstreut.

„So ziemlich. Und Du?"

„O gut, ganz gut! Aber ich gehe jetzt."

„Schon jetzt?"

„Ja, ich habe Kopfschmerzen; mir war den ganzen Tag nicht recht wohl — —"

„Nun, dann gehe ich gleich mit. Ich habe hier auch nichts mehr zu suchen."

Ich konnte bemerken, daß ihm meine Begleitung sehr unangenehm war. Aber ich kehrte mich diesmal nicht daran. Er hatte sich offenbar in seinen Erwartungen getäuscht gesehen, war tief verstimmt — und so nahm ich mir vor, an seiner Seite zu bleiben und das Eisen zu schmieden, solang es noch glühte.

Auf der Straße angelangt, schlug er den Kragen seines Mantels hinauf und eilte so rasch über den Josefsplatz, daß ich Mühe hatte, ihm zu folgen. „Warum läufst Du denn so?" rief ich ihm zu.

„Du hast doch gehört, daß ich Kopfschmerzen habe," erwiderte er zornig, ohne mich anzusehen. „Ich will bald zu Hause sein."

„Du bist übler Laune," sagte ich. „Dir ist etwas Unangenehmes begegnet."

„Mir? Wieso? Warum?"

„Ich weiß es," erwiderte ich fest. „Man hat sich auf dem Balle nicht umsonst Deinetwegen an mich gewendet."

Er blieb wie versteinert stehen. „An Dich? Meinetwegen? Was willst Du damit sagen?" fragte er mit bebender Stimme.

Und nun teilte ich ihm, während wir weiterschritten, das Gespräch mit dem Major mit. Um ihn fürs erste möglichst zu schonen, streifte ich den heikelsten Punkt, nämlich den Unwillen der Prinzessin, nur flüchtig und legte das Hauptgewicht auf den Fürsten und auf den Auftrag, den dieser seinem Adjutanten erteilt hatte.

Aber der Erfolg war ein ganz anderer, als ich vorausgesetzt. Bei jedem Worte, das ich sprach, schien er freier und leichter aufzuatmen; sein Antlitz erhellte sich — und plötzlich rief er mit triumphierendem Lachen: „Also das ist es? Das!"

Ich sah ihn verwundert an.

„Also deswegen," fuhr er fort, „hat sie mich heute wie absichtlich keines Blickes gewürdigt? Deshalb hat sie in einemfort mit diesem jungen Laffen, dem Prinzen A . . . getanzt?! O lieber Freund, ich könnte Dich für Deine Mitteilung umarmen!" Und damit schritt er, sich froh in die Brust werfend, dahin.

„Aber lieber Freund, bedenke doch," sagte ich ernst.

„Nein! Nein! kein Wort mehr: ich weiß genug! Es kann sein, daß ich mich in letzter Zeit etwas unvorsichtig benommen; vielleicht hat sich die Prinzessin selbst unklugerweise irgendwie verraten — und nun, da man merkt, wie es steht, will man mich ins Bockshorn jagen. O ich kenne das!"

Ich war äußerst unzufrieden mit mir und verwünschte es, daß ich so rücksichtsvoll vorgegangen. Ich hätte alles geradezu heraussagen sollen; denn nun hatte ich ihn gewissermaßen selbst zu dieser irrigen Auffassung verleitet. Diesen Fehler suchte ich wieder gut zu machen, indem ich sagte: „Du bist im Irrtum und sollst daher rundweg erfahren, daß sich die Prinzessin bei ihrem Vater über Dein Vorgehen beschwert hat."

Er lachte laut auf. „Das ist die rechte Höhe! Verzeih, lieber Freund, Du bist in der That ein höchst naiver Mensch. Begreifst Du denn nicht, daß man jetzt vor allem trachten muß, mich ihr gegenüber zu entmutigen? Nein, nein, mein Teuerer, bemühe Dich nicht. Wie gesagt: ich weiß genug. Das weitere wird meine Sache sein. Aber nun fühle ich das Bedürfnis, allein zu bleiben. Du wirst mich entschuldigen. Adieu! Schlaf wohl!" Und er ließ mich an der Ecke der Singerstraße, wo wir eben angelangt waren, stehen und bewegte sich raschen Ganges mit stolz erhobenem Haupte dem Stefansplatze zu.

Ich ging langsam nach Hause. Je länger ich über das Vorgefallene nachdachte, desto mehr kam ich zur Einsicht, daß ich ein solches Ergebnis hätte erwarten können. Er war in seine fixen Ideen dermaßen verrannt, daß nur der allerunsanfteste Zusammenstoß mit der Wirklichkeit ihn zur Besinnung bringen konnte. Mochte dieser Zusammenstoß erfolgen! Ich hatte das meinige gethan und Burda mußte sich die Folgen selbst zuschreiben, wenn er meine Ermahnungen in den Wind schlug. — —

Seitdem waren kaum zwei Tage verstrichen, als er, der mir inzwischen sichtlich ausgewichen war, nach flüchtigem Pochen an die Thür in mein Zimmer stürzte. „Nun, was sagst Du dazu?" rief er, indem er ein kleines bedrucktes Blättchen vor mich hin auf den Tisch schnellte. „Lies!"

Es war ein Zeitungsausschnitt, der ein Inserat enthielt. Dasselbe lautete:

„Tellheim.

Wir werden beobachtet. Äußerste Vorsicht geboten. Hoffe und vertraue! Unveränderlich F."

„Nun," drängte er, „verstehst Du? Begreifst Du?"

„Was soll ich denn verstehen?" fragte ich, ihn zweifelhaft anblickend.

„Nun, so will ich Deiner Fassungskraft zu Hülfe kommen. „Tellheim" — damit bin ich gemeint. „Wir werden beobachtet" — geht Dir noch immer kein Licht auf? „Äußerste Vorsicht geboten" — werde ich mir nicht zweimal sagen lassen. „Hoffe und vertraue! — Unveränderlich F." — Fanny. Du weißt doch, daß die Prinzessin Fanny heißt."

„Also Du glaubst . . . ?" rief ich, außer mir vor Erstaunen über diese neue Phase seines Wahnes. „Aus welcher Zeitung ist das?"

„Aus dem Fremdenblatt." Dieses Journal wurde damals in den weitesten Kreisen gelesen und war so ziemlich das erste, das sich mit derlei Einrückungen befaßte.

„Du setzest wirklich voraus, daß die Prinzessin in das Ankündigungsbureau des Fremdenblatts — "

„Nicht sie — nicht sie selbst," unterbrach er mich rauh. „Bist Du denn so ganz weltunkundig, daß Du nicht weißt, daß es vertraute Zofen giebt?"

„Allerdings, in Romanen. Aber selbst angenommen, daß man sich einer solchen Vermittlerin bedient, so wäre es doch weit einfacher — und auch weit besser gewesen, wenn man Dir geschrieben hätte."

Er stutzte. „Vielleicht," erwiderte er verwirrt. „Und sie würde mir auch gewiß geschrieben haben," setzte er, froh eine Ausflucht vor sich selbst zu finden, rasch hinzu, „wenn sie nur meinen Namen wüßte."

„An Deiner Stelle würde ich es sehr sonderbar finden, daß dies jetzt noch nicht der Fall ist. Es wäre doch sehr leicht gewesen, Deinen Namen zu erfahren."

„Allerdings," bekräftigte er, ärgerlich darüber, daß ich ihn in diese Klemme gebracht. Aber schon zeigte er sich von einer plötzlichen Eingebung erleuchtet. „Und man wird ihn auch wissen. Aber Geschriebenes bleibt nun einmal Geschriebenes und kann sich unter Umständen zu einem gefährlichen, weil verräterischen Dokumente gestalten, während ein solches Inserat immer und ewig nur dem Eingeweihten verständlich bleibt. Ich sehe übrigens," fuhr er mit zusammengezogenen Brauen kühl und gemessen fort, „daß Du Dich, um mir nicht zustimmen zu müssen, gewaltsam gegen diese sprechende Thatsache verstockst. Ich finde dies, nachdem Dich der Major ins Vertrauen gezogen, auch sehr begreiflich. Du kannst übrigens in dieser Hinsicht vollkommen beruhigt sein. Denn insoweit kennst Du mich wohl, daß ich der Mann bin, der nach allem, was da vorgefallen, die äußerste Zurückhaltung beobachten wird. Daher auch diese ganze Angelegenheit zwischen uns beiden von heute an nicht mehr zur Sprache kommen soll." Er verbeugte sich sehr förmlich und ging aus dem Zimmer.

Mochte er gehen! Wenn er nunmehr vollkommene Zurückhaltung bewahrte, so war dies gut für ihn, erwünscht für diejenigen, die seinen Kundgebungen ausgesetzt gewesen. Der Zweck meiner Mission war erfüllt. Im übrigen konnte die Sache auf sich beruhen.

V.

Seit jenem Tage war zwischen mir und Burda eine Entfremdung eingetreten, wir trafen nur bei unvermeidlichen Anlässen zusammen und sprachen dann über ganz gleichgültige Dinge. Dazu kam noch, daß ich zu einer dienstlichen Verwendung be-

stimmt wurde, die mich eine Zeit lang von Wien ferne hielt, und so war bereits der Frühling im Anzug, als ich wieder dorthin zurückkehrte.

Nicht ohne Unbehagen hatte ich meinem ersten Zusammentreffen mit Burda entgegengesehen und war daher nicht wenig erstaunt, als er mich bei dem Besuche, den ich ihm doch abstatten mußte, sehr herzlich empfing. „Lieber Freund," sagte er mit einer gewissen Wehmut, indem er die Arme ausbreitete, „ich freue mich unendlich, Dich wieder zu sehen. Offen gestanden: ich habe mich während Deiner Abwesenheit recht sehr vereinsamt gefühlt. Allerdings," fuhr er leicht errötend fort, „durch eigene Schuld. Wir hätten ja wenigstens in brieflichem Verkehr bleiben können, wenn ich nicht damals durch mein schroffes Benehmen — — Nun, Geschehenes läßt sich nicht ungeschehen machen, und ich kann Dich nur bitten, zu vergeben und zu vergessen."

Ich versicherte, daß dies längst der Fall sei.

„Ich weiß, ich weiß. Du bist ein guter, vortrefflicher Mensch — der einzige, dem ich mich anvertrauen kann. Daher habe ich auch Dein Eintreffen mit Sehnsucht erwartet. Denn Du bist jetzt in der Lage, mir einen außerordentlichen Freundschaftsdienst zu erweisen. Ich habe nämlich," fuhr er etwas kleinlaut fort, „die Dame, die ich Dir ja nicht zu nennen brauche, schon lange — schon sehr lange nicht mehr gesehen. Du kannst Dir meine Bestürzung vorstellen, als sie aufhörte im Theater zu erscheinen. Da sich aber endlich auch ihre Schwestern nicht mehr in der Loge zeigten, so schloß ich auf irgend einen besonderen Umstand — und hatte auch das Richtige getroffen. Denn wie ich durch einen günstigen Zufall — nachzuforschen wagte ich ja nicht — in Erfahrung gebracht, waren im fürstlichen Hause die Masern ausgebrochen, an welchen sämtliche Töchter darniederlagen. Nun aber sind die beiden älteren längst wieder gesund und man erblickt sie nach wie vor im Theater, nur die jüngste bleibt unsichtbar. Meine Besorgnis ist also um so mehr zum äußersten gediehen, als ich bei der Vorsicht, die mir, wie Du weißt, zur Pflicht gemacht wurde, für meine Person keinerlei Erkundigungen einziehen kann. Du aber hast hier in bürgerlichen Kreisen Freunde und Bekannte, und es dürfte nicht auffallen, wenn einer derselben beim Portier Nachfrage hielte."

Da dies leicht zu bewerkstelligen war, so sagte ich zu und konnte ihm auch schon binnen kurzem mitteilen, daß die Prinzessin noch immer an einem Folgeübel der Masern leide, aber baldiger Genesung entgegensehe; eine Nachricht, welche Burda mit melancholischer Freude aufnahm.

Inzwischen war es wirklich Frühling geworden. Die Bäume auf dem Glacis hatten Knospen und Blätter getrieben, der Rasen schimmerte in zartem Grün, und die Feierlichkeiten, welche zu jener Zeit anläßlich der kaiserlichen Vermählung stattfanden, waren vom herrlichsten Wetter begünstigt. Aber nebenher war auch die orientalische Frage wieder einmal eine brennende geworden, und schon hatten sich die diplomatischen Fäden jener europäischen Verwickelungen angesponnen, welche später mit dem Krimfeldzuge und durch die Einnahme von Sebastopol einen vorläufigen Abschluß finden sollten. Auch Österreich mußte inmitten der allgemeinen Rüstungen Stellung nehmen und schob Observationstruppen an die nördlichen und südöstlichen Grenzen des Reiches vor. Infolgedessen wurden einige Regimenter auf den Kriegsstand gesetzt, so auch unseres, indem es gleichzeitig Marschbereitschaft erhielt, um, wie der Befehl lautete, vorläufig in Böhmen Standquartier zu nehmen.

Diese kriegerischen Aussichten wurden von den Offizieren mit begeistertem Jubel begrüßt, und auch Burda würde in denselben mit eingestimmt haben, wenn ihn nebstbei nicht der Gedanke betrübt und gequält hätte, daß er jetzt die Prinzessin kaum mehr würde sehen können — und daß er sie, wie er sich ausdrückte, in einer doppelt ungewissen und schmerzlichen Lage zurücklasse.

Der Tag des Abmarsches kam heran. Am Abend vorher bat mich Burda, noch einmal mit ihm ins Burgtheater zu gehen. „Du wirst sehen," sagte er, „sie kommt heute. Etwas in meinem Innern deutet darauf hin. Sie wird unter allen Umständen erfahren haben, daß das Regiment morgen marschiert, — und wird das Möglichste daran setzen, mir wenigstens einen Scheideblick spenden zu können."

Ich hatte mich schon gewöhnt, auf derlei Reden kein Gewicht mehr zu legen. Ich bestärkte ihn weder in seinen Voraussetzungen, noch entmutigte ich ihn; ich hörte mit einem gewissen teilnahmsvollen Schweigen zu, das er sich auslegen mochte, wie er wollte. Übrigens hatte er selbst seine frühere Empfindlichkeit und Reizbarkeit verloren: er war weich und hingebend geworden. Es war ihm offenbar nur mehr darum zu thun, jemanden zu haben, dem er seine Gedanken und Gefühle aussprechen konnte, unbekümmert ob man ihm zustimmte oder nicht.

Es wurden drei kleinere Stücke gegeben. Während des ersten blieb die Loge leer, bei Beginn des zweiten aber — ich traute kaum meinen Augen — erschien wirklich die Prinzessin. Und zwar ganz schwarz gekleidet — und allein. Das heißt,

so gut wie allein, denn die Dame, welche neben ihr Platz nahm, war ohne Zweifel ein Gesellschaftsfräulein oder ähnliches. Burda stieß mich leicht an; denn sagen konnte er nichts in dem Gedränge, das uns umgab.

Ich blickte nach der Prinzessin. Sie sah auffallend bleich und angegriffen aus. In der Hand hielt sie einen kleinen Veilchenstrauß, welchen sie von Zeit zu Zeit, den Duft einatmend, nahe an das Antlitz brachte.

Nachdem das Stück zu Ende gegangen war, erhob sie sich mit allen Zeichen der Ermüdung und verschwand samt ihrer Begleiterin. Da jetzt in der Zwischenpause um uns her einige Bewegung entstand, flüsterte mir Burda zu: „Ich glaube, man ist fort. Wir wollen noch den Beginn des letzten Stückes abwarten, dann gehen wir auch.“

Wir schoben uns, um später keine Störung zu verursachen, näher dem Ausgange zu, und da die Loge wirklich leer blieb, entfernten wir uns schon nach den ersten Scenen, die nun auf der Bühne folgten. Nachdem wir unsere Mäntel genommen hatten, blieb Burda im leeren Foyer stehen. „Nun, habe ich richtig geahnt?“

Ich wußte nicht, was ich erwidern sollte.

„Man sah, wie leidend sie noch immer ist,“ fuhr er fort. „Welche Überwindung muß es ihr gekostet haben, das Theater zu besuchen. Und was sagst Du dazu, daß sie in Trauer erschienen ist?“

„Das kann ein Zufall sein,“ sagte ich, fast zornig gegen eine Annahme kämpfend, die, ich muß es gestehen, unwillkürlich in mir selbst aufgetaucht war. „Vielleicht ein entfernter Todesfall in der Familie — oder eine Hoftrauer, deren Ansage uns nicht mehr zugekommen ist.“

„Möglich,“ warf er leicht hin, meiner Meinung sorgfältig ausweichend. „Aber was ist das?“ fuhr er fort, indem er mit der Hand seine linke Brustseite betastete. Dann knüpfte er rasch seinen Mantel auf und zog aus der inwendig angebrachten Tasche einen Veilchenstrauß hervor, den er anfänglich selbst mit ungläubiger Überraschung betrachtete. Endlich aber richtete er sich hoch empor und sagte, indem er mir die Blumen entgegenhielt, sehr ernst: „Lieber Freund, ich rede jetzt nichts mehr. Du hast, dessen bin ich sicher, diese Veilchen in der Hand der Prinzessin gesehen — und nun finde ich sie hier in meiner Brusttasche . . Leb wohl! Ich darf Dich nicht länger Deinen Angehörigen, von welchen Du wohl noch Abschied wirst nehmen wollen, entziehen und danke Dir für Deine Begleitung.“ Damit reichte er mir die Hand und ging.

Ich war betroffen und verwirrt. Sollten diese Veilchen wirklich . . .? Doch nein! Es war ein Strauß wie jeder andere von den vielen hunderten, welche um diese Jahreszeit an allen Straßenecken feilgeboten wurden. Mußte es also gerade derjenige sein, den die Prinzessin . . .

Dem will ich auf den Grund kommen, sagte ich zu mir selbst und kehrte nach einigen Schritten, die ich schon auf die Straße hinaus gethan, wieder um, um mich in die Garderobe zu begeben. Der eine von den beiden Wärtern, ein schmächtiges, grauhaariges Männchen, das gewöhnlich die Offiziere zu bedienen pflegte, war eben auf seinem Stuhl sanft eingenickt. Bei meinem Erscheinen fuhr er empor. Ich trat vertraulich auf ihn zu und fragte: „Erinnern Sie sich des Offiziers, der gerade vorhin mit mir wegging?“

Der Alte sah mich noch immer etwas schlaftrunken an, dann rief er: „O gewiß! Wie sollt ich nicht? Der große Herr Lieutenant — — den kenn' ich sehr gut.“

Ich hatte dies erwartet. Denn Burda, wenn auch im allgemeinen sehr haushälterisch, liebte es doch, sich solchen Leuten gegenüber äußerst freigebig zu erweisen. „Nun also, dann können Sie mir vielleicht auch sagen, auf welche Art ein Veilchenbouquet in die Manteltasche des Herrn Lieutenants gekommen ist?“

„Veilchenbouquet? In die Tasche des Herrn Lieutenants!?“ rief der Alte und schlug fast die Hände über den Kopf zusammen. Dann wühlte er verzweifelt in den Militärmänteln, welche dicht übereinander an der Wand des schmalen Raumes hingen. „Richtig! Richtig!“ stöhnte er; „da hab' ich eine schöne Konfusion gemacht!“

„Wieso?“

„Nun sehen Sie: das Bouquet war von einer Dame im zweiten Parterre — nicht mehr jung — aber interessant, sehr interessant. Sie hatte mich gebeten, es einem Hauptmann vom Regiment Alexander — Sie kennen ihn vielleicht — den mit dem ungeheuren Schnurrbart — in die Tasche zu praktizieren. Nun hat der auch solche Aufschläge — wenn auch mehr orangegelb — aber so bei Nacht — und der Mantel des Herrn Lieutenants hing gleich neben dem seinen — und da — —“ er vollendete nicht und machte nur bezeichnende Geberden des Verwechselns.

„Nun, nun,“ sagte ich, „nehmen Sie die Sache nicht so tragisch. Es braucht ja weder der Hauptmann, noch die interessante Dame davon zu erfahren. Und sollte man Sie wirklich zur Rede

stellen, so können Sie Ihr Versehen ruhig eingestehen; es war ja kein Verbrechen. Nehmen Sie dies zu einstweiligem Trost."

Er empfing das Gereichte mit einem devoten Knix; zeigte aber nichts destoweniger immer noch große Unruhe.

Das also war herausgebracht. Aber wie stand es mit der schwarzen Kleidung? Gewiß ebenso, wie damals mit der gelben Toilette, die man offenbar ganz zufällig gewählt, da man sich, in der Absicht, nach dem Theater mit dem Fürsten eine Gesellschaft zu besuchen, anders gekleidet hatte als die Schwestern. So dachte ich, als ich mich wieder auf der Straße befand. Da durchzuckte es mich: Die Prinzessin hatte das Burgtheater besucht — wie nun, wenn die beiden andern sich in der Oper befänden, wo eben italienische Stagione war und die Medori ihre Triumphe feierte? Da müßte sich zeigen, was es mit der Trauer auf sich habe!

Es war noch nicht allzu spät, und so eilte ich in das andere Theater hinüber. Man gab Verdis Ernani. Das Haus war überfüllt; die Thüren des Parterres standen zu beiden Seiten offen, um auf dem Gange für diejenigen Raum zu schaffen, welche, um wenigstens zu hören, auf das Sehen verzichteten. Ich versuchte mich durchzudrängen, unbekümmert darum, daß meine Rücksichtslosigkeit Zeichen der Mißbilligung hervorrief. Indes konnte ich nicht weit gelangen, die Bühne, sowie die rechte Seite des Theaters blieben mir durchaus verschlossen; nur die linke konnte ich ins Auge fassen. Dort aber in einer kleinen Prosceniumsloge, saßen auch die zwei Prinzessinnen in Gesellschaft jener älteren Dame, die mit ihnen auf dem Hofballe gewesen war — und zwar alle schwarz gekleidet. Meine Vermutung hatte mich also nicht getäuscht: eine Familientrauer, wenn auch um kein nahes Mitglied, sonst würde man wohl das Theater gar nicht besucht haben. Ich war zufrieden gestellt und entfernte mich, ohne auf den Todesgesang Ernanis zu achten, der jetzt hinter meinem Rücken stürmischen Applaus entfesselte.

Also auch hierüber befand ich mich nun im klaren und dachte nur noch, während ich meines Weges ging, darüber nach, was die Prinzessin ins Burgtheater geführt haben mochte? Ganz einfach der Umstand, daß für sie in jener Prosceniumsloge kein Platz gewesen. Oder noch wahrscheinlicher: sie wollte nach längerer Krankheit zum erstenmale wieder das Theater besuchen und hatte ein kleines heiteres Stück, das sie vielleicht besonders gerne sah, einer lärmenden Oper vorgezogen. Der letzte Faden von Burdas Hirngespinnst zerflatterte. Und dennoch konnte ich diesmal nicht über ihn lächeln. Vielmehr überkam mich eine tief ernste, fast traurige Stimmung. Mußte ich mir doch sagen, daß, von seinem Standpunkt aus betrachtet, in allen diesen Zufällen ein Schein der Absichtlichkeit lag: ich selbst war ja einen Augenblick wieder an meinen Überzeugungen irre geworden. Es sah fast aus, als hätte sich das Schicksal vorgesetzt, mit ihm ein grausames Spiel zu treiben. — —

Am folgenden Tage, morgens acht Uhr, marschierten wir ab. Als wir die Franzensbrücke überschritten hatten und uns dem Bahnhofe näherten, stauten sich am Ende der Jägerzeile einige Wagen, von der vorüberziehenden Truppe aufgehalten. Jetzt rollte auch ein Fiaker heran, der rasch seine Pferde zum Stehen brachte. So viel man bemerken konnte — auf der einen Seite war der Vorhang zur Hälfte herabgelassen — saß in dem eleganten Coupé eine dunkel gekleidete Dame. Ich sah, wie Burda, der nicht weit vor mir in den Reihen dahin schritt, plötzlich zusammenzuckte, dann gegen alle Vorschrift aus dem Gliede trat und sich nach dem Fiaker umwendete. Wie? Sollte er am Ende glauben, daß die Prinzessin hierher gefahren kam, um ihn noch einmal zu sehen? Gewiß, das war seine Meinung! Immerhin! Mochte er sich noch an dieser Täuschung erfreuen: es war ohnehin die letzte. Aber es war anders beschlossen.

VI.

Das Regiment hatte die Kantonierungsstationen in Böhmen bezogen. Der Stab befand sich mit einem Bataillon in einer ansehnlichen Kreisstadt; alles übrige war in größeren oder kleineren Ortschaften verteilt. Die Compagnie, bei welcher Burda — der mittlerweile zum Oberlieutenant vorgerückt war — und ich standen, hatte einen Marktflecken in der Nähe einer Bahnstation zugewiesen erhalten. Die Gegend war nicht ohne Anmut. Wohl bebaute Felder, saftige Wiesen wechselten mit sanften, schön bewaldeten Höhen ab. Auch war ein großes, gut gehaltenes Wirtshaus vorhanden, wo wir beide — den Hauptmann hatte der Bürgermeister in Quartier genommen — ein ganz behagliches Unterkommen fanden. Am äußersten Ende des Fleckens führte, nach der Seite abzweigend, eine stattliche Lindenallee zu einem kleinen Schlosse empor, das ganz wie ein mittelalterliches Kastell aussah. Die Ringmauer und der runde, aus mächtigen Quadern aufgeführte Turm, der in einer weiten Plattform endigte, stammten gewiß aus jener Zeit und waren

mit sichtlicher Sorgfalt wohl erhalten worden; auch alles später hinzu Gebaute zeigte sich den Resten der Vergangenheit möglichst angepaßt. Dieses Schloß gehörte der reich begüterten gräflichen Familie M... und wurde früher nur bei herbstlichen Jagdausflügen benützt; jetzt aber war es von einem jungen Paare bewohnt. Ein jüngerer Sohn des Hauses hatte sich nämlich im Laufe des Winters vermählt und es einer Hochzeitsreise vorgezogen, mit seiner Gattin die Honigmonde in dieser ländlichen Zurückgezogenheit zu verbringen. Man erzählte allerlei von dem abgeschlossenen, menschenscheuen Leben der Neuvermählten. In der ersten Zeit habe man sie gar nicht zu Gesicht bekommen; erst jetzt, da besseres Wetter eingetreten, bekäme man sie hin und wieder zu Pferd oder zu Wagen zu sehen; jedoch immer vereint, wie unzertrennlich, und es wurde sogar behauptet, daß die junge Gräfin, amazonenhaft geschürzt, ihren Gatten auf jedem seiner Bürschgänge begleite. An uns selbst waren die beiden, als eben eine Compagnieübung stattfand, in einem leichten Jagdwagen, der mit vier kleinen, von der Gräfin selbst gelenkten Schecken bespannt war, vorüber gefahren. Burda hatte bei dieser Gelegenheit die Bemerkung hingeworfen, daß es eigentlich der Anstand fordere, im Schlosse eine Visite abzustatten — und zwar in corpore. Unser Hauptmann aber, eine etwas derbe Natur, hatte darauf erwidert: das würde so aussehen, als wolle man sich aufdrängen. Man dürfe sich um diese Aristokraten nicht eher kümmern, als bis sie selbst von den kaiserlichen Offizieren, die wir seien, Notiz genommen.

Auf Burda jedoch übte das Schloß immer stärkere Anziehungskraft aus. Er umschritt es bei jedem unserer gemeinsamen Spaziergänge in immer engeren Kreisen und liebte es, von einer nahen Anhöhe herab auf die geheimnisvollen Baumwipfel des Parkes zu blicken, der sich, nicht allzu ausgedehnt, dem Walde entgegenzog.

„Ach!“ rief er eines Abends, als eben die Sonne versank und ihr letztes Gold am Horizont aufflammen ließ, „ach, welch ein Glück, mit der Königin seines Herzens in so stolzer Abgeschiedenheit hausen zu können!“ Dann nach einer Pause und mit dem Arme einen Kreis in der Luft beschreibend: „Wer weiß, ob nicht einer meiner Vorfahren einst über diesen Boden geherrscht hat? Aber was nützt es mir?“ schloß er achselzuckend mit einem leisen Seufzer.

Ein Schweigen trat ein.

„Aber weißt Du,“ sagte er plötzlich, indem er wieder das Schloß ins Auge faßte, „daß eines Tages die Prinzessin hieher kommen könnte?“

Ich sah ihn so überrascht an, daß es ihn, wäre er noch der frühere gewesen, tief würde verletzt haben. Aber nun achtete er kaum darauf und fuhr gewissermaßen im Selbstgespräch fort: „Wenn ich nicht irre, sind die M... mit den L... irgendwie verschwägert. Und da wäre es denn auch — sobald man meinen Aufenthaltsort erfahren hat — nicht allzu schwer, einen Besuch ins Werk zu setzen. Jedenfalls leichter, als damals allein in der Loge zu erscheinen — und sich morgens darauf an der Nordbahn zu zeigen.“

Ich hatte mich inzwischen gefaßt und erinnert, daß ich über nichts mehr zu staunen habe. „Je nun,“ sagte ich, „es ist immerhin möglich.“

Am folgenden Nachmittag saßen wir auf der Bank vor dem Wirtshause, rauchten unsere Tschibuks und blickten dabei, ziemlich gelangweilt, auf eine große, teichähnliche Pfütze, die sich auf dem Marktplatze ausbreitete, und an deren Rande sich eine Schar schneeweißer Gänse ruhig sonnte.

Plötzlich vernahm man das Geräusch nahender Wagen, und bald darauf kamen zwei Gefährte in Sicht. In dem ersten, einem geräumigen Landauer, saß das gräfliche Paar tief zurückgelehnt, während die leichte Kalesche, die knapp dahinter fuhr, sich leer zeigte. Man jagte so rasch vorbei, daß das harmlose Geflügel, wild aufgescheucht, mit lautem Kreischen und Schnattern in die Pfütze hinein flüchtete. „Da wird jemand von der Bahn geholt,“ sagte Burda, seine Uhr hervorziehend. „Es ist jetzt halb Drei, in einer Viertelstunde kommt der Zug. Ich bin neugierig, wer da eintreffen wird.“

Wir blieben sitzen. Nach einer Weile vernahmen wir den fernen Signalpfiff, das Näherbrausen des Zuges — und es dauerte nicht lange, so kamen die beiden Wagen wieder zurückgefahren. Neben der Gräfin saß jetzt eine junge Dame, in welcher, obgleich sie das Antlitz mit einem blauen Reiseschleier verhüllt hatte, sofort die Prinzessin zu erkennen war. Der Graf nahm mit einer anderen Dame — derjenigen, welche damals mit in der Loge erschienen war — den Vordersitz ein. In der Kalesche hatte eine hübsche Zofe Platz genommen, die, von Koffern und Schachteln umgeben, mit lebhaften Augen ziemlich herausfordernd um sich blickte.

Burda hatte die ausgebrannte Tschibuke sinken lassen. Jetzt erhob er sich und ging, ohne ein Wort zu sagen, in sein Zimmer hinauf. Ich war darüber sehr froh: denn daß die Prinzessin nun in der That erschienen, hatte mich derart aus der Fassung gebracht, daß ich in Verlegenheit gewesen wäre, irgend eine Meinung zu äußern.

Das ist denn doch höchst merkwürdig! sagte ich zu mir selbst, als ich jetzt allein war und mich anschickte, einer mir obliegenden dienstlichen Verrichtung nachzukommen. Dabei aber ging mir dieser neue Zufall — denn was anderes konnte es sein? — beständig im Kopfe herum. Die Sache bekam nunmehr, ganz objektiv betrachtet, ein eigentümliches Interesse, und ich war neugierig, was aus dieser unvermuteten Komplikation entstehen würde.

Als ich später wieder dem Wirtshause zuschritt, sah ich, wie eben ein wohlgenährter Lakai mit glatt rassiertem Doppelkinn und eine leichte Mütze auf dem Kopf sich demselben näherte. Er kam offenbar aus dem Schlosse und trat jetzt in die Schankstube, deren Fenster offen standen, so daß ich vernehmen konnte, wie er von einigen Gästen, die drinnen beim Biere saßen, laut begrüßt wurde.

„Ach Herr Georg!“ rief einer. „Lassen Sie sich auch wieder einmal sehen!“

Ich konnte nicht verstehen, was der also Empfangene erwiderte. Ich vernahm eigentlich nur ein hastiges Schlucken und Gurgeln, dann wurde ein Glas auf den Schenktisch gestoßen.

„Sie haben ja Besuch bekommen!“ hieß es weiter.

Nunmehr hörte ich, wie der Lakai sagte: „Freilich. Die Prinzessin L . . . — die beste Freundin unserer Gräfin. Schon vor sechs Wochen hätte sie kommen sollen, um dann später mit uns nach Italien zu reisen. Statt dessen ist sie krank geworden. Wer weiß, ob jetzt noch etwas aus der Reise wird. Ein Glück wär's; denn es ist nicht mehr auszuhalten in dem Nest!“

Nach diesem für die Eingeborenen nicht sehr schmeichelhaften Ausdruck, stürzte er, wie ich, ein wenig durchs Fenster blickend, bemerken konnte, ein zweites Glas hinunter und suchte nach kleiner Münze, um seine Zeche zu bezahlen.

„Sie wollen schon wieder fort!?“

„Ich muß zur Bahn laufen und telegraphieren lassen. Es ist eine Schachtel im Coupé vergessen worden. So geht's, wenn man keine männliche Dienerschaft mitnimmt!“ Und ohne Gruß eilte er hinaus.

So also standen die Dinge. Ich konnte mir lebhaft vorstellen, welche Genugthuung Burda beim Anblicke der Prinzessin mußte empfunden haben, welche Hoffnungen und Erwartungen er nunmehr an ihren hiesigen Aufenthalt knüpfte . . .

Aber diese Hoffnungen und Erwartungen, die der Zufall wach gerufen, sollten von diesem selbst sofort wieder vernichtet werden. Denn die unentschiedene, ratlose Haltung, welche die Regierung den fortschreitenden Ereignissen gegenüber noch immer innehielt, hatte einen beständigen Wechsel der militärischen Dispositionen zur Folge — und so bekam auch unser Regiment noch am selben Abend ganz plötzlich den Befehl, die Standquartiere sofort zu verlassen und nach Prag in Garnison abzurücken.

Burda, nachdem er diese Neuigkeit vernommen, lachte bitter auf. „Fatales Geschick!“ rief er aus. „Jetzt, nachdem die Prinzessin auch diesen Effort unternommen — jetzt muß ich — es ist wirklich unglaublich! Nun würde sich ja alles entwickelt haben! Wir hätten Einladungen nach dem Schlosse erhalten; sei es nun zu einer Jagd, zu einem Diner — oder was weiß ich! — Übrigens,“ setzte er nach einigem Nachsinnen hinzu, „Prag ist so übel nicht — und der Verlust nicht allzugroß. Denn ich bin überzeugt, daß auch *sie* in einiger Zeit dort erscheinen wird.“

Dieser Behauptung zeigte ich mich doch noch nicht gewachsen; es war mir, als befände ich mich einem Wahnsinnigen gegenüber.

Er bemerkte nicht, wie ich zusammenzuckte, und fuhr fort: „Prag ist der Sitz des ganzen böhmischen Adels. Überdies wird es mir jetzt immer deutlicher, daß die Prinzessin bereits in Kenntnis von der Angelegenheit ist, welche ich, wie Du weißt, verfolge; sie würde sonst nicht so geradeaus vorgehen.“ Nach diesen Worten rief er seinem Burschen und befahl ihm, zu packen, welches Geschäft er mit verschränkten Armen gebieterisch überwachte.

Es war ein heller, taufrischer Maimorgen, als wir abzogen und Burda einen letzten Blick nach den Fenstern des Schlosses empor sendete, wo noch alles in tiefem Schlafe zu liegen schien.

VII.

Prag war zu jener Zeit ein sehr angenehmer Aufenthaltsort. Die nationalen Sonderbestrebungen waren noch nicht zu ausgesprochenen Konflikten gediehen, sie gärten und zuckten, dem unbefangenen Blicke verborgen, gewissermaßen noch unter der Oberfläche, und wenn auch die Stadt, infolge des slavischen Grundelementes ihrer Bevölkerung keine deutsche genannt werden konnte, so war sie doch im besten Sinne des Wortes international. Zwischen Wien und Dresden die Mitte haltend, wurde sie, zumal im Sommer, wo ein großer Zug nach den böhmischen Bädern stattfand, ob ihrer prachtvollen Lage und ihrer alten Baudenkmale von vielen Fremden besucht, wozu gute Hotels, ein sehr annehmbares Theater und sonstige Ressourcen wesentlich beitrugen. Kurz, man konnte in Prag wie in einer Großstadt

leben, und doch waren alle Bedingungen einfacher und weniger kostspielig als anderswo.

Dieser Umstand kam Burda bei unserem Eintreffen sehr zu statten. Mit großer Befriedigung hatte er vernommen, daß die Offiziere nicht in der Kaserne untergebracht würden, daher es seine erste Sorge war, eine passende Wohnung zu suchen, die er auch bald gefunden hatte und welche er nunmehr allein bezog. Denn, sagte er zu mir, es ist jetzt vor allem geboten, ein anständiges „Home“ zu besitzen. Es könne sich mancherlei ereignen, und jedenfalls müsse er, wie die Dinge nun ständen, gewärtig sein, daß eines Tages irgend ein vertrauter Sendbote eintreffe, welchem gegenüber man sich in jeder Hinsicht „comme il faut“ zu erweisen habe. So trat er denn auch sofort mit einem Möbelverleiher in Verbindung, der ihn mit allem Nötigen versorgte; außerdem ließ er für seinen Burschen eine Livrée anfertigen, welche der eines Leibjägers gleich kam.

Sich derart einrichtend, widerstrebte es ihm auch, seine Mahlzeiten in einer jener unscheinbaren Gastwirtschaften einzunehmen, auf welche wir anderen mehr oder minder angewiesen waren, und zog es vor, zwischen fünf und sechs Uhr im „Englischen Hof“ zu dinieren, was er sich insoferne wohl erlauben konnte, als er sodann auf ein Abendessen verzichtete. Dabei zog er sich mehr und mehr vom kameradschaftlichen Verkehre zurück, was zwar anfangs nicht besonders auffiel, da man von seiner Seite ein gewisses Sich-Abschließen seit jeher gewohnt war. Nach und nach aber wurde man stutzig und fühlte sich umsomehr befremdet, als Burda nebenbei ein sehr hochmütiges Benehmen zu entfalten begann, was früher nicht seine Art war. Mich selbst behandelte er jetzt mit einer gewissen Herablassung, und ich empfand, daß er mich, wie jeden anderen, würde übersehen haben, wenn es ihm nicht ein Bedürfnis gewesen wäre, mich bei seinem Ideengange an der Seite zu behalten. Auch brauchte er jemanden, der für ihn, wenn er dienstlich verhindert war, ins Theater ging, um nachzusehen, ob die Prinzessin, deren Eintreffen er von Tag zu Tag erwartete, nicht in einer Loge auftauchte.

Diese unerschütterliche Erwartung erfüllte sich selbstverständlich nicht. Dafür aber geschah es, daß eine hochgestellte militärische Persönlichkeit, der Generaladjutant des Kaisers, in Prag eintraf und daselbst einen Tag verweilte. Es fügte sich, daß wir ihm, ohne noch von seiner Ankunft zu wissen, vor dem Hotel begegneten, in welchem er abgestiegen war, wobei er unseren militärischen Gruß freundlichst erwiderte.

„Das war Graf G. . . !“ sagte Burda, als wir den General hinter uns hatten, ganz aufgeregt. „Was ihn wohl hieher geführt haben mag?“

„Wer kann das wissen. Vielleicht geht er nach Karlsbad; er leidet ja bekanntlich an der Leber.“

„Möglich. Aber hast Du bemerkt, wie auffallend er mich ins Auge gefaßt hat?“

„Das habe ich nicht wahrgenommen.“

„Aber ich!“ sagte Burda kurz und verabschiedete sich, da wir eben bei der Gasse angelangt waren, in der er wohnte.

Am Abend besuchte der Generaladjutant das Theater, wo wir ihn mit dem Landes-Kommandierenden in dessen Loge sitzen sahen. Man gab die Oper Martha, die der Graf wohl oft genug gehört haben mochte. Er schenkte auch der Vorstellung nur wenig Aufmerksamkeit, sprach eifrig mit dem Kommandierenden und blickte dabei manchmal durch das Opernglas nach den Offizieren im Parterre; eine Art Musterung, welche durchaus in der Natur der Sache lag.

Beim Nachhausegehen sagte Burda: „Gieb acht, es scheint etwas im Zuge zu sein. Er ist offenbar nicht ohne besondere Absicht nach Prag gekommen. Und daß man Martha gegeben hat, ist ebenfalls sehr bezeichnend.“

„Wieso?“ fragte ich.

„Denke nur ein wenig über das Sujet nach, und Du wirst dahinter gelangen.“

Nun ließ sich, wenn man auf die Hirngespinste Burdas einging, allerdings eine gewisse Ähnlichkeit seiner Lage mit der Lionels herausfinden — daß er aber in der Vorführung der Oper geheimnisvolle Absichtlichkeit vermutete, machte mir den beklemmendsten Eindruck: ich begann ernstlich für seinen Verstand zu fürchten. Dabei befand ich mich in der ratlosen Lage eines Menschen, der einen zweiten auf dem besten Wege sieht, irrsinnig zu werden, und doch niemand davon in Kenntnis setzen darf. Denn wie hätte ich den Seelenzustand Burdas samt allen Einzelheiten, die ihn hervorgerufen, ohne die zwingendste Notwendigkeit preisgeben können! Ich überlegte schon, ob ich nicht diesen Anlaß benützen und ihm eindringliche Vorstellung machen sollte; aber wir waren bereits in der Nähe seiner Wohnung angelangt, und so trennten wir uns schweigend.

Zwei Wochen waren seitdem vergangen, als eines Tages mittelst Regimentsbefehls verlautbart wurde: Seine Majestät habe mit allerhöchster Entschließung die Errichtung eines Adjutantenkorps angeordnet. Dies war dahin zu verstehen, daß sämtliche Offiziere, welche bei hohen Persönlichkeiten oder bei

Generalaten in Verwendung standen, einen Körper für sich zu bilden haben und eine besondere Adjustierung erhalten sollten. Am Schlusse erging eine Aufforderung, sich zu melden, an diejenigen, welche bei nachzuweisender Befähigung die Absicht hätten, in dieses Korps zu treten.

„Nun?“ fragte Burda, mit welchem ich im Compagniedienstzimmer gemeinschaftlich den Befehl gelesen hatte.

„Das kümmert mich wenig,“ erwiderte ich. „Denn ich habe durchaus nicht die Absicht, mich zum Eintritt zu melden. Auch bin ich nicht in der Lage, mir ein Pferd zu halten.“

„Darum handelt es sich nicht,“ entgegnete er scharf. „Ich frage Dich, ob Dir nun klar ist, weshalb der Generaladjutant hier erschienen ist?“

Ich sah ihn an.

„Er ist gekommen,“ fuhr er im Tone vollster Überzeugung fort, „um Erkundigungen über meine Person einzuziehen, mich in Augenschein zu nehmen — und dann zu veranlassen, was nunmehr erfolgt ist. Man hat offenbar die Absicht, mich in unauffälliger Weise nach Wien und in die nächste Nähe hoher oder höchster Persönlichkeiten zu bringen.“

„Wie?“ rief ich aus. „Du glaubst, daß man Deiner Person wegen ein eigenes Korps ins Leben gerufen habe —“

„Nun, wenn auch nicht gerade das,“ erwiderte er, zum Glück noch das Ungeheuerliche seiner Voraussetzung fühlend, „aber die Aufforderung wurde ganz gewiß mit Hinsicht auf mich erlassen.“

„Wozu hätte es einer solchen bedurft? Man könnte Dich ja ohne weiteres sofort an eine solche Stelle berufen!“

„Allerdings. Aber ich habe Dir schon gesagt, daß man jeden in die Augen fallenden Schritt vermeiden will, was auch der einzige Grund ist, der die Prinzessin — welche offenbar ihren Vater bereits gewonnen hat — von Prag ferne hält. Denke Dir nur, welches Aufsehen es erregen müßte, wenn man mich so Knall und Fall nach Wien beriefe.“

Das war zu viel! Ich konnte nicht länger an mich halten und beschwor ihn, sich keinen solchen weitgehenden Täuschungen hinzugeben, wobei ich mich freilich, um nicht das Kind mit dem Bade zu verschütten, bloß an den vorliegenden Fall hielt. Aber meine Vorstellungen blieben fruchtlos — ja noch mehr, er wurde mir ob meiner Einwürfe nicht einmal böse. Und schon am nächsten Tag, nachdem er sein Gesuch eingebracht, begab er sich zu dem hervorragendsten Militärschneider Prags und erkundigte sich, ob bereits ein Schema der Uniformierung für das neue Korps vorliege. Und als man ihm in der That ein solches zeigte, war es nur die Furcht, eine Indiskretion zu begehen, was ihn abhielt, sofort Maß nehmen und die betreffenden Kleidungsstücke herstellen zu lassen.

VIII.

Der Sommer neigte sich dem Ende zu, und die Herbstmanöver standen in Aussicht. Burda meinte, er würde dieselben wohl hier nicht mehr mitmachen, da bis dahin seine Einteilung in das neue Korps erfolgt sein müsse. Es wären ohnehin schon sechs Wochen seit dem Tage der Aufforderung verflossen, und er könne sich nur wundern, daß noch keine Entscheidung herabgelangt sei. Er zeigte sich daher äußerst betroffen, als nach einiger Zeit verlautbart wurde, daß der Oberlieutenant von H..., welcher der Sohn eines Feldmarschallieutenants und der einzige Offizier des Regimentes war, der sich außer Burda gemeldet hatte, in das Korps berufen worden sei, und zwar mit dienstlicher Verwendung beim Generalkommando in Lemberg. Aber er übertäubte diese Betroffenheit sofort vor sich selbst, indem er ausrief: „Nun ja, nach Lemberg! Mich hat man für Wien ins Auge gefaßt, und es wird sich dort bis jetzt keine offene Stelle ergeben haben.“

Aber noch am selben Tage wurde ihm, als wir gerade mit einigen anderen Offizieren im Kasernenhofe standen, von einer Ordonnanz ein Dienstschreiben überbracht, das er, bei Seite tretend, hastig aufriß, erbleichend las und dann zu sich steckte.

Sobald wir allein waren, sagte er mit heftiger, aber tonloser Stimme: „Mein Gesuch ist abschlägig beschieden.“

Das war vorauszusehen gewesen, denn es mochten im ganzen doch viele Gesuche eingereicht worden sein, und da hatten wohl wie gewöhnlich Nepotismus und Protektion den Ausschlag gegeben.

„Dahinter steckt eine Intrigue!“ fuhr Burda fort.

„Eine Intrigue?“

„Gewiß. Hatte ich doch gleich Unheil geahnt, als ich den Generaladjutanten in der Loge mit dem Kommandierenden verhandeln sah!“

„Wie so?“

„Ist der Kommandierende nicht ein Graf Z...? Und gehören die Z... nicht zu jenen Familien, welche, wie ich Dir sagte, gewissermaßen in die Rechte der ehemaligen Grafen Burda getreten sind? Was Wunder also, daß man, da der Generaladjutant vertrauliche Mitteilungen gemacht haben wird, später alle möglichen Machinationen ins Werk gesetzt hat? Aber ich werde dem Generaladjutanten schreiben!“

„Um Gottes willen!“ rief ich aus. „Bedenke doch, was Du thun willst! Wie kannst Du denn nur mit völliger Gewißheit annehmen, daß sich auch alles so verhält, wie es Dir erscheint? Hast Du denn überhaupt hinsichtlich jener Angelegenheit schon etwas erfahren?“

„Nein; noch immer nicht. Und erst jetzt fällt es mir auf, daß bereits sieben Monate verstrichen sind, seit ich die Papiere nach B... gesendet habe. Ich werde sofort urgieren.“

„Das thu,“ sagte ich, froh einen Weg zur Ablenkung gefunden zu haben. „Und versprich mir, daß Du nichts unternimmst, bis Du Antwort erhalten hast. Und wenn sich dann zeigt, daß Dein Verdacht gegründet ist — —“

Er sann einen Augenblick nach. „Du hast recht; ich muß meiner Sache vollkommen gewiß sein. Aber das sage ich Dir: lange warte ich nicht. Ich werde auf sofortige Antwort dringen, und wenn diese nach Ablauf einer Woche nicht erfolgt ist, so schreibe ich dem Grafen G... — und möglicherweise auch dem Fürsten. Denn wer weiß, was man *diesem* alles über mich hinterbracht hat — und wie würde ich dann in *ihren* Augen erscheinen, wenn ich es an mir haften ließe.“

Damit ging er und überantwortete mich völliger Ratlosigkeit. Denn nunmehr schien es zum äußersten kommen zu wollen. Wenn er sich zu einem tollen Schritt hinreißen ließ, war er verloren! —

Schon nach einigen Tagen kam er zu mir in die Wohnung gestürzt. „Da hast Du den Beweis,“ sagte er und hielt mir einen Brief entgegen. „Schon aus dem insolenten Tone dieses Schreibens wirst Du erkennen, wie sehr ich berechtigt war, Verdacht zu schöpfen.“

Ich entfaltete den Brief und las ihn. Am Eingang entschuldigte sich der Schreiber, daß er zu seinem Bedauern nicht in der Lage sei, günstiges berichten zu können. Vor allem hätten sich jene Anhaltspunkte, die er bei den „von Burdas“ in Sachsen zu finden gehofft, durchaus hinfällig erwiesen. Denn diese angebliche „erste Linie“ leite ihren Stammbaum nicht allzuweit zurück — und zwar bis zu einem sicheren Daniel Burda, welcher zu Anfang dieses Jahrhunderts als kurfürstlicher Sattelknecht aufgeführt erscheine. Nun müsse dies allerdings eine Hofcharge gewesen sein; allein, wie es sich herausgestellt habe, sei besagter Daniel Burda, der Sohn eines einfachen Posthalters auf dem platten Lande, erst in Folge jener Eigenschaft in den Adelsstand erhoben worden. Und was nun die „zweite Linie“ beträfe, so wisse der Herr Oberlieutenant am besten selbst, daß bereits das möglichste versucht worden sei, den allein maßgebenden Punkt aufzuhellen. Das würde aber für alle Zeit umso schwieriger bleiben, als in Österreich, vornehmlich aber in Galizien, Böhmen und Mähren, eine ganz unübersehbare Anzahl existiere, welche den Namen „Burda“ führen und dabei in den untergeordnetsten Lebensstellungen sich befänden (Handwerker, Fuhrleute und dergleichen). Schreiber könne also nur mit bestem Wissen und Gewissen den Rat erteilen, diese ganz und gar in der Luft schwebende Angelegenheit endgültig fallen zu lassen.

„Dieser Mensch ist offenbar bestochen!“ schrie Burda, nachdem ich zu Ende gelesen hatte. „Aber ich werde das nicht so hinnehmen!“

„Was willst Du denn thun?“

„Ich werde dem Kommandierenden eine Herausforderung zugehen lassen!“

„Bist Du wahnsinnig?“ rief ich aus. „Oder fühlst Du wenigstens nicht, daß Dich ein solches Beginnen aller Welt gegenüber in den Verdacht des Wahnsinns bringen müßte? Und womit könntest Du die Herausforderung begründen — angenommen selbst, daß dieser Brief von Seite des Kommandierenden inspiriert worden wäre? Wird er es zugestehen? Wird er überhaupt eine Herausforderung annehmen?“

„Er muß! Er ist Offizier wie ich und Du!“

„Allerdings. Aber es ist Dir doch bekannt, daß hohe Vorgesetzte derlei Zumutungen als schwere Subordinationsvergehen behandeln — und bestrafen lassen. Es könnte Dir Deine Charge kosten!“

„Oho!“ kreischte er. „Das möcht' ich denn doch sehen! — — Aber Du kannst recht haben,“ fuhr er nachdenklich fort. „Man darf ihm immerhin zumuten, daß er sich hinter seine Stellung verschanzt. Da muß man ihm denn indirekt zu Leibe gehen und sich an seinen Neffen halten.“

„An seinen Neffen?“

„Nun ja! Du kennst doch den knabenhaften Ulanenrittmeister mit dem Molkengesicht, dessen Schwadron seit einigen Wochen auf Feuerpiket hier ist?“

„Allerdings vom Sehen —“

„Dann wirst Du auch bemerkt haben, wie arrogant der Bursche ist. Er dankt kaum, wenn man ihn grüßt.“

„Ich glaube, Du thust ihm Unrecht,“ erwiderte ich. „Ich halte ihn für einen ganz harmlosen Menschen. Seine Unart scheint mehr einer gewissen Verlegenheit zu entspringen.“

„Ach was!“ entgegnete Burda gereizt. „Ich weiß das besser. Und jetzt wird mir auch klar,

weshalb man sich seit einiger Zeit im „Englischen Hof“ am Kavalleristentische sehr sonderbar benimmt.“

Daran war etwas Wahres, und ich selbst hatte davon gehört. Denn im Regimente, woselbst man an Burda, seit dessen Bestreben, in das Adjutanten-Korps aufgenommen zu werden, eine immer schärfere Kritik übte, wurde teils mit Entrüstung, teils mit Schadenfreude behauptet, er sei auf dem besten Wege, sich öffentlich bloßzustellen. So hätten sich die Kavallerieoffiziere, welche im „Englischen Hof“ sehr opulent zu dinieren pflegten, bereits über die Grandezza lustig gemacht, mit welcher er im Hotel erscheine und ein Couvert zu mäßigem Preise samt einer kleinen Flasche Rotwein bestellte. Infolge dessen habe man ihm dort (natürlich ganz harmlos und ohne zu ahnen, welche besondere Anzüglichkeit damit verbunden war) auch den Stichelnamen „der verwunschene Prinz“ beigelegt.

Ich sagte daher jetzt nicht ohne Verlegenheit: „Das solltest Du gar nicht beachten. Man weiß ja, daß die Herren ‚auf stolzen Rossen‘ uns bescheidene Fußgänger immer ein wenig von oben herab ansehen.“

„Nein, nein, das ist es nicht allein. Der Rittmeister hat offenbar durch seinen Onkel Wind bekommen und bei Tisch allerlei über mich vorgebracht.“

„Das sind Einbildungen, lieber Freund.“

„Durchaus nicht. Ich weiß es jetzt bestimmt. Und Du sollst Dich selbst überzeugen; ich lade Dich ein, heute mit mir zu speisen.“

Diese Einladung war mir natürlich sehr unerwünscht; da er aber darauf bestand und ich überdies befürchten mußte, daß er sich in der Stimmung, in der er war, ohne meine Begleitung zu einem Aufsehen erregenden Schritt könnte hinreißen lassen, so sagte ich schließlich zu.

Der Speisesaal im Hotel zum „englischen Hof“ wurde am späteren Nachmittag wenig besucht. Um ein Uhr mittags und sieben Uhr abends fand dort Wirtschaftstafel statt, an welcher gemischte, zumeist aus Fremden bestehende Gesellschaft teilnahm; in den übrigen Stunden kamen nur selten Gäste. Regelmäßig aber zwischen vier und fünf speisten an einem langen, eigens für sie bereit gehaltenen Tische die Offiziere des Feuerpikets samt anderen Kavalleristen, welche sich in Prag aufhielten. Unter den letzteren befand sich auch ein reckenhafter Kürassierlieutenant, Namens Schorff, welcher dem Generalstabe des Kommandierenden zugeteilt war, eigentlich jedoch nur bei gewissen Gelegenheiten als Galopin verwendet wurde; eine militärische Sinekure, die er sich, weiß Gott wie, mochte zu erobern gewußt haben. Er galt als Amerikaner, obgleich er in Deutschland geboren war; sein Vater aber sollte sich seiner Zeit in den Minen Kaliforniens ein fabelhaftes Vermögen erworben haben — andere behaupteten, derselbe sei Spielpächter in Homburg gewesen. Gleichviel: der junge Baron Schorff — auch so wurde er, ohne es zu sein, genannt — erhielt von Hause wahre Unsummen Geldes, die er in auffallendster Weise verausgabte. Er hatte die schönsten und stärksten Reitpferde, einen prachtvollen Viererzug; hielt eine Loge im Theater, mehrere Maitressen und so weiter. Dabei war er ein Spieler und Raufbold ärgster Sorte, dem jederman gern aus dem Wege ging; selbst die Frauen, welche doch sonst von derlei Erscheinungen angezogen werden, wichen ihm mit einer Art von Entsetzen aus.

Es war etwas über Fünf, als Burda und ich im „Englischen Hof“ erschienen. Am Kavallerietische hatte man bereits abgespeist; Kaffee und Likör wurden soeben serviert. Aber die Gesellschaft schien nicht Lust zu haben, ein fröhliches Gelage, das offenbar stattfand, deshalb abzubrechen. Man hatte noch Champagnergläser vor sich, welche von neuem gefüllt wurden. Dabei herrschte eine laute, ausgelassene Heiterkeit, dergestalt, daß unser Eintreten, sowie der Gruß, den wir darbrachten, nicht bemerkt — oder doch übersehen wurde.

Burda warf mir einen bedeutungsvollen Blick zu. Dann näherte er sich dem Tische und rief: „Meine Herren, wir haben gegrüßt, und ich ersuche Sie, unseren Gruß in geziemender Weise zu erwidern.“

Die Gesellschaft hob die Köpfe und sah ihn überrascht an. Schorff aber, der mit dabei war, sprang auf, schnellte das Monocle, welches er beständig im Auge trug, mit einem kunstvollen Ruck weit von sich und verbeugte sich in überaus grotesker Weise vor Burda, indem er in seiner rheinländischen Aussprache sagte: „Wir haben die Ehre, dem Herrn Oberlieutenant unsere Reverenz zu machen.“

„Ich verbitte mir derlei Scherze, Herr Lieutenant,“ entgegnete Burda mit absichtlicher Umgehung des kameradschaftlichen Du, „und mahne Sie an die Achtung, welche Sie Ihrem Vorgesetzten schuldig sind.“

„Was? Was ist das?“ rief Schorff, dessen breites, bartloses Gesicht sich purpurrot färbte, während er mit wieder eingeklemmtem Glase Burda herausfordernd ansah.

„Herr Rittmeister,“ sagte dieser, sich an den jungen Grafen Z... wendend, der obenan saß, „ich fordere Sie auf, Ihr Ansehen zu gebrauchen und dem Lieutenant Schorff das Unziemliche seines Benehmens vorzuhalten.“

Der Rittmeister nahm eine säuerlich lächelnde

Miene an und zupfte verlegen an den dünnen Härchen auf seiner Oberlippe. Schorff aber kehrte sich gegen ihn und sagte: „Haben Sie gehört, Graf? Sie sollen mir einen Verweis erteilen — aber sagen Sie lieber dem verwunschenen Prinzen, daß er sich in Acht nehmen möge: ich könnte ihm sonst an die Hüfte greifen."

Diese Worte erregten trotz der peinlichen Situation eine gewisse Heiterkeit; einige lachten sogar laut auf. Burda war leichenfahl geworden. „Das ist infam!" kreischte er jetzt. „Sie benehmen sich samt und sonders wie Buben!"

Nun folgte eine unbeschreibliche Scene. Die Kavalleristen waren aufgesprungen, um sich auf Burda zu stürzen, der an seinen Säbel griff. Schorff langte mit verkehrter Hand nach einer Champagnerflasche, die im Eiskübel steckte — die ärgsten Thätlichkeiten, ein blutiges Gemetzel standen bevor.

Aber in diesem Augenblicke hatte ich auch die nötige Geistesgegenwart gefunden und trat dazwischen. „Meine Herren," rief ich, „ich bitte zu bedenken, wo wir uns befinden! Man wird bereits aufmerksam." Es war so. Ein Kellner, der eben hatte eintreten wollen, war mit offenem Munde in der Thür stehen geblieben. Hinter ihm erschien ein zweiter, ein dritter; auch vor den offenen Fenstern des ebenerdig gelegenen Saales waren auf der Straße einige Neugierige stehen geblieben, um nach der Ursache des Lärmens zu forschen.

Das wirkte. Die Kavalleristen nahmen, wenn auch unwillig, ihre Plätze wieder ein.

„Jeder von uns weiß nunmehr, was zu geschehen hat," fuhr ich fort und legte meine Karte auf den Tisch. Burda, vor Aufregung am ganzen Leibe zitternd, that desgleichen, und darauf ließen wir uns in einer entfernten Ecke des Saales nieder und befahlen unser Diner.

Drüben war finsteres Schweigen eingetreten, nur Schorff wollte sich noch immer nicht zufrieden geben und konnte in seinen wiederholten halblauten Wutausbrüchen nur mit Mühe beschwichtigt werden. Endlich erhob man sich und ging, ohne uns anzusehen. „Das ist eine schöne Bescherung," sagte ich nach einer Pause.

„Fürchtest Du Dich vielleicht?" entgegnete Burda in scharfem Tone. Er war bereits vollkommen ruhig geworden, und eine eigentümliche Befriedigung leuchtete aus seinen grauen Augen.

„Ich fürchte für Dich," sagte ich ernst. „Du wirst Dich nun mehreremale hintereinander zu schlagen haben."

„Je öfter, je besser! Das ist es gerade, was ich beabsichtigte!" Ich konnte nicht umhin, ihn mit einiger Bewunderung anzublicken. Was er da sprach, war keineswegs Prahlerei. Es entsprang, das fühlte ich, wirklichem Mute, wenn auch vielleicht dem Mute des Don Quixote, der es für sich allein mit ganzen Heeren aufnahm.

„Ja," fuhr Burda fort, indem er sich mit sehr gutem Appetit an das Gericht machte, das man uns eben vorgesetzt, „ja, es soll Aufsehen machen, es soll und wird eine cause célèbre werden!"

Ich verstand ihn. Er erwog, welchen Eindruck diese cause célèbre auf die Prinzessin machen würde und da war er denn wieder glücklich auf dem alten Wege. „Daran solltest Du jetzt gar nicht denken," warf ich ernüchtert ein. Und von einem plötzlichen Gedanken befallen, setzte ich hinzu: „Wer weiß übrigens, ob alles wirklich so kommt, wie wir voraussetzen."

„Wieso? Wieso?" fragte er hastig.

„Je nun, vielleicht beliebt es allen diesen Herren, sich hinter Schorff zu verschanzen — und ihn allein die ganze Sache austragen zu lassen."

„Oho! Da habe ich auch ein Wort mitzusprechen."

„Allerdings. Aber Du wirst es nicht verhindern können, daß Schorff den Anfang macht."

Er erhob den Kopf und sah mich stirnrunzelnd an. „Was willst Du damit sagen?"

Ich schwieg; denn ich wagte nicht auszusprechen, daß Schorff ein sehr gefährlicher Gegner sei. „Je nun, er ist ein bekannter Raufbold," warf ich endlich leicht hin.

„Das mag er sein. Auch wir führen unsere Klinge. Fatal ist es allerdings, daß sich gerade dieser freche, aufgeblasene Plebejer hat vordrängen müssen. Aber wenn es nicht zu ändern ist: immerhin! Der Herr Rittmeister wird mir nicht entgehen."

Wir waren beim Dessert angelangt, und nachdem wir den Kaffee genommen hatten, forderte mich Burda auf, mit ihm den Abend auf der Sophieninsel zuzubringen, wo heute vor einem gewählten Publikum Konzert im Freien stattfand.

IX.

Schon am nächsten Vormittage fand sich ein Hauptmann des Generalstabes in Begleitung eines Artillerieoffiziers in meiner Wohnung ein. Sie kämen, sagten die Herren, hinsichtlich des bedauerlichen Vorfalles, der gestern im „Englischen Hof" stattgefunden und welcher bereits zur Kenntnis der Militärbehörden gelangt sei. Man wünsche hohen Ortes, daß die Angelegenheit so rasch und einfach

wie möglich beigelegt werde. Demnach wären sie infolge eines von Seite sämtlicher Beleidigten getroffenen Übereinkommens als Kartellträger des Herrn Lieutenants Schorff ermächtigt, zu erklären, daß dieser im Namen aller übrigen die Sache zum Austrag bringen wolle.

Es kam also, wie ich es vorausgesehen, und obgleich sich bei ruhiger Betrachtung dieses Vorgehen auch wirklich als das vernünftigste erwies, so lag darin für Burda doch eine Art Geringschätzung, die ich wider Willen mitempfand.

„Ich glaube nicht, daß Herr Oberlieutenant Burda auf diese Proposition eingehen wird," sagte ich.

„Er wird sich doch nicht mit jedem einzelnen schlagen wollen?" rief der Hauptmann, indem er, um seine Verwunderung auszudrücken, die Augen weit aufriß.

„Je nachdem."

„Du mein Gott!" erwiderte er, die Achseln zuckend. „Indes, das wird sich ja ergeben. Fürs erste müssen wir aber an unserem Auftrage umso mehr festhalten, als Lieutenant Schorff doch jedenfalls der Hauptbeleidigte ist."

Dagegen ließ sich nichts einwenden, und der Artillerist stellte zu dem Duell einen Fechtsaal zur Verfügung, der, wie er mitteilte, mit seiner Dienstwohnung auf dem Hradschin in Verbindung stehe und zu derlei Zwecken besonders geeignet sei. —

„Du hast ihnen sehr gut geantwortet," sagte Burda, als ich ihm diese Unterredung mitteilte. „Ich danke Dir. Was mich selbst betrifft, so werde ich die Sache jedenfalls zum äußersten treiben. Allerdings laufe ich dabei Gefahr, zum Krüppel gehauen zu werden. Aber ich vertraue meinem Stern."

Pistolenduelle waren damals in der Armee nicht üblich; man schlug sich fast durchgehends mit Säbeln; eine Kampfweise, welche die Tötung des Gegners in der Regel zwar ausschloß, aber immerhin einen sehr bedauerlichen Ausgang herbeiführen konnte. Dies erwog man jetzt auch im Regimente, woselbst die üble Stimmung gegen Burda plötzlich in rege Teilnahme umgeschlagen war. Sein mannhaftes Auftreten gegen die Kavalleristen, das eine Art gemeinsamen Stolzes wachrief, imponierte den meisten, und es fehlte nicht an Zeichen der Anerkennung, welche Burda mit ernster Zurückhaltung entgegennahm. Man wünschte aufrichtig, daß er den Strauß siegreich bestehe, wobei man sich freilich nicht verhehlte, wie schwer dies einem Schorff gegenüber sein möchte.

Am nächsten Morgen — es war an einem Sonntage — fuhr ich mit Burda nach dem Hradschin, wohin sich der zweite Sekundant mit einem Wundarzte schon früher auf den Weg gemacht hatte. Wir wurden von dem Artillerieoffizier empfangen und in ein geräumiges Zimmer geführt, an dessen Wänden Rapiere, Schläger, Masken und Plastrons hingen. In einer Ecke hatte man für alle Fälle ein niederes Feldbett aufgestellt; Eisbecken und Verbandzeug befanden sich in der Nähe. Der Hauptmann des Generalstabes war bereits anwesend; er prüfte, als wir eintraten, eben die beiden Duellsäbel, die auf einem Tische lagen. Auch ein zweiter Wundarzt war zugegen.

Es dauerte nicht lange, so hörte man den Viererzug Schroffs heranrollen, und bald darauf erschien dieser in aufrechter Haltung mit kurzem Gruß in unserer Mitte. Dann reichte er seinen beiden Sekundanten die Hand und begann sich zu entkleiden.

Als er sein bunt gestreiftes Wollhemd ablegte, staunte ich über die Kraft und Fülle seiner Muskeln, die in auffallender Entwickelung hervortraten. Mit seinem breiten Nacken und dem gedrungenen Halse, auf welchem ein verhältnismäßig kleiner Kopf saß, hatte er etwas vom farnesischen Herkules, während Burda, der nun gleichfalls den Oberkörper entblößte, mit seiner zarten weißen Haut, seinen geschmeidigen, etwas weichlichen Formen an die Büste des Antinous mahnte. Eigentümlich war es zu sehen, wie jetzt die Gegner einander gegenüber traten und den üblichen Gruß austauschten. In den Mienen und Geberden Schroffs lag Impertinenz; in jenen Burdas ritterliche Herablassung.

Wir gaben das Zeichen — und der Kampf begann. Schorff, sein Glas im Auge, schien die Sache leicht zu nehmen; er glaubte offenbar, daß jeder seiner Hiebe, die er nur so obenhin führte, sofort sitzen müsse. Aber hierin irrte er. Burda verteidigte sich mit großer Ruhe und Sicherheit, die Schorff überraschte, aber auch reizte, und als er jetzt, vom Säbel seines Gegners gestreift, leicht am Ohre zu bluten begann, geriet er in Wut. Mit einem wahren Hagel von gewaltigen Streichen drang er auf Burda ein; so zwar, daß dieser Mühe hatte, stand zu halten und bereits schwer zu atmen begann. Jetzt markierte Schorff eine Prim, führte aber in der That eine Terz, welche so mächtig war, daß sofort auf der Brust Burdas ein langer, bluttriefender Spalt zum Vorschein kam.

„Halt! Halt!" schrieen die Sekundanten und warfen sich dazwischen. Aber zu spät. Denn schon war ein gewaltiger Kopfhieb gefolgt. Burda taumelte; sein Säbel klirrte zu Boden — und gleich darauf folgte er selbst mit blutüberströmtem Antlitz nach.

„Das ist Mord!“ rief ich aus. Selbst der Hauptmann war ganz bleich geworden und stammelte: „Aber Schorff, was haben Sie gethan?“

Dieser drehte sich auf den Haken um und stieß durch die zusammengepreßten Zähne hervor: „Il l'a voulu!“ Dann wusch er eine geringe Blutspur von der Wange, kleidete sich an, grüßte und ging.

Inzwischen hatte man den Schwergetroffenen auf das Feldbett geschafft. Dort lag er bewußtlos und stöhnte leise, während man die Wunden untersuchte. Diese erschienen derart gefährlich, daß beide Ärzte, die nun um Burda beschäftigt waren, den Kopf verloren und erklärten: es sei das Schlimmste zu befürchten und sie könnten keine weitere Verantwortung auf sich nehmen; der Herr Oberlieutenant müsse sofort in das Militärspital gebracht werden. Der eine fuhr auch gleich mit dem Wagen, in welchem wir gekommen waren, dorthin voraus, um Vorbereitungen treffen zu lassen, während von Seite der Artillerie (in deren Kaserne wir uns befanden) eine Bahre samt Trägern beigestellt wurde.

Es war eine traurige Rückkehr, die wir jetzt, der öffentlichen Aufmerksamkeit möglichst ausweichend, nach der sonntäglich ruhigen Stadt antraten. Im Spitale hatte man ein kleines, abgesondertes Zimmer ermittelt, wohin man nun Burda brachte. Nach der ersten raschen Untersuchung erklärte der Chefarzt, mit der Brustwunde habe es nicht viel auf sich; aber die Schädeldecke sei schwer verletzt. Wie tief der Hieb in das Gehirn eingedrungen, müsse noch genauer erforscht werden; jedenfalls stehe eine höchst gefährliche Entzündung in Aussicht. Dies teilte er auch später dem Regimentsadjutanten mit, der im Auftrage des Obersten und in Begleitung anderer Offiziere erschienen war, um Erkundigungen einzuziehen. Auch von seiten der übrigen Garnison, in welcher sich die Kunde von dem unglücklichen Ausgange des Duells rasch verbreitet hatte, zeigte sich lebhafte Teilnahme. Der Doktor aber bat, man möge jetzt ein jedes Aufsehen zu vermeiden, Nachfragen und Besuche einstellen; es würden zur rechten Zeit Nachrichten übermittelt werden. Da ich zu bemerken glaubte, daß ihm auch meine Gegenwart nicht sehr erwünscht sei, entfernte ich mich gleichfalls, nachdem ich als besonderer Freund des Verwundeten die Erlaubnis erbeten hatte, gegen Abend wieder kommen zu dürfen.

Als ich am späten Nachmittag das schmale, längliche Gemach betrat, in welchem Burda lag, herrschte dort melancholisches Düster. Schon im Inspektionszimmer hatte ich erfahren, daß es schlecht stehe. Er habe zwar wiederholt die Augen aufgeschlagen und zu sprechen versucht, aber immer wieder sei er in Bewußtlosigkeit zurückgesunken. Nun sah ich ihn auf dem dürftigen Bette, Brust und Haupt mit Eiskompressen bedeckt, die Augen geschlossen. Ihm zur Seite befand sich ein Wärter, der durch mein Erscheinen aus jener stumpfsinnigen Langeweile aufgescheucht wurde, die ein solcher Dienst mit sich zu bringen pflegt. Er machte mir Zeichen des Bedauerns, wechselte die Umschläge und sagte dann mit leiser Stimme, er wolle jetzt frisches Eis holen — und auch, mit meiner Erlaubnis, sein Abendbrot einnehmen, das eben jetzt zur Verteilung kommen werde.

Ich war froh, fürs erste ungestört zu sein, und hieß ihn gehen. Dann setzte ich mich in einiger Entfernung von dem Bette nieder und betrachtete meinen armen Freund, der in der That schon wie ein Sterbender, wie ein Toter aussah. Tiefer Schmerz überkam mich und dazu gesellte sich etwas, wie ein Gefühl von Schuld. Hätte ich nicht verhindern können, daß es so weit gekommen? Hätte ich nicht schon längst alles anwenden sollen, um ihn, koste es, was es wolle, von seinen Täuschungen zurückzubringen? Aber hätt' ich es, nach allem, was ich an ihm erfahren — mit ihm erlebt, auch wirklich vermocht? Wäre es überhaupt möglich gewesen, ihn von seinem Wahn zu heilen? Nein, es war nicht möglich! Es mußte alles so kommen, wie es kam: er war, wie jeder, dem unerbittlichen Schicksale seiner Natur verfallen. Und doch trotz seiner Schwächen und Mängel, trotz seiner Irrtümer — welch ein vortrefflicher Mensch war er! Welche vornehme Seele! Welch tapferes Herz! Er hätte ein besseres Los verdient . . . .

Da schien es mir plötzlich, als rege er sich. Und in der That, es war so. Mit leichtem Stöhnen schlug er die Augen auf. Ich trat leise an das Bett und beugte mich über ihn. „Wer ist — wer ist da?“ hauchte er.

Ich hatte alle Mühe, mich zu erkennen zu geben.

„Ach Du — Du!“ brachte er mühsam hervor, während ein Strahl der Freude seine bleichen Züge umflog. „Ich glaube, ich bin verwundet,“ fuhr er fort und machte einen schwachen Versuch, die Hand nach seinem Kopfe zu bewegen.

„Leider,“ erwiderte ich, „und zwar nicht ganz unerheblich. Indessen — —“

„Aber wo bin ich denn?“ fuhr er fort, die Augen mühsam hin und her bewegend. „Das ist ja nicht mein Zimmer —“

„Allerdings nicht; Du bist — im Spital —“

„Im Spital!“ wollte er aufschreien, vermochte es aber nicht und ächzte nur: „Im Spital — im

Spital — und wenn jetzt — —" Er konnte nicht vollenden: sein Kinn sank zur Brust herab und er verstummte. Ich aber wußte, was er meinte. Mit der Besinnung war auch jener unselige Wahn wiedergekehrt. Er hatte sagen wollen: Und wenn jetzt die Prinzessin von meiner Verwundung erfährt — und hieher eilt —

„Wo sind meine Kleider?" fragte er mit einemmale hastig, meinen Gedankengang unterbrechend.

„Deine Kleider? Die werden wohl in jenem Schranke sein — — Da sind sie!"

„Bitte — sieh in meinem Rocke nach — ob sich ein kleines Etui — darin findet —"

„Hier ist es!"

„Gieb! Gieb!" drängte er. Ich reichte es ihm. Er war aber nicht imstande, es zu öffnen und ich mußte es für ihn thun. Ein vertrocknetes Veilchenbouquet lag darin. Er nahm es in die bleiche, kraftlose Hand, senkte das Haupt und betrachtete es lange. Dann sagte er mit überraschend leichter und freier Stimme: „Lieber Freund — Du hast mir sehr oft mehr oder weniger deutlich zu verstehen gegeben — daß ich mich einer argen Täuschung hingebe." Er seufzte tief auf. „Mein Gott! Wenn es so wäre wenn alles nur Traum — Einbildung —"

Er verstummte wieder und atmete unruhig.

Es war zu viel! Dieser Strahl von Erkenntnis, der in dieser bangen Stunde plötzlich in ihm aufleuchtete, war von erschütterndster Wirkung. Ich mußte an mich halten, um nicht in Thränen auszubrechen.

„Nein! Nein!" rief er jetzt, all seine Kraft zusammennehmend, „es kann nicht sein! Diese Veilchen — das mußt Du selbst zugestehen — denn Du weißt es — diese Veilchen sind von ihr!"

Wer wäre so grausam gewesen, es zu bestreiten? „Ja, ja," sagte ich „ich weiß es, sie sind von ihr."

Er brachte mit letzter Anstrengung den Strauß vor das Antlitz und küßte ihn. „Ich hatte ihn als Talisman mit mir genommen — aber er hat mich nicht beschützt — —"

Seine Hände sanken herab — er war wieder bewußtlos. Gleich darauf trat auch der Wärter ein; ich schickte ihn um den diensthabenden Arzt. Dieser, ein noch sehr junger Mann mit intelligentem, aber etwas barschem Gesicht erschien sofort. „Nun?" fragte er mit einem Blick auf Burda.

„Er war zu sich gekommen," sagte ich.

„Hat er mit Ihnen gesprochen?"

„Ja."

„Vernünftig?"

„Ganz vernünftig," erwiderte ich, nicht ohne Verlegenheit.

„Und jetzt ist er wieder bewußtlos?" Er trat an das Bett, langte nach dem Arme Burdas und fühlte den Puls. „Heftiges Fieber, das ist der Anfang vom Ende. Übrigens, wer weiß — vielleicht —"

Dieses „vielleicht" bestätigte sich nicht. Als ich am nächsten Tage das Krankenzimmer wieder betrat, war Burda eine Leiche. Bei den letzten traurigen Vorbereitungen, die man in meiner Anwesenheit traf, suchte ich überall nach dem Veilchenstrauße — doch umsonst: niemand wollte ihn gesehen haben. Man hatte ihn offenbar in den Kehricht geworfen.

Zum Schlusse machte sich der Zufall, der im Leben Burdas eine so große Rolle gespielt, noch einmal geltend. Fast am selben Tage, an welchem drei Ehrensalven über das Grab des Verblichenen hinweg donnerten, war in den Zeitungen die Nachricht zu lesen, daß sich Prinzessin Fanny L... mit dem Prinzen A... verlobt habe.

Gegen Schorff aber kehrte sich jetzt allgemeiner Unmut und man trachtete sogar, eine ehrengerichtliche Untersuchung des Falles gegen ihn durchzusetzen. Da jedoch der junge Graf Z... in die Angelegenheit mit verwickelt erschien, so wurde alles weitere niedergeschlagen und Schroff bloß nach Ungarn zu seinem Regimente versetzt. Nach einigen Jahren war er aus den Listen der Armee verschwunden. Was aus ihm geworden, habe ich nicht in Erfahrung gebracht.

Die zehn Gebote des guten Bürgers.

Was dich nicht brennt, das blase nicht —
Auf fremden Wiesen grase nicht —
Sei artig mit dem kleinen Mann,
Mit großen Herren spaße nicht —
Was du von deinem Nächsten denkst,
Das bind' ihm auf die Nase nicht —
Wenn einer dir nicht reinlich dünkt,
So trink aus seinem Glase nicht —
Spiel niemals dich als Löwen auf;

Giebt's Prügel, sei ein Hase nicht, —
Bleib dir getreu, solang es frommt;
Dann schen die neue Phase nicht —
Tobt durch die Gassen Aberwitz,
Bleib fein zu Haus und rase nicht —
Sei frei gesinnt, doch tadle laut
Der Staatsgewalt Ukase nicht —
Dann spricht man immer gut von dir,
Doch freilich — mit Ekstase nicht.

Paul Heyse.

Die hohe Steig.

Von Wilhelm Jensen.

Ein Gipfel, abgeschlagenem Zuckerhut
Am meisten ähnelnd; von der Faust Vulkans
Zuerst ins Licht gereckt und ganz gleichwie
Zum Riesenambos seiner Schmiedestatt
Von ihm gehämmert. Ungemessene Zeit,
Von keinem Lebensatemzug beseelt,
Sah er so auf in graue Wolkenschlacht,
In Sturmgeheul und heißen Sonnenbrand.
Eisgürtel schlangen sich um seinen Leib
Und preßten ihm die Felsenrippen ein,
Daß von der Schnürbrust nach Aeonen noch
Ihr Druckmal heut ihm blieb. Der Gletscher schmolz;
Es leckten gierig Wogen an ihm auf
Und warfen Schaum und Gischt nach seiner Stirn
Und ebbten hin, wie alles kam und schwand.
Doch er blieb gleich, nur mählich kroch vom Fuß
Aus Moos und Farn ein grüner Waldesgurt
An ihm empor, und schwarze Nadelflut
Hob Hünenwipfel aus dem Abgrundsturz,
Wie einst Gigantenhochmut den Olymp
Zu stürmen wähnte, doch umsonst wie sie.
Unnahbar blieb er, einsam, himmelsstolz;
Tief unter ihm verklang im wilden Chor
Das Hungerwutgebrüll, der Todeskampf
Von Ungeheuern wüster Graungestalt,
Daß fast wie sanfte Melodie danach
Des Bären Grimmgeknurr und Wolfsgebell
Zu ihm empordrang; doch den Adler nur
Trug Flügelschlag zu seines Scheitelhaupts
Erhabener Ruhe.
Dann zum erstenmal
Vernahm er Menschenlaut. Es kam ein Volk
Dem Tier verwandt noch und gleich solchem auch
Bedroht, verfolgt vom gleichen Wilgeschöpf.
Nach Zuflucht suchend, grubs die Nägel ein
In Erd' und Stein und schuf in Wolkenhöh'
Sich um den Gipfel sicheren Lagerwall.
Drin barg es seine Beuten, staunte blöd
Zur Nacht dem Sterngefunkel über sich
Und zeugte weiter sein Geschlecht. Es saß
Im Zottelfell das dunkelhaarige Weib,
Die Sonnenglut auf strotzend nackter Brust,
Dran ihre Brut sie säugte gleich dem Tier,
Aus bunten Kelchen mit erwachtem Trieb
Sich ersten Zierrat um den Nacken flocht
Und gleich den Blumen welkend, alternd schwand.
So schwand ihr Stamm mit ihr; die Sonne kam
Und sah den Gipfel wieder leer und still;
Der Lagerwall ließ Rätselbotschaft nur
Von dem, was war; sonst nichts. Verweht, vorbei.

Und drunten trieben nun Jahrtausende
Vorbei mit dem, was hochgeschwellten Wahns
Sich Weltgeschichte hieß: Geschrei und Fluch
Und Schwertgeklirr in stätem Raub und Krieg
Sich drängenden, bedrängten Völkerschwarms.
Doch undurchdringlich tiefe Dickichtsnacht
Ließ irren Ton kaum aus der Niederwelt
Hieher empor. Hier wechselte nur Grün
Mit weißem Schnee, der Lerche Frühlingsgruß
Mit dumpfem Rabenschrei, der windverweht
Vorüberzog.
Da wieder klang ein Fuß
Zum erstenmal im klirrenden Gestein
Den Hang hinan. Schuhlos, behend, vielleicht
Ein blondes Hirtenkind, vom Blockgefüg
Des rohen Hüttenbaus heraufgelockt,
Den drunten sich am Tobelquell die Axt
Des ersten Ansiedlers im Bergwald schuf.
Im Frühlicht winkte seltsam ihr, gehüllt
Vom Morgengold, der grüne Mattenkopf,
Wie aus den Mären, die der Alten Mund
Am Feuer raunte; so durch Fels und Dorn,
Durch Schlucht und Sturz klomm sie empor. Nun stand
Allein sie droben, staunend sah ihr Blick
Den alten Lagerwall. Sie wußte nicht,
Wer ihn getürmt, daß etwas vor ihr war,
Und schweigsam lagen um sie Stein und Stumpf,
Die es gesehn. Doch wie zur Rast sie sich
Auf den ummoosten Wallhang hingestreckt,
Zu Füßen ihr ein unermessenes Rund
Von dunklen Thälern, leuchtend fernen Höhn,
Da kams ihr, daß es schön in Sonn und Wind
Zu ruhn hier sei, und ein Verlangen zog
Von drunten oftmals wieder sie herauf.
Nur ward sie stets vom hohen Anstieg müd,
Und bald im Elternblockhaus hieß sie's drum:
„Die hohe Steig."
Und andre sprachen's nach,
So wards des Gipfels Namen und verblieb's;
Er aber blieb mit ihm, was unbenannt
Von Anfang er gewesen. Manch' Geschlecht
Sank um ihn ab; da dröhnt' es eines Tags
Von schwerem Schüttern wider ihn heran,
Geblöck, Gebälk, vom Zugvieh aufgekeucht,

Und Menschenhand hub einen Bau, gekrönt
Mit spitzem Turm, im alten Keltenwall
Der hohen Steig. Und aber eines Tags
Vernahm sie seltsam neues: Glockenruf,
Von hundert Menschenlippen Weihgesang,
Und eine Stimme sprach: Geheiligt sei
Fortan die Stätte hier dem wahren Gott.
Sprengwasser netzte feucht den Bodengrund
Und bannte von ihm aus für ewige Zeit
Jedweden Geist, der dem alleinigen Herrn
Des Weltalls trotze.
Flimmernd so betürmt,
Sah nun die hohe Steig ins weite Land.
Sie hörte dann und wann im Morgenlicht
Gesang und Predigt, Tröstungswort und Zorn;
Dann schwands von ihr zu Thal, und einsam nur
Blieb wohl ein heißes Thränenleid zurück,
Vor einem Kreuzstamm klagend, der vom Rand
Des alten Walls sich in den Himmel hob.
Und antwortlos verklang das Fleh'n und schritt
Der letzte Fuß davon.
Doch eines Nachts,
Drin angstvoll drunten sich im Bett das Ohr
Die Dörfler schloßen, ballte wildes Knäu'l
Sich droben auf. Von Wolken nachgeahmt,
Schien rückgekehrt der Vorzeit Ungestalt
Mit Drachenleibern, aufgerissenem Schlund
Und Augen, blauem Stahlgefunkel gleich.
Aus ihren Nüstern schnaubte Sturmgehauch
Und bergerschütterndes Gebrüll. Da schoß
Der Feueratem eines Basilisk
Glutspeiend nieder, und ein Loderstrahl
Schlug auf, wohin er fiel. Das Taglicht kam,
Und abgesunken sah's, wie Geisterspuk,
Den turmgekrönten Bau der hohen Steig.
Von Steinen nur und schwarzverkohltem Holz
Ein rauchend Häuflein in dem Keltenwall,
Und neben ihm allein das Kruzifix
Mit goldenem Lendentuch noch unversehrt
Im Sonnengold.
Im Dorfe drunten sprach,
Erlesener Kenntnis reich, des Pfarrers Mund:
Es hab' in seiner Gnadenmilde Gott
Sich andre Wohnstatt ausersehn, auf daß
Zu mühbeladen nicht die Seinigen
Ihn suchen müßten auf der hohen Steig.
Doch Seiner Allmacht zum Beweise hab'
Der Blitz sich vor dem Bildnis Seines Sohns
Gebändigt hingestreckt. Es deute hoch
Noch in den Himmel auf und werde so
Fortdeuten bis zum Tage des Gerichts.

Und nun in blauer Morgenschönheit stand
Ich auf dem Gipfel droben. Alles still.
Nur Wind und Sonne, summendes Gemurr
Der dunklen Tannen fernab unter mir.
Doch grabesschweigsam lag der alte Wall
Und drinnen der Kapelle Trümmerrest,
Und dran, zernarbt, mit goldenem Lendentuch,
Von einem heutigen Blitzschlag hingestreckt,
Zerschmettert lag das Kreuz.
Ich aber saß
Und sann der Tage Wechsel. So ging einst
Von hier der erste Menschenblick hinaus
Ins unverstand'ne All. Jahrtausende,
Geschlechter um Geschlechter drängten nach
Mit neuen Lehren, stärkrer Geisteskraft;
Ich ward. Was weiß ich heute mehr, als er,
Der hier als erster stand? Ein Rätsel liegt
Zu Häupten mir das Blau, um mich die Welt,
In mir mein eignes Leben, wie um ihn,
Und wird um den so liegen, dessen Fuß
Zuletzt die hohe Steig betritt.
Da kam
Aus toter Stille steil am Hang herauf
Ein lebend Etwas. Alt, im Weiberrock
Aus grauer Vorzeit hageres Gebein
Umschlotternd; langes, graugesträhntes Haar
Einst dunkler Färbung flog als Spiel der Luft
Um gelbe Schläfen, und im Hohlgesicht
Ein schwarzes Augenpaar. So kam's daher,
Fingernd an einem groben Maschenwerk,
Den Blick ins Innre tauchend. Zweifel kaum
Beließ ihr Bild: In ihren Adern rann
Noch Blut von jenem dunkelhaarigen Weib,
Das vor Jahrtausenden zuerst sein Kind
Im Wind hier säugte.
Grußlos stieg das Weib
Zu mir heran, und grußlos setzte sie
Sich zu mir auf den alten Wall, den einst
Ihr Volk gebaut. Nur murmelnd ging ihr Mund,
Das Strickwerk klapperte mit hohlem Schall,
Als seiens Knochen einer Totenhand,
Und flatternd flog der Wind ihr Strähnenhaar.
So saß sie da, gespenstisch, ein Gebild
Verschollener Zeit — Sibyllen, Norne — was?
Bis geisterhaft einmal den dürren Hals
Zu rückgewandtem Blicke drehend, sie
Wehklagend ausrief: „Ach, der schöne Gott!“

Nun stand sie auf und kam mit ihm zurück.
Den Holzleib, der vom Kreuzstamm abgesprengt
Armlos am Boden lag, hielt sorglich sie
Auf ihren spitz heraufgezognen Knien,
Schlang um ihn her die Falten ihres Rocks,
Wie eine Mutter Windeln um ihr Kind,
Und über Kopf und Brust ihm streichelnd, sprach
Sie zweimal langsam: „Ja, der schöne Gott!“
Dann hob sie raunend gegen mich den Mund:
„Es kommt sonst keiner mehr zu ihm herauf —
Und wißt, sie sagen — drunten“ — ihre Hand
Focht irr ein paarmal durch die Luft — „es wär'
Marias Sohn — Maria, so heiß' ich.
Ganz mächtig war er, alles konnt' von ihm

Man bitten — wißt, ich hatte Mann und Kind
Und kam und bat für sie“ — sie lachte blöd —
„Und drunten sprachs der Pfarrer, vom Gebreſt
Hätt' er auch gleich sie gnädig allebeid'
Zu sich geholt, und danken müßt' ich ihm.
Da bracht' ich ihm auch Thränen alle Tag —
Gewiß — daß er so gnädig war. Doch wißt,
Es ist ein andrer noch, und der ist noch
Allmächtiger und war schon vor ihm hier;
Wie lang, weiß keiner mehr. Der Ätti hat's
Mir nächtens auf der Ofenbank erzählt, —
Der trägt als Aug' die Sonn' in seiner Stirn,
Die grauen Wolken sind sein Haar, und Wind
Bricht durch den Wald, wenn seine große Brust
Den Atem ausstößt. Der war schon, als Bär
Und Wolf und meine Mutter hier gewohnt,
Und mocht' ihn nicht, den schönen, neuen Gott.
Und in der Nacht — der Wildhirsch fuhr vorbei —
Schlug er ihn tot mit einem Feuerbolz.
Ich kam herauf, im Grau, da lag er tot,
Der schöne Gott. Denn wißt, er war zu schwach,
Um sich zu wehren; vor dem grauen Mann
Wehrt Keiner sich. Und weinen wollt' ich auch,
Doch hatt' mein Auge keine Thränen mehr,
Weil's wohl zu viel geweint. Nun sing' ich ihm
Ein hübsches Schlaflied alle Tag — singt mit! —
Damit der schöne Gott nicht wieder wacht.“

Ein Summen, wie ein Fliegenschnurren, ging
Vom Mund der Alten in den Sonnenwind,
Und leise mit den Knieen wiegend, strich
Dem Holzleib schläfernd sie um Kopf und Brust.
Mich überlief's und zog mir rasch den Fuß
Vom Hang hinab; dann dreht' ich mich zurück.
Da saß sie noch am alten Kellenwall —
Ließ ich als Hüterin der hohen Steig
Die Nacht des Wahnsinns droben? Oder klang
Aus ihrem blöden Wort ein irrer Ton
Des großen Rätsels, das hier vom Beginn
In Sonn' und Wind sein Weltgeheimnis summt?

Die Serenade.

(Aus Venedig.)

Halb schon lag ich entschlummert, da drang aus der Ferne herüber
 Lachen und Singen zu mir, Flöten- und Geigengetön.
Aufsprang schnell ich vom Lager und sieh, eine Reihe von Gondeln
 Strahlend, von Lichtern erhellt, nahte heran durch die Flut.
Vor dem Palaste, der jenseits mit den Altanen und Säulen
 Stieg aus dem Wasser empor, hielten die Ruder sie an.
Sängerinnen und Sänger, berühmteste, die dem Verliebten
 Für den verschwiegenen Wunsch leih'n den melodischen Mund,
Stellten zum nächtlichen Ständchen sich auf und die schmelzenden Weisen
 Zitterten über die Flut, schwangen sich sehnend empor
Zu dem vergitterten Fenster, wo leis sich bewegte der Vorhang
 Und der Schatten erschien lieblichster Frauengestalt.
Fremd mir waren die Lieder und nicht zu verstehen; da hört' ich
 Einen vertrauteren Ton dringen ins lauschende Ohr:
Jenen Gesang in der Nacht, den einst auch Goethe vernommen,
 Den er den Deutschen geschenkt, heißer und tiefer beseelt;
Sehnender Liebe Geständnis, die Frage, die immer aufs neue
 Bebend den Lippen entströmt: „Dormi! che vuoi di più?“
War es das Rauschen des Wassers, als rückwärts fuhren die Gondeln,
 War's daß ein Riegel sich schob von der verschlossenen Thür?
Hört' ich Geflüster des Nachtwinds, hört' ich der Liebe Geflüster,
 Das in dem Chore verklang, wie er aufs neu sich erhob
Ferner und ferner? Es blickte das Auge dem farbigen Scheine
 Träumerisch nach, bis der Ton starb mit dem Lichte zugleich.
Aber nun klingt in mir fort das sehnende Lied, und es trägt mich
 Über die Alpen zu dir, in das vertraute Gemach,
Wo du entschlummert, Geliebte, nun liegst in der nächtigen Stunde,
 Ruhig atmend, das Haupt sanft in die Kissen gedrückt.
„Die mir verschließen das Herz und es öffnen, du trägst sie, die Schlüssel“,
 Immer so hör' ich das Lied: „ach, meine Seele bist du!“
Weben die Träume um dich und schwebt um den Mund dir ein Lächeln?
 Dormi, bel mio idol! Dormi! che vuoi di più?!

Friedrich Roeber.

Im Wahn.

Bleich das Gesicht und wirr das Haar
Und starr der Augen dunkles Paar,
So schleicht sie langsam Schritt für Schritt;
Ihr Wahn geht mit.

Nach jedem Schritte bleibt sie stehn
Gesenkten Haupts. Was mag sie sehn?
Sie bückt sich tief und greift umher,
Die Hand bleibt leer.

Verzweifelnd blickt sie himmelwärts,
Preßt mit der Hand ihr pochend Herz
Und sucht, schleicht weiter Schritt für Schritt,
Ihr Wahn geht mit.

Ihr Kind war ihre höchste Lust,
Sie tränkt's an ihrer Mutterbrust
Und hat's gebettet weich und warm
Auf ihrem Arm.

Einst mochte sie gar müde sein,
Mit ihrem Kleinen schlief sie ein,
Da traf ein Feuerruf ihr Ohr,
Sie fuhr empor.

Das Kind entglitt ihr, fiel zu tot;
Sie schrie zu Gott aus tiefster Not,
Sie hob es auf, sie starrt' es an
In irrem Wahn.

Nun sucht sie seufzend Tag für Tag
Am Boden, wo sie gehen mag
Und bückt sich tief bei jedem Schritt,
Das Kind geht mit.

Julius Sturm.

Vor dem Schauspielhause.

Am Mittag siehts an unsrem Schauspielhaus,
Wo ich vorbeigeh', ganz befremdlich aus:
Theaterflitter auf der offnen Gasse!
Ein Kronzelt hier und da ein alter Kahn,
Als Lohengrins kennzeichnet ihn der Schwan,
Der niederhängt an ihm in schlaffer Masse.
Daneben zwanzig schwarzpapierne Tuben,
Ein Griechentempel, dorisch aufgebaut,
Ein Fels mit Alpenglühn, altdeutscher Stuben
Gefäßprunk, drüber einer Schlange Haut.
Die Sonne leuchtet starken Strahls herunter
Und sieht so boshaft hell in alle Ecken:
Sie zeigt die Klexe auf dem Zeug noch bunter
Und plumper noch die Lappen und die Flecken.

Es ist ein Anblick, wunderlich zu sehn,
Und alle lächeln, die vorübergehn,
Der Welt von Leinwand, die im grellen Licht
Mit grober Lüge in die Augen sticht.
Doch ich gedenke still der ernsten Nacht
So für mich sinnend: Lächelt nur und lacht.
Der helle Tag verlangt ein klares Schauen
Und wohlberaten meidet ihr den Trug:
Doch will der Dämmer auf euch niedertauen,
Dann glaubet fromm und seid nur dann nicht klug.
In holder Täuschung liegt des Menschen Glück,
Im sanften Zittern seiner tiefsten Seele —
O scheucht sie nicht mit strengem Ernst zurück,
Und scheltet nicht, daß sie des Zieles fehle.
Lockt euch die Stunde, senkt die feste Hand,
Laßt von der Flut euch tragen ohne Steuer:
Zum Zauber wird der Erde leichter Tand
Und, gleich den Kindern, ist der Himmel euer!

Friedrich Adler.

Menschenlos.

Götterneid nahm lachend den Traum der Träume,
Nahm des Tags hellleuchtendes Glutgestirn mir....
Zitternd, einsam schwank' ich den Pfad des Lebens,
Träumenden Auges.

Alles schwand, schwand unter dem rauhen Faustschlag,
Jugend, Mut, aufjauchzende Kampfbereitschaft:
Statt des Lorbeers, den ich zu brechen wähnte,
Brach ich Cypressen.

Sei's! — Der Wehlaut über das eigne Schicksal
Ziemt dem Feigling! — Schreite der Nacht entgegen,
Stumm und starr, — goldflammender Zeit gedenkend,
Lodernder Liebe.

Bruno Salmer.

Meerfahrt.

Auf der hohen See, auf der hohen See
O wie wird das Herz so weit!
O du wonnig Weh, o du wonnig Weh!
O du blaue Einsamkeit!

Flink das Segel fliegt, flink das Segel fliegt,
Wie die Möwe frisch und frei.
Traum und Schaum dich wiegt, Schaum und Traum dich wiegt,
Märchenstilles Einerlei.

O wie leuchtet fromm, o wie leuchtet fromm
Hoch die Sonne auf die Flut.
Heilige Liebe, komm, heilige Liebe, komm,
Taufe du mich rein und gut!

Karl Bleibtreu.



Gedichte
von
Ferdinand von Saar.

An den Tod.

Grausam bist du, o Tod!
Jene,
Die unwillig stöhnen
Unter des Daseins öder Bleilast,
Oder, gehetztem Wilde gleich,
Umgetrieben werden von Not und Drangsal:
Jene gehst du vorüber,
Tückisch ihnen entschlüpfend,
Wenn sie heran dich zwingen wollen —
Und ferne bleibst du
Jahrelangen Qualen des Siechbetts.

Aber jene, so kräftig dem Glück gebieten
In des Lebens Vollgenuß,
Oder, wie selige Kinder,
An den bunten Bildern der Welt sich ergötzen:
Unerbittlichen Hippenschwungs nieder mähest du sie —
Und mit ihnen
Mutiges Wollen
Begonnene Thaten und Werke,
Lieblichen Frohsinn,
Goldene Träume.

Und so auch verschonst du
Die da atmen andern zur Qual.
Gedeihen lässest du
Schnödeste Selbstsucht,
Die schwachen Mitgeschöpfen
Das Herzblut aussaugt,
Langsam,
Als unersättlicher Vampyr.

Aber ach! jene, die unser Glück sind und unser Trost,
Raffst du dahin —
Und am liebsten schließest du mild blickende Augen,
Grausam bist du, o Tod!

Palinodie.

Aber dennoch selig
Sind, die frühe verstorben!
Nur Thorheit beklagt es,
Daß sie dahin gegangen,
Ohne des Daseins Lust und Glück
Ausgekostet —
Ohne vollbracht zu haben,
Was sie hoffnungsvoll angestrebt.
Denn unergründlich
Ist Menschenschicksal —
Und keiner weiß,
Was der morgende Tag ihm bringt.
Unablässig lauert Unheil
Lauert der Enttäuschung Schmerz
Und die Gefahr, schuldig zu werden....

Selig daher,
Dreimal selig
Sind die frühe Verstorbenen.

Die Erdbeere.

Bei heißen Sonnenbränden,
Du Beere duftig rot,
Mit nimmermüden Händen
Pflückt dich das Kind der Not.

Es sieht die Fülle prangen
Und unterdrückt dabei
Das eigene Verlangen,
Wie mächtig es auch sei.

Gehäuften Topf und Teller
Trägt es zum Händler dann;
Der geizt noch mit dem Heller —
Er ist ein kluger Mann.

Doch nicht bei seinesgleichen
Vollendet sich der Kreis:
Erst auf dem Tisch des Reichen,
Der zu bezahlen weiß.

So wird zur Menschenhabe
Und dient dem Wucher nur
Selbst deine frei'ste Gabe,
O liebende Natur!

Der Dichter.

Der Erde Schmerz, der Erde Wonnen,
Wir haben redlich sie geteilt;
Ich trank mit euch aus einem Bronnen
Und mit euch zog ich unverweilt.

Doch mehr und mehr im Lauf der Zeiten —
Ich wußte selbst nicht, wie es kam —
Sah ich euch immer ferner schreiten,
Obgleich ich doch nicht Abschied nahm.

Auch habt ihr mich nicht ausgestoßen —
Und dennoch steh' ich jetzt allein.
Ich hätte gern das Glück genossen,
Ein Mensch mit Menschen froh zu sein!

Das Liebeszeichen.

Lustspiel in einem Aufzuge von **Emil Granichstädten**.

Personen:

Ludwig XIII., König von Frankreich.
Königin Anna.
Vicomte von Brigneil, erster Kammerherr der Königin.
Villars, Kapitän der königlichen Leibwache.
Marquis von Cinqmars, Oberstallmeister des Königs.

Damen und Herren vom Hofe, Lakaien.

Ort der Handlung: Der Louvre. Zeit: 1625.

Erste Scene.

(Saal im Louvre. Mittelthür; eine Seitenthür in der letzten Coulisse links; an der linken Seitenwand ein großer Kamin, oberhalb desselben das Bild Heinrichs IV. von Frankreich. Auf dem Kaminsims Armleuchter, Statuetten und eine Uhr. Vor dem Kamin ein Teppich, etliche Stühle und Tabourets. An der rechten Seitenwand zwei Fenster, ebenfalls Armleuchter. **Königin Anna** sitzt vor dem Kamin, ihr zur Seite, etwas nach rückwärts, sitzt **Brigneil**, einige Hofdamen und Kavaliere stehen rechts im Halbkreise. Im Nebensaale hinter der geöffneten Mittelthür spielen Musikanten eine lustige Weise. Brigneil sieht nachdenklich auf Annas Hand, welche, den Fächer haltend, leicht auf ihrem Schoße ruht.)

Anna (nach einer kleinen Weile). Entlassen Sie die Musiker, Brigneil. (Brigneil antwortet nicht.) Er schläft? (Sie wendet sich um und hebt dabei die rechte Hand) Mein guter Vicomte!

Brigneil (wie aus einem Traume auffahrend). Ah! — Majestät befehlen?

Anna. Ich wünsche allein zu sein (Die Musik verstummt, die Hofdamen und Kavaliere ziehen sich zurück; auch Brigneil empfiehlt sich) – mit Ihnen, Brigneil. — Es ist schon spät am Abend?

Brigneil (sieht auf die Kamin-Uhr). In wenigen Minuten Sieben, Majestät.

Anna. So früh, und ich glaubte, die Damen und Herren schon über Gebühr bei mir gehalten zu haben.

Brigneil. Man verweilt gern in Ihrer Majestät Nähe.

Anna. Weil Ihr alle gute und mitleidvolle Menschen seid.

Brigneil. Nicht doch; weil wir den königlichen Zauber reiner Weiblichkeit empfinden und, wie nicht anders möglich, lieben; weil unser Auge sich labt an der Anmut unserer Königin, weil wir die Gnade empfinden, den Geist und die Güte unserer Herrin bewundern zu dürfen, weil uns eine Hand befiehlt — Verzeihung, Majestät, aber ich habe noch keine schönere Hand gesehen.

Anna. Sie werden mich erröten machen, Brigneil.

Brigneil. Oder lachen, wenn Sie meiner siebzig Jahre gedenken.

Anna. Sie träumten früher wohl von meiner Hand, als ich Sie bat, die Musikanten zu entlassen?

Brigneil. Nein, ich träumte nicht.

Anna (lächelnd). Aber Sie schliefen?

Brigneil. Nein — nein — ich sah auf Ihre schöne Hand — und (seufzend) dachte — — was man so denkt.

Anna. Vielleicht gar dasselbe, was ich eben dachte, daß die kurzen Tage des Winters eigentlich viel länger sind, als die langen Tage des Sommers. O, das schöne Schloß Blois! Dort hatten wir unsere Gärten, unsere Wiesen, unsere Kahnfahrten auf der Loire, und so gab es vom frühen Morgen bis zum späten Abend Beschäftigung — für unseren Müßiggang. Mit dem Tageslicht endete unser Tagewerk, doch hier beginnt der Tag beinahe erst, wenn wir die Lichter anzünden, und nicht jede Weise stimmt für die Empfindungen der Vereinsamten. Darin liegt die Unvollkommenheit der Kunst im Vergleiche zur Vollkommenheit der Natur. Die Musik, das Gedicht, jedes Gemälde setzen eine empfängliche Stimmung voraus, welche dem Frohsinn oder der Traurigkeit ihrer Meinung entspricht, aber die Blume, der rauschende Wald, die Nachtigall und das Gewitter duften, umschatten, singen und donnern den Glücklichen, wie den Betrübten. Die Natur erinnert uns an Gott, die Kunst doch immer nur an die Menschen.

Brigneil. Und Gott ist gerecht. Er führt auch die Irrenden zur Erkenntnis der Wahrheit.

Anna. Für wann ist die nächste Zeremonie im Luxembourg angesagt?

Brigneil. Vorläufig ist mir nichts bekannt. Der König geht morgen auf die Jagd und Herr Mazarin wird den Empfang abhalten und auch im Louvre seine Aufwartung machen.

Anna. Wann war es denn, als wir die Gesandschaft Spaniens begrüßten?

Brigneil. Das war am ersten Oktober.

Anna. So sind es heute drei Monate, daß ich den König zum letztenmale sah.

Brigneil. Der König ist viel beschäftigt. Herr Mazarin muß jedes Schriftstück vorlegen.

Anna. Gewiß, gewiß — — und heute ist ja wohl einer der Dienstage des Fräuleins von La Fayette.

Brigneil. Ich möchte heute noch den Grafen Alvarez erwürgen, der Ihnen, Majestät, die Geschichte hinterbracht hat — um meine Königin noch unglücklicher zu machen.

Anna. Sie irren, Vicomte — es tröstet mich, den König zufrieden zu wissen. Er sah nicht glücklicher aus wie ich, wenn ich ihm begegnete, und ich hatte die Empfindung, als ob es nicht meine Gegenwart wäre, die ihn betrübte. Seine Artigkeit war immer voll Achtung und es schien, als ob er ein Wort, ein gutes Wort für mich suchte. Er fand es nicht. Ist Fräulein von La Fayette schön?

Brigneil. Nun, mein Geschmack wäre sie nun eben nie gewesen. Man zeigte mir die Dame bei dem letzten Feste, das der Kardinal dem Parlamente gab. Sie ist sehr groß, aber sehr schlank — sehr schlank, ihre Figur erinnert an einen Lilienstengel — ohne Lilie, denn ihr kleiner Kopf nimmt sich wie eine Zuspitzung des Stengels aus. Dafür aber ist die Dame sehr lebhaft und liebt es, den Sentenzen, die sie verschwenderisch ausstreut, durch das Ausbreiten ihrer dünnen Arme Nachdruck zu geben. In solchen Augenblicken gemahnte sie mich an eine Windmühle.

Anna (lächelnd). Sie übertreiben, Brigueil — um mich zu trösten.

Brigueil. Gewiß nicht, Majestät. — Oh, ich wollte, die La Fayette wäre schön und König Ludwig lernte bei ihr die Schönheit der Frauen schätzen, dann . . .

Anna (ernst und lebhaft). Dann? — (weinend) Oh, daß ich solche Dinge von meinem treuesten Freunde hören ...

Brigueil. Verzeihung, Majestät.

Anna. — und ihm für seine Meinung noch danken muß. (Trommelwirbel wird hörbar.) Was ist das? (Brigueil ist zur Thüre geeilt und ein Offizier hat ihm Meldung erstattet.)

Brigueil. Seine Majestät der König ist im Palaste.

Anna. O mein Gott — was will der König?

Brigueil. Ich weiß es nicht.

Anna. Er kommt von dieser . . . La Fayette —

Brigueil. Zu seiner schönen Gattin. — Empfangen Sie ihn als seine Königin, in dem Schmucke Ihrer Würde, und denken Sie an die Gerechtigkeit Gottes.

Anna (abgehend). Es ist das Ende, Brigueil. (Ab.)

Zweite Szene.

Brigueil allein.

Brigueil. Das Ende Deiner Leiden? (Er geht zur Thür und winkt einigen Dienern.) Heda, macht Licht! Die Armleuchter angezündet! (Die Diener gehorchen eilfertig.)

Dritte Szene.

Vorige. Der König, Villars, Cinqmars.

König. Guten Abend, Brigueil. Wir kommen ungebeten. Ein arger Wintersturm das! Und hier (er setzt sich) ein behaglicher Kamin. Man soll nachlegen; ich bin arg durchfroren. (Es geschieht. König Ludwig sitzt vor dem Kamin, hinter ihm stehen Villars und Cinqmars. Neben ihm in devoter Verbeugung steht Brigueil, der während der folgenden Reden mit Unruhe die Arbeit der Diener verfolgt.)

Brigueil. Haben Eure Majestät sonst noch irgend welche Befehle?

König. Nein, lieber Vicomte. Ich wünsche nichts, als der Königin meine Aufwartung zu machen und mich wegen dieser Störung zu entschuldigen.

Brigueil. „Aufwartung!" (zu den Dienern) So sputet Euch doch, Ihr Schurken! Ihr Taugenichtse! (zum König): „Aufwartung!" Eure Majestät — das wäre also eine Art kleiner Cercle — ich kann unmöglich mehr eine große Gesellschaft zusammenbringen, nur das beiderseitige Gefolge vom Dienste. Verzeihung, aber in der That auf eine solche Überraschung — Oh, es soll damit nichts Unehrerbietiges gesagt sein — auf eine solche noch nicht dagewesene Heimsuchung durch Eure Majestät waren weder meine Instruktion noch ich selbst vorbereitet.

König (mit einiger Betonung). Und Sie halten sich, Vicomte Brigueil, an Ihre Instruktion?

Brigueil (naiv). Gewiß, Majestät.

König (schärfer). An ihren Wortlaut und an ihre — Meinung.

Brigueil (nach einer Pause, mit Bewegung). Ich darf Eurer Majestät gerade und frei ins Gesicht sehen, wie meine erhabene Gebieterin es kann. Meine Instruktion ist rein, wie die Ehre des Königs und der Königin.

König (erhebt sich). Dank! — Dank! lieber Brigueil. — Wo ist die Königin?

Brigueil. Sie saß an diesem Kamin, als Eure Majestät gemeldet wurden. Ich glaubte der hohen Frau raten zu sollen, das einfache Hauskleid mit einer Empfangstoilette zu vertauschen. Die Königin teilte meine unmaßgebliche Ansicht und —

König (ihn unterbrechend). Wir sind hier in einem Aufzuge, der alle Spuren des Wintersturmes in dem zerzausten Halskragen, den nassen Federn und Schuhen aufweist. — Ihr Kammerdiener wird uns wohl behilflich sein. — Bleiben Sie! Ein Lakai mag uns führen — in Ihre Zimmer, Vicomte?

Brigueil. Oh, diese Ehre, Majestät! — aber die anderen Säle sind alle kalt und finster.

König (mustert im Abgehen Cinqmars und Villars). Eisen und Leder halten stand; — aber Sie, Cinqmars, sind noch im Mantel!

Cinqmars (verlegen). Mit Eurer Majestät Erlaubnis ..

Villars (lacht). Die Rutschpartie, Herr Oberststallmeister! Ja, das kommt davon, wenn ein Stallmeister seidene Beinkleider trägt.

König. Kommen Sie, Cinqmars.

(Zwei Diener leuchten dem König voran. Brigueil geleitet ihn zur Thüre. König und Cinqmars ab.)

Vierte Szene.

Villars, Brigueil. (Im Augenblicke, nachdem der König den Saal verlassen hat, sinkt Brigueil auf einen Sessel neben der Mittelthüre.)

Brigueil. Kapitän, nicht wahr, ich irre nicht? — Das giebt ein Unglück?

Villars. Ich wüßte nicht, weshalb?

Brigueil. Sie kennen meine Gebieterin nicht, sonst blieben Sie nicht so gleichgiltig in einem Augenblicke, vor ihrer — — Verstoßung vom Throne Frankreichs.

Villars. Herr von Brigueil, Sie sind verrückt!

Brigueil. Noch nicht, aber mein altes Herz hat zu viel Herzeleid erlebt und ertragen, als daß es ruhig bleiben könnte bei diesem — Äußersten.

Villars. In aller Heiligen Namen! Bei welchem Äußersten? — Ist das denn eine so hochnotpeinliche Staatsaktion, wenn der König seine Königin besucht?

Brigueil (erhebt sich und faßt Villars bei der Hand, setzt sich aber gleich wieder in einen der Stühle vor dem Kamin, ohne Villars loszulassen). Lieber Kapitän! Wenn Sie mir vor einer halben Stunde gesagt hätten, die Notredame-Kirche hätte Füße bekommen und wäre in allem Behagen über den Pontneuf vor den Louvre spaziert, so hätte ich das Fenster geöffnet und hätte nachgesehen. Wäre dann wirklich die Notredame-Kirche vor dem Louvre gestanden, so hätte ich ein Vaterunser gebetet und hätte gesagt: „Gott hat ein Wunder gethan" und — es sind ja nur Steine, die er bewegt hat. Wenn aber König Ludwig seine Königin besucht, so hat der liebe Gott ein Herz bewegt, das unveränderlicher ist als der Standplatz der Notredame-Kirche, das steinerner ist als die Steine dieses Gotteshauses.

Villars. Ja, das ist wahr — der König ist stark in seinen Entschlüssen.

Brigueil. Und er verabscheut seine Königin.

Villars. Und das Haus Bourbon erlischt durch diesen Abscheu.

Brigueil. So ist's. — Es sind schon mehr als zehn Jahre, daß ich mit König Ludwig und Hunderten von Edeln nach Bordeaux geritten bin, wo er seine Hochzeit mit der Infantin Anna von Spanien feierte. Ich hatte damals das Ehrenamt der ersten Kammerherrn der Königin übernommen. Kraft dieses Amtes führte ich meine Herrin dem Könige zu, als nach dem Festmahle getanzt wurde — und sah den Blick des Hasses, mit welchem er dem holden,

zaghaften, ängstlich zutraulichen Kinde begegnete. Und doch hatte er ja selbst das Mennett komponiert, welches man tanzte; es war das Königs-Mennett. Sie erinnern sich? (singt) Lalala.

Villars. Freilich (singt gleichfalls) Lalala. (Beide singen die leichtfaßliche Melodie des Menuetts.)

Brigueil. Während des Tanzes warben ihre braunen guten Augen um ein Lächeln, um eine Zärtlichkeit. Vergebens! Als ich meine Königin auf ihre Platz zurückführte, rollten zwei große Thränen wie Perlen über ihre Wangen — und seitdem hat meine Gebieterin mit ihrem Könige zusammen die Kirche besucht, hat Gesandte empfangen, hat neben ihm auf dem Thron gesessen — aber sie kennt den Klang seiner Stimme nur von solchen Reden, die er an — andere richtete. Und heute besucht König Ludwig seine Königin! —

Villars. Hm! Das ist seltsam — in der That. Kennen Sie die Ursache seines Hasses?

Brigueil. O ich wollte, ich hätte einen jüngeren Kopf zu verlieren, daß ich ihn zum Pfand gebe für die Unschuld der Königin!

Villars. Aber sicherlich, Vicomte, unser Besuch ist ein Werk des Zufalls und des bösen Wetters.

Brigueil. Das glauben Sie, mein guter Kapitän, oder sagen es nach Ihrer Pflicht.

Villars. Nein, nein — ich weiß es.

Brigueil. Und wäre der König heute nicht wie jeden Dienstag bei Fräulein La Fayette gewesen?

Villars. Allerdings! — Jeden Dienstag und Freitag nimmt der König seine Abendlektion bei dieser Dame.

Brigueil. Nun also — da haben wir das Unglück.

Villars. Schonen Sie Ihre Phantasie, Vicomte. Für die Unschuld dieser Plauderstunden hafte ich, der mit Cinqmars das Zimmer nicht verlassen darf, solange der König bei der Dame verweilt und — plaudert.

Brigueil. Plaudert?

Villars. Plaudert. — Sie sehen Gespenster, Vicomte, und vielleicht schafft hier ein Zufall Gutes. — Wir verließen das Fräulein vor einer halben Stunde und schritten heimwärts durch den abscheulichsten Winterabend. Das Vespergeläute von der Eustachius-Kirche her verhallte in dem Heulen und Pfeifen des Schneesturms, der die zu Nadelspitzen zerstäubten Flocken gleich wallenden weißen Schleiern durch die Straßen fegte, jeden Ausblick hemmend. Das holperige Pflaster war mit einer glitzernden Eisschicht überzogen, und nur langsamen Schrittes, an den Mauern der Häuser uns festhaltend, konnten wir vorwärts. An der Straßenecke gegenüber dem Louvre machte ich Halt und sagte dem König ganz ernsthaft, ich könne nicht dafür gutstehen, ob einer von uns mit ganzen Armen und Beinen über den Platz und die Brücke zum Luxembourg komme. „Sturm und Glatteis," sagte ich, „machen es mir unmöglich, selbst festen Fußes zu gehen, und wenn ich Eure Majestät auch tragen wollte, so wird es doch der Sturm entscheiden, ob der König auf mich fällt oder ich auf den König falle, wenn der Sturm uns umwirft." — „Ich werde auf meinen eigenen Füßen gehen!" antwortete mir lachend der König. — Doch noch war er mit seiner Antwort nicht zu Ende, als ein mächtiger Windstoß von rückwärts her uns in die Mäntel fuhr und uns gleich dürren Baumblättern über die Straße weg gegen das Thor des Louvre fegte. Ich riß meinen Mantel, der wie ein Segeltuch die Übermacht des Sturmes verstärkte, mir vom Leibe, und während ich mit der Rechten mich an den vorspringenden Thorpfeiler anklammerte, hatte ich gerade noch Zeit, meinen über das Glatteis gewirbelten Herrn mit der Linken am Arm zu fassen und ihn aufrecht in den schützenden Thorbogen zu ziehen. Der Marquis von Cinqmars aber hatte sofort, um seine Hirnschale besorgt, den ungleichen Kampf mit der Windsbraut aufgegeben und sich freiwillig auf den Boden gesetzt. Als der König sich vom ersten Schrecken erholt hatte, sahen wir den Marquis vor das Thor rutschen, wie sonst Kinder über abgemähte Wiesenhänge kollern.

Brigueil. Deshalb also der Mantel?

Villars. „Der Sturm würdigt meine Gefühle," lachte Cinqmars, „er legt mich Eurer Majestät zu Füßen." — „Und mich," erwiderte der König ärgerlich, „hindert derselbe Sturm, nach Hause zu kommen." — „Eure Majestät sind zu Hause!" erlaubte ich mir respektvoll zu bemerken. — „Das ist der Louvre, die Residenz unserer Königin!" meinte König Ludwig schon sichtlich verstimmt. — Ich aber gab ihm ganz trocken zur Antwort: „Vielleicht ziehen Eure Majestät doch vor, die Königin zu besuchen, statt in der Manier des Herrn Oberststallmeisters über den Pontneuf zu rutschen." — „Klopfen Sie an, Kapitän." — Ich klopfte an. Und so sind wir da von wegen des Sturmes und von wegen der zerrissenen Beinkleider des Herrn von Cinqmars. Ist das eine Staatsaktion?

Brigueil. Nein, aber — es ist ein Ereignis. — Wenn heute die Majestäten sich verständigen könnten! — Sagen Sie, Kapitän, in welcher Laune ist heute der König?

Villars. Er ist immer gleich gütig, gelassen und mißtrauisch.

Brigueil. Mißtrauisch? — Gegen wen?

Villars. Zumeist gegen sich selbst.

Brigueil. Und doch! — Wer ein Liebeszeichen wüßte, das diese königlichen Herzen versöhnt! — (Er blickt auf den Kamin.) Trefflichster Kapitän, sehen Sie doch, ob der Sturm noch immer so wütet wie vorhin. — Ich bitte Sie. (Während Villars zum Fenster hinaussieht, macht sich Brigueil an der Uhr zu schaffen. Im selben Augenblicke öffnen sich beide Thüren. Durch die Seitenthür kommen einige Damen und zuletzt Königin Anna, welche die Hantierung des Vicomte Brigueil bemerkt. Durch die Mittelthür kommen Cinqmars und etliche Offiziere, zuletzt König Ludwig.)

Fünfte Szene.

Vorige. Anna. Der König. Cinqmars und **Gefolge.** Der König geht Anna entgegen und bleibt vor ihr betroffen stehen.

König. Ich bitte Sie um Verzeihung, Majestät, wegen der Störung, welche ich Ihnen verursache.

Anna. Ich segne das Unwetter, den Sturm und das Eis; sie geben mir Gelegenheit, Eurer Majestät zu dienen. (Sie reicht dem Könige ihre Hand; er küßt sie und betrachtet sie eine Weile, läßt sie dann frei und sieht nachdenklich der Königin gegenüber.)

Brigueil. Befehlen Eure Majestät, daß ich ein Schachbrett aufstellen lasse? Auch einige Musiker sind bereit, falls Eure Majestät Musik dem Spiele vorziehen. — Oder darf ich vielleicht Eis und Erfrischungen servieren lassen?

König (wie aus einem Traume erwachend). Ja, thun Sie das alles, Vicomte — aber im Vorsaale, wenn es die Königin gestattet.

Anna. Sehr gerne.

Villars (im Abgehen leise zu Brigueil). Eis und Erfrischungen! — Sind Sie des Teufels, Vicomte? (Das beiderseitige Gefolge entfernt sich.)

Sechste Scene.

König. Anna.

König. Ich bin noch nicht zu Ende mit meinen Entschuldigungen. — Der Sturm hat uns in der That das Gehen unmöglich gemacht.

Anna. Und warum fahren Eure Majestät nicht? (Der König schweigt. Anna fährt fort, bestimmt aber sanft.) Es ist doch gleichgültig, ob alle Welt weiß, daß Eure Majestät zweimal in jeder Woche zu Fräulein La Fayette gehen, oder ob man weiß, daß Sie eben dahin fahren.

König. Weiß das alle Welt? — O mich betrübt es sehr, daß Sie davon wissen, obwohl ich mir in dieser Sache keinen Vorwurf zu machen habe.

Anna. Dann sind Sie vor jedem Vorwurfe sicher; es wäre denn der, daß der König seine Gesundheit dem üblen Wetter preisgiebt und geht, statt zu fahren.

König. Zu Fräulein La Fayette fährt der König nicht.

Anna. Dann erweisen Sie Ihren Kutschern mehr Rücksicht als sich und mir. Majestät sind auch hieher nicht gefahren.

König. Ein Vergehen, um dessentwillen ich Sie nochmals um Verzeihung bitte.

Anna. Könige haben keine Vergehen, aber Königinnen haben manchmal Unglück.

König. Das ist ein Übermaß an Nachsicht, Madame, welches die Achtung oder wenigstens die Beachtung für den Gemahl einschränkt.

Anna. Das hieße von meinem Verdrusse fordern, was Sie meinem Gehorsam weigern — das Anrecht zur Eifersucht. Lassen Sie mir das einzige Recht ungeschmälert, welches Sie der Gattin eingeräumt haben, das Recht — Ihnen zu verzeihen.

König. Sie sind unzufrieden mit meiner Aufführung und ich bin sehr oft unzufrieden mit mir selbst. Ich gebe meiner Königin das Recht, mir zu sagen, worin ich gefehlt habe.

Anna. Ein stolzes Recht, das selbst Königinnen nur selten haben, und um es zu üben — sollte man doch vorerst Königin sein.

König. Und Sie, Madame?

Anna. Ich bin die Tochter eines Königs und — heiße Königin.

König (nach einer Pause). Madame wissen Ihre Worte besser zu setzen als Fräulein La Fayette. — Sie verzeihen dieses bedenkliche Kompliment, aber ich habe nie gehofft, daß Sie mir etwas zu sagen haben.

Anna. Man verzichtet leicht auf Hoffnungen, welche nur die Höflichkeit also nennt.

König. Ich wüßte keine schöneren, wenn ich den Mut hätte, sie zu hegen. Vielleicht bin ich schon zu sehr meiner königlichen Würde gewohnt, um über Enttäuschungen zu erröten; aber ich habe es noch nicht weit genug in der Geringschätzung meiner Person gebracht, um dem Könige ein Glück verdanken zu wollen, das dem Manne versagt war. — An der Bidassoa-Brücke war es, wo die Tochter König Philipps, die Gattin König Ludwigs, französischen Boden betrat und von meinem Hofstaate begrüßt wurde. Der König durfte erst in Bordeaux seiner Gemahlin entgegentreten; mich aber hatten Liebe und das Verlangen, das holde Antlitz meiner Braut, statt im Bilde, nunmehr auch in Wirklichkeit zu sehen, an die Grenze meines Landes getrieben und mitten unter meinen Edelleuten grüßte ich meine Königin. Sie erblickten mich und das sonnige Lachen, das sie beim Anblick meiner schmucken Kavaliere verschönt hatte, verschwand. Ich sah sie den Herzog von Guise fragen, der mein Inkognito verriet — und sah Sie — erbleichen.

Anna. Daß doch die Thorheit eines Kindes Ihnen so viel Schmerz bereiten mußte!

König. Oh! — Sie hatten recht, Madame. Das war nicht der Sohn König Heinrichs, den man Ihnen versprochen hatte. Das Kind war der Mutter nachgeraten, und der Medici, hohläugig, hager und fahl, wie ich war und bin, ein trauriger Teufel an Erscheinung, war kein Liebhaber nach dem Geschmacke der Infantin.

Anna. Ich aber war nicht nach Frankreich gekommen, einen Liebhaber zu suchen. Ich hatte vor dem Altar Pflichten übernommen für das Land und seinen König.

König. Und ich Thor träumte damals noch von Liebe, solche Pflichten verachtend.

Anna. Um dann auch die Liebe verächtlich zu finden?

König. Wann hätte ich das gethan?

Anna. Majestät sagten ja: Zu Fräulein La Fayette fährt der König nicht.

König. Weil ich die Plaudereien dieser Dame bezahle. Ich habe ihren Geist und ihre Laune gemietet und sie verschwendet an mein Geld die Schätze, welche einen Geliebten beglücken würden. Das ist verächtlich, es könnte mich beleidigen, aber es bringt mir einiges Vergnügen zwischen meinen Kriegen, Jagden und Arbeiten.

Anna. Und bezahlen Sie, Sire, dieser Dame auch die Schmach meiner Einsamkeit? Ich begreife die Bequemlichkeit, welche bezahlte Huldigungen einer Wertschätzung vorzieht, die von Ebenbürtigen erworben sein will — aber ich bewundere die grausame Ruhe, mit welcher Eure Majestät diese Dinge erzählen.

König. Sollte mein Anblick, der Ihnen unerträglich ist, keinem anderen Weibe gegönnt sein?

Anna. Woher wissen Sie, daß ich die Anmaßung habe, Ihren Anblick unerträglich zu finden?

König. Von der Bidassoa-Brücke und von meinem Spiegel.

Anna. Ein höflicher Vorwand für das Rachebedürfnis gekränkter Eigenliebe. Weil das Kind vor der Erscheinung des Bräutigams erschrak, verzichtet der Mann darauf, vor seiner Gattin jene Eigenschaften des Herzens und des Geistes geltend zu machen, welche der Spiegel ihm nicht zeigt, welche aber ein Land beglücken, die es erblühen machen unter einer gerechten Verwaltung, um derentwillen er der Mutter die Herrschaft entriß und die zu begreifen, zu schätzen er seine Königin für unwert hält. Wenn das nicht Verachtung ist, Sire, dann ist Ihre Bescheidenheit nur Maske für ein Selbstbewußtsein der eigenen Liebenswürdigkeit, das vor mir zu offenbaren Sie sich schämen.

König. Vor Ihnen und überall. Denn es besteht nicht, dieses Selbstbewußtsein. Fräulein La Fayette hätte mir vielleicht eine Komödie der Liebe vorgespielt, wenn ich und mein Spiegel nicht darüber gelacht hätten.

Anna. Dann, Sire, sind Sie noch unglücklicher als ich. Ich habe mich wenigstens für liebenswert gehalten. (Sie reicht dem König die Hand.)

König (hält ihre Hand in der seinen und erwidert ihr mit schwer bekämpfter Erregung.) — — — Einen Mann lieben müssen, weil man ihn geheiratet hat, das machte die Ehe zum Raub.

Einem Weibe entsagen, bringt Schmerz; ein Weib zwingen, ist verächtlich. Ich kann meinen Schmerz — nicht meine Verachtung ertragen. (Anna entzieht ihm ihre Hand und wendet sich ab. Der König wartet auf ihre Antwort.) — Sie haben keine Antwort für mich?

Anna (in schmerzlicher Bewegung). Oh, ich wollte, daß ich sie wagen dürfte.

König. Wagen Sie immerhin, Madame. Mein königliches Wort, daß ich jede Antwort verzeihe.

Anna (sieht den König an, schlägt dann aber die Augen nieder. Scham und Leidenschaft kämpfen in ihr, endlich flieht sie von ihm weg, stampft mit den Füßen und schluchzt). — Ich habe keine Antwort für Sie.

König. Anna!

(In diesem Augenblicke beginnt die Spieluhr das Menuett Ludwigs XIII. zu spielen. Beide horchen auf.)

Anna (für sich wehmütig). — Das war also die Meinung des guten Brigueil! — — Nein — Nein (sie eilt auf den Kamin zu).

König (tritt ihr entgegen und hält sie am Arme fest). Nicht doch — Madame! — Oh diese Klänge! Sie entstanden meinem Liebeswerben um Sie. Unsere Hochzeitsfeier sollten diese Töne verschönen, und als die Musik durch den Saal rauschte, traf sie mich, der sie ersonnen hatte — als einen Unglücklichen. Und jetzt, da ich verzweifelnd an der Möglichkeit Ihrer Zuneigung gehen will, grüßt mich — diese Melodie!

Anna. Oh, mein König! (Sie schweigt verwirrt.)

König. Was soll das, Madame? — Bei Ihrer Seligkeit beschwöre ich Sie. — Keine Ausflucht! Oh sagen Sie mir, was dieses klingende Spiel bedeutet?

Anna (schlägt errötend die Augen nieder). — Diese Töne sagen mir „Gute Nacht“. — Sie bringen meinen Träumen, was der Tag mir verweigert.

König. — Meine Liebe?

Anna. Aber — Oh ich sehe es jetzt erst, Majestät, Brigueil hat die Uhr heute um eine Stunde vorgestellt.

König. Daß ich's ihm danken könnte, wie er es verdient! — Anna! meine Königin! mein Weib! Du verabscheust mich nicht! (Er sinkt vor ihr auf die Kniee.)

(Der Vorhang fällt.)



Aphorismen.

Wir stehen fast alle vor dem Leben, wie der Bauer vor der Schaubude. Wenn er den Lockungen der ausgehängten Bilder und des Ausrufers folgt und sein Geld opfert, so kommt er zwar etwas klüger aus der Bude heraus, aber doch nur, um einzusehen, daß er geprellt worden.

*

Das Blut, welches dem Herzen entquillt, soll die Poesie wohl befruchten, nicht aber ihre Blüten beflecken.

Die Welt ist kein gestimmtes Instrument;
Für jenen klingt sie leidlich, der sie kennt:
Wer ungewohnten Ohr's den Klang vernimmt,
Wird selbst verstimmt.

*

Das Genie ist vernünftig; das Talent ist verständig.

*

Es geht uns Menschen mit dem Leben, wie dem Eumenes mit Cappadocien: man schenkt es uns wohl; aber wir müssen es uns erst erobern, wenn wir es besitzen wollen.

Eugen Reichel.

Ferdinand von Saar.

Von Karl von Thaler.

Die meisten Dichter der Gegenwart sind studierte Leute, Männer von reicher und vielseitiger, oft gelehrter Bildung. Wenn die schaffende Phantasie erlahmt, wird ihnen das Wissen zum Stab, auf den sie sich stützen; ja zuweilen muß der Schatz an Kenntnissen, den sie erworben haben, die Kraft der Erfindung ersetzen. Wie viele deutsche Poeten unserer Zeit besteigen, wenn sie das Flügelpferd abgezäumt haben, eine Lehrkanzel und schreiben neben ihren Weisen dicke, wissenschaftliche Bücher! Der dichtende Professor ist eine gewöhnliche Erscheinung der Gegenwart; auf dem deutschen Parnaß kommt er häufig vor, den italienischen beherrscht er fast ausschließlich. Die Dichter, welche ohne klassische Studien, ohne das umfassende Rüstzeug humanistischer Bildung in die Schranken treten, sterben beinahe aus, und immer seltener wird das naive Talent, das alles aus sich selbst schöpft und keinen schweren Schulsack auf dem Lebenswege mitschleppt.

Insoferne gehört Ferdinand von Saar, obwohl ein ganz moderner, von den bewegenden Ideen der Jetztzeit erfüllter Mensch, einem vergangenen Geschlechte an. Er hat keine Universität besucht, sondern als junger Mann den weißen, jetzt längst verschwundenen Waffenrock eines österreichischen Lieutenants getragen. Mit keinem Zweige der Wissenschaft hat er sich ernstlich beschäftigt, höchstens in späteren Jahren, nicht gerade zu seinem Vorteil, von Schopenhauerscher Philosophie genascht. Aber wenn er Rekruten gedrillt hatte und in seinem kleinen Zimmer in der Getreidemarktkaserne zu Wien, dessen Zimmer auf ein enges, die „Bettlerstiege“ genanntes Treppengäßchen hinausgingen, von den kriegerischen Strapazen des Exerzierplatzes ausruhte, da begann er zu träumen, und die Bilder seiner Träume nahmen feste Gestalt und künstlerische Form an. Er las viel von schöner Litteratur und bildete nach den besten Mustern allmählich seinen Stil. Mit eiserner Beharrlichkeit errang er eine Herrschaft über die Sprache, die unter den Deutschösterreichern der älteren Generation nur wenige erreichten. Die Gesetze des Wohllauts freilich brauchte er nicht erst mühsam zu ergründen, denn seinem

[illegible: handwritten facsimile of a poem, signed Ferdinand von Saar]

Ohr war die Feinheit gegeben, sie zu erraten. Mit leidenschaftlichem Eifer warf er sich auf die verschiedensten Gattungen der Dichtkunst, und so hat er sich nach drei Seiten hin entwickelt und eine dreifache ehrenvolle Stellung unter den deutschen Schriftstellern errungen: als Novellist, Dramatiker und Lyriker.

Saars erste Novelle war „Innocens“. Noch erinnere ich mich, obwohl seitdem mehr als zwanzig Jahre verstrichen sind, lebhaft des Eindrucks, den mir der Begleitbrief machte, mit welchem mir Saar das dünne, kartonierte Büchlein zuschickte. Die feste Handschrift, die einen entschieden militärischen Zug hatte, verriet große Willenskraft; das Schreiben selbst war von einer fast rührenden Bescheidenheit. Schüchtern wies der Absender darauf hin, daß sein Name noch völlig unbekannt sei, daß er aber mit der Novelle einigen Beifall zu erringen hoffe. Seine Erwartung fand die reichste Erfüllung. Der Erfolg des „Innocens“ war ein vollständiger. „Ein kleines Meisterwerk,“ sagten alle Kenner. Das große Publikum schloß sich diesem Urteil an, ohne den Wert des „Innocens“ vollkommen zu verstehen. Der Reiz der schlichten, fast handlungslosen Erzählung konnte nur von litterarischen Feinschmeckern ganz gewürdigt werden. Das Seelenleben eines Mönchs, der einem Offizier seine einfache Geschichte mitteilt; — wie wenig Inhalt, und doch, wie fesselnd, wie fein und liebenswürdig geschildert, wie treffend und wahr nach dem Leben gezeichnet! Dazu eine Form, die jeden Umweg der Phrase verschmähend, auf alles überflüssige Bildwerk verzichtend, sich dem Stoff wie ein weiches Gewand anschmiegte. Mit einem Schlage hatte sich Saar in die Reihe der besten Novellisten gestellt, und von nun an kannte man seinen Namen.

Nach dem „Innocens“ hat er noch sieben andere Novellen veröffentlicht. Keine große Zahl, aber bei der langsamen und gewissenhaften Art, mit welcher er arbeitet, darf man sich über die verhältnismäßig geringe Menge seiner Leistungen nicht wundern. Er gehört überhaupt nicht zu den fruchtbaren Schriftstellern; obwohl nie mit Glücksgütern gesegnet und in früherer Zeit zuweilen von gemeiner Not bedrängt, hat er doch nie mit Rücksicht auf den Erwerb geschrieben, sich nie durch materielle Rücksichten zu hastigem Schaffen drängen lassen. Das liegt ihm so fern, daß er kaum begreift, wie man sich an den Schreibtisch setzen kann, ohne daß die Lust vorhanden und ein lang im Geiste herumgetragener Plan ausgereift ist. Die Liebe und Sorgfalt, mit welcher er seine Gestalten zeichnet, merkt man allen seinen Novellen an, obwohl er in keiner den „Innocens“ übertroffen, vielleicht nur erreicht hat. Zunächst im Range stehen wohl die „Steinklopfer“, ein Bild aus dem Volksleben, wie es kein Dorfgeschichtenschreiber schärfer und wahrer entwerfen könnte. Die Liebe des blassen, kränklichen Georg Huber zu der kleinen braunen Resi Tertschka, die alle Hindernisse glücklich überwindet, hat allerdings einen idealen Anhauch, von dem die Gefühle der untersten Volksschichten selten berührt werden; aber das ganze ist doch so natürlich und in seiner Natürlichkeit so eindrucksvoll, daß man diese zwei Menschenkinder, die bloß Steine klopfen, förmlich in sein Herz schließt. Die „Geigerin“ ist eine psychologische Studie, die Heldin eine Künstlerin, die einen hübschen, charakterlosen Mann liebt, um ihrer eigenen Schwester willen von ihm verlassen wird, dann aus Verzweiflung einen alternden, liederlichen Edelmann heiratet und schließlich durch Selbstmord endet. Düster und pessimistisch sind auch „Vae Victis“ und „Das Haus Reichegg“ gehalten. Beiden liegen wirkliche Vorfälle zu Grunde; namentlich die erstere

Novelle ist durchaus dem Leben Wiens entnommen. Der alte General, der sich erschießt, weil ihn seine schöne Frau mit einem gefeierten Parlamentsredner betrügt, gehört nicht zu den Phantasiegeschöpfen; die Mutter, welche der eigenen Tochter den Geliebten entreißt, dürfte Saar in mehreren Exemplaren begegnet sein. Auch „Marianne" und die wehmütige Hundegeschichte „Tambi" beruhen auf wirklichen Erlebnissen, und wir möchten wetten, daß der „Excellenzherr" gleichfalls ein Porträt ist. In seinen Erzählungen trachtet Saar immer darnach, ein thatsächliches, ihm oder anderen zugestoßenes Ereignis künstlerisch zu verwerten, und in dieser Hinsicht ist er Realist. Das Leben und die Menschen zu beobachten, von beiden zu nehmen, was poetisch brauchbar scheint, das bildet den Grundzug seiner eigentümlichen Art, Novellen zu schreiben. Deshalb sind alle Personen, die er uns vorführt, innerlich wahr; er versteht sich auf die Anatomie des menschlichen Herzens. Wie man einem guten Bilde nie ansieht, daß der Maler ein Modell benutzte, so spürt man auch an Saars Novellen kaum, daß er seine Figuren nach der Wirklichkeit entwirft. Freilich thut er das nicht in naturalistischer Manier, nicht als Kopist, sondern mit der ausgleichenden Hand des Künstlers, welche die Natur in eine höhere Sphäre rückt und veredelt.

Im Drama hat sich Saar noch früher versucht als in der Novelle, denn schon 1865 erschien der erste Teil seines „Heinrich IV.", dem sich 1867, nach dem Erfolge des „Innocens", der zweite anschloß. Dies „deutsche Trauerspiel", wie er es selbst betitelt, ist ein großartiges Werk, wohl das bedeutendste Buchdrama der letzten dreißig oder vierzig Jahre. Shakespeares Königsdramen haben es angeregt, und in der Gewalt des Ausdrucks, welche zuweilen erschütternde Töne findet, hat der gelehrige Schüler dem großen Meister nicht ohne überraschende Kraft nachgeeifert. Die mächtigen Protagonisten des Investiturstreites treten in ihrer ganzen rauhen Größe vor uns hin, und der Dichter hat die eingehendsten Studien über die Zeit gemacht, da die zwei Schwerter wider einander blitzten, denen nach der Auffassung des Mittelalters die Obhut der Welt anvertraut war. In den Dialog sind eine Menge historischer Einzelheiten verwoben, die Saar mit unendlicher Mühe zusammentrug. Ebenso richtig wie die Details ist die geschichtliche Auffassung im ganzen; der poetische Instinkt ersetzte die Fachgelehrsamkeit. Heinrich IV. selbst in seinem überschäumenden Machtbewußtsein, seinem stolzen und edlen, aber leichtsinnigen und zufahrenden Wesen wird in keinem Geschichtswerk so klar, so vollkommen verständlich geschildert wie hier, und die Charakterzeichnung Gregors VII., der den Cölibat erfand, weil er selbst allzeit Frauenliebe entbehren mußte, gehört zu den Kabinetsstücken der modernen dramatischen Litteratur. Saar schiebt dem Papst ein menschliches Motiv für seinen Haß gegen den deutschen Kaiser unter, das sehr glücklich gewählt und wirksam ist: die Eifersucht. Sein Gregor hat einst Mathilde von Toscana, die „große Gräfin" geliebt, die ihr Herz dem jungen Heinrich schenkte. Im Sterben bekennt er Mathilden, daß ihn nicht bloß das Streben, die Macht der Kirche zu erhöhen, geleitet hätte, und diese Sterbescene würde allein hinreichen, Saar unter die echten Dichter einzureihen. Dagegen scheint mir die Gestalt Heinrichs V., des rebellischen Sohnes, nicht sehr glücklich. Dieser gefühllose Heuchler, in dessen Brust außer der Herrschsucht keine Empfindung Platz hat, schlägt allzustark in die Art Richards III.; er scheint sogar dies Scheusal in Shakespeares Auffassung vorzuahnen.

Das Schicksal „Heinrichs IV." war von vornherein durch den Umfang entschieden. Zwei Abteilungen, zehn Akte; — keine Bühne hat das Werk aufgeführt. Man hätte es wohl versuchen können, die beiden Teile einzeln zu geben, aber der erste, an und für sich viel zu lang, würde auf keiner Hofbühne die Zensur passiert, wahrscheinlich auch auf jedem anderen Theater dicke Striche der Behörden erduldet haben, und der zweite, obwohl er eine regelrechte selbständige Tragödie bildet, schreckte durch den ausschließlich politischen Konflikt ab. So blieb die prächtige Arbeit ein Buchdrama, aber eines, das man gelesen haben muß, wenn man wissen will, was Saar in dramatischer Form vermag.

Bei „Heinrich IV." hatte der Dichter keine Rücksicht auf die Bühne genommen; nun aber nahm er sich vor, die Bedürfnisse des Theaters zu erwägen. Seine zwei nächsten Stücke verraten deutlich, daß er den Wunsch und die bestimmte Absicht hegte, sie auf den Brettern dargestellt zu sehen. Es hat sie wohl deshalb in Prosa geschrieben und sich freiwillig des Verses begeben; aber der Verzicht, den er sich auferlegte, brachte ihm den ersehnten Erfolg nicht. „Tempesta" gelangte nicht auf die Bühne; „Die beiden de Witt" wurden zwar im Burgtheater gegeben, errangen jedoch kaum einen halben Sieg. Das erstere Trauspiel, dessen Held jener berühmte niederländische See- und Landschaftsmaler ist, den die Italiener den Cavaliere Tempesta nannten, zählt zu den schwachen Werken, wie sie auch dem begabten Dichter zuweilen aus der Feder fließen. Der Held gewinnt uns wenig Anteil ab; seine Eifersucht, die zu dem tragischen Ausgange führt, ist nicht wahrscheinlich genug begründet. Man empfängt von dem Stücke den Eindruck, daß hier ein vorzüglicher Novellenstoff irrtümlich dramatisiert worden sei. Auch hat Saar, offenbar aus Furcht, zu breit zu werden, sich einer Knappheit beflissen, die manchmal fast nüchtern wird. Noch mehr tritt diese Selbstverleugnung des Dichters in „Die beiden de Witt" hervor. Das ist von Anfang bis zu Ende ein politisches Trauerspiel, in welches nur in einer einzigen Scene, wie ein verirrter Sonnenstrahl in ein düsteres Gewölbe, die Liebe hineinleuchtet. Der Dialog hat eine fast epigrammatische Kürze und das ganze Stück gleicht einem richtig profilierten, zweckmäßigen, aber schmucklosen Bau. Einiger poetische Zierrat wäre nicht vom Übel gewesen, zumal die Handlung nicht so klar verläuft, daß jeder Zuschauer begreift, warum die Brüder de Witt von dem Volke, dem sie ihre Dienste gewidmet, erschlagen werden. Das rein Historische wirkt auf der Bühne oft ermüdend, und in Saars Trauerspiel liegt zu wenig allgemein menschlicher Inhalt, um die Menge zu fesseln. Die schöne Sprache bewunderte man, aber man blieb kühl.

Den hohen Schwung seines ersten Dramas hat der Dichter im „Thassilo" wiedergefunden. Mit dem Plan dieses Trauerspiels trug er sich schon vor mehr als zwanzig Jahren; an keinem seiner Werke hat er so lange gearbeitet, so viel gefeilt und geändert wie an diesem. Es ist aber auch das reifste und in sich geschlossenste Drama Saars. Der geschichtliche Thassilo, dessen Treulosigkeit und Felonie höchstens die Sympathie partikularistischer Reichsfeinde erregen könnten, erscheint in ein höheres Licht gerückt, mit glänzenden Eigenschaften ausgestattet, aber auch

voll jenes Übermutes, der die Starken in ihr Verhängnis führt. Der Kampf zwischen Reichsrecht und Landrecht, Kaisermacht und Fürstenmacht ist nicht leicht irgendwo so anschaulich, so lebendig geschildert worden. So sehr Saar seinen Helden idealisiert, so wird er doch auch seinem Gegner, dem großen Karl, vollkommen gerecht. Die tragische Schuld Thassilos, die seinen Untergang bedingt, ist mit richtigem historischen und poetischen Takte in seinen Bund mit den Avaren verlegt; er muß fallen, weil er die Feinde des eigenen Volkes in das Land gerufen. Die reichbewegte, oft stürmische Handlung, in der mannigfache Leidenschaften sich kreuzen, steht keinen Augenblick still, und wir glauben, daß „Thassilo“ auch auf der Bühne — trotz des fernabliegenden Stoffes — volle Wirkung haben kann. Er wird nach zweijährigem Zögern und Schwanken diesen Winter im Burgtheater, welches dadurch eine Ehrenpflicht erfüllt, in Scene gehen.

Saars neuestes Drama, „Eine Wohlthat“, ist in keiner Weise mit „Thassilo“ zu vergleichen. Der Dichter hat sich diesmal im Stand seiner Personen vergriffen. Wenn das Stück in der Stadt, unter Gebildeten spielte, so wüßten wir gegen den Verlauf der Handlung nichts einzuwenden. Aber unter Arbeitern und Bauern sind so feine Empfindungen, wie sie hier als Triebfedern wirken, doch etwas zu selten, als daß sie glaubhaft erschienen. Ein Bergknappe, der seine Geliebte verläßt und in den Tod treibt, weil der Gutsherr, der bald danach auf einer Reise stirbt und daher nicht mehr für ihre Unschuld zeugen kann, aus reiner Menschenliebe ihr eine Summe Geldes schenkte, damit sie einen Hausstand zu begründen vermöge, — der ist zu unwahrscheinlich. So zart und stolz denkt das Volk nicht. Saar hat die Anschauungen höherer Kreise in die niederen Schichten übertragen; — eine falsche Demokratisierung, die vornehmen Naturen öfter begegnet. Giebt man die allzu ideale Voraussetzung zu, dann wird man das Stück nur loben können. Kräftig und logisch entwickelt, dürfte es auch auf der Bühne wirksam sein.

Nun haben wir auch von Saar als Lyriker zu sprechen. Eine Autorität, die kaum einen Widerspruch zuläßt, hat die Lyrik die höchste und schwerste Gattung der Dichtung genannt, und an dies Wort Goethes anknüpfend, schrieb einer der besten unter den modernen, Robert Hamerling, einmal die Bemerkung nieder, ob einer ein echter und wahrer Poet sei, das könne man doch nur aus seinen lyrischen Gedichten abnehmen. Saar selbst teilt diese Meinung, denn er sagt:

Immer und ewig
Bleibst du, hochaufstrebende Lyrik,
Blüte und Krone der Dichtkunst.

Bei ihm würde wohl niemand, der seine Novellen und Dramen gelesen, daran zweifeln, daß er zu den echten Poeten zähle, aber wenn der Meisterbrief der Kunst nur durch die Lyrik errungen werden soll, so gebührt er ihm mit vollem Rechte. Er hat seine Gedichte erst spät — 1882 — gesammelt herausgegeben und alle Jugendversuche ungedruckt gelassen. Die ältesten, welche er in das Buch aufgenommen, stammen aus dem Jahre 1862, und er ist 1833 geboren. Darum stoßen wir in dem ganzen Bande nirgends auf jene Schablonen, in welche der dichtende Jüngling seine Freuden und Schmerzen bringt. Kein unnützer Singsang, keine unbestimmten Gefühle, keine anempfundenen Leiden, keine falsche Pose, — mit einem Worte: keine Jugendeselei. Überall spricht der ernste, gereifte Mann zu uns, dem sich jedes Lied aus dem Herzen losringt, der ein Stück Leben in seine Poesie legt und ureigenste Empfindungen in formschöne Verse gießt. Es giebt größere Lyriker als Saar, aber keinen, der ihn an innerer Wahrheit überträfe. Die Grundstimmung seiner Gedichte ist trüb; von dem ersten an, das als Vorwort gelten mag und mit den Worten schließt:

„. . . . Blüht ihr Lindenzweige,
Als ein letztes Dichterglück,“

bis zu dem Nachruf an die tote Mutter, auf deren Grab er still „eines Kranzes spät erworb'nen Segen“ niederlegt, weht ein schwermütiger Hauch. Nicht der eines erkünstelten Weltschmerzes, der in krankhafter Einbildung wurzelt oder gar nur aus dem Tintenfasse Nahrung schöpft, sondern jener herben Stimmung, die bitteren Erfahrungen und Enttäuschungen entspringt. In weichliche Melancholie versinkt Saar niemals, und feiger Jammer über das Schicksal ist ihm fremd; er bleibt stets männlich, aber den Ausdruck reiner Lebensfreude findet er fast nie, weil sie ihm in der Wirklichkeit zu karg beschieden war. Selbst seine Liebesgedichte atmen leise Trauer; sei es, daß sie von Entsagung oder verlorenem Glücke erzählen, sei es, daß sie die Furcht vor dem raschen Schwinden seliger Stunden ausdrücken. Allgemein bezeichnend, typisch für seine ganze Lyrik ist das Gedicht „Letzte Liebe“, in welchem er der spät gefundenen Geliebten zuruft:

„Schön ist der Tag und im Verglühen,
In letzter Schönheit prangt dein Leib;
Der Herzen allerletztes Blühen
Ist unsrer Liebe Glück, o Weib!

— — — — — — — —

Doch jede Freude dieses Lebens
Soll noch durch unsre Seele gehn, —
Wir wollen sie entzückten Bebens
Noch ganz genießen und verstehn!“

Einen guten Teil von Saars Lyrik bilden die „Freien Rhythmen“, in denen er sich als scharfer pessimistischer Denker zeigt. Er nimmt hier einen kühnen Flug, und so wenig uns die regellose Form behagen will, — die Großartigkeit dieser düstern Gesänge erkennen wir rückhaltlos an. Ob er auf der Lobau das Geschick Napoleons I. „in dem sich die Ichsucht der Menschheit zum tragischen Popanz verkörperte,“ und die Vergänglichkeit alles Irdischen erwägt; ob er die Natur und die menschliche Gesellschaft prüfend betrachtet oder in die Tiefen des eigenen Herzens herabsteigt, immer hält er sich auf der geistigen Höhe, die nur wenigen erreichbar ist, und mit Berechtigung darf er zu sich selbst sagen:

Ein Fremdling bist du,
Ein seltsamer Fremdling, o meine Seele,
In diesem Erdengetriebe.

Ein echter Poet steht den übrigen Menschen allzeit etwas fremd gegenüber; er sieht mit anderen Augen als sie. Wie Siegfried den Drachen Fafner, erschlägt er den Drachen der Gemeinheit und kostet von seinem Blute; darum sind ihm die Stimmen der Natur verständlich, die geheime Weisheit verkünden. Irdischen Vorteil bringt die Wundergabe nur selten; — Saar hat es erfahren und sich allzuwenig im Strahl des Glücks sonnen können. Aber sein starkes Talent ist auch im Schatten gediehen, und an den Früchten, die es zeitigte, wird sich nicht bloß die Gegenwart erfreuen.

Kleine Aufsätze und Recensionen.

Dramen.

Als im vorigen Jahrhundert ein französischer Dichter zuerst einen vaterländischen Stoff für die Bühne verarbeitete, erregte diese Durchbrechung der herkömmlichen Schranken Staunen und Bewunderung; selbst der strenge Hamburger Dramaturge rühmte den de Belloy und seine Tragödie, „Die Belagerung von Calais." Herder forderte, indem er zuerst Shakespeares Königsdramen anpries, die deutschen Dichter auf, die nationale Geschichte zu bearbeiten. Blickt man auf die hohe Zahl der seitdem gedichteten und fabrizierten historischen Stücke, so kann man den äußeren Erfolg der Herderschen Ermahnung nicht bestreiten. Hat aber von den unzähligen Hohenstaufendramen ein einziges sich im Gedächtnis der Nation festzusetzen vermocht? Treffliche Dichtungen sind unter diesen historischen Dramen, und doch kann man ihnen, als Masse, gegenüber nur ob des großen verlornen Aufwands klagen. Unter jenen Dichtern hat auch Fr. Roeber mit einem Heinrich IV. sich hervorgethan. Jetzt, nach manchen Jahren, stellt er ihm eine Tragödie „Kaiser Heinrich V." (Iserlohn, J. Bädecker 1886. VIII, 200 S. 8°) zur Seite. Nicht eine poetische, sondern eine politische Anregung hat ihn dazu bestimmt; der Schmach von Canossa wollte er die Sühne, dem Kulturkampf seinen Friedensschluß entgegenstellen. Er vergaß darüber, daß ein Konkordat poetisch gleichgültig, daß die Gewaltthat gegen den friedfertigen Papst Paschalis nicht zu Gunsten des kaiserlichen Hauptheldens wirken könne. Einzelne Scenen im vierten und fünften Akte sind groß gedacht und energisch durchgeführt, die Charaktere klar umrissen. Der ränkevolle, brünstige Erzbischof ist freilich ein Theaterbösewicht, die Liebe zwischen den kaiserlichen Gatten dem Drama nicht förderlich, die Prosascenen zu stark nach berühmtem Muster. Bei aller Tüchtigkeit, die dem Werke nachgerühmt werden muß, versinkt es doch in der Menge unserer Kaiserdramen. Freilich hat es den Vorzug, das einzige Drama zu sein, das Heinrich V. zu seinem Helden wählte; der von Roeber hervorgehobene Vorzug ist freilich teuer erkauft, denn nur weil der Stoff allzuspröde und unbrauchbar, ist er vor Roeber unbearbeitet geblieben.

Dieses stofflichen Vorzugs kann sich Martin Walmer nicht rühmen, wenn er in seinem Schauspiel „Zwei Pilger im Osten" (Wien und Hermannstadt, K. Gräser 1886, 128 S. 8°) die so oft mißhandelte Gestalt Kaiser Ottos III. verwendet. Freilich ist der Kaiser nur eine episodische Figur, bestimmt, die Erfolge des Jahres 1870 zu prophezeien. Den eigentlichen Inhalt des in höchst bedenklichen Versen dahin stolpernden Stückes bildet die Befestigung des Christentums in Ungarn durch Erzbischof Adalbert von Prag. Hyperromantisch und dilettantenhaft, wie das Stück ist, liegt sein einziges Interesse in den politischen Anspielungen. Der Verfasser, evangelischer Pfarrer in Großau, predigt den Magyaren Duldung für die Deutschen und Slaven in Ungarn und schwärmt von dem Berufe des Östreichs, Böhmen, Deutsche und Magyaren in Liebe zu vereinigen; da er aber deutsches Wort und deutsche That rühmt, scheint es, daß er in der herrschenden Versöhnungsära nicht eben die Erfüllung dieses Ideals findet.

Zu den Czechen führt uns Henrik Scharlings historisches Drama „Johannes Hus" (Bremen, M. Heinsius 1886, 157 S. 8°), das P. J. Willatzen aus seinem dänischen Urterte ins Deutsche übertragen hat. Die Übersetzung liest sich gut, die Trockenheit dieser Prosa fällt dem Verfasser zur Last, der eine sehr gut protestantische Gesinnung mit ermüdender Weitschweifigkeit vorträgt. Abgesehen von der Einteilung in Akte ist aber wenig Dramatisches und nichts Poetisches zu finden. In den ersten zwei Akten sind wenigstens einige lebensvolle Bilder, das Konzil und Kaiser Sigismund erscheinen dagegen als Karikaturen, und was Lessing bereits gegen das christliche Trauerspiel gesagt hat, findet auch dieser Märtyrertragödie gegenüber volle Anwendung.

Ein ganz entgegengesetztes Urteil verdient M. Alberts Tragödie „Harteneck" (Wien u. Hermannstadt, K. Gräser 1886, 148 S. 8°). Die Geschichte der Festsetzung Österreichs in Siebenbürgen bildet den Inhalt der Tragödie. Johann Zabonius Sachs von Harteneck, der Comes der Sachsen, ist Österreichs Vorkämpfer gegenüber den Kaiser Leopold feindlich gesinnten Szeklern und Magyaren und empfängt einen traurigen Dank. Freilich fällt er zum Teil auch durch eigene Schuld; um das Verbrechen seiner treulosen Gattin zu verbergen, lädt er selbst Blutschuld auf sein Haus. In der Art und Weise, wie dies geschieht, liegt die Schwäche des sonst ausgezeichneten Dramas. Harteneck kann nach seiner ganzen Charakterzeichnung nicht so handeln, und das Stück würde nur gewinnen, wenn die history nicht mit einer Ehebruchstragödie verquickt wäre; auch Elisabeths reuiger Selbstmord kann ihre Gestalt nicht erträglich machen. Diese Fehler zugegeben, verdient das Drama in seinem Aufbau wie in seiner poetischen Sprache volles Lob. Wenn eine gewisse Unbeholfenheit sich teilweise geltend macht, so ist doch das meiste poetisch tief empfunden, vor allem die in freien Rhythmen sich bewegende Eröffnungsscene des fünften Aktes. Wenn Alberts Harteneck auch gewiß kein Meisterwerk zu nennen, es ist eine historische Tragödie, die sich den besseren Bearbeitungen der Geschichte Struensees, Dankelmanns und ähnlicher Gestalten vollwertig anreiht.

Vom historischen Drama führt uns zum Gebiete historischer Sage die Betrachtung von Fr. W. Schusters Trauerspiel „Alboin und Rosamund" (2. revidierte Auflage, Wien, K. Gräser 1884, 130 S. 8°). Poesieloser und äußerlicher, als Schuster es gethan hat, kann man den gewaltigen, schon im vorigen Jahrhundert dramatisierten Stoff wohl nicht behandeln. Ich nehme zur Entschuldigung des Verfassers an, daß er Fr. v. Uechtritz' tiefempfundenes Trauerspiel „Rosamunde", das Tiecks Begeisterung erweckte, (1839) nicht gekannt hat, sonst hätte er wohl kaum dem poetischen Liebes- und Rachedrama seine Haupt- und Staatsaktion nachhinken lassen. Ich muß leider meiner Überzeugung nach dasselbe Urteil auch über die Dramatisierung eines andern Sagenstoffes fällen, über Fr. Roebers Tragödie „Tristan und Isolde" (Iserlohn, J. Bädeker 1885 V, 156). Reinhold Bechstein hat in seiner trefflichen Monographie über die Tristandichtungen Roebers erster Dramatisierung der Tristansage (1854) zwar den Namen eines Dramas und jede Aufführbarkeit abgesprochen, das Buchdrama als solches aber gelobt. Von jenem alten Stücke ist nach Roebers Zeugnis in das neue fast nichts herübergenommen worden. Roeber glaubt das uns Anstößige des Stoffes zu beseitigen, indem er Brangäne dauernd bei Nacht die Rolle von Markes Gattin spielen läßt; Isolde nennt Tristan niemals ihren Geliebten, sondern nur ihren Gemahl u. s. w. Ich dächte, wenn man mit Prüderie an den Stoff herantreten muß, dann soll man lieber wegbleiben. Das hohe Lied von leidenschaftlichster Sinnenlust zum regelrechten zahmen Intriguenstück zurecht zu klügeln, ist eine Sünde gegen den heiligen Geist der Poesie. Ich will an dieser Stelle nicht auf R. Wagners Werk verweisen, aber selbst das allzu umfangreiche Trauerspiel Tristan von L. Schneegans steht unendlich hoch über dieser neuesten Behandlung der wunderbaren Sage.

Die dramatische Skizze „Schubart" von Heinrich v. Zimmermann (Prag 1886. 39 S. 8°), eines der im Gefolge von Goethe und Öhlenschläger hinkenden Künstlerdramen, berührt wenigstens durch die warme Begeisterung des Verfassers wohlthuend. Er hat es verstanden, Personen von Fleisch und Blut zu schaffen, den Ton der Zeit zu treffen; allein so unbedingte Freiheit der Dichter sonst seinem Stoffe gegenüber haben mag, im vorliegenden Falle ist Zimmermann doch etwas allzufrei mit der Chronologie umgesprungen; man kann die Räuber ebensowenig 1777 vollendet sein lassen, als etwa die Schlacht von Jena 1800 schlagen lassen. Als Skizze mag aber Zimmermanns Dichtung immerhin auf freundliche Aufnahme Anspruch erheben.

Marburg i. H. **Max Koch.**

Redigiert unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung. — Nachdruck, auch im Einzelnen, ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt.
Druck von A. Bonz' Erben in Stuttgart.

